Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Clemens Grafen Pinto.

Fünfter Band.

Zweites Quartal. 1856.

Berlin.

Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

1856.

Inhalts-Verzeichniß.

Alle Post-Anstalten, so wie alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf die „Berliner Revue" an. Der Abonnements-Preis beträgt vierteljährlich bei den Königlich Preußischen Post-Anstalten 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., bei den Post-Anstalten des Deutsch-Oesterreichischen Post-Vereins 2 Thlr. 20 Sgr.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Siebenzehntes Capitel.

Krone und Schleier.

Am Vormittag eine ziemlich lange Verhandlung mit Talleyrand, dann Dejeuner beim Kaiser Napoleon, darauf eine sehr anstrengende Truppenschau eine starke Meile von der Stadt, einige Audienzen und ein eiliges Diner — Kaiser Alexander kam verdrießlich in's Theater und gähnte verstohlen, obwohl man Voltaire's Meisterstück, Zaire, gab, obwohl Talma und die Raucourt spielten. Der Kaiser von Rußland war müde, aber er war mehr noch verlegen als müde und schätzte sich eigentlich noch glücklich, seine Verlegenheit hinter seiner Müdigkeit verstecken zu können, als er sich nach dem Theater von Napoleon trennte.

Freundlich, wie sein Wesen und seine Gewohnheit war, aber zerstreut grüßte Kaiser Alexander die russischen Großen, die in den Zimmern standen, welche er durchschritt, um zu seinem Schlafgemach zu gelangen, sprach an der Thür desselben einige Worte mit seinem Bruder, dem Großfürsten Constantin, und verschwand, nachdem er dem Fürsten Wassiltschikoff gewinkt, ihm zu folgen.

Das Zimmer, in welchem das Bett und die Nachttoilette des Kaisers standen, war sehr geräumig; Alexander hatte Platz genug, dasselbe mehrmals mit hastigen Schritten bald nach dieser, bald nach jener Richtung zu durchmessen.

Unbeweglich, wie eine Bildsäule, stand Fürst Wassiltschikoff an der Thür, einen vollkommenen Gegensatz zu der Unruhe seines Gebieters bildend.

Endlich schien Alexander einen Entschluß gefaßt zu haben, er trat auf den Fürsten zu und blickte scharf in dessen unbewegliche Züge.

Kaiser Alexander war von schlankem und elegantem Wuchse, seine Haltung imponirend, sein Wesen leutselig; sein Antlitz, etwas zu gedrückt und die Backenknochen ein wenig zu stark hervortretend, um schön sein

zu können, besaß doch einen ganz ungemeinen Reiz durch den stets wechselnden Ausdruck und durch den weichen Blick der Augen, der Jedem, mit dem er sprach, zu schmeicheln schien und doch einen Anflug von träumerischer Schwärmerei hatte. Der Kaiser Rußland's hatte die Haltung eines Soldaten, die Manieren eines Cavaliers, das Auge eines Diplomaten, aber den Blick eines Dichters.

„Iwan Iwanowitsch," begann er endlich, „Du hast mir einen Brief gebracht, der mich in große Verlegenheit gesetzt hat, das verzeihe ich Dir, denn Du bist nun einmal kein Verehrer meines großen Freundes, des Kaisers Napoleon —"

Alexander schwieg, offenbar war er in Verlegenheit, wie er fortfahren sollte, denn er liebte den Fürsten Wassiltschikoff und wollte ihm etwas abschlagen aus Rücksicht auf Napoleon, was er eigentlich nicht abschlagen durfte; der ritterliche Sinn des Kaisers, alte Erinnerungen und der Stolz des Souverains kämpften in ihm gegen die Begeisterung für Napoleon, die sich seiner Seele ganz bemächtigt hatte. Fürst Wassiltschikoff bemerkte das wohl und seinem Gebieter zu Hülfe kommend, sagte er: „Ich bin kein Verehrer des Kaisers Napoleon, Sire, aber ich bin ein demüthiger Diener des Kaisers Alexander!"

Der Kaiser küßte den Fürsten auf die Wange und, dem Impulse seines edlen Herzens folgend, sagte er rasch, sich gleichsam entschuldigend: „Man hat Rücksichten zu nehmen, politische Rücksichten, Du weißt es, Iwan Iwanowitsch, sie werden mich aber nie abhalten, das zu thun, was Ehre und Großmuth verlangen; entlasse die Herren im Vorzimmer und führe unsern alten Freund zu mir, unbemerkt, hörst Du; jedenfalls ist er in der Nähe, denn ich sehe Dir an, daß Du es vorher gewußt hast, wie ich mich entscheiden würde! Nicht?"

Alexander lächelte mit jener hinreißenden Grazie, die bei Männern so selten ist.

„Ich habe nie an meines Kaisers Großmuth gezweifelt!" antwortete der Fürst, sich tief verneigend, und entfernte sich dann auf einen halb ungeduldigen Wink Alexanders.

Der Kaiser war einige Augenblicke allein, er schaute zufällig in einen Spiegel: „Er wird mich verändert finden. Vier Jahre ist es, daß ich ihn nicht gesehen. Was kann er wollen, wünschen von mir? Geld? Er hat nie Geld verlangt. Anstellung? Sie ist ihm oft genug vergebens angeboten und er ist zu klug, um zu solch einem Gesuch gerade den gegenwärtigen Moment zu wählen."

Die Thür öffnete sich leise, Fürst Wassiltschikoff ließ mit einem herzlichen Händedruck einen Herrn eintreten, hinter dem er die Thür wieder schloß, sie bewachend, indem er sich von Außen mit dem Rücken daran lehnte.

Der Herr war in Galakleidung, in weißen Unterkleidern und einem blauen gestickten Rock, auf dem ein Stern blitzte; er trug das große rothe Ordensband vom russischen Alexander-Newsky-Orden.

„Treten Sie näher, mein alter Freund!“ sagte der Kaiser herzlich und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen.

Der Herr trat vor und küßte die Hand des Kaisers, dann richtete er sich auf. Das Licht fiel voll in das kräftige, scharf gezeichnete Gesicht mit der frischen, bräunlichen Farbe, beschattet von rabenschwarzem Haar und starkem Backenbart und überstrahlt von dem stolzen Blick der blitzenden Augen. Es war der Graf Bavel de Bersay.

Alexander blickte mit großem Wohlgefallen auf den schönen, stattlichen Mann, dann sagte er freundlich: „Sie haben sich nicht verändert, seit wir uns gesehen, lieber Graf, mich werden Sie gealtert finden!“

„Ein großmüthiges Herz verleiht ewige Jugend, Sire!“ entgegnete der Graf.

„Nun, was wollen Sie von meinem großmüthigen Herzen, Freund?“ lächelte Alexander, „wie kann ich Ihnen hier, unter den jetzigen Umständen nützlich sein?“

Der Graf fühlte wohl, daß ein leiser Vorwurf in der Frage des Kaisers lag, er wußte selbst, daß demselben sein Besuch gerade jetzt in Erfurt nicht angenehm sein konnte, aber er kannte auch Alexander gut genug, um zu wissen, wie er sich zu verhalten habe.

„Sire!“ begann er, „ich würde mich nicht unterstanden haben, Ew. Majestät jetzt und hier um eine Audienz zu bitten, wenn es sich um mich, um meine Person handelte. Ich komme, um mir den Schutz Ew. Kaiserlichen Majestät für ein Waisenkind zu erbitten.“

„Von wem reden Sie, Graf?“ fragte Alexander, aufmerksam werdend.

„Von der Tochter eines Fürsten, der unter Rußlands Fahnen gestritten, der sich der Freundschaft des Großfürsten Alexander Pawlowitsch rühmen durfte, von der Tochter des unglücklichen Herzogs von Enghien!“

„Oh! mein Gott!“ seufzte der Kaiser, eine trübe Wolke beschattete sein Antlitz, und mit gepreßter Stimme fragte er: „Wie alt ist das arme Kind jetzt?“

„Sechszehn Jahr fast!“

„Es wäre besser gewesen, das Kind der Mutter zu lassen!“ meinte der Kaiser verlegen.

„Verzeihen mir Ew. Majestät, aber ich durfte nicht gegen den ausdrücklichen Befehl des unglücklichen Herzogs handeln; seit der Vermählung der Prinzessin ist es beinahe zur Unmöglichkeit geworden, ihr die Tochter, die sie seit Jahren nun schon für todt hält, zurückzugeben. Das plötzliche Erscheinen derselben würde sie selbst in eine falsche Stellung bringen, würde das fürstliche Haus dem gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs verdächtigen, ja, ich würde nicht wagen, diesen Schritt zu thun, weil ich dem Herzoge versprochen habe, für die Sicherheit seines Kindes zu sorgen.“

„Meinen Sie, daß der Kaiser Napoleon daran denken könnte, ein schuldloses Kind auch nur zu beleidigen? Hüten Sie sich, Herr Graf!" rief Alexander in zorniger Aufwallung.

„Verzeihung, Sire!" entgegnete der Graf rasch, „man behauptet, und wahrscheinlich ist das die Wahrheit, der unglückliche Herzog von Enghien sei gegen den Befehl, oder doch ohne den Befehl, des damaligen ersten Consuls ermordet worden. Verzeihen Ew. Majestät: dieselben Leute, die den Vater ohne Befehl des ersten Consuls morden konnten, sie könnten auch ohne Wissen ihres Gebieters das Leben, oder die Freiheit, oder die Ehre der Tochter bedrohen!"

„Das ist nicht ganz unrichtig," sagte Alexander besänftigt und sichtlich befriedigt, daß er nicht genöthigt war, den Kaiser Napoleon, den er bewunderte, gegen die Anklage des Mordes zu vertheidigen; nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Aber warum ist das Kind nicht in England, in dem Hause des Herrn Prinzen von Condé?"

„Es war von Anfang an fast unmöglich, die Rechtmäßigkeit der Ehe des Herzogs zu beweisen, sobald er selbst von dieser Welt geschieden; jetzt ist es der Verhältnisse der Prinzessin wegen gar nicht mehr thunlich, selbst wenn die Verbindung mit England so leicht wäre."

„Armes, armes Kind!" rief Alexander bewegt. Er dachte des schönen, ritterlichen Herzogs und eine Thräne floß über seine Wange, dann sagte er gepreßt: „Sagen Sie mir, was ich thun kann, mein alter Freund, Sie sind gewiß nicht ohne einen bestimmten Plan zu mir gekommen!"

„Ew. Majestät wollen die Gnade haben, mich anzuhören?"

Der Kaiser nickte.

„Ew. Majestät wollen zunächst bemerken, daß es unumgänglich nothwendig ist, die junge Dame in tiefster Verborgenheit zu halten, ja, sie, wo möglich, so zu verbergen, daß keines Menschen Auge ihr Antlitz sieht!"

„Warum das?" fragte Alexander verwundert.

„Weil ihr die Abkunft von dem Königlichen Hause Frankreichs so deutlich auf die Stirn geschrieben ist, daß Jeder, der auch nur einmal einen Bourbon gesehen, sie augenblicklich erkennen muß. Jede Erkennung der Art aber könnte, und der Zufall ist tückisch, die Spione der Mörder ihres Vaters aufmerksam machen, und sie selbst, so wie die Prinzessin, ihre Mutter, gefährden."

Da der Kaiser keine Bemerkung dagegen machte, fuhr der Graf fort: „Ich bin entschlossen, meinem gemordeten Freunde mein Wort zu halten, ich will und werde mich mit seinem Kinde in die tiefste Verborgenheit zurückziehen, so lange es nöthig ist, und bitte um den Schutz Ew. Majestät für diese Verborgenheit."

„Meine Staaten stehen Ihnen offen!" entgegnete Alexander. „Im Innern Rußlands würden Sie am wenigsten zu fürchten haben, die Abgeschlossenheit bräuchte keine so rigorose zu sein, wie hier."

„Sire! darf ich offen reden?" fragte der Graf lebhaft.

„Sie dürfen es, mein Freund!“ erwiderte der Kaiser mild.

„Nun denn, die politischen Verhältnisse Rußlands zu Frankreich sind gegenwärtig nicht so, daß sie diese Uebersiedelung thunlich erscheinen lassen, der Kaiser Rußlands hat Pflichten, denen selbst Eurer Majestät Großmuth nachstehen muß; aber ich habe einen anderen Plan, und ein Fürwort Eurer Majestät kann das Gelingen sichern. Seit Jahresfrist habe ich mit der fürstlichen Waise, unangefochten, in aller Stille zu Hildburghausen gelebt, aber man wird dort, früher oder später, Aufklärungen über meine und der Prinzessin persönliche Verhältnisse verlangen, ich darf und werde solche nicht geben, niemals, aber man wird mir dann den weiteren Aufenthalt versagen; das Aufsehen der Anfrage schon muß vermieden werden, deshalb bitte ich Eure Majestät, den Herzog Friedrich, oder dessen Gemahlin die Herzogin von Hildburghausen, zu vermögen, mir ein Asyl in ihren Landen zu gönnen und mich gegen alle Anfragen von Seiten ihrer Behörden zu schützen. Ich setze durchaus kein Mißtrauen in die fürstlichen Herrschaften, aber könnte man ihren Schutz erlangen, ohne ihnen das Geheimniß zu enthüllen, so wäre das in dem eigenen Interesse derselben wegen der Verhältnisse des fürstlichen Hauses zu Frankreich!“

Alexander sann eine Weile, dann sagte er: „Ihre Vorsicht, lieber Graf, ist sehr groß, aber gewiß gerechtfertigt, da Sie die Verhältnisse besser kennen müssen als ich; kehren Sie ruhig nach Hildburghausen zurück, ich werde sofort an Ihre Majestät die Königin von Preußen schreiben, sie ist die Schwester der Herzogin von Hildburghausen; dieser edeln, trefflichen Fürstin können wir ohne Bedenken das Geheimniß, so weit es nöthig, anvertrauen, und die Königin Louise wird leicht von der Herzogin von Hildburghausen und deren Gemahl Alles erwirken, was Sie wünschen!“

Der Graf küßte dankend die Hand des Kaisers.

„Noch eins!“ sagte Alexander hastig, „je abgeschlossener das Leben der Tochter meines, unseres unglücklichen Freundes sein muß, desto mehr werden Sie Sorge tragen, es durch das zu verschönen, zu erleichtern, was sich damit verträgt; ich glaube nicht, daß die arme junge Dame Vermögen hat, sie kann kein Vermögen haben.“

„Ich bin ein wohlhabender Mann, Sire! und habe keine Verwandte.“

„Das weiß ich, das weiß ich, lieber Freund, aber es ist eine Prinzessin, für die Sie zu sorgen haben, das ist kostspielig!“

„Sire,“ entgegnete der Graf, „sobald meine Mittel nicht mehr ausreichen, werde ich meine Zuflucht nur zu der Großmuth des Kaisers von Rußland nehmen!“

„Sie versprechen mir das?“

„Von Herzen, und nie ward mir ein Versprechen leichter,“ antwortete der Graf, „denn ich wüßte in der That nicht, an wen ich mich sonst wenden könnte.“

„Einen Augenblick," sprach Alexander ernst, „Gott könnte über mich verfügen, heute oder morgen, Sie könnten meine Hülfe brauchen, wenn ich nicht mehr bin; ich werde eine Summe von 100,000 Rubeln bei dem Hause van Hope in Amsterdam einzahlen lassen für die Ordre des Grafen Vavel de Versay; diese Summe sei das Erbtheil der Waise von Enghien, ihre Aussteuer, sollte sie sich vermählen. Ich bitte Sie, mein Freund, keine Einrede."

Der Graf verbeugte sich schweigend.

„Nun leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß es mich immer innig freuen wird, von Ihrem Mündel und Ihnen zu hören, schreiben Sie zuweilen einige Zeilen für mich an Wassiltschikoff oder Orloff, Beide wissen ein Geheimniß zu achten und zu ehren! Adieu!"

Der Kaiser küßte den Grafen auf beide Wangen und begleitete ihn bis zur Thüre.

Fürst Wassiltschikoff führte denselben durch eine Hinterthür, die inwendig von einem Garde-Kosaken bewacht war, auf die Straße. Unbemerkt gelangte der Graf wieder in die Wohnung des Jonkheern van der Dillen van Drecksnute an der Krämpferbrücke, in der wir ihn schon einige Tage zuvor gesehen. Er wandte die noch übrigen Stunden der Nacht dazu an, sich zu seiner Abreise zu rüsten, die mit Anbruch des Tages erfolgte.

Eine Woche fast war vergangen, seit Graf Vavel de Versay zurückgekehrt war von Erfurt in das Asyl, das er für des gemordeten Herzogs Kind bereitet zu Hildburghausen; er hatte seit seiner Rückkehr schwere Kämpfe mit sich selbst gekämpft und lange Berathungen gehalten mit der armen Frau, die dort seufzend und stöhnend vor ihm liegt auf einem Ruhebette, das künstlich so eingerichtet ist, daß auf ihm die bis zum Skelett abgemagerte Frau wenigstens eine Weile in einer halb sitzenden Stellung ausdauern kann.

Wer würde in diesem Bilde des Leidens, des Jammers und des Erbarmens die einst so schöne Madame Angès wiedererkennen? Und doch ist es diese Wärterin und Freundin der armen Louise von Bourbon. Die tiefen Kenntnisse des Grafen in der Arzneiwissenschaft haben ihr das Leben, wenn auch unter fast unaufhörlichen Schmerzen, erhalten. Die zarte Frau hat Unsägliches gelitten, aber sie will leben und leiden, so lange als möglich, nicht aus Furcht vor dem Tode, mit dem sie vertraut seit so vielen Monden, sondern aus Liebe zu dem Kinde, dessen erste Schritte sie leitete, das in ihr das einzige weibliche Wesen verlieren würde, was ihm je nahe getreten im Leben; Madame Angès hat noch Freude am Leben, wenn sie in das holde Gesicht ihrer jungen Dame sieht, und sie ist nicht immer so schwach, sie hat Tage, oder doch Stunden, wo man sie in den Wagen tragen und spazieren fahren kann.

„Sie sind also fest entschlossen, lieber Graf, noch heute Abend ihr Alles zu sagen?" fragte die Kranke mit schwacher Stimme.

„Es muß geschehen, meine Freundin!“ entgegnete der Graf ernst.

„Ich zittere vor der Stunde!“

„Beruhigen Sie sich, die Prinzessin ist stark genug!“

„Sie hat nicht den Stolz ihrer Mutter!“

„Aber sie hat das muthige Herz ihres Vaters und das ist besser!“

Die Kranke schwieg, ihr Gesicht war so klein und mager geworden, daß man fast nur die Augen sah unter den herabhängenden Blonden der Haube, diese aber erschienen darum in fast unnatürlicher Größe.

„Ich habe,“ sprach der Graf weiter, „als ich von Koburg hierher zurückkehrte, nicht zwei Meilen von hier in dem Dorfe Eishausen ein herrschaftliches Schloß gesehen, das zur Domaine des herzoglichen Hauses gehört; ich glaube, daß dasselbe durch wenige Vorkehrungen leicht zur Residenz der Prinzessin, wie sie deren in diesem Augenblicke bedarf, umgestaltet werden kann; Sie, liebe Freundin, finden dort, was Sie hier vermissen, Luft und Sonnenschein, einen artigen Garten.“

„Warum nennen Sie unsere Louise heute Prinzessin, Graf?“ fragte die Kranke, „es ist absichtlich, denn sie thaten es eben zum zweiten Male!“

„Es ist absichtlich, Sie haben Recht,“ entgegnete der Graf, „heute soll die Prinzessin erfahren, wer sie ist, und von dem Augenblicke an werde ich sie Prinzessin, Madame, Hoheit nennen und ihr alle diejenigen Ehren geben, die ihr vermöge ihres Geburtsrechtes zukommen; da ich und Sie die einzigen Personen sind, welche den Stand Ihrer Hoheit kennen, so werde ich um so strenger darüber wachen, daß der Tochter des Herzogs von Enghien nicht eine von den Ehrenbezeigungen entzogen werde, die ihr möglicher Weise in dieser Zurückgezogenheit zu Theil werden können.“

Der Kranken entging nicht, daß der Graf bei dieser Erklärung eine gewisse Verlegenheit bekämpfen mußte; sie hätte aber auch ohne diese Beobachtung gewußt, daß der Graf die Etikette benutzen wollte, um seine Leidenschaft für die schöne Herzogstochter besser in den Schranken halten zu können. Ihr war das Geheimniß des Grafen längst kein Geheimniß mehr, aber sie würde nicht die leiseste Andeutung in dieser Beziehung gewagt haben, das imponirende Wesen des Grafen legte ihr Stillschweigen auf, dennoch lächelte sie leise und schmerzlich.

Mit dem feinen Verständniß der Frau begriff sie, daß die Flamme der Leidenschaft des Grafen, die derselbe dem Kinde gegenüber nur mit Mühe unterdrückt und verborgen gehalten hatte, riesengroß auflodern müsse gegenüber der zu höchster Blüthe und Vollendung heranreifenden geistigen und leiblichen Schönheit der Jungfrau. Die zärtliche Frau kannte die bittern Zweifel und stolzen Scrupel des Mannes nicht, sie hätte das erb- und freundlose Herzogskind gern in den Armen des Grafen gesehen als Gemahlin; an der Brust des mächtigen Mannes hätte sie das geliebte Kind sicher gewußt, und ruhiger wäre sie gestorben. Sie ahnete nicht, daß

des Mannes Stolz sich sträuben mußte, ein Gut zu besitzen, das ihm Niemand streitig machen konnte, sich eines Herzens zu bemeistern, das keinen Mann kannte außer ihm, Liebe zu fordern, wo kindliche Pflicht beinahe gebieterisch Gehorsam heischte; sie ahnete ferner nicht, daß der Edelmannsstolz sich bäumte gegen den Gedanken, die hülflose Lage der Herzogstochter zu benutzen, um eine Enkelin der Condé heimzuführen, die Tochter des gemordeten Fürsten, die seiner Ehre anvertraut war; sie ahnete endlich nicht, daß der Graf, ein Edelmann durch und durch, wirklich einen so tiefen Respect vor dem Königlichen Blut Frankreichs hatte, daß er nicht gewagt haben würde, um die Hand der Condé-Tochter zu werben, selbst wenn er nicht ein unbedeutender holländischer Titulargraf, sondern ein Duc und Pair von Frankreich gewesen.

Madame Angès raisonnirte einfach: Diese beiden Menschen sind durch das Leben auf einander angewiesen, sie sind sich in Liebe geneigt, sie sollen sich in Liebe angehören. Der Graf aber raisonnirte: Wenn das französische Königthum aufrecht stände und du sähest zu Chantilly unter den Linden, oder im Thronsaal zu Versailles Ihre Hoheit Mademoiselle von Condé, Prinzessin von Geblüt, Tochter Sr. Hoheit des Herzogs von Enghien, so würdest du dich nicht unterstehen, um ihre Hand zu werben, für dich aber darf die Prinzessin in allem Glanz ihres Standes keine andere sein, als die Prinzessin, beraubt ihres Standes, ja ihres Namens, geächtet, verfolgt, hülflos; ja, sie muß dir so noch viel heiliger sein, weil sie deiner Ehre anvertraut und ohne dich ganz schutzlos ist.

„Wollen Sie," nahm der Graf aufstehend und zu der Kranken tretend das Wort wieder, „Madame benachrichtigen, daß ich ihr um zehn Uhr eine wichtige Mittheilung zu machen habe?"

Die Kranke neigte ihr Haupt.

„Wollen Sie der Unterredung drüben beiwohnen, drüben in dem rothen Zimmer?"

Die Kranke sah den Grafen fragend an.

„Sie sind stark genug dazu!" sagte dieser, sie verstehend.

„Dann bin ich bereit."

„Ich selbst werde sie einige Minuten vor zehn Uhr hinüber rollen!" schloß der Graf und nahm mit einem leisen, aber herzlichen Händedruck Abschied von der langjährigen Gefährtin.

Es war etwa zwei Stunden später, das rothe Zimmer war prächtig erleuchtet, am obern Ende stand auf einer Estrade, die mit Scharlachtuch beschlagen und mit einer Decke von Drap d'Argent belegt war, ein vergoldeter Stuhl mit blauen Sammetkissen, die mit goldenen Lilien bestickt waren. Rechts neben dem Stuhl in einiger Entfernung sah man einen Tisch, auf welchem man eine alterthümliche Cassette geöffnet neben anderen Gegenständen sah. Auf einem Tabouret vor dem Tisch saß der Graf in reichster Hofkleidung mit fallendem Degen, den befiederten Hut im Arm, die Brust mit Orden bedeckt und mit dem großen

russischen Ordensbande geschmückt. Zwischen dem Tisch und dem goldenen Stuhl lag in einem Lehnsessel, bis an den Hals mit einem blauen Sammetmantel bedeckt, Madame Angès mit ihren unheimlich großen Augen, bald das ernste Antlitz des Grafen befragend, bald ungeduldig nach der Thür blickend.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Graf," flüsterte die arme Kranke kaum hörbar, „dieser Apparat! er wird das arme Kind nur erschrecken!"

„Ihre Hoheit," entgegnete der Graf aufstehend, „müssen durch einen lebhaften Eindruck das Gefühl des hohen Ranges empfangen, zu dem sie durch ihre Geburt berufen ist; was bei der Erziehung bis jetzt versäumt werden mußte, muß in einer Stunde nachgeholt werden!" antwortete der Graf aufstehend.

Man hörte eine Uhr im Nebenzimmer zehn Uhr schlagen.

Der Graf ging der Thür zu, er hatte sie indessen noch nicht erreicht, als sie sich öffnete, beide Flügel zugleich, und der Kammerdiener Philipp in einer von Silber strotzenden Gala-Livree eintrat und mit feierlich bewegter Stimme rief: „Ihre Hoheit die Frau Prinzessin!"

Er trat zur Seite und verneigte sich tief vor der edlen Herzogstochter, die verwundert an der Schwelle der Thür stehen blieb, deren Flügel sich hinter ihr schlossen.

Louise war eine eigenthümliche Erscheinung, kaum mittelgroß, war ihre Figur schlank und elegant, obwohl ihre Formen sich bereits in blühender Fülle entwickelt hatten, nur ein ungemein zarter Knochenbau machte das möglich. Ihr Gesicht, fein und weiß, war ächt bourbonisch, das heißt zu breit, um für vollkommen schön gelten zu können, eben so war die Nase bourbonisch, etwas zu stark und jäh hervorspringend, das Erbtheil des Hauses; ihre blauen Augen, wundervoll geformt, blickten ernst und stolz, sie würden verloren haben, wenn sie lange Wimpern beschattet hätten, die sonst die schönsten Nebenzierde schöner Augen sind, aber hoch wie Triumphbogen wölbten sie die Brauen darüber. Wundervoll war der frische, rothe Mund, den hatte sie von der Mutter mit dem Kinn und dem Grübchen drin. Das reiche, dunkelblonde Lockenhaar war schief gescheitelt, es fiel in einer Menge von natürlichen Löckchen bis auf die Hälfte der stark gewölbten Stirn herab, im Rücken und auf beiden Seiten aber ringelte es sich bis auf und über die runden Schultern. So, in einem weißen Kleide mit kurzen Aermeln und der Taille dicht unter der Brust, stand die Tochter des Herzogs von Enghien an der Thür, als der Graf Bavel de Versay ihre Hand ergriff und sie mit bewegter Stimme bat, ihm zu folgen.

Er führte Louise vor bis zur Estrade, ließ dann ihre Hand, verneigte sich tief und sprach langsam und feierlich: „Noch wenige Stunden und Ew. Hoheit haben Ihr sechszehntes Jahr zurückgelegt, es ist meine Pflicht, Ihnen zuvor diejenigen Aufschlüsse zu geben, die Sie selbst beurtheilen lassen werden, welche hohe Stellung, welcher Rang Ihnen zu-

kommt nach dem Recht Ihrer Geburt. Ich bin ein treuer Diener Ew. Hoheit, ich war ein Freund des Herrn Herzogs, Ihres Vaters; erinnern sich Ew. Hoheit des Vaters noch?"

Der Graf wartete die Antwort nicht ab, er nahm ein reich in Demanten gefaßtes Portrait aus der Chatoulle auf dem Tisch und präsentirte es der jungen Dame auf seinem Hut. Louise nahm das Bild, blickte es einen Augenblick an, dann rief sie, nachdem sie dasselbe enthusiastisch erst an ihre Brust, dann an ihre Lippen gedrückt: „Ja, das ist Er, ja, das ist mein Vater, das ist sein liebes Auge, oh! mein Vater, mein lieber Vater!"

Thränen standen in den Augen der Prinzessin, Madame Angès weinte leise, der Graf sagte ernst: „Das Bild ist das Portrait Sr. Hoheit des weiland sehr mächtigen und sehr erlauchten Herrn Heinrich von Bourbon-Condé, Herzogs von Enghien, eines Prinzen vom Königlichen Geblüt Frankreichs."

„Ich habe keinen Vater mehr?" fragte Louise, der die Thränen reichlich über die zarten Wangen flossen.

„Ihre Hoheit ist schon seit Jahren verwaist!"

„Und das erfahre ich heut erst?" Die Prinzessin fragte herrisch aus dem jungen Mädchen.

„Es war der Befehl des Herrn Herzogs!" entgegnete der Graf.

Leicht senkte Louise ihr Köpfchen, küßte noch einmal das Bild und schlang sich dann das blaue Band um den Hals, an welchem es befestigt war.

„Ew. Hoheit erinnern sich Ihrer Frau Mutter?" fragte der Graf.

Louise sann eine Weile, dann wurde sie purpurroth und schüttelte verlegen.

„Es ist auch kaum möglich!" entgegnete der Graf, und bot ihr ein zweites Portrait mit derselben Ehrfurcht wie vorher.

Louise nahm es, küßte es, aber betrachtete es mit mehr Neugierde als Rührung, das Gesicht war ihr fremd. „Meine Mama war sehr schön!" murmelte sie.

Der Graf war froh, daß sie nicht weiter frug, und sagte: „Die sehr mächtige und sehr erlauchte Prinzessin Charlotte von Rochefort aus dem hohen Hause Rohan galt für die erste Schönheit Frankreichs!"

Während die junge Prinzessin auch das Bild ihrer Mutter umhängte, aber gleich darauf wieder das ihres Vaters an die Lippen drückte, nahm der Graf einen kurzen, mit Hermelin doublirten Purpurmantel von der Tafel, hing ihn um die Schultern der jungen Dame und sprach: „Stünde der Lilienthron Frankreichs in altem Glanze, so würden heute Herzoginnen Ew. Hoheit schmücken und Prinzen Sie zum Thron führen; gestatten Sie, daß einer der letzten Diener und Freunde Ihres Vaters Sie mit den Zeichen des hohen Ranges bekleidet, der Ihnen gebührt.

Ew. Hoheit tragen den Purpur und den Hermelin der Prinzessinnen vom Königlichen Blut Frankreichs."

Louise, bisher ausschließlich fast mit dem Andenken an ihren Vater beschäftigt, blickte sich jetzt erst um; sie wollte sprechen, aber der Graf hatte bereits das Geheimniß der Herrschaft über sie und sagte ernsthaft: „Alles, was hier geschieht, geschieht im Namen und Auftrage des seligen Herrn Herzogs."

Vor diesem Namen neigte sich die Prinzessin demüthig fast und litt geduldig, daß ihr der Graf eine offene Krone, aus goldenen Lilien zusammengesetzt, auf dem Haupt befestigte. Zugleich reichte er ihr einen goldenen Rosenkranz und bat sie, sich auf den goldenen Stuhl niederzulassen.

Hoch und stolz saß Louise von Bourbon auf dem Fürstenstuhl, der Graf hatte seinen Zweck erreicht, das Gefühl ihres Standes war erwacht in ihr, sie fühlte sich als eine Prinzessin, sie blickte stolz; der Graf sah mit Wonne die Früchte seiner Erziehung; stolz machte das junge Mädchen das Bewußtsein ihrer hohen Geburt, doch kaum saß Louise auf dem fürstlichen Stuhl, so legte sie ihre weiche, kühle Hand auf das heiße, bethränte Antlitz der treuen Pflegerin und sagte rührend weich: „Weine nicht, Maman Angès, ich bin immer Deine Louise, Dein gutes Kind!"

Der Graf klingelte.

Philipp, der Kammerdiener, trat ein.

„Hoheit," sprach der Graf feierlich, „dieser treue Mann, den Sie von Jugend auf kennen, ist der Sieur Philippe Charrès, seine Väter haben dem hohen Hause Eurer Hoheit seit länger als zweihundert Jahren treu gedient; er ist der Einzige, der Ihnen heute von den vielen tausend Vasallen des Hauses Condé seine Huldigung darbringen kann, nehmet sie gnädig an im Namen aller Getreuen."

Der Kammerdiener warf sich auf beide Kniee nieder vor der Prinzessin und küßte den Saum ihres Kleides, Louise legte ihre Rechte auf sein Haupt und sprach gerührt: „Gott segne Sie, Sieur Philippe, Sie haben meinem Vater gedient!"

„Hoheit," rief der Getreue, in Thränen ausbrechend, „ich habe dem Herrn Herzoge von Bourbon gedient und dem Herrn Prinzen von Condé vordem, ich gehöre durch meinen Vater und meinen Großvater zu den rechten Hausleuten Ew. Hoheit; es ist nicht Philippe Charrès, es ist die gesammte Dienerschaft des Hauses Condé, die Ew. Hoheit huldigt. Der Chevalier Jacques und Philippe Charrès sind für das Haus Condé überall hingegangen, nur nicht in die Messe, gestatten Ew. Hoheit, daß ich Ihnen diene bis an's Ende!"

„Der Chevalier Jacques ist einer der treuesten Diener Ew. Hoheit," nahm der Graf das Wort, „Sie erinnern sich des alten, freundlichen Herrn vielleicht noch? Chevalier Jacques sowohl als der Sieur

Philippe sind Hugenotten geblieben wie ihre Väter, aber eben so treue Diener."

Die Prinzessin zog eine kleine, grünseidene Börse hervor, daraus nahm sie ein Goldstück und sprach: „Sieur Philippe, nehmt dieses Goldstück, das ist kein Geld, sondern ein Andenken an Euren Herrn, den Herzog, meinen Vater. Als ich noch ein kleines Kind war, pflegte Er mir Goldstücke auf mein Bettchen zu streuen, ich habe sie alle treulich bewahrt, das ist eins davon, einem so treuen Diener gönne ich's, sonst Niemandem."

Weinend empfing der Diener das Andenken, erhob sich und entfernte sich auf einen Wink des Grafen.

Als sich die Thür hinter dem Kammerdiener geschlossen, stand die Prinzessin auf, der Graf aber beugte das Knie vor ihr und sprach: „Gefalle es Ew. Hoheit, mich anzuhören; ich bin ein niederländischer Edelmann und gehöre zur freien Ritterschaft des Landes Drenthe, mein Name ist Jonkheer Adrian Cornelius Ludwig van Vavel van Versay, den Grafentitel, den ich führe, hat mein Großvater von der Krone Schweden erlangt. Ich hatte das Glück, der Freund des ritterlichen Herzogs von Enghien, Ihres Durchlauchtigen Herrn Vaters, zu werden. Während der Stürme der Revolution und der darauf folgenden Kriege vertraute er mir das Liebste, was er hatte, sein Kind an. Madame Angès war Ihre Pflegerin, Hoheit, Ihre zweite Mutter, wir haben Sie nie verlassen bis auf diesen Tag. Ich war, zufolge der letzten Bestimmungen des Herrn Herzogs, Ew. Hoheit Erzieher und Vormund, gern würde ich heute zurücktreten, beglückt durch das Gefühl, eine so vollkommene Prinzessin erzogen und geleitet zu haben, aber die Hand Gottes liegt schwer auf dem Königlichen Hause von Frankreich, der König und die Prinzen seines Hauses schmachten in der Verbannung, ein fremder Eroberer hat sich des Thrones der Lilien bemächtigt, die Getreuen sind zerstreut und in Furcht, darum gestatten Ew. Hoheit mir, daß ich als Ehrencavalier in Ihrem Dienste zu Ihrem Schutze bleibe, bis ein Würdigerer diese Stelle einnehmen kann."

„Es kann keinen Edelmann geben, der würdiger wäre und mir lieber, mein Oheim!"

„Ew. Hoheit vergessen —" warf der Graf ein.

„Das ist die Bedingung, unter der allein ich die Dienste des Grafen Vavel de Versay annehme," rief die Prinzessin lebhaft, „er muß mir gestatten, ihn nach wie vor meinen Oheim zu nennen!"

„Es ist der Befehl Ew. Hoheit," entgegnete der Graf, „und ich unterwerfe mich, aber Ew. Hoheit wollen mir zugleich versprechen, sich allen den Anordnungen zu unterwerfen, welche ich im Interesse Ihrer Sicherheit und Ruhe treffe."

„Ich unterwerfe mich Allem, mein Oheim, ohne zu fragen, ohne zu murren, denn ich vertraue Ihnen blind, das schwöre ich bei dem Andenken meines Vaters!"

„Nun denn," rief der Graf mit so starker Stimme, daß die Prinzessin erbleichte, „höre mich, Louise Henriette Charlotte von Bourbon-Condé, Du Prinzessin von Frankreich, des edlen, schändlich hingemordeten Herzogs von Enghien einzige Tochter, Du bist wie ein gehetztes Wild auf dieser Erde, die Schergen des Gewaltigen sind hinter Dir, Du bist ihnen verfallen mit Leib und Leben, sie werden nicht achten der Jugend, der Unschuld, der Schönheit, die Dich schmücken, denn Du hast den Haß der Schlechten geerbt von Deinem edlen Vater. Niemand darf Dich kennen, Niemand darf um Dein Dasein wissen, Niemand darf Dein Antlitz schauen, denn es trägt zu deutlich die Züge eines tausendjährigen Königsgeschlechts, das nunmehr keine Stätte mehr hat auf dem Continent, den es von vier Königsthronen beherrscht hat. Ja, hohe Fürstin, ich habe Dir die Krone aufgesetzt heute, die Dir gebührt, aber ich werfe auch den Schleier darüber, den Du tragen mußt, bis der Thron der Lilien wieder strahlt in hellem Glanze. Prinzessin von Bourbon-Condé, ich werfe den Schleier des Geheimnisses und der Verborgenheit über Dich und Deine Krone, über Dich und Dein blühend Angesicht, über Dich und Deine Jugend, und er soll nicht mehr gelüftet werden, bis es ohne Gefahr für Dein Leben und Deine Ehre geschehen kann, das schwöre ich, so wahr mir Gott helfe, Amen!"

Und bei dem Amen warf der Graf mit einer raschen Bewegung einen großen schwarzen Schleier über die Prinzessin, der sie verhüllte vom Kopf bis zu den Füßen.

Es herrschte eine so tiefe Stille in dem rothen Zimmer des Rabefeld'schen Hauses auf der Neustadt zu Hildburghausen, daß man die Athemzüge der drei Personen, die sich in demselben befanden, nicht nur deutlich vernahm, sondern auch ganz genau unterscheiden konnte. Louise von Bourbon athmete rasch und schwer unter dem Eindruck der auf sie einstürmenden Gemüthsbewegungen, Madame Angès' Athemholen war, wie immer, ein leises schmerzliches Stöhnen; der Graf allein athmete frei und ruhig. Sein blitzendes Auge suchte das Antlitz der Prinzessin durch die weiten Falten des dichten schwarzen Schleiers; zwei Mal hob er die Hand, um ihr den Schleier abzunehmen, zwei Mal ließ er sie wieder sinken; endlich ertönte die Mitternachtsstunde in scharfen Schlägen, dumpf klangen die Glockenstimmen von den Kirchenthürmen der Stadt nach, und der Graf hob den Schleier von dem bekrönten Lockenhaupt der Herzogstochter, indem er sprach: „Der Schleier für Alles, was draußen ist, die Krone für uns. Wollen Ew. Hoheit die Gnade haben, unsern Glückwunsch zur Feier Ihres Geburtstages anzunehmen!"

„Ich danke Ihnen, mein Oheim!" entgegnete Louise aufstehend, „umarmen Sie mich, ich bitte!"

Sie sagte noch „mein Oheim," sie bat noch um einen Kuß, wie am Tage zuvor, wie Jahre lang zuvor, aber der Graf kannte seine Mündel. Die kleine feierliche Scene, die er mit ihr aufgeführt, hatte

ihre Wirkung auf die lebhafte und empfängliche Seele der Tochter des Herzogs von Enghien nicht verfehlt; ihr „mein Oheim" klang wie das „mon cousin", das die Könige von Frankreich einigen vornehmen Edelleuten ihres Landes gaben, und bei der Umarmung neigte Louise ihre Stirn mit so stolzer Demuth und empfing den Kuß mit solcher Würde, als ob sie nie eine andere Weise gekannt; der Graf aber sagte mit Freude zu sich selbst: „So wird es möglich sein!"

Als die Prinzessin die Umarmung des Grafen empfangen, trat sie zu der Kranken, kniete vor ihrem Stuhl nieder, ergriff eine der abgemagerten, skelettähnlichen Hände, nahm sie zwischen ihre weichen, weißen, blühenden Finger und drückte sie an ihre Brust, während sie sagte: „Meine liebe Maman Angès!"

Das Alles hatte Louise oft schon gethan, heute aber that sie es doch ganz anders!

„Ihre Hoheit," flüsterte die Kranke, „ist seit einer Stunde der Frau Prinzessin-Mutter so wunderbar ähnlich geworden!"

Madame Angès sah den Grafen dabei an, dieser antwortete: „Es ist wahr, selbst der Ton der Stimme erinnert plötzlich an den scharfen metallischen Klang, den alle Damen vom Hause Rohan in ihrer Stimme haben sollen, den ich bei der Frau Prinzessin-Mutter oft wahrgenommen habe!"

Die Bemerkung der guten Madame Angès war richtig, aber die plötzliche Aehnlichkeit zwischen Louise und ihrer Mutter war gar nicht so wunderbar, wie sie der Angès und besonders Louise selbst dünkten; das Aehnliche, das Gemeinsame in Mutter und Tochter war ganz einfach das Bewußtsein fürstlicher Würde, das aber konnte Louise nicht gehabt haben bisher; seitdem sie es hatte, mußte sie dadurch an ihre Mutter erinnern.

Der Graf begriff das wohl, er hielt es aber nicht für nöthig, darauf aufmerksam zu machen.

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen, denn die Thür öffnete sich und der Kammerdiener meldete feierlich: „Das Couvert Ihrer Hoheit ist servirt!"

Es gehörte zu den Hülfsmitteln, deren sich der Graf bediente, um die Einsamkeit einerseits sich selbst leichter und das Geheimniß dichter zu machen, daß er einen großen Theil der Nacht dem Leben widmete und dann am Tage der Ruhe pflegte. Daher die schweigende Stille in den von ihm bewohnten Räumen den größten Theil des Tages über. Auch liebte der Graf, wie fast alle reizbare Menschen, das Leben bei Nacht und Kerzenschimmer; in früheren Lebensverhältnissen hatte er sich daran gewöhnt, und in seiner tiefen Zurückgezogenheit soupirte er immer erst nach Mitternacht.

Louise sagte Madame Angès: „Gute Nacht!" Der Graf präsentirte ihr die rechte Hand mit derselben Würde und Feierlichkeit, als

hätte er die Ehre gehabt, sie in Chantilly zur Tafel zu führen; sie legte die Finger ihrer Linken leicht auf den dargebotenen Arm und schritt so an seiner Seite anmuthig in das Speisezimmer, dessen Thüren sich hinter ihnen schlossen.

Während der Kammerdiener Madame Angès in ihr ziemlich entferntes Schlafzimmer rollte, wo er sie einer Krankenpflegerin übergab, führte der Graf die Prinzessin zur Tafel und sprach, als sie Platz genommen, stehend das herkömmliche Tischgebet; darauf legte er den Federhut auf einen Nebentisch und hob den Deckel von der Suppen-Terrine. Er legte der Prinzessin vor, dann erst nahm er zu ihrer Linken auf einem Tabouret Platz. Die Förmlichkeit, mit welcher der Graf verfuhr, befremdete die Prinzessin doch, sie aß schweigend ihre Suppe. Als sie den Löffel niederlegte, füllte ihr der Graf den kleinen goldenen Becher, der vor ihrem Couvert stand, mit Wein, stand auf, hob die Suppen-Terrine ab und trug sie in das Vorzimmer, aus welchem er auf einer silbernen Platte das in kleinen Schüsseln zierlich und mannichfaltig geordnete Souper hereinbrachte.

Louise aß ziemlich stark und war, wie alle Bourbonen, ein wenig lecker. Der Graf bot ihr von allen Schüsseln an und legte ihr vor, einzelne Speisen mit Kennermiene empfehlend und preisend, andere als mißrathen bei Seite setzend. Als die Prinzessin die Gabel niederlegte, schenkte ihr der Graf wieder Wein ein, wechselte die Teller und holte aus dem Vorzimmer eine Platte, die mit einem außerordentlich reichen Dessert besetzt war.

Der Graf trank ziemlich reichlich verschiedene weiße französische Weine und nahm zum Dessert einige Gläser Liqueur; auch die Prinzessin nahm davon, obwohl sie zum Souper bereits zwei Becher Sauternes getrunken; der Graf hatte sie früh an Wein gewöhnt; die vornehmen Damen waren einst mehr mit dem Genuß des stärkenden, herzerfreuenden Rebenblutes vertraut und waren gesunder und kräftiger als jetzt.

Schweigend verzehrten Beide das Dessert, die Prinzessin lebhaft mit den Eindrücken des Abends beschäftigt, der Graf, weil er nicht die Absicht hatte, die Dame von ihren Gedanken abzulenken.

Plötzlich vernahm man ein leises Kratzen an der Thür, welche in das Zimmer der Prinzessin führte, und Louise, sich rasch erhebend und ihre Würde vergessend, rief: „Oh, meine arme Marton, ich habe Dich vergessen!“

Sie eilte nach der Thür, der Graf aber war ihr zuvorgekommen, er stellte sich zwischen sie und die Thür, verneigte sich tief und sprach: „Verzeihung, Hoheit, mein Dienst verleiht mir auch Rechte, befehlen Ew. Hoheit, die Thür zu öffnen und das Kätzchen einzulassen?“

Louise nickte stumm und setzte sich verlegen wieder nieder, der Graf öffnete die Thür und ließ eine reizende kleine Katze eintreten, die langsam auf ihre Herrin zuschritt und sich dann schmeichelnd an deren Fuß

schmiegte. Die Prinzessin streichelte das schöne Thier, sich leicht zu ihm nieder neigend, dann fragte sie, sich aufrichtend: „Wie? Haben wir keinen Hunger heut, schöne Marton?"

Sofort sprang das Kätzchen behend auf ein leeres Tabouret, das an dem Tische stand, und setzte sich dort nieder, sein Pfötchen leckend und jede Bewegung der Prinzessin aufmerksam mit den klugen Augen verfolgend.

Louise zerkrümelte ein feines Backwerk auf einem Teller, den sie dann dem Thier hinsetzte, das mit großem Appetit und jener dem Katzengeschlecht eigenen Grazie zu fressen begann. Die Prinzessin trocknete sich die Fingerspitzen an der Serviette und rief kindlich heiter: „Sehen Sie, mein Oheim, wie zierlich Marton frißt!" Louise lachte hell auf, als die Katze, den Kopf erhebend, sich mit der spitzen Zunge das Maul ableckte und sehr behaglich schnurrte. Die Prinzessin war ihrer kleinen Katze gegenüber wieder ganz das frohe, frische, junge Mädchen, das nichts von der Aufmerksamkeit bemerkte, mit welcher der Graf jeden Zug ihres Gesichtes, jede Bewegung beobachtete.

Als die Prinzessin des Spieles mit der Katze überdrüssig war und die Serviette weglegte, erhob sich der Graf und sprach das Gratias. Dann ergriff er einen Armleuchter und fragte: „Kann ich die Ehre haben, Ew. Hoheit zum Coucher zu geleiten!"

Auf einen bejahenden Wink ging er voraus, die Prinzessin folgte ihm mit dem Kätzchen; der Graf ging durch das Cabinet, in welchem sich eine ziemlich zahlreiche Büchersammlung befand, öffnete die Thür des Schlafzimmers, zündete die beiden Kerzen an, die auf dem Nachttisch standen, dann kehrte er zurück und erbat sich von Louise, welche in dem Cabinet vor dem Schlafzimmer geblieben war, ihre Befehle für den nächsten Morgen.

„Ich wünsche mich morgen so früh als möglich mit Ihnen über mehrere Dinge zu unterhalten, mein Oheim!" sagte Louise, den Grafen mit ihren prächtigen Augen anstrahlend.

„Ich bin zu Ew. Hoheit Befehl!"

„Gute Nacht, mein Oheim!"

Der Graf küßte die Stirn, welche ihm die Prinzessin mit leichter Verbeugung bot, dann zog er sich zurück und schloß die Thür hinter sich.

Die Gesetz-Entwürfe,

betreffend die Abänderung der Bank-Ordnung vom 5. October 1846 und die Verminderung der Kassen-Anweisungen um 15 Millionen Thaler ꝛc.

Am 28. Januar dieses Jahres schloß das Königliche Finanz-Ministerium mit der Königlichen Haupt-Bank einen Vertrag ab, für welchen durch die beiden vorliegenden Gesetz-Entwürfe die Genehmigung der Häuser des Landtages zum Schluß der Sitzung nachgesucht wird. Jener Vertrag selbst und die Motive zu den Gesetz-Entwürfen wurden den Häusern zugleich übergeben.

Erfreulich ist der Fortschritt, der sich in der conservativen Partei geltend macht. Der ernste Wille, in den finanziellen Fragen, in denen nur von ihr Besserung zu verhoffen ist, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen, bekundet sich auch hier wieder. So schwierig es auch ist, die Sache in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen, und die Schwierigkeiten sind in dem vorliegenden Falle besonders groß, denn ohne eine Reihe mühsamer Berechnungen, die in den Vorlagen überall fehlen, kann man keine Klarheit gewinnen: wir sehen viele unsere Freunde bereits mit einer sorgfältigen Prüfung beschäftigt.

Indem auch wir in die Erörterung der Sache eintreten, richten wir, in der vollen Ueberzeugung, daß uns unserer Freunde ihre Beistimmung schließlich auf allen Punkten ertheilen werden, weil der Schluß unserer Besprechungen durch die Verhandlungen in der Kammer überholt werden wird, schon jetzt an alle Freunde des Königs und des Vaterlandes die Bitte, dem Vertrage vom 28. Januar in seiner gegenwärtigen Fassung ihre Zustimmung zu versagen.

Die Sache ist von einer außerordentlichen Bedeutung, nicht blos, weil von den Steuerkräften des Landes hier neue bedeutende Leistungen ohne entsprechende Vortheile gefordert, besonders weil die Gefahr vorliegt, daß dem Staate und der Krone werthvolle Rechte vergeben werden.

Der Vertrag vom 28. Januar ist übrigens von dem Herrn Handelsminister und von dem Herrn Finanzminister, vorbehaltlich der Allerhöchsten Genehmigung, schon unter dem 31. Januar vollzogen worden, und obgleich er die Bestimmung enthält, daß der vorläufige Vertrag erlischt, wenn nicht innerhalb vier Wochen nach Schluß der gegenwärtigen Session des Landtages die Genehmigung erfolgt ist, ist es doch nicht nothwendig erachtet worden, früher als im letzten Drittheil des Monat März die Zustimmung der Häuser einzufordern.

Für diese befremdliche Verzögerung einer wichtigen und eiligen Angelegenheit vermögen wir nur eine Erklärung zu finden. Abänderungen sind auf dem Wege der Verhandlungen in der vorgeschriebenen Zeit

nicht mehr zu erzielen, es bleibt mithin jetzt nichts übrig, als den Vertrag unverändert anzunehmen oder abzulehnen. Dies mag denen, welche die Bedenklichkeit einzelner Bestimmungen fühlen, deren unveränderte Annahme aber wünschen, zweckmäßig erscheinen und bei ihnen die Hoffnung erregen, die Genehmigung der Vorlagen zu erzielen. Genau betrachtet und bei ruhiger Erörterung wird es aber das entgegengesetzte Resultat liefern. Es erwächst nämlich den Conservativen aus dieser Lage der Dinge nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, die Genehmigung zu versagen, weil man ihnen die Möglichkeit einer gründlichen Prüfung und die Möglichkeit, die unerläßlichen Verbesserungen vorzunehmen, durch Verzögerung der Vorlagen genommen hat.

Um die Frage der falschen Behandlung zu entziehen, die ihr die Presse mehrseitig zu geben versucht, und sie auf den richtigen Standpunkt zu stellen, müssen wir zunächst constatiren, daß die Bank-Actionäre, welche 1846 mit zehn Millionen Thaler in die Hauptbank eingetreten sind, ein treffliches Geschäft gemacht haben. Sie haben nicht allein ununterbrochen gute Zinsen erzielt, sie sind auch im Stande, ihre Actien mit einem bedeutenden Agiogewinn zu verkaufen. Es liegt also auch nicht einmal entfernt die moralische Verpflichtung vor, den Actionären eine Entschädigung zu gewähren, und somit dürften die großen financiellen Opfer, die, wie wir nachweisen werden, aus den Staatsfonds zu bringen sind, bei der ruhigen Prüfung Niemand als gerechtfertigt erscheinen.

Ehe wir dazu übergehen, diese Opfer zu würdigen, müssen wir aber noch die Behauptung widerlegen, daß aus der Verringerung des Staatspapiergeldes dem Staate der Vortheil erwachsen werde, der davon erwartet wird, — nebenbei bemerkt, der einzige erhebliche Vortheil für den Staat, der in Aussicht gestellt ist. —

Die Motive zu den Gesetz-Entwürfen sprechen in einem Tone von der mangelhaften Solidität und Sicherheit des preußischen Staatspapiergeldes, die jeden Freund des Vaterlandes auf das Schmerzlichste berühren muß, um so mehr, da die schweren und gefahrvollen Zeiten, welche wir so eben abschließen, das Unrichtige in der hier gegebenen Auffassung klar gezeigt haben. Diese nicht vorhandene aber behauptete Unsolidität des preußischen Staatspapiergeldes ruft nach den Motiven die Besorgniß hervor, daß es unter Pari sinken könne, und daß dadurch dem Staate große Verluste in seinen Einnahmen und seinem Credit erwachsen könnten, da der Staat verpflichtet sei, das Papiergeld in seinen Kassen voll anzunehmen.

Angeblich um solchen Verlusten vorzubeugen, wird nun vorgeschlagen, an die Stelle des Staatspapiergeldes Bankpapiergeld auszugeben. Nach § 33 der Bank-Ordnung vom 5. October 1846, welche durch den vorstehenden Vertrag nicht abgeändert wird, ist aber der Staat verpflichtet, die Noten der Bank in allen seinen Kassen ebenfalls voll anzunehmen. Dieser entscheidende Punkt ist in den

Vorlagen und Motiven so wenig scharf herausgestellt, daß er leicht übersehen wird.

Die Motive enthalten einige Bemerkungen über die Unwahrscheinlichkeit, daß die Noten der Bank je unter Pari sinken würden, über die Unmöglichkeit, daß sie auf längere Zeit unter Pari sinken könnten. Diese Bemerkungen haben aber gar keinen Werth, denn abgesehen davon, daß sie im schroffsten Widerspruch mit den geschichtlichen Erfahrungen stehen, lassen auch die gleich darauf folgenden Sätze gar keinen Zweifel, daß der Verfasser sehr mangelhafte finanzielle Kenntnisse hat. Es wird nämlich als ein besonderer Vorzug bezeichnet, daß sich die Menge der in Circulation befindlichen Banknoten mit einer gewissen Elasticität den „Bedürfnissen des Verkehrs" anschließe. Das ist grundfalsch. Sobald der Bankverkehr in einem Lande sich einseitig ausbildet, so daß der Credit seine Hauptaufgabe: den Ertrag und die Ertragsfähigkeit des Eigenthums zu steigern, wenig erfüllt, vielmehr überwiegend dazu dient und dazu ausgebeutet wird, den Preis der Dinge zu steigern, — in dieses gefährliche Stadium ist auch unser Vaterland getreten — dann wird sich immer zeitweilig eine ungeheure Nachfrage nach den Mitteln der Bank einstellen. Ist derselben dann die unbegrenzte Ausgabe von Banknoten freigestellt, so wird die rapide Vermehrung nicht den „Bedürfnissen des Verkehrs", sondern den „Anforderungen der bedenklichsten Speculation" entsprechend erfolgen. Kommen dann Geld- oder Handels-Krisen, so wird die Bank im Interesse der Selbsterhaltung gezwungen, alle ihre Berechtigungen geltend zu machen, und ihre Mittel, den „Bedürfnissen des Verkehrs" zuwider, keineswegs aber denselben entsprechend einzuziehen. Ja die Bank würde in der vorgeschlagenen Neugestaltung nicht immer die höhere Aufgabe erfüllen können, die ihr § 1 der Bank-Ordnung vom 5. October 1846 zuweist.

Die günstigen Erfolge, welche die Bank in ihrer bisherigen Gestaltung geliefert hat, sind bei der beabsichtigten Umänderung nicht ferner zu verhoffen.

Würdigt man die geschichtlichen Erfahrungen, so wird man nicht zweifelhaft sein können, daß die für die Hauptbank in Vorschlag gebrachte unbegrenzte Ausgabe von Noten in günstigen Zeiten enorme Erträge liefern wird, daß aber in Zeiten der Handelskrise die Durchführung der Realisationsverpflichtung ihren Bankerutt herbeiführen muß — wenn in solchen Zeiten nicht diese Verpflichtung sistirt wird. Diese Sistirung ist noch überall nothwendig geworden, und kann in Preußen im Fall der Noth um so weniger ausbleiben, weil der Staat selbst so sehr bedeutend bei der Bank betheiligt ist. Eine solche Sistirung der Realisation der Banknoten muß aber in Preußen eine weit größere Entwerthung derselben hervorrufen, als beim Staatspapiergeld zu besorgen ist, und bringt zugleich dem soliden und redlichen Verkehr die allerernstesten Gefahren. Der § 33 der Bank-Ordnung

vom 5. October 1846 bestimmt nämlich, daß der Staat in allen seinen Kassen die Banknoten voll nehmen muß, daß die Privaten aber zu deren Annahme nicht verpflichtet sind. Das Staatspapiergeld dagegen müssen die Privaten auf ihre Forderungen annehmen, wenn sich die Gläubiger hiergegen nicht durch besondere, wenig gebräuchliche Festsetzungen in den Schuldverträgen geschützt haben. Bei der Ausbreitung aller unserer Schuldverhältnisse sichert gerade diese Verpflichtung in hohem Maße den Werth unserer Kassen-Anweisungen. Die Motive wissen davon nichts. Beim Sinken des Staatspapiergeldes entsteht eine verstärkte Nachfrage nach demselben, die beim Bankpapiergeld ganz ausbleibt. Das Sinken des Preises der Banknoten muß rapider erfolgen, und die Verlegenheit der Schuldner in Zeiten der Geldnoth wachsen. Erst vor kurzer Zeit hat die Concurs-Ordnung den momentanen Indult in schweren Zeiten — die Moratorien — beschränkt und aufgehoben, jetzt kann der Vertrag mit der Bank den Schuldnern die letzte Möglichkeit nehmen, die Befriedigung der rücksichtslos drängenden Gläubiger zu bewirken.

Nachdem wir somit die Illusionen als trügerisch bezeichnet haben, welche man bei der Verringerung des Staatspapiergeldes hegt, und darauf hingewiesen haben, wie gar keine Veranlassung vorliegt, die Bank-Actionäre mit Geschenken zu überhäufen, ist es an der Zeit, die Opfer zu prüfen, welche der Staat bringen soll.

Im Jahre 1846 gestattete die Königliche Regierung den Privaten, mit ihren Capitalien als Socien in die Hauptbank einzutreten, indem sie hierbei die Forderung stellte, daß die Fonds, die großen Theils in Staatspapieren angelegt waren, zum Pari-Course im Societätsvertrage angenommen wurden, obgleich deren Werth wesentlich niedriger war. Die Staatspapiere wurden hierbei specificirt, so daß sich Jedermann in der Lage befand, den Vortheil, den hier der Staat beanspruchte, genau zu berechnen. Die Presse bemächtigte sich damals des Gegenstandes mit gewisser Leidenschaft, und deducirte, unter Vorlegung weitläufiger Berechnungen, daß unsere Hauptbank eigentlich insolvent sei.

Trotzdem drängten sich die Capitalisten zum Eintritt, und haben, wie der Erfolg gezeigt hat, die Verhältnisse richtig gewürdigt.

Durch den Vertrag vom 28. Januar wird der Staat nun verpflichtet, sämmtliche Staatspapiere, welche sein Grundvermögen bei der Hauptbank bilden — im Nominalbetrage von 9,400,040 Thlrn. — herauszunehmen und statt derselben baare 7,802,000 Thlr. Courant und 1,598,000 Thlr. 4½procentige neue Staatsschuldverschreibungen einzuzahlen, also nachträglich den Vortheil aufzugeben, den er so lange gehabt hat.

Die Form, in welcher das beabsichtigte Arrangement zur Ausführung gebracht werden soll, zeigt einen ganz außerordentlichen Mangel finanzieller Befähigung.

Die Königliche Regierung soll nämlich verpflichtet sein, der Bank die 7,802,000 Thaler in ununterbrochenen monatlichen Raten von mindestens 415,000 Thalern baar zu zahlen, dagegen aber nach Auswahl des Finanz-Ministerii jeden Monat 500,000 Thlr. der Effecten zurückempfangen, aus denen der Antheil des Staats am Grundvermögen der Bank besteht. In den Vorlagen ist zugleich ausgeführt, daß diese Effecten verkauft und aus dem Erlös die einzuzahlenden Capitalien gewonnen werden sollen. Hierbei versprechen die Motive einen Mehr-Erlös, so daß aus der hier übernommenen Verpflichtung keine ferneren bedeutenden Opfer für den Staat erwachsen würden.

Sehen wir zunächst, wie sich die Aussichten stellen würden, wenn die Sache nicht in eine Lage gebracht wäre, die eine ungünstige Gestaltung derselben unzweifelhaft macht. Die 9,400,040 Thlr. bestehen aus 6,254,400 Thlr. 3½procentigen Staatsschuldscheinen, aus 1,323,550 Thlr. kurmärkischen, 859,650 Thlr. neumärkischen Schuldverschreibungen und aus 972,440 Thlr. Eisenbahn-Stamm- und Prioritäts-Actien, so wie aus 10,000 Thlr. Elbinger Stadt-Obligationen. Am 28. und 31. Januar dieses Jahres, an den beiden Tagen, an welchen der Vertrag errichtet und vollzogen wurde, versprach der Börsen-Courszettel einen Erlös aus jenen Effecten in Höhe von circa 8,200,000 Thlr., so daß es auf den ersten Blick schien, der Staat werde bei deren Verwerthung mehr Geld erzielen, als er in die Bank einzuzahlen habe, und somit einen Theil der 1,598,000 Thlr. 4½procentiger Staatsschuldscheine, welche er in die Bank einzuschießen hat, bezahlt erhalten. Seitdem ist aber z. B. der Cours der Staatsschuldscheine von 88 Procent am 28. Januar und 88¼ Procent am 31. Januar auf 85¾ Procent gesunken, so daß der Courszettel heute nur noch einen Erlös von 8,000,000 Thlr. in Aussicht stellt. Erreicht wird dieses Resultat aber schwerlich werden, da sich der Preis noch weiter beträchtlich drücken muß, wenn der Verkauf beginnt, von dem jetzt alle Welt weiß, daß er nicht vorübergehend stattfindet, sondern sich allmonatlich wiederholt und wie ein Alp auf der Börse lastet. Ganz unbegreiflich ist es, daß die Königliche Regierung nicht einfach der Hauptbank die Effecten zu einem bestimmten Course überlassen und, wollte sie dieselbe einmal beschenken, nur in 4½procentigen Staatsschuldscheinen einen neuen Einschuß gemacht hat. Die Bank hätte dann unter der Hand und ohne Aufsehen den Verkauf bewirken können. Sie hätte mit der Verwerthung auch warten können, bis sie Verwendung für die neuen Capitalien gefunden hätte, die anfänglich fehlen muß, denn die vorhandenen großen Baarbestände gestatten bereits eine enorme Vermehrung der Noten. Die Bank würde auch Gelegenheit finden, die bessere Gestaltung der Geldverhältnisse, die sie bezweckt, zu einer vortheilhafteren Verwerthung der Effecten zu verwenden.

Die Verpflichtung der Königlichen Regierung, in die Hauptbank 7,802,000 Thaler baar einzuzahlen, war schon Ende Januar bedenklich,

jetzt aber, wo alle Welt das Herannahen einer financiellen Krisis sieht, ja, wo die Königliche Regierung selbst deren Nahen öffentlich verkündet, und zugleich durch den Nachweis beruhigt, daß sie gegen dieselbe auf der Hut und Wacht steht, jetzt meinen wir, hätte die Königliche Regierung Ursache, den Häusern dankbar zu sein, wenn sie durch Verwerfung des Vertrages vom 28. Januar von der Gefahr befreit würde, durch Beschaffung der 7,802,000 Thaler die Calamität zu fördern und sich mitten in dieselbe hinein verwickelt zu sehen. —

Das zweite große Geschenk, welches der Vertrag vom 28. Januar den Bank-Actionären macht, ist die Uebernahme der Verpflichtung, von der Kündigungs-Berechtigung im Jahre 1861 keinen Gebrauch zu machen, die Actionäre vielmehr bis zum Jahre 1871 ungestört im Genusse ihrer alten und der ihnen neu zugesicherten Rechte zu lassen. Je größer die Vortheile des Vertrages sind, um desto tadelnswerther ist diese Prolongation.

Wir haben nicht die Hoffnung, daß die Königliche Regierung im Jahre 1861 in der Lage sein wird, den Bank-Actionären ihr Einlage-Capital aus Staatsfonds zurückzuzahlen, wünschen auch nicht, daß die Bank wieder ein reines Staats-Institut werde, aber es liegt unzweifelhaft bei dem jetzigen Coursstande — also ohne daß auf die wahrscheinliche Werthsentwickelung Rücksicht genommen wird — die Aussicht vor, die jetzigen Bank-Actionäre abzufinden und einen Gewinn von 30 Procent, also von 3 Millionen Thalern, zu erzielen, wenn der Staat an Stelle der jetzigen Actionäre Andere nimmt. Ein solcher Gewinn, der in den Verhältnissen wohl begründet ist, und bei dem bedenklichen Wachsen der Staatsbedürfnisse nicht leicht angeschlagen werden darf, wird durch unveränderte Annahme des Vertrages vom 28. Januar weit hinausgeschoben.

Wir kommen nun zum § 2 des Vertrages vom 28. Januar, dessen zweites Alinea lautet:

„Sollte der Staat in der Folge sich veranlaßt sehen, im allgemeinen Interesse des Verkehrs zur Fundirung von Darlehns-Kassen oder ähnlichen Instituten die weitere Ausgabe von Papiergeld anzuordnen, so soll stets dessen Einziehung nach Erfüllung des Zwecks der gedachten Institute erfolgen."

Es dürfte wohl schwerlich im Herrenhause und im Hause der Abgeordneten ein Mitglied sein, das nicht mit Entschiedenheit verlangen würde, diesen Passus zu streichen, wenn zweiffellos wäre, daß er der Krone und dem Staate das Recht nimmt, im Momente neuen Bedarfes Staats-Papiergeld auszugeben oder Banken die Ausgabe von Papiergeld zu gestatten. Die Königliche Regierung stellt aber, wie wir hören, in Abrede, daß die Bestimmung eine solche Bedeutung habe, und man hat auch bereits vorgeschlagen, die ernsten Bedenken dadurch zu beseitigen, daß in das Gesetz, durch welches die Häuser ihrerseits

die Genehmigung zum Abschluß des Vertrages vom 28. Januar geben, ausdrücklich die Erklärung aufgenommen würde, der Königlichen Regierung bleibe das Recht, Staats-Papiergeld auszugeben und Banknoten-Emission in der Folge anderweit zu gestatten, ganz unbeschränkt. Wir sind aber der Meinung, daß dies nicht ausreicht. Es kommt nicht darauf an, welche Auslegung der eine der Contrahenten, hier die Königliche Regierung, dem Vertrage giebt, sondern wie ihn der Richter betrachtet, wenn aus demselben ein Rechtsstreit entsteht. Wir besorgen ernstlich, daß der Richter gegen die Königliche Regierung entscheiden und ausführen würde, der Passus sei ganz sinnlos, oder er spreche eine Beschränkung der Rechte der Königlichen Regierung in Betreff der Ausgabe von Papiergeld aus.

Ueber die wenigen erheblichen Concessionen gehen wir fort, um die Aufmerksamkeit von den wichtigsten Punkten nicht abzulenken, welche nach unserer Ueberzeugung eine Abänderung oder, wenn die nicht zu erreichen ist, eine Ablehnung des Vertrages vom 28. Januar unerläßlich machen.

Wiener Skizzen und Physiognomieen aus dem Jahre 1848.

Capitel II.

Die Gesellschafts-Schichten und ihre Beziehungen.

Vor den dreißiger Jahren bildete der Adel allein die Gesellschaft — er gab den Ton an, besaß die (fast erblich gewordenen) Logen in den Hoftheatern, hatte Portiers und Lakayen, gab glänzende Bälle, protegirte Künstler und besaß die Macht, seine Günstlinge zu „poussiren". Keinem reichen Plebejer wäre es damals noch eingefallen, „ein Haus zu machen". Die alten Banquiers hatten ihren Reichthum mit Mühe und Gefahren, in Angst und Sorgen während der Kriegs- und Restaurationszeiten zusammengespart — ihre Wünsche reichten nicht weiter, als in ihrem Alter jene behagliche Ruhe zu genießen, welche den Wiener zum besten Unterthanen stempelte; hegten auch hier und da die Söhne höherstrebende Gelüste, so war die versperrte Kasse der Väter die unerbittliche sichere Gewähr leistende Wächterin ihres bescheiden bürgerlichen Lebens.

Die Juli-Revolution, welche das Bürgerthum und die Geldmänner zur herrschenden Klasse in Frankreich erhob, blieb nicht ohne bedeutende Rückwirkung auf Oesterreich. Es bildete sich eine junge Plutokratie in Wien, die sich die Aufgabe stellte, dem Adel Terrain abzugewinnen und wenigstens die bisherigen äußeren Attribute und gesell-

schaftlichen Prärogative desselben an sich zu ziehen, und zwölf Jahre unermüdlichen, eifrig-klugen Strebens reichten hin, um, fast unbemerkt, eine immens weitausgreifende Veränderung in der Stellung einer bisher nicht beachteten Klasse zu bewirken. Der Glanz war nicht mehr des Adels ausschließliches Eigenthum. Die „Noblesse" prangte fürder nicht mehr allein mit ihren Wappen auf den glänzenden Equipagen, denn auch der ehemalige wallachische Kleinhändler, der einstige Großfuhtmann, der glückliche Ochsenhäutehändler, der Wucherer eines Prinzen &c. waren Ritter und Barone geworden, hatten „Bänder auf dem Kleide und auch ein Kreuz daran", ellenhohe Wappen auf dem Kutschenschlage, Lakaien und Jäger. Mancher jüdische Banquier, der noch nicht Bürger in Wien sein konnte, bezeichnete durch irgend einen Thierkopf auf seinen Visitenkarten das bessere Blut, die edlere Race, die ihm vor seinen Mitjuden (Mitbürgern konnte man nicht sagen) beschieden worden. Reichten doch manchmal ein paar Tropfen Wassers hin, ihn zum Herren- und Landstand in Oesterreich zu machen, und welcher Nichtheraldiker konnte wohl unterscheiden, ob das Blason auf der vorüberbrausenden Carosse ein von gestern oder aus den Zeiten der Kreuzzüge stammendes war? Auch der goldbordirte, insolente Portier war kein ausschließlich altgräfliches oder hochfürstliches Appendix — wer in das Haus einiger großen Banquiers trat, fand auch dort „festgemauert in der Erden" eine hohe, mit einem Dreiecke behutete Gestalt, welche, den ungewohnten Besucher mit prüfendem Blicke messend, ernsten Tones die gewichtige Frage stellte, wohin man wolle, ob in's Comtoir oder zur gnädigen Frau? Und soll ich erst von den Routs, Soirées, Opern &c. der Börsenwelt sprechen? Von den Kränzchen der Madame X., den Costüme-Bällen der „Ritterin X.", den Pferden des Pseudo-Sándor, den Liaisons, Hunden &c. des Lord „Klachel" *)? Das würde zu weit führen und zuletzt nicht sehr amusant sein.

Aus dem bisher Gesagten wird der Leser wohl entnommen haben, daß die Plutokratie nach und nach all' die äußeren Attribute errungen hatte, welche bisher die Aristokratie allein besaß. Dieser blieb aber noch die politische Bedeutung, die Hoffähigkeit, und die Gewißheit, die höchsten Civil- und Militairstellen durch die „Ihrigen" besetzt zu sehen. An diesen Palladien hielt der Adel auch um so fester, je beschränkter sein sonstiger Wirkungskreis geworden war; die Ahnenprobe war noch im Jahre 1847 so intact erhalten, daß selbst Freiherr v. Kübeck, der Präsident der Hofkammer, der, bürgerlicher Abkunft, erst im Staatsdienste geadelt worden war, von den intimen Kammer-Soiréen ausgeschlossen blieb und der Graf X., ein Freund und Protegirter des Fürsten Metternich, trotz aller Mühe und Verwendung nicht so glücklich sein konnte, mit dem Kammerherrnschlüssel im Knopfloche zu sterben, weil

*) „Klachel" oder „Lackel" ist im Wienerjargon fast dem französischen: „butor" gleichbedeutend.

sein Stammbaum ihn hierzu nicht berechtigte. Was nun die Aemter betrifft, so ist es bekannt, daß Bürgerliche und selbst Adelige zweiten und dritten Ranges sich nur bis zu einer gewissen Stufe in den Bureau's wie in der Armee emporschwingen konnten; wo die eigentliche Regierung begann, hörte die Möglichkeit für den Plebejer auf, und seit Herrn v. Thugut war Herr v. Kübeck der erste Minister bürgerlichen Stammes in Oesterreich. So stand der Adel als eine undurchdringliche Phalanx des Hofes da, gegen welche die Plutokratie vergebens anstürmte; Titel und Wappen konnte man allenfalls durch Geld erlangen, aber Ahnen nicht, und zum Kampfe um die Regierung fehlte es an Capacitäten. Den alten Banquiers war es überhaupt nie eingefallen, sich mit den Hochgestellten messen zu wollen, und die Söhne hatten Nichts gelernt, als die junge Aristokratie in ihren Manieren und Unmanieren nachzuäffen; leider verlor sich auch täglich mehr jener unnachahmlich feinen Ton, jene leichte, elegante, ritterlich imposante Haltung, welche noch heute die Reste der Adelsgeneration aus der Congreßzeit charakterisirt.

Wenn nun die haute volée financière sich auch in mancher Beziehung der Aristokratie gleich dünkte, wenn selbst hie und da ein Baron oder Graf sich in den Salons eines Banquiers, der ihm Geld lieh, oder dessen Gemahlin ihn anzog, „verlor", und Hr. M. bei „Dommayer" oder im „Volksgarten" — zwei bekannte, vielbesuchte Belustigungsorte, — Arm in Arm mit jungen Hochadligen herumspazirte, um auf dort zu machende Eroberungen auszugehen, so konnten derlei Zufälligkeiten dem Auge des Sehenden die Kluft nicht verbergen, welche die beiden gesellschaftlichen Potenzen trennte. Selbst der minder in die Verhältnisse Eingeweihte konnte bemerken, mit welch', unter äußerer Gleichgültigkeit schlecht verhehltem, Ingrimme die Banquiersfrauen von den „großen Damen" sprachen, und in welch' höflicher, nonchalanter Weise diese in den Bädern, wo sie auf der Promenade manchmal mit einem Hof-Banquier plauderten, das Gespräch abbrachen und sich abwandten, sobald sie merkten, daß die „Frau Gemahlin" sich zu sehr näherte. Daher läßt sich auch erklären, warum die Revolution vom 13. März bis zum 1. April, wo der tolle Uebermuth der „Aula" zuerst losbrach, so viele Sympathieen in den Regionen der Ritter und Barone fand. Man glaubte — wie ich später zu beweisen Gelegenheit haben werde — der Moment sei gekommen, wo, wie in Paris nach den Julitagen, die Minister und Hofräthe aus den Comtoirs hervorgehen würden. Das bittere Erkennen der eigenen Unfähigkeit, das Ueberhandnehmen demokratischer Principien, die immer bedenklicher werdenden Verhältnisse, denen gegenüber man nicht pro patria sein Vermögen einbüßen wollte, machten diese Hoffnung freilich bald zu nichte, und die Plutokratie wurde nun der Brennpunkt des Conservatismus, dem sich selbst ein Theil des Adels näherte. Die gemeinsame Noth brachte auch eine Vereinigung bisher widerstrebender Elemente zu Stande, und es gab einen Moment, wo manche glauben mochten, die politischen

Ereignisse hätten jene durch Salongesetze aufgestellten Schranken entfernt und die Kluft, wenigstens theilweise, ausgefüllt; aber der wiederhergestellte Friede hat auch den gesellschaftlichen status quo ante bellum zur Geltung gebracht — das Wiener Bombardement, die Katastrophe bei Világos, der erste Januar 1852 ꝛc. haben nicht bloß die Revolution niedergeschmettert, sondern auch die meisten Schranken wieder aufgerichtet.

Philipp Wakernagel.

Philipp Wakernagel, der Bruder des gleich berühmten und an seiner Seite eben so rüstig kämpfenden Wilhelm Wakernagel, ist im Anfang dieses Jahrhunderts zu Berlin geboren. Aus dem märkischen Sande gingen auch Tieck, Achim von Arnim, Wakenroder und andere Vorkämpfer einer mit der Kunstbildung wieder versöhnten Volksbildung hervor. Sein äußeres Leben ist still bewegt, wie das der meisten deutschen Gelehrten, er war in den dreißiger Jahren Oberlehrer an der Berliner Realschule, trat dann in eine Erziehungs-Anstalt in Schwaben, ward Professor an einem nassauischen Gymnasium (zu Wiesbaden) und ist heut Director der Realschule in Elberfeld. Er ist mit einer Tochter des berühmten Theologen Harleß, der ihm auf dem Gebiete des geistigen Kampfes nahe steht, vermählt.

Vor uns liegt die lange Reihe von Werken, welche Deutschland, seine Schulen, seine Kirche, seine Literatur diesem Manne verdanken. Auf jeder Seite von ihnen wiederholen sich die Beweise tiefer gründlicher Gelehrsamkeit, christlicher Begeisterung für deutsches Volksthum, zeigt sich Ernst, Sorgsamkeit, der historische Sinn und die daraus entspringende eigenthümlich fesselnde schöne Form.

In mehreren Fächern hat Philipp Wakernagel Bedeutendes geleistet, aber alles was er that für die deutsche Literatur, für die deutsche Sprache, für die Schule, für das Kirchenlied, für die Naturwissenschaften, geht in einem reinen und klaren Wachsthum aus einem Punkte hervor: er will die Eigenart des deutschen Volkes retten und uns zu ihr zurückführen. Nachdem er, wie er in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Auswahl deutscher Gedichte" sagt, „viele Jahre ausschließlich der Mathematik und den Naturwissenschaften gelebt," betrat er, zunächst durch die Bedürfnisse der Schule bestimmt, ein Gebiet, dem er in früherer Zeit zugewandt war. Dies Buch fand großen Beifall und wurde schnell ein Schulbuch durch ganz Deutschland. Auf den ersten Anblick hat allerdings solch eine Sammlung — Ph. Wakernagel ließ ihr in seinem „Handbuche deutscher Prosa" und in den drei Theilen seines deutschen Lesebuches noch weitere folgen — nichts besonders Be-

deutsames, wir haben ja so viel dergleichen Anthologieen, und es ist am Ende nichts leichter, als aus einer Menge von Schriftstellern Auszüge zu machen und sie in eine Druckerei zu senden. Aber ihre Bedeutung erhalten diese Sammlungen durch den Geist, in dem sie zusammengebracht, und durch die Stellung, die sie in einem großen Arbeits- und Lebensplane des Mannes, der sich als Diener einer großen Werkstatt, in der Viele berufen sind, der eine zu diesem, der andere zu jenem Werke, betrachtet.

Was ist für die Bildung und den Geist eines Volkes wichtiger, wovon ist Bildung und Geist und Richtung desselben abhängiger, als von seiner Sprache? Was ist also wichtiger, als die Art und Weise, in der das Kind zu seiner Sprache kommt? Führt die Schule es hier falsch, so ist ihm ein Weg in den Irrthum und in das Verderben seines Geistes geöffnet, von dem es vielleicht niemals wieder zurückkehrt. Und auf diesem Keimpunkt deutscher Bildung hat Wakernagel wesentlich zu einer Besserung beigetragen, die reichliche Früchte tragen muß und wird und schon getragen hat.

Ph. Wakernagel wendet sich mit ganzer Kraft gegen jene „rationalistische Pädagogik", die den Geist ausdörrt und das Gemüth unlauter erhält. „Die Verstiegenheit der rationalistischen Pädagogik," sagt er, „kommt aus der Erniedrigung der Wissenschaft. Man will nicht das Object erkennen, sondern das Subject bilden oder unterhalten. Man hat keine Hochachtung vor dem Object, weder vor seiner Ewigkeit, noch vor seinem Organismus." (Der Unterricht in der deutschen Muttersprache. Von Philipp Wakernagel. Neue Aufl. Stuttgart 1851. Pag. 31.) „Wäre dieses, so müßte man die Wissenschaft als ein unendliches Studium ihres Objectes ansehen, nicht als eine bloße Anwendung des subjectiven Besserwissens auf das Object."

Mit seinen Lesebüchern nun will Ph. Wakernagel einer Jugend, die bei solch einer pädagogischen Leitung oft „am Sprachenlernen leiblich und geistig zu Grunde gerichtet wird, und unter den Schlägen ihrer Treiber den Prüfungen entgegenseufzt," ein besseres Mittel, zu ihrer deutschen Sprache zu kommen, in die Hand geben. Lange genug hat man uns auf Schulen mit thörichtem Formel- und Regelkram gequält, uns statt des Brodes Steine gegeben, statt uns unsere wunderbare Sprache aufzuschließen, uns geistlose Regeln dictirt und sie von uns auswendig lernen lassen, damit wir künftighin an ihrer Hand redeten und schrieben. Damit wurden wir recht eigentlich von unserer Sprache, von dem Handwerkszeuge unseres Geistes, von einem der besten und lautesten und verständlichsten Zeugnisse unserer Geschichte, unseres Wachsthums hinweggedrängt, dadurch wurde unser inneres Auge und Ohr giftig beschädigt, und, einmal in das Joch der Regel gespannt, nehmen wir die deutsche Sprache als eine unter vielen, ihnen wesentlich gleiche,

gleichgültig hin, und damit gewann denn alles Außer- und Undeutsche einen offenen Zugang zu unserm innern Leben, und damit wurde denn der Grund gelegt, auf dem unser trauriger Universalismus und unsere Verschlossenheit vor der Anerkennung des Objectiven ruhen.

Wir müssen aber zu der Erkennung, zur Hochachtung vor der Form, den Dingen zurück, wir müssen in eine gesunde Besonderheit und Beschränkung wieder hinein, wollen wir wieder ein kräftiges Volk werden.

Einem solchen Zustande des Schulwesens gegenüber stellte Wakernagel es sich denn zur Aufgabe, für die Jugend, für ihr Herz, für ihre Zukunft einzustehen, und dazu schrieb er seine Lesebücher, welche von den Bedürfnissen des Kindes an bis zu denen des Jünglings sorgen. „Unabhängig von den Grundsätzen" — sagt er — „die ein Lehrer über den deutschen Sprachunterricht hat, soll mein Büchlein dem Geschmack der Schüler eine wünschenswerthe Richtung geben. Schönheit ist das Weltgeheimniß, sie ist auch das Geheimniß des Unterrichts." Wakernagel aber will diesen Sinn für das große Object sorgsam geweckt haben; er will dazu, daß die Jugend nicht zu frühzeitig angegangen werde, selbst zu produciren, „der Zeitpunkt, in welchem die Befähigung zur geistigen Production eintritt, fällt in die Periode der Entwickelung zur Mannbarkeit;" er will ferner die Dialecte geachtet wissen, auch Seitens der Schule, ja „die mundartliche Färbung der Schriftsprache, wo nur eine reine Mundart gesprochen wird, ist den Kindern zu gestatten" (pag. 25 des „Deutschen Unterrichts").

Mit besonderer Vorliebe hebt Wakernagel in seinen Sammlungen das Volkslied, das Märchen, die Sage hervor. „Sagen, Märchen und Gesänge sind die Kleinodien eines Volkes ... Goethe nennt die Zeit der Volkslieder die vorpolizeiliche. Arnim dagegen glaubt, daß viele Sagen in unsern Zeiten erst recht wieder tagen. Es wäre schön, könnten wir dies Vertrauen unter uns befestigen." Gerade in diesen Studien schaut uns echtes deutsches Volksthum am redendsten aus den tiefen blauen Augen seiner Innigkeit, seines Glaubens, seiner Kraft an; sie werden auf die Jugend leicht am unauslöschlichsten wirken, am ehesten in ihr wieder die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und die Sehnsucht nach ihren Gütern und ihrem Glück bewirken.

Auf diesem Wege gelangte denn Philipp Wakernagel zum deutschen Kirchenliede, das in ihm seinen Herold gefunden hat. „Das Kirchenlied", schreibt Wakernagel S. 23 der Vorrede zu seiner Auswahl deutscher Gedichte 1835, „ruht auf einer tiefen, unergründlichen Vergangenheit. Es ist die Verklärung des weltlichen Volksliedes. Willig bot dieses, als die erwachte Kirche ihre Harfen stimmte, der Andacht seine Formen und Weisen dar. Wie wenig wir auch von früheren Volksliedern wissen mögen, da uns keine aus den ältesten Zeiten, aus den mittleren aber viel zweideutige überliefert sind, die man in demselben

Sinne, wie sie entstanden scheinen, gesammelt, nämlich mit Sprachverwirrung und hochdeutscher Weisheit, so hat doch in unsern Tagen nicht in allen Landstrichen der unzufriedene Verstand die Einheit des Lebens aufgelöst, Liebe und Freude ertödtet, die heimlichen Stellen verödet und aufgeklärt; wir finden noch wahre Volkspoesie. . . . Im Choral leben alte Liederstrophen und alte Volksweisen, wohl uralte, nur umgestimmt und den strengen Ansprüchen des geistlichen Chores zugewandt. Wir singen in der Kirche, was vielleicht im grauen Alterthum Melodie der Nibelungenstrophe oder der Form, die Otfried benutzt, oder alliterirender Heldenmaße war. So rührt das Kirchenlied mit seinen Wurzeln an die fernste Vergangenheit."

Wie er andere Kräfte mit der Sammlung des weltlichen Volksliedes beschäftigt wußte — er erwähnt z. B. selbst bei einer Gelegenheit, daß er an Uhland ein solches, das er bei seinen Sammlungen gefunden, zur Verwendung in dessen Sammlung gesendet habe, — so behält er sich die große Aufgabe, das deutsche Kirchenlied in seiner Entwickelung dem Volke vorzuführen, vor. Im Jahre 1841 erschien zu Stuttgart sein großes, in ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus anerkanntes Werk: „Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Hermann und Ambrosius Blaurer."

Wir verfolgen in dieser ernsten, ungemein gelehrten und doch durch reizende Frische anziehenden malerischen Geschichte der Entwickelung des deutschen Liedes zum Kirchenliede ein wunderbares Wachsthum deutschen Volksthums. Wenige hätten diese Arbeit herstellen können, hätten so, wie Wakernagel mit seinem reichen poetischen Sinne es thut, gleichsam noch einmal geistig dies Wachsthum hervorbringen, hätten so objectiv und besonnen die Dinge selbst reden lassen können. Das Buch ist ein Majestätsbrief des alten deutschen Volkes, das aus ihm hervortritt wie ein frischer Jüngling in wirklich wundersamer Schönheit.

Bei der Zeit der Reformation fühlte sich Wakernagel fürder neu festgehalten; in ihren Tagen fand er in einem lichten Brennpunkte Volksthum und Kirche, der Reichthum der deutschen Poesie vermählt sich mit dem Cultus und erzeugt Meisterwerke, die leider mit vielem Andern dem Volke zum großen Theil entschwunden sind.

Bald nach der Herausgabe des deutschen Kirchenliedes begann er das große Werk, welches „das deutsche Kirchenlied des XVI. Jahrhunderts" behandeln soll. Im vorigen Jahre ist zu Frankfurt a. M. bei Heyder & Zimmer davon der erste schwergewichtige Band unter dem Titel „Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert" erschienen. Er enthält gegen 60 Bogen im großen Lexikonformate. Der zweite Band soll die Lieder selbst, der dritte die Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert enthalten. Dies Buch sichert einer langen, glänzenden Literatur der deutschen Vergangenheit ihr Gedächtniß. Es rettet die lange Reihe je-

ner alten Gesangbücher, welche im Staub vermodern und die, zum Theil gegenwärtig oft nur in einem Exemplare erhalten, doch die köstlichsten Edelsteine der Poesie des 16. Jahrhunderts in sich enthalten.

Der Verfasser schildert selbst, welche Mühseligkeiten aller Art das Entstehen und Wachsen seines Buches begleitet haben. Er läßt ahnen, welche Opfer es ihm gekostet hat, und es ist damit dem deutschen Volke eine ernste Aufforderung ertheilt, zu zeigen, daß es solcher Mühen, die zu seiner Ehre angestellt sind, werth ist. Die schöne Vielempfänglichkeit Wakernagels hat ihm aber erlaubt, das Lied nicht bloß als Wort, sondern auch als Melodie zu betrachten. „Die Geschichte des Kirchenliedes", sagt er, „ist nicht bloß eine Geschichte des Wortes, sondern auch der Weise." Aber hier betritt er ein fast ganz unbearbeitetes Feld. Die Melodien der ersten geistlichen Lieder waren nicht immer neu erfundene, sondern es lagen ihnen großen Theiles ältere zu Grunde, und zwar entweder weltliche oder alte lateinische." Aber wie schwer, hier die Vergangenheit wieder aufzudecken. Doch hat er einen reichen Beitrag dazu gegeben in dem Prachtwerke: „Martin Luther's geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Stuttgart 1848." Es ist damit ein Versuch gemacht, in die Kirche wieder die Schönheit zu führen.

Erwähnen wir nun noch kurz seine Ausgabe der geistlichen Lieder des Paulus Gerhard (1849) und sein liebliches Büchlein „Trösteinsamkeit in Liedern", das in den Stürmen von 1848, die Wakernagel, der treue Preuße, in Wiesbaden erlebte, verfaßt ist. Wir erinnern uns noch von jener Zeit her, welch einen wohlthuenden Eindruck auf alle treue Herzen damals namentlich die Vorrede zu diesem Buche machte.

Das ist in Kurzem der Ueberblick über das Hervortreten dieses hochbegabten Mannes in der Literatur! Aber noch einen Zug müssen wir dem schnell entworfenen Bilde hinzufügen. Wir erwähnten im Eingang, daß Wakernagel auch Mathematik und Naturwissenschaften betrieben habe. Besonders bedeutend ist er als Mineralog; zahlreiche Arbeiten, die diesem Gegenstande gewidmet sind, zerstreuten sich in kleineren Schriften. Ganz seiner einheitlichen, aus tiefem Grunde entsprießenden Natur getreu, hat aber auch dies Studium mit allen dem oben Betrachteten einen tief inneren Zusammenhang.

Der Sinn für die Form, für die Schönheit, dies Geheimniß der Welt, der bei ihm auf so tiefer christlich-nationaler Grundlage beruht, leuchtet aus allen seinen Worten hervor, spricht sich in vielen Besonderheiten und selbst Kleinigkeiten, die doch keine sind, aus. Er liebt, wie er gern selbst eingesteht, in den Büchern die Holzschnitte, die großen Initialen, bunte Drucke.

Wir vermögen nicht auf dem naturwissenschaftlichen Felde dem tiefbegabten Manne zu folgen, das aber meinen wir ohnehin schon klar vorgelegt zu haben, daß er einer der besten in der gewappneten Reihe

derer ist, die an der Seite dieser Revue kämpfen, still für sich, vielleicht zu still. Wer aber weiß, wie erfrischend in dieser Zeit der Kämpfe das Anschauen eines siegreichen und erprobten Kämpfers des eignen Lagers ist, der wird dafür danken, daß wir ihm diese Skizze vorlegten.

Wakernagel ist einer jener reinen, poetischen, treuen und nie rastenden Geister, welche ihr Vaterland zieren. Und niemals stand die Liebe zu Deutschland auf einem gesunderen Boden als bei ihm, der Preuße ist durch und durch.

Streifzüge durch das Berliner Intelligenz-Blatt.

In einem Aufsatze, welchen die „Berliner Revue“ vor einiger Zeit über die englischen Annoncen gebracht hat, ist viel Interessantes in Bezug auf das englische Gesellschaftsleben der Vergangenheit und Gegenwart mitgetheilt worden. Darf sich nun auch das bescheidene „Berliner Intelligenz-Blatt“ nicht vergleichen mit jenen Druckpapierriesen, mit jenen Zeitungs-Ungeheuern an der Themse, die nach allen Dimensionen hin, z. B. auch in der Grobheit, colossal sind, so findet sich doch bei gelegentlichen Streifzügen durch das Intelligenzblatt Mancherlei, was einer „social-politischen Wochenschrift“ wohl passen mag.

Es giebt dem aufmerksamen Leser des „Intelligenzblattes“ gewiß zu denken, wenn er Tag für Tag die Zahl der Spalten wachsen sieht, welche die Ueberschrift haben: „Dienst- und Beschäftigungs-Gesuche“; während die Rubrik: „Dienste und Beschäftigungen, wozu Personen verlangt werden,“ immer kleiner wird! Im „Intelligenzblatt“ vom 26. Februar d. J. befinden sich gegen dreihundert Dienst- und Beschäftigungs-Gesuche, darunter über zweihundert weiblicher Dienstboten, während die Nachfrage lange nicht so groß ist. Männliche Dienstboten werden außerordentlich wenig verlangt, eben so wenige bieten sich an. Ein sicheres Zeichen, daß der theurere männliche Dienstbote immer mehr dem billigen „Mädchen für Alles“ Platz machen muß. Nur Portiers werden noch zahlreich verlangt und angeboten, denn der Portier ist eine Nothwendigkeit geworden in den Kasernen, in denen die „Miethsparteien“ etagenweise einquartiert werden. Auffallend viele Weißzeug-Näherinnen werden verlangt, ein Zeichen, daß die Frauen die Familienwäsche nicht mehr wie sonst im Hause anfertigen, sondern daß man Alles fertig in der „Handlung“ kauft. Unsere Mütter hätten sich bei dem Gedanken geschämt. Strümpfe werden schon fast gar nicht mehr gestrickt; der gewebte Strumpf ist billig und bequem. Ferner ist bei diesen Dienst- und Beschäftigungs-Gesuchen von Personen weiblichen Geschlechts auffallend, daß der hergebrachte und sonst so beliebte Zusatz: ein „ehrliches“ oder ein „ordentliches“ Mädchen sucht u. s. w., immer

seltener wird. Meist heißt es jetzt: ein „anständiges" Mädchen, oder gar ein „gebildetes" Mädchen, steht noch der Zusatz „jung" dabei, so wird gewiß der Platz einer Verkäuferin gesucht. Allerlei Curiosa laufen dabei natürlich auch mit unter; wir finden da Mädchen, die sich die sonderbarsten Eigenschaften beilegen, Eine nennt sich „bescheiden, ansehnlich und jung" und will einen Dienst in einer „sehr anständigen" aber kleinen Familie; eine Andere nennt sich ein „gesittetes Mädchen", hat schon als „Jungfer" conditionirt und wünscht wieder als „Jungfer anzukommen", was ihr gewiß Niemand verdenken kann! Am Solidesten zeigen sich die Köchinnen, die gewöhnlich von sich behaupten, daß sie „ihr Fach gründlich verstehen", bei ihnen findet sich auch noch häufig der Zusatz „ordentlich und reinlich." Eben so selten, wie die durch Clemens Brentano unsterblich gewordene „perfecte" Köchin, ist jetzt auch das Mädchen, welches von sich rühmen kann, daß es eine „tüchtige Hausmannskost" zu kochen versteht, geworden. Im „Intelligenzblatt" vom 26. Februar finden sich nur noch zwei dieser Art. Dafür wollen desto mehre als „feines Hausmädchen" unterkommen. Diese feinen Hausmädchen sind in besonders großer Anzahl in der Schützen-, Husaren- und Thiergartenstraße zu erfragen. Eine auffallende Erscheinung, deren Gründe noch nicht wissenschaftlich festgestellt sind. Die Mädchen „ohne Anhang", die „für Alles" und die „von außerhalb" sind noch immer stark vertreten.

Doch genug von den Dienstboten, es finden sich noch andere Dinge im „Intelligenzblatt", wo gleich vorne der „Polizei-Bericht" mit seiner stets wachsenden Reihe von Selbstmorden sich ausstreckt wie ein schwerer Warnungsfinger. Ergreifender aber ist es gewiß noch, wenn neben den langen Reihen angekündigter Vergnügungen in einem Blatte sechs Mütter ihre Kinder ausbieten, guten Leuten anbieten, um sie aufzuziehen und zu ernähren, da sie selbst nicht die Mittel dazu haben! Auf der einen Seite wird eine grünseidene Börse mit zwölf Friedrichsd'or und einigem Silbergeld ausgeboten, weil sich Niemand als Besitzer meldet, auf der andern sieht sich ein junger Mann durch die Noth gezwungen, „sein Bett" zu verkaufen; die Noth muß schon groß sein, die zu solch einem Entschluß im Februar nöthigt. Die lange Reihe von Beschäftigungs-Gesuchen hier und Vergnügungs-Anzeigen dort, macht es erklärlich, daß ein junger Mann in die Noth kommen kann; eine Menge von „Händen", die in den Text gedruckt sind, weisen darauf hin. Dagegen findet man auch Anzeigen, die auf den ersten Anblick das Herz des Menschenfreundes erfreuen, da heißt es z. B.: „Ein Kind wird in Pflege genommen", oder „Eine junge Frau wünscht ein Kind mit an die Brust zu nehmen", oder „Kinderlose Leute wünschen ein Kind in Pflege zu nehmen", oder auch „Man wünscht einen ältern Herrn in Kost und Pflege zu nehmen"; wie schön klingt das, aber es ist Alles nur Schein, nicht christliche Milde sucht christlicher Armuth zu helfen,

nein, es handelt sich nur um einen Erwerb, der übrigens damit gar nicht getadelt werden soll, für Geld will man Kinder und ältere Herren in Kost und Pflege nehmen, für Geld ein fremdes Kind an seine Brust legen — ohne Geld nicht.

Die Geschäftsanzeigen sind nicht weniger lehrreich; wie speculiren z. B. jüdische Handelsleute auf christliche Feste? Da in einem Blatt sechs Juden, welche ihre Waare zur Confirmation, oder wie es hier heißt, Einsegnung empfehlen; einer empfiehlt dazu Long-Chales in allen Farben, ein Anderer schwarze Seidenstoffe, ein Dritter gestickte Kragen und Batist-Tücher mit breiten Spitzen, ein Vierter feine Unterröcke mit Roßhaar durchwirkt — Alles zur Einsegnung! Als wenn es sich bei der kirchlichen Confirmation um nichts anderes handelte!

Merkwürdig ist es, was Menschen Alles kaufen und verkaufen wollen: Hunde und buschartig gewachsene Gummibäume, Weinflaschen und Stückenbutter, herrschaftliche Aussteuerbetten und Gebirgs-Preißelbeeren, Maccaroni und militairfromme Pferde, Stehpulte, eiserne Kessel, alte Gummischuhe und gebrauchte Straßenlaternen, ländliche Besitzungen und photographische Apparate, Gesindebetten und antike Claviere — den Blick, der nicht gewöhnt ist, diesen Wirrwarr zu übersehen, ergreift ein jäher Schwindel.

Einen andern Anblick wieder bietet die Liste der gestohlenen, verlorenen und gefundenen Sachen. Es ist kaum zu sagen, was Einem nicht gestohlen werden könnte in Berlin! Verlieren kann man so ziemlich Alles, aber verlorene Seelen und verlorene Herzen, verlorene Unschuld und verlorene Ehre kommen nicht ins Intelligenz-Blatt; gefunden wird bei weitem weniger, ausgenommen Dinge, die man nicht vermuthet hat; desto stärker ist man dafür im Erfinden und im Suchen. Unter den verlorenen Sachen spielen eine Hauptrolle die Herren Hunde nebst obligatem Maulkorb und Steuermarke; auffallend ist dabei, daß die vier Hundegeschlechter der Möpse, Pinscher, Spitze und Pudel, aus denen vor zwanzig Jahren etwa fast ausschließlich das Heer der Luxushunde recrutirte, fast gänzlich ausgestorben zu sein scheinen. Möpse und Spitze finden sich gar nicht mehr, die Pinscher nur in der beinahe schamlosen Entartung des Affenpinschers und die Pudel wandeln einzeln, einsam und träumerisch, wie die letzten Mohikaner im Cooper'schen Roman, durch die Spalten des Intelligenz-Blattes. Wer noch Pudel besitzt, sollte ihnen die Namen der letzten Mohikaner geben, Upas oder wie er heißt, klingt gar nicht schlecht. Unter den verlorenen Haushunden, ohne Angabe der Race, finden sich viel gelbe, schwarz gefleckt, bei den Meisten wird Erstattung der Futterkosten zugesagt, Belohnungen seltener und fast nur bei Wachtelhunden. Newfoundländer sind meist „zugelaufen", eine Erfahrung, welche von der Naturgeschichte besser als bisher geschehen gewürdigt werden sollte, wir haben sie wenigstens noch in keinem Handbuch gefunden, selbst im Pierer ist nirgend darauf verwiesen worden. Außer Hunden

verliert man in Berlin unter Anderm: braune thierärztliche Taschenbücher mit schwarzem Bleistift, Militair-Pässe und Möbel-Contracte; ein schwarzer, mit Chenille durchzogener Schleier muß der Verliererin sehr viel werth sein, denn es wird eine hohe Belohnung versprochen; in welche feste Bande kann der ehrliche Finder durch dieses leichte Gewebe gerathen? Eine ganz unglaubliche Menge von Pelzkrägen, Pelz-Pellerinen und Pelz-Palatinen ist im Februar a. c. verloren worden, die meisten in der Louisenstraße, erklärlich genug übrigens, die von Kunstenthusiasmus glühenden Damen vermißten bei der Rückkehr aus dem Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater die Pelzhüllen gar nicht. Ein mit Spitzen besetztes „Einsegnungs-Taschentuch" mit dem Namen „Bertha" gestickt, welcher Fund für einen jungen Commis, oder Applicanten! er wird es nicht zurückgeben trotz der versprochenen „anständigen Belohnung", denn welche wunderbaren Liebesaffairen mit Herzoginnen, Comtessen und Baronessen (unter Baronesse liebt der echte Ladenschwengel nie) kann er da seinen Collegen vorlügen, jeden Zweifel an der Wahrheit mit dem Berthagestickten Spitzentaschentuch siegreich aus dem Felde wedelnd. Charakteristisch ist gewiß auch, daß die meisten der verlorenen Schmucksachen unecht sind, Siegelringe, Tuchnadeln, Broches, Ketten, Alles unecht. Dergleichen Dinge werden am häufigsten auf dem Wege nach dem Kroll'schen Etablissement, oder von da zurück verloren. Für die Rückgabe einer verlorenen Cigarrenspitze von Bernstein wird in auffallend großen Lettern eine „sehr gute" Belohnung versprochen. Der Verlierer ist gewiß ein alter Junggeselle! Eine treue Mutter dagegen bietet eine angemessene Belohnung für einen verlorenen Kinder-Gummischuh, je angemessener die Belohnung, desto kleiner dürfte sie ausfallen. Porte-Monnaies werden entsetzlich viel verloren, aber gewöhnlich ist nur sehr wenig Geld darin, in einer ganzen Reihe von Intelligenzblättern fanden wir nur zwei, die mehr als einen Thaler enthielten. Geldbörsen kommen nur sehr selten vor, kommen sie aber vor, so sind sie immer von grüner Seide und enthalten Goldstücke. Ein Zeichen, daß das Porte-Monnaie total gesunken ist und daß die höheren Stände zu dem alten Geldbeutel zurückgekehrt sind. Bücher werden nur selten verloren, auffallendes Unglück scheint man in Berlin mit botanischen Büchern zu haben, ein volles Viertel der im Monat Februar verlorenen Bücher gehört der Botanik an, ein botanisches Buch will sogar im Opernhause verloren gegangen sein — wollte ein Fachgelehrter etwa die Blüthen der Bühne, oder die Blumen in Logen und Parquet nach Linné classificiren? Wir wären auf die Klasse der Cryptogamen neugierig.

Doch genug, bei einem späteren Streifzuge durch das Intelligenzblatt gedenken wir unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Wohnungs- und Vermiethungs-Anzeigen zu richten, die ein ganz besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Deutsche Wochen- und Monatsschriften.

Friedrich Ludwig Jahn. — Uhlich. — Ludwig Simon. — Drei Bücher und drei Perioden deutscher Geschichte. — Willibald Alexis über Jahn. — Die Grenzboten über Uhlich. — Herr Pröhle.

Unsere deutschen Wochenschriften beschäftigten sich in den letzten Wochen mit einer Reihe von Büchern und Menschen, welche der Gegenwart noch sehr nahe liegen und einer ausführlicheren Betrachtung wohl werth sind. Wir nennen davon nur die Namen Uhlich, Ludwig Simon, Ludwig Jahn. Drei neue Bücher waren es, durch die diese Namen sich aufs Neue bemerklich machen: „Uhlichs zehn Jahre in Magdeburg", „Aus dem Exil. 2 Bände von L. Simon" und „Friedrich Ludwig Jahn. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse von Heinrich Pröhle." Wir haben es hier zugleich mit drei Perioden der deutschen Entwicklung zu thun, mit der Epoche der Freiheitskriege, dem rationalistischen Vorzeitalter der Revolution und mit der Revolution selbst.

Friedrich Ludwig Jahn ist eine recht merkwürdige Gestalt der ersten dieser drei Perioden. „Es war nichts Sentimentales und nichts Tragisches in dem ganzen Mann", sagt Willibald Alexis in einer eben erscheinenden Anzeige der Biographie in den „Blättern für literarische Unterhaltung", „seine gesunde, derbe, Tilleulenspiegelsche deutsche Bauernnatur überwog Alles." Es ist damit der Grundzug Jahns in Kurzem ganz gut gezeichnet. Er war ein altmärkischer Bauersmann (sein Vater war Pfarrer an der hannoverschen Grenze), er ist das sein Lebtag geblieben. Ein starkes Unabhängigkeitsgefühl hatte er von seiner stillen Sandscholle an der Elbe mit sich genommen, dazu kam trotz Verschlagenheit, Mißtrauen, daneben Derbheit und Haß vor der Sitte der feinen Bildung, alles wie wir es beim Bauer zu finden gewohnt sind. In seinem Wesen war dabei eine unruhige Ader, ein abenteuerlicher Zug, der ihn als jungen Menschen schon auf die Wandrung und auch etwas ins Wüste trieb. Diese Unruhe hinderte ihn auch daran, irgend etwas gründlich zu lernen, und machte es ihm später unmöglich, irgend etwas Festes zu begründen, irgend etwas Zusammenhängendes zu schreiben. Und doch gelang ihm zu bestimmter Zeit viel, und wenn wir ihn des Einflusses wegen, den er in der That eine Weile hindurch auf Jünglinge und Männer ausübte, auch nicht, wie W. Alexis thut, mit Luther vergleichen wollen, so ist es doch wahr, daß seine Anhänger geradezu auf ihn schworen. „Das war allerdings", sagt Alexis, „der Weg, den die Wunderthäter aller Zeiten einschlugen und einschlagen mußten, an ihre Person einen Heiligenschein zu knüpfen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten; in der deutschen Nation aber ist er seit den letzten Decennien oder schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit den Zei-

ten, wo die Kritik über den Glauben vollständig gesiegt hatte, ein kaum mehr zu betretender gewesen." Was heißt das, daß die Kritik über den Glauben vollständig gesiegt hat? Wie kann ein gebildeter Mann und ein angesehener Schriftsteller sich mit solch einer Phrase zufrieden geben? Was war es für ein Glaube, den Menschen wie Jahn in Anspruch nehmen mußten, um sich in ihrer Wunderthäterstellung zu behaupten? War das derselbe Glaube, gegen welchen die moderne Kritik sich gewandt hat? Der Glaube, den Jahn verlangte, war die Leichtgläubigkeit verworrener Seelen, welche eine dunkle Sehnsucht nach einem geschichtlichen Deutschland hatten und sich vom alten Jahn statt desselben eine hohle Abstraction aufbinden ließen. Der rechte Glaube an die Persönlichkeit hat dem deutschen Volke, voran der deutschen Jugend, weder im Freiheitskriege noch später gefehlt, und den eigentlichen Helden des Freiheiskrieges blieb dieser Glaube auch stets erhalten. Aber Jahn gehört eben nicht zu ihnen, er war nur als Intermezzo und als eine untergeordnete Gestalt zu gebrauchen, und was er gethan hat, ist in den ersten Jahren nach dem Kriege, wie in den letzten vor demselben überschätzt worden. Allerdings er schuf die Turnerei, für die er auch den Namen erfand, er impfte Franzosenhaß in die Seelen der Knaben und Jünglinge, er feuerte sie an, als Streiter in die Kriegsreihen des Befreiungskrieges zu treten, er begeisterte sie für die reine deutsche Sprache.... Die durch Weichlichkeit und Unsitte entnervten Körper durch Leibesübungen, naturgemäße Kost wieder zu stärken, um der Zukunft ein gesundes Geschlecht zu übermachen, war nur zu loben, aber die Uebungen in der Gymnastik dehnten sich bis nahe an Seiltänzerkunststücke aus, und er verlangte dafür so viel Zeit, daß die übrigen Studien und was man sonst zum Leben für nothwendig hält, darüber zu kurz gekommen wären. Der Haß, den er gegen die Franzosen predigte, hat zur Zeit wunderbar gewirkt, aber er ward zur Chimäre, der Bildung und Humanität Hohn sprechend und so barock und widerwärtig in der spätern Zeit, als die Franzosennachäfferei in der schlimmsten Zeit. Sein Deutschthum war, nach dem Berliner Ausdruck, mehr ein Deutschthun als ein Deutschsein; denn seine Studien des deutschen Seins und Wesens, der Geschichte und der Sprache und ihrer Entwicklung waren nicht an den Quellen, sondern in seiner immer sprudelnden Phanthasie geschöpft.

Zu seiner größten Bedeutung kam Jahn in Berlin, und da W. Alexis auch zu seiner Turngemeinde in jenen bedeutungsvollen Jahren gehörte, so ist es uns interessant, ihn darüber zu hören:

„Es war ein Taumel", schreibt er, „wie er unter allen deutschen Städten nur in Berlin möglich war, der die Jugend plötzlich für das Turnerwesen gefaßt hatte. Man mußte hinaus in die Hasenhaide; man mußte sich in Hosen und Jacke von grauer ungebleichter Leinwand werfen, man mußte das Halstuch abthun und den weißen Hemdkragen umkrämpeln; man mußte Allem,

was an Luxus streifte, plötzlich entsagt haben, denn es stammte ja aus Frankreich. . . Vielen Söhnen aus den höhern Schichten der Gesellschaft, manchem zarten Muttersöhnchen ward das sehr schwer, aber gegen den Strom zu schwimmen, war noch schwerer, und seitdem auch einzelne Lehrer mit den Schülern hinauszogen, die Directoren der Gymnasien zur Theilnahme ermunterten, Staatsbeamte sich auf dem Turnplatz zeigten oder selbst mitturnten, die höchsten Personen in ihren Equipagen und mit Gefolge gelegentlich den Uebungen zusahen, war ein Widerstand kaum möglich. Eine neue Mode hatte die alte beseitigt, und der Puritanismus des Turncomments herrschte in der Capitale der feinen und gelehrten Bildung — auf einige Zeit! Auch der Schreiber dieses (W. Alexis) war Turner geworden, weil es eben so sein mußte, weil aus der ganzen Gymnasialklasse, der er angehörte, nur die Gebrechlichen und ganz Schwachen zurückblieben, weil die Lehrer sagten: da erwarteten sie das Heil der Zukunft, und von den Schülern einer zum andern: das verstände sich von selbst. Ich knöpfte mich zwar nicht in den schwarzen Rock und ließ auch mein Haar nicht über das Maß wachsen — das war eben nur das Zeichen der Erwählten —, aber in ungebleichter Leinwand von Kopf bis Fuß ging ich auch Mittwochs und Sonnabends Nachmittags in die Hasenhaide, schwang mich dann und wann am Reck und erhielt die Einkaufsmarke, das Patent oder die Matrikel des Turnerthums, die auf ungegerbtem Rindsleder geprägte Medaille mit den drei Jahreszahlen des Hermannssieges in der Teutoburger Schlacht, des Sieges Heinrich des Voglers in der Ungarnschlacht und des ersten Turniers in Deutschland. Aber mehr habe ich davon nicht gehabt."

Die Jahnsche Richtung und die burschenschaftlichen Bewegungen, die sich daran schlossen, waren nichts als ein ganz trockener und seichter Rationalismus. Jahn und die seines Gleichen waren, gingen so weit, um aus starken Muskeln und groben Redensarten den Grund einer Nationalität herstellen zu wollen. Alle seine Sonderbarkeiten, z. B. sein Vorschlag, eine deutsche Hauptstadt in der Mitte Deutschlands zu gründen, eine funfzehn Meilen breite Wildniß von der Schweiz bis Holland gegen Frankreich herzustellen und diese mit allerlei wilden Thieren zu bevölkern, sind Spuren einer solchen dürren, ungeschichtlichen Verstandesklügelei. Auf diese Weise repräsentirt Jahn eine Vermittlung zwischen dem Rationalismus vor und dem nach den Freiheitskriegen, und so sehr er sich auch gegen alle Nachahmungen in der Staatsverfassung gegen Frankreich streubte, so ist doch von seinem ungeschichtlichen Verhalten zur Vergangenheit Deutschlands bis zu den rationalistischen Constitutionellen der Dreißiger Jahre und bis zu den rationalistischen Theologen der Vierziger Jahre nur ein Schritt. Auch die Letzgenannten wollten von der Geschichte und ihrem normativen Inhalt nichts wissen; das Quentlein Vernunft, das sie auf dem Wege einer sehr zweifelhaften

Bildung geübt und entwickelt hatten, also ein ganz kleines Stück geschichtlicher Errungenschaft, sollte ihnen die Ausbeute vieler Jahrhunderte ersetzen.

Uhlich, der Hauptvertreter dieser theologischen Richtung, macht eben wieder durch Herausgabe eines Buches: „Zehn Jahre (1845—55) in Magdeburg“ von sich reden. Ganz offen schreibt ein liberales Organ, die „Grenzboten“, heute in Betreff seiner Agitation: „Daß die lichtfreundliche Bewegung der 40er Jahre nur in sehr eingeschränktem Sinn eine religiöse genannt werden kann, darüber wird man kaum mehr im Zweifel sein. Es nahmen zwar einige Männer daran Theil, die aufrichtig an dem alten Rationalismus festhielten und im besten Glauben handelten, durch ihre Agitation das ursprüngliche Christenthum vor den Neuerungen der jungen Orthodoxie zu retten, allein die Masse der Lichtfreunde ging von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus, und das war für den Fall entscheidend, da es sich durchaus um eine Massenbewegung handelte. Den Führern derselben kommt nur in sofern eine Bedeutung zu, als sie laut und unbefangen das Bewußtsein der Masse ausdrückten. Uhlich's Bedeutung ruht lediglich darin, daß er genau so dachte, wie die Masse, die eigentlich nur denkt, d. h. raisonnirt, um sich der Gedanken zu erwehren. Uhlich ist unzweifelhaft ein höchst wohlmeinender Mann, von einem unruhigen Thätigkeitsdrang, der aber keinen wirklichen Inhalt hat, der jene Unermüdlichkeit besitzt, die heute sagt, was sie gestern sagte. Seine unbefangene Bonhommie würde zuweilen ganz liebenswürdig sein, spräche sich in den Gedanken des Mannes nicht eine so entsetzliche Trivialität aus.“ Diese Charakteristik, obgleich sie nur negativ gehalten ist, verdient doch Beifall.

Uhlich war bekanntlich seit seinem 30. Jahre, seit 1828, Pastor zu Pömmelte, hatte seit 1841 die Versammlungen der protestantischen Freunde in's Leben gerufen und wurde 1845 von der rationalistischen Katharinengemeinde in Magdeburg als Pfarrer berufen. Er schwankte im Anfang, ob er noch die alten Glaubensartikel vortragen sollte. „Die beiden Gedanken,“ schreibt er in der eben citirten Schrift, „daß ich die Männer, die mich gewählt, nicht gleich von Anfang in den brennenden Kampf hineinziehen, und daß ich den neuen Wirkungskreis nicht sofort durch einen so auffallenden Schritt gefährden dürfe, bestimmten mich. Die Strafe dafür habe ich allsonntäglich getragen. Was half mir's, daß ich stets begann: „Das alte Glaubensbekenntniß lautet &c.“ Mein Gewissen sprach, es ist nicht wahr, was du da sagst, und du sagst es grade an der Stelle, wo du am heiligen Reich der Wahrheit zu bauen ausdrücklich berufen bist.“ 1847 aber kam es zum Bruch, und die Zeit der freien Gemeinden begann. Uhlich selbst scheint heut über diese Gemeinden ernüchtert zu sein. Er schreibt unter Anderm: „So sehr hatte die Sache das Volk angeregt, daß in gar manchem Dorfe, wenn Wahlen oder Stolgebühren oder dergleichen Dinge Unzufriedenheit erweckten,

sofort, die Aeußerung laut wurde: Wir wollen eine freie Gemeinde bilden.“ An einem andern Orte sagt er: „Bei den Anfechtungen, die wir jetzt eine nach der anderen erlebten, hatten wir vielfache Gelegenheit, zu merken, wie wir im Publicum standen. Es hatte uns so ziemlich vergessen. Wenn durch irgend ein Ereigniß sein Auge auf uns gelenkt wurde, so war in vielen Gemüthern die Frage: sind denn die auch noch da?“

Einen unumstößlichern Belag für die Richtigkeit des Urtheils, welches das Ministerium Eichhorn über Uhlich und Consorten gefällt hat, kann es nicht geben, als den in diesem Buche enthaltenen. Uhlich muß selbst gestehen, daß eine rohe Oppositionssucht der Masse die Woge war, der sich der sonst so lendenlahme Rationalismus anvertraute, und auf der er plötzlich zu Kräften und Zukunft gekommen zu sein schien. Die Woge ist inzwischen längst nach anderer Richtung weitergerollt, und die freien Prediger von 1847 liegen auf dem Trockenen, wohin sie gehören.

Früher oder später geht es Allen so, die sich dieser Woge anvertrauen. Ludwig Simon von Trier ist uns dafür ein deutliches Beispiel. Er war preußischer Landwehr-Lieutenant und Jurist, als er voll von phantastischen Ideen nach Frankfurt a. M. ging und sich auf die äußerste Linke der Paulskirche setzte. Er gehört nicht zu den satanischen Geistern der Zerstörung, er ist ein Heißsporn des Radicalismus, der auf rheinischen Universitäten, obgleich alter Corpsstudent, doch radicalem Gifte ausgesetzt war und von ihm durchweg inficirt wurde. Die unglückselige rheinische Schwätzerei, die selbst bessere Geister endlich flach und leichtgläubig macht, hat auch ihm unendlich geschadet. So kam er von Frankfurt nach Stuttgart, von Stuttgart als Flüchtling nach der Schweiz, und so lebt er jetzt als Commis bei Königswarter in Paris. In seinem Buche finden wir eine Stelle, welche das verrückte Treiben der Flüchtlinge in der Schweiz und ihre Putschversuche überraschend schildert: „Ich gestehe offen, daß es sich mit meinem Stolze nicht verträgt, den Leuten (in Deutschland) ohne Unterlaß darzuthun, daß ihre Lage unerträglich sei, während sie mir täglich beweisen, daß sie dieselbe noch sehr gut zu ertragen vermögen.“ Einen besonderen Eindruck machte uns auch die folgende Stelle des Buches: „Was ich in den ersten Tagen nach dem Frankfurter September-Aufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswald’s und Lichnowsky’s bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschreiten, um zu gewohnter Stunde im Parlamente zu sitzen; als der Antrag auf Verhaftung in’s Parlament kam und selbst sonst ordentliche Leute vor mir ausspuckten, — was ich damals ausgestanden, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht.“ Aber haben diese inneren Schmerzen des Mannes damals auf seine Ansichten irgendwie eingewirkt? Verstand er auch nur ihren Inhalt logisch zu entwickeln, sich

Rechenschaft zu geben von diesem Widerstreben des Gemüthes gegen die Abstracta seiner sogenannten Ueberzeugung? Wir finden davon im ganzen Buche keine Spur. Auch er wird, wie Uhlich, von der Masse mit fortgerissen, auch er hat nur in sofern, als er der Masse für einen Augenblick eine Fahne und ein Feldgeschrei bieten kann, eine Bedeutung, nachher wirft ihn die Woge auch auf den Sand. Man sieht an dem Buche Simon's „Aus dem Exil" deutlich, wie viel ihm die Masse, die revolutionäre Woge, war. Sie fehlt ihm gegenwärtig, und damit ist ihm denn auch der bedeutendste Zug seiner politischen Physiognomie entschwunden.

Im Jahre 1848 war er als erster Tribun der Masse genannt, seine Beredtsamkeit soll bestechenden Glanz und eine gewisse Gewalt der Gluth gehabt haben, heut ist er ein unbeholfener, in Prosa und Vers gleich langsamer Redner, man merkt es ihm an, daß ihm das Echo fehlt, an dem er sich vor sieben Jahren stärkte. Sein Buch ist merkwürdig leer und ohne Farbe und Schwung. Auch das von Uhlich ist matt und flach, wie Alles, was von dem Manne aus Pömmelte kommt. Besonders lesenswerth ist endlich das Buch von Pröhle auch nicht. Pröhle ist ein Stückarbeiter. Ueber seinen Fleiß kann man nicht klagen, aber dieser allein genügt doch nur in ganz niederer Thätigkeit. Er hat durch Sammlungen von Sagen und Märchen sich bekannt gemacht und von den Freunden des Harzes dafür manchen Dank verdient, er hat sich denn auch in einem Volkslesebuche unterfangen, den alten Justus Möser zu verunehren — und wir wollen darum gegen ihn nicht weiter hart werden, denn er versteht von solchen Dingen beim besten Willen nichts —, er hat endlich in dieser Biographie, die bei der Unbedeutendheit ihres Helden und bei der Verkettung mit dem gesammten Volkszustande jener Zeit recht eigentlich hätte die Darstellung einer Richtung werden müssen, nur verworrenes Material gegeben, das der Geschichtsschreiber aber auch nur hier und da und mit Vorsicht wird benutzen dürfen. Billig muß man übrigens darüber erstaunen, daß so manche Dinge von und über Jahn, die Jeder, der in den vierziger Jahren auf einer mitteldeutschen Universität studirte, kennt, z. B. daß Jahn 1846 und 1847 sich große Mühe gab, überall das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" zu verbreiten u. s. w., in diesem Buche gar nicht erwähnt sind.

Tages-Ereignisse.

Wohl durfte man auf die Berathung des Etats der Militair-Verwaltung im Hause der Abgeordneten gespannt sein, welche am 28. März stattgefunden hat. Alle Welt, mit Ausnahme sehr weniger

Individuen, ist überzeugt, daß die jährliche Steigerung der Ausgaben auf die Dauer nicht durchzuführen sei, und nothwendig Ersparungen eintreten müssen, wenn nicht die Substanz des Volksvermögens angegriffen werden soll. Lange schon ist es Gebrauch, über den Heeraufwand zu seufzen, einfach, weil er den bedeutendsten Posten der Gesammt-Ausgabe bildet. Obgleich nun gerade bei ihm strenge Sparsamkeit vorwaltet, was vielleicht nicht von allen Capiteln des Budgets in gleichem Maße zu sagen ist, so konnte man doch einem Angriff darauf, oder gar einer eingehenden Besprechung mancher Ansätze entgegensehen, wozu der Stoff nicht gänzlich mangelt.

Davon war aber in dem hohen Hause gar nicht die Rede. Etwas früher hatte Graf Schwerin erklärt: die linke Seite sei überzeugt, daß eine Verminderung der Ausgaben, namentlich bei der Polizei- und Militair-Verwaltung (nicht auch bei anderen?) ausführbar wäre. Sie stelle aber keinen desfallsigen Antrag, weil ihre Ansichten ohnedies bekannt seien und überdies sicher nicht die Majorität gewinnen würden; man überlasse daher den Gegnern, mit Ersparniß-Vorschlägen hervorzutreten, und werde sie gern unterstützen. Ob eine Erklärung solcher Art dem Patriotismus entspricht, welchen bekanntlich die linke Seite in Erbpacht genommen hat, wagen wir nicht zu entscheiden.

Wäre damit die Sache abgethan gewesen, so hätte man wenigstens Zeit erspart, und diese ist auch Geld, namentlich bei Kammern mit Diäten. Indeß der Abgeordnete Harkort konnte den Strom seiner körnigen Beredtsamkeit nicht zurückhalten, und gab folgende Salve: „Früher hatten wir eine wahrhafte Volksbewaffnung, jetzt scheint sich bei der Regierung die Tendenz eingeschlichen zu haben, die Offizierstellen überall nur dem Adel anvertrauen zu wollen. . . . In den Jahren 1813 bis 1815 war fast die Hälfte der Offiziere bürgerlichen Standes, heute ist keine Spur mehr von diesem Verhältniß vorhanden.“ — Entweder hat der ehrenwerthe Abgeordnete keinen deutlichen Begriff von demjenigen, was ein Volksheer constituirt, oder er steht auf gespanntem Fuße mit der Logik; ob die Offiziere dem Adel angehören oder nicht, darauf kommt durchaus nichts an, wenn sie nur dem Volke im allgemeineren Sinne angehören. Während des Krieges von 1813 bis 1815 bestand die Hälfte der Offiziere aus Nichtadeligen, weil das Heer zur größeren Hälfte aus Landwehren bestand, und außerdem sehr viele freiwillige Jäger zu Offizieren befördert wurden. Der Redner hätte ziemlich das Gleiche in Bezug auf die nächstfolgenden Jahre behaupten können, weil eine Unzahl jener Landwehr-Offiziere den Linien-Regimentern zugetheilt (aggregirt) wurden, bis der enorme Aufwand nothwendig machte, das Auskunftsmittel des Inactivitäts-Gehaltes zu ergreifen.

Anerkennung verdient, daß Graf Schwerin sofort die unpassenden Aeußerungen berichtigte. Diese Censur trifft einen erheblichen Punkt ganz richtig, ohne anderweite Erörterungen unnütz zu machen, und da

die Angelegenheit einmal öffentlich zur Sprache gebracht worden ist, mögen sie hier Platz finden. Geht man genau auf den Gegenstand ein, so ergiebt sich, daß die überwiegende Mehrzahl der jüngeren Offiziere nichtadeliger Geburt bei der Infanterie und Cavallerie aus Söhnen von Offizieren besteht, die ganz naturgemäß von Jugend auf den Beruf des Vaters als den ihrigen ansehn. Wohlhabende Industrielle würden es für eine Art von Blödsinn halten, ihre Nachkommen einem Stande zu widmen, der so geringen materiellen Wohlstand darbietet. Eben so denken die allermeisten Civil-Beamteten, welche nur ausnahmsweise einem Sohne gestatten, seiner Neigung für den Kriegsdienst zu folgen.

Uebrigens möge Herr Harkort sein Mitgefühl mäßigen, denn die Sache steht bei Weitem nicht so übel, als er vielleicht glaubt. Allerdings mangelt uns die Muße, in der Rangliste die nichtadeligen Hauptleute, Rittmeister und Lieutenants zusammen zu zählen; hinsichtlich der höheren Befehlshaber, wo die Arbeit natürlich kürzer ist, haben wir sie unternommen und folgendes Ergebniß gefunden. Nicht adeliger Geburt sind heute in der Armee: 2 General-Lieutenants, 9 General-Majors, 22 Obersten und Regiments-Commandeure, außerdem 1 General, 2 General-Lieutenants, 4 General-Majors, welche persönlich, und 1 General, 2 General-Lieutenants, 1 General-Major, deren Väter geadelt wurden.

Eine schalkhafte Hindeutung des Redners auf die Ueberzahl bürgerlicher Officiere bei der Artillerie und dem Ingenieur-Corps hat die Linke des hohen Hauses pflichtmäßig bejubelt, damit indeß nur überflüssigen Mangel an Sachkenntniß dargethan. Vorlängst, d. i. in Zeiten, wo von einer Offizier-Prüfung nirgend die Rede war, befanden sich nur wenige Officiere adeliger Geburt (weniger als dermalen) bei beiden Waffen-Gattungen, und hier trat genau dasselbe Verhältniß ein, wie oben hinsichts des Fußvolkes und der Reiterei berührt ward: die Söhne folgten dem Beruf des Vaters. Dasselbe besteht heute noch, und es wäre, gelind ausgedrückt, leichtfertig, wenn man das Bangen vor der sogenannten Berufs-Prüfung (die übrigen sind für alle Waffen gleich) als Motiv für einen ganzen Stand bezeichnen wollte. Einerseits hält die Natur des — namentlich bei der Artillerie sehr schweren — Dienstes Manchen ab, andererseits ist das bessere Gehalt und der Umstand, daß bis zum Hauptmann die Beförderung rascher geht, ein Motiv für viele unbemittelte Väter, ihre dienstlustigen Söhne der Artillerie und dem Ingenieur-Corps zuzuführen.

Sollte Herr Harkort auf Zustimmung oder gar Dankbarkeit der betheiligten Offiziere rechnen, so befindet er sich in einem starken Irrthume. Sicher in ihrem Selbstgefühl und durch eine oberste Leitung, die beim Soldaten vor Allem die militairische Tüchtigkeit in's Auge zu fassen gewohnt ist, halten sie eine Protection, wie die dargebotene, nicht allein für unnütz, sondern für ungehörig.

Es konnte nicht fehlen, daß die Erscheinung fremdländischer Werbungen an den Grenzen des Staates, namentlich in Preußen, eine Abwehr hervorrief. Wir haben schon im Beginn des englischen Handels mit Menschenfleisch auf Helgoland, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken gesucht, daß Preußen eine dringendere Pflicht zur Abwehr solcher Uebergriffe hat, als jeder andere Staat, weil es eine allgemeine Dienstpflicht besitzt und ein großer Theil seiner Bewohner durch die Fundamental-Organisation des Heeres bereits militairisch ausgebildet worden ist, der fremden Speculation auf Futter für Pulver also eine unverhältnißmäßige Lockung bietet. Daß die neuesten Gesetze gegen das Austreten Militairpflichtiger und gegen beurlaubte Landwehrmänner, welche ohne Consens auswandern, nicht genügen und vollkommen unfähig sind, dem Uebel zu steuern, braucht kaum erwähnt zu werden, denn jene neuesten Gesetze stammen aus dem Jahre 1848 und verdanken liberaler Ideologie ihre Entstehung. Nichts aber hat sich noch bis jetzt bewährt, was Legislatorisches aus jenem Schmachjahre herstammt, und nichts wird sich bewähren, was liberale Anwandlungen überhaupt schaffen. Es ist freilich zu bedauern, daß das Gesetz gegen den Austritt militairpflichtiger beurlaubter Landwehrmänner erst jetzt erscheint, wo viele Tausend Leichtgläubiger bereits die ganze Tragweite ihres rasch gethanen Schrittes erkannt und wo der Frieden dem Unwesen jener Werbungen ein rasches Ende machen wird. Indessen das Gute kommt immer noch zu rechter Zeit, und so begrüßen wir das Gesetz vom 10. März dieses Jahres mit besonderer Freude. Daß es unserer Auffassung des Gegenstandes Recht giebt und durch sein Erscheinen abermals eine der liberalen Ausgeburten der Gesetzgebung des Jahres 1848 wegwischt, ist, neben der Freude über die Sache selbst, auch noch eine besondere Genugthuung für uns.

Ist „le Nord" in Brüssel wirklich ein russisches Blatt — so ist die Sprache, die es seit dem ersten Beginne der Friedensgerüchte geführt, eine sehr nachdenkliche, denn sie predigt und lobsingt eine französisch-russische Allianz aus allen Registern. Beide Nationen sind edel und großmüthig, die kaiserlichen Herrscher beider sind edel und großmüthig, die Absichten an der Seine und an der Newa sind edel und großmüthig. Die Armeen haben sich eigentlich nicht geschlagen, sondern nur ein Duell ausgefochten und wenn Frankreich und Rußland sich nur verständigen wollten, so würde Europa einer neuen auch edlen und großmüthigen Entwickelung entgegengehen. Von England ist aber so wenig die Rede wie von Sardinien und der Türkei. Daß dabei auch von Deutschland dabei nicht die Rede ist, scheint weniger in geographischer Unkenntniß, als in politischem Uebersehen seinen Grund zu haben. So wenig aber Deutschland geneigt gewesen ist, auf Combinationen einzugehen, die dem einen der künftigen Alliirten zum Schaden dienen könnten, so wenig dürfte es auf eine Combination eingehen, die beiden zu

ausschließlichem Vortheil und dem ganzen übrigen Europa zum Schaden gereichen könnte. Hören wir die Herzenswünsche des „Nord“:

„In der neuen Aera, die den Pariser Friedens-Conferenzen folgen wird, erblicken wir die vollkommenste Garantie für das künftige europäische Gleichgewicht. Auf der einen Seite wird Rußland in den Erfahrungen der beiden letzten Jahre genügenden Grund finden, nichts zu thun, was ihm die vereinte Kraft Frankreichs und Englands gegenüber stellen könnte. Auf der anderen Seite wird die feste Einigung des Continents und das Bündniß aller europäischen Flotten die ehrgeizigen Anwandlungen Englands, die man seiner Politik vorwirft, im Zaume halten.“

„Wir gehen sogar weiter und behaupten, daß wenn die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland, wie sie aus der gegenwärtigen Krise hervorgehen werden, schon früher so bestanden hätten, der Krieg den wir stets beklagt, gar nicht möglich gewesen wäre. Durch Vertrauen und Neigung zu einander hingezogen, sich gegenseitig besser kennend und schätzend, würde sich eine leichte Lösung der Frage über die heiligen Stätten haben finden lassen. Ja die Mißverständnisse darüber wären überhaupt gar nicht eingetreten. Beide wären davor zurückgeschreckt, den Degen aus der Scheide zu ziehen, die freundschaftlichen Verhältnisse zu brechen, und Frankreich insbesondere würde keine unnützen Garantien in der Zerstörung der russischen Flotten und Häfen des Schwarzen Meeres gesucht haben, in denen es eigentlich ein nothwendiges Element für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts aller Seemächte erkannt haben müßte.“

„Was aber die Vergangenheit nicht vermocht, das wird die Zukunft zu Stande bringen, und diese Hoffnung ist es, welche uns die neu beginnende Aera so freudig begrüßen läßt. Wenn sie hält, was sie verspricht, so gehört die Ehre dafür ausschließlich den beiden Souverainen, von denen der Eine den Krieg in jenen gerechten Grenzen zu halten gewußt, aus denen noch ein ehrenhafter Friede hervorgehen kann, und von denen der Andere dem Glücke seines Volkes und der Ruhe Europas seine persönlichen Gefühle zum Opfer gebracht.“

Dieser und eine ganze Reihe von anderen Artikeln, welche der „Nord“ seit Wochen gebracht, sind eben so geschickt undeutlich als ungeschickt deutlich. Deutschland diente nur so lange, als es die erbitterten Kämpfer auseinander hielt. Wenn jene beiden edlen und großmüthigen Nationen sich aber über den kleinen Fleck Erde zwischen Rhein und Weichsel hinweg künftig die Hand reichen, dann scheint Deutschland in der Anschauung des Brüsseler Blattes nicht mehr vorhanden oder nöthig zu sein. Es sind das Schatten kommender Ereignisse, die sich vielleicht etwas lang vorauswerfen, immer aber das Heraufziehende ankündigen.

Ungläubig reibt man sich die Augen, wenn man in sämmtlichen Berliner Zeitungen einen äußerst gewissenhaften Bericht über den „Märzkämpferfond“ liest, von welchem im vergangenen Jahre 106 Personen laufende und extraordinäre Unterstützungen erhalten haben, zusammen mit nicht weniger als 6892 Thalern, was auf jeden Märzkämpfer circa 60 Thaler ausmacht, ein ganz hübsches Stipendium für Rebellion. Die wohlthätige Fürsorge des „Märzkämpferfonds“ geht nach Angabe der Zeitungen sogar so weit, daß mehrere Empfänger sich außerhalb Berlins befinden, aber dessen ungeachtet die Aufmunterung und baare Anerkennung für das von ihnen oder ihren Verwandten Geleistete weiterempfangen. Das Factum steht allerdings in schneidendem Gegensatze zu der marmornen Gedenktafel an dem Bankgebäude, welche von „Revolte“ und „Meuchelmord“ spricht und für alle Zeit davon sprechen wird. Es wäre nicht unmöglich, daß unter den 106 Empfängern und namentlich denen außerhalb Berlins, sich auch einer oder einige Märzkämpfer befinden, welche den „Kampf“ gegen die Schildwachen vor dem Bankgebäude „frisch, fröhlich und frei“ gekämpft. Ursprünglich soll jener „Märzkämpferfond“ 120,000 Thaler betragen haben, gegenwärtig aber nur noch 27,600 Thaler vorhanden sein, die höchst achtungswerth sicher in 4½procentigen Berliner Stadt-Obligationen angelegt sind. Die Bezeichnung „Märzkämpfer“ erinnert unwillkürlich daran, daß auch einige Soldaten in jene Kämpfe verwickelt gewesen sind, und daß es doch eigentlich nicht übel wäre, wenn Diejenigen, welche den „Märzkämpferfond“ verwalten, sich erinnerten, daß es auch hülfsbedürftige Invaliden aus jener Zeit giebt, denen circa 60 Thaler jährliche Unterstützung nicht unwillkommen sein würden. Schade, daß die Vertheilung der Unterstützungen nicht mit angemessener Feierlichkeit geschieht, etwa vor der Denksäule im Invaliden-Park oder in feierlicher Sitzung einer derjenigen Körperschaften, welche den Empfängern der Unterstützungen für Auszeichnung beim Berliner Märzkampfe ihr Dasein verdanken. In der That, unter allen Anomalien in unserer daran so reichen Zeit ist diese gewissenhafte Rechnungs-Ablage über den „Märzkämpferfond“ in der Königl. Haupt- und Residenzstadt Berlin wohl eine der schreiendsten.

In Württemberg macht eine Königliche Verfügung die Wiederanstellung solcher Kirchen- und Schuldiener, welche in Folge der politischen Bewegungen des Jahres 1849 ihres Amtes entlassen worden sind, von der Bedingung abhängig, daß dergleichen Individuen bereit sind, eine genügende Erklärung über ihre politische Vergangenheit und Zukunft abzugeben. Der Ausführung oder vielmehr dem Nutzen dieser gewiß wohlgemeinten Bedingung dürften sich aber doch einige Schwierigkeiten entgegenstellen. Daß rebellische Kirchen- und Schuldiener im Jahre 1856 zu jeder nur irgend verlangten Erklärung bereit sein werden, in so fern sie dadurch eine Wiederanstellung erlangen können, das begreift

sich vollkommen, da doch anzunehmen ist, daß die betreffenden 1849 Eliminirten 7 Jahre später eingesehen haben, wie von der Freiheit kein Gehalt zu erzielen ist. Wie sie aber die verlangte Erklärung über Vergangenheit und Zukunft irgendwie genügend formuliren sollen, das entzieht sich unserem Fassungsvermögen. Wenn eine solche genügende Erklärung über die Vergangenheit gegeben werden könnte, so würden die Herren Kirchen- und Schuldiener entweder gar nicht, oder sie würden ungerecht abgesetzt worden sein, und wenn sie im Stande wären, auch über ihre Zukunft eine genügende Erklärung zu geben, so würde eine Erklärung überhaupt gar nicht nöthig sein. Diese kleinen Schwierigkeiten werden indessen auf keine Weise störend in das Geschäft der abzugebenden Erklärungen eingreifen. Da es jetzt überhaupt Niemanden mehr giebt, der sich 1848 und 1849 etwas hat zu Schulden kommen lassen, sondern Alle nicht allein unschuldig gewesen sind, sondern auch jeder einzelne das Vaterland gerettet haben will, so werden die gewiß nur verleumdeten württembergischen Schul- und Kirchendiener nicht allein alles Mögliche erklären, sondern auch wieder angestellt werden.

Schon zeigen sich die ersten Symptome der Gereiztheit, welche zwischen Armeen, die zusammen gefochten, wie es scheint, unvermeidlich sind. Englische und französische Blätter beginnen einander vorzurechnen, was die eine besser gemacht, als die andere, auf welcher Seite die Vorzüge sich befinden, was an der anderen auszusetzen ist. Wir erinnern an die unerquickliche Polemik zwischen dem Herzoge von Wellington und den preußischen Generalen über die Disciplin bei den englischen und preußischen Truppen nach der Schlacht von Waterloo. Wir erinnern an die Stimmungen, die in der russischen und österreichischen Armee nach der ungarischen Campagne herrschten. Schon während der Krim-Campagne gab es manche Andeutungen, die eine solche Gereiztheit voraussehen ließen, und es bedarf wohl nur der Erinnerung an das Factum, daß die Engländer ihre Trancheen vor Sebastopol an die Franzosen abtreten mußten, um für die nächste Zukunft eine ganze Reihe von gegenseitigen Abrechnungen erwarten zu können. Vor der Hand begegnen die Franzosen den Plumpheiten der englischen Presse noch mit Höflichkeit, deren schneidende Glätte die innere Erregung ziemlich durchsichtig verhüllt. Man wird aber von beiden Seiten bald sehr viel deutlicher werden, und je plumper und absprechender die englische Presse ihren gewöhnlichen Neigungen folgt, je unangenehmer werden der ganzen Nation die Zurechtweisungen sein, die der militairische Stolz Frankreichs ihr giebt. Es giebt kein empfindlicheres Thema, als die gegenseitige Beurtheilung militairischer Leistungen, und wo der Vergleich so entschieden zum Nachtheile Englands ausfallen muß, ist es eigentlich nur zu verwundern, daß der Angriff auch hier wieder von England ausgeht, — obgleich man es eigentlich längst aufgegeben haben sollte, sich über Rohheiten,

Unschicklichkeiten und Wetterwendisches der englischen Presse zu verwundern. Zur Entente cordialissime zwischen den Verbündeten wird die jetzige nicht viel, und noch weniger die zu erwartende Polemik beitragen. So lange die Abrechnung nach dem Conto-meta-Geschäft sich noch in den Spalten der Zeitungen bewegt, wird sie vielleicht mit der Zeitung vergessen werden. Wählt sie aber erst das Buch und die Broschüre, so wird sie sehr bitter werden, und wie viele Federn mögen gerade jetzt beschäftigt sein, das Buch der neuesten Kriegsgeschichte zu schreiben.

Die Proteste der Türkei gegen Alles das, was zu ihrem Besten geschehen soll, nehmen nachgerade den Charakter einer fast rührenden Naivetät an. Sie will die „türkische Constitution“ trotz des Beifalls, den sie im liberalen Europa findet, doch lieber nicht mit in den Pariser Friedens-Tractat aufgenommen haben. Sie meint, es wäre doch wohl wünschenswerth, daß die künftige Stellung der geretteten Donau-Fürstenthümer nicht ganz der türkischen Souverainetät entzogen würde. Sie kann die Nothwendigkeit, die vorzüglichsten Plätze einstweilen noch durch befreiende Regimenter besetzt zu halten, nicht in solcher Dringlichkeit anerkennen, als dies in London und Paris geschieht. Sie deutet darauf hin, daß die Russen in Kars ihr eigentlich noch viel unangenehmer wären, als in Jassy und Bukarest. Sie hegt die Ansicht, daß Dardanellen und Bosporus denn doch immer der natürliche Eingang in das schwarze Meer bleiben, und daß es deshalb vorzugsweise ihrer Erlaubniß bedürfe, wenn man das schwarze Meer aller möglichen Schifffahrt öffnen wolle. Es machen diese post festum Wünsche, Klagen und unmaßgeblichen Erwägungen in der That den Eindruck einer krankhaft gereizten Stimmung, die so unmittelbar nach dem Siege eigentlich auffallen sollte. Die Türkei scheint gar nicht begreifen zu können, daß man ihr wirklich und bis auf's Aeußerste helfen will, daß man doch unmöglich ganz umsonst geholfen haben kann, und daß man den ganzen Kampf ja überhaupt nur begonnen hat, um der Civilisation zu einem Siege über die Barbarei zu verhelfen. Die Türkei sollte doch der „ungerechtfertigten und jetzt vergessenen“ Bewunderung Europa's einige Rechnung tragen und sich nicht über einfache „Consequenzen“ wundern.

Nach dem ersten Jubel über das russische Nachgeben und die erreichte „Demüthigung des Colosses auf thönernen Füßen“ fängt ruhigeres Nachdenken an, auch andere Leute zu klarerer Anschauung der Dinge gelangen zu lassen. Bomarsund, Nicolajeff, Sebastopol zeigen sich in dem Lichte, in welchem nur England und Frankreich, in stolzer Nachahmung aber die liberale deutsche Presse, sie bis jetzt nicht betrachtet. Von Anfang des Kampfes an hat Rußland durch das Zurückhalten seiner Flotte unumwunden erklärt, daß es seine Kriegs-Marine der ver-

einten englischen und französischen nicht gewachsen glaube, und, dauert das Bündniß zwischen England und Frankreich fort, so wird sie auch künftig ihnen nicht gewachsen sein. Was Rußland daher thut, ist nur consequentes Festhalten dieser Erkenntniß. Wenn die Schleifung des Nordforts von Sebastopol und die Demantelirung Nicolajeffs in Paris zugestanden würde, dann allerdings würde Rußland mehr zugeben, als sich vom unparteiischen Standpunkte aus ermessen läßt. Will Rußland künftig Kriegsschiffe bauen — und die Zeit wird kommen, wo das vielleicht einem der jetzt Verbündeten ganz willkommen ist — so kann das in Nord-Amerika besser geschehen als in Nicolajeff und Sebastopol, und soll das Schwarze Meer allen europäischen Handels-Marinen geöffnet werden, so wird man einige Tage nach dem ewigen Frieden und Freundschafts-Tractate die Schiffsbauer russischer Werften am Schwarzen Meere nicht hindern können, colossale Handels-Dampfschiffe zu bauen, die zur Noth eben so leicht für den Truppen-Transport herzurichten sein dürften, als es erweislich' englische und französische Handels-Dampfer gewesen sind. Hat Rußland während des Kriegs in ganz richtiger Selbsterkenntniß seine Flotte nicht gebraucht, so wird es dieselbe im Frieden noch weniger brauchen wollen. Die Sache ist also eigentlich genau auf demselben Flecke, wie sie vor dem Beginn des Kriegs war. Diese Anschauung überkommt nach und nach auch englische Staatsmänner; die Worte werden zwar immer größer, die Erfolge erscheinen aber täglich kleiner und werden in wenigen Jahren zu einem vollständigen Nichts herabgesunken sein. Außer dem vergossenen Blute und dem weggeworfenen Gelde wird nicht viel mehr als die Erinnerung übrig bleiben, daß Karl XII. und Napoleon I. es auch einst bereut, den Kampf mit Rußland begonnen zu haben.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehren-Ritter von Erxleben.

Herr Otto Ludwig Leopold von Erxleben, geboren zu Selbelang bei Brandenburg am 3. Januar 1788, war ein Sohn des Königl. Rittmeisters Herrn Otto Friedrich von Erxleben, Erb- und Gerichtsherrn auf Selbelang 2c. und dessen Gemahlin, der Frau Johanne Gottliebe von Schlieben. Von Kindesbeinen an, so zu sagen, zum Soldaten bestimmt, erhielt v. Erxleben nur seine erste Erziehung im elterlichen Hause durch Privatlehrer, denn schon in seinem zwölften Lebensjahre bezog er, um sich specieller für seinen Beruf auszubilden, die Ritter-Akademie zu Brandenburg und begann seine militairische Laufbahn, indem er 1805

als Cornet bei dem Leib-Carabinier-Regimente eintrat, welches damals zu Rathenow, Havelberg und Sandow in Garnison lag. Aus der unglücklichen Campagne von 1806 kehrte er als Lieutenant in das Haus seines Vaters zurück. Da sich v. Errleben durch die politischen Verhältnisse gehindert sah, seine militairische Laufbahn zu verfolgen, so widmete er zunächst seine Thätigkeit der Verwaltung der väterlichen Güter und wurde am 6. November 1808, in Folge einer Resignation seines Vaters zu seinen Gunsten, in einem außerordentlichen Capitel als minor a latere capituli introducirt, Domherr zu Brandenburg. Im Jahre 1810 übernahm er die väterlichen Erbgüter und vermählte sich im selben Jahre mit Fräulein Wilhelmine Henriette Agnese v. Werder, des Generals v. Werder, Erbherrn auf Gade, ältester Tochter.

Im Jahre 1813 gehörte v. Errleben zu den Ersten, welche, dem Rufe des Königs folgend, zu den Waffen eilten; er führte als Premier-Lieutenant die 3. Schwadron des 5. Landwehr-Ulanen-Regiments, in welcher namentlich auch die Leute von seinen eigenen Gütern standen. v. Errleben hatte Gelegenheit, sich unter den Generalen v. Putlitz, v. d. Marwitz und v. Hirschfeld rühmlichst hervorzuthun durch die heldenhafte Kühnheit, mit welcher er vor dem Feinde agirte. Er vollführte zwei glänzende Waffenthaten; einmal überfiel er eine in den äußeren Werken Magdeburgs stehende französische Feldwache, nahm die Mannschaft gefangen und vernagelte zwei Kanonen. Für diesen kecken Handstreich wurde v. Errleben zum eisernen Kreuz vorgeschlagen; er ist wohl Einer der ersten Landwehrmänner, die es erhalten haben. Später überrumpelte er, am 24. August 1813, mit dreißig Wehrreitern seiner Schwadron, meist Einsassen seiner Güter, die ihm freiwillig folgten, von Brandenburg aus eine 120 Mann starke französische Infanterie-Abtheilung bei dem Dorfe Zitz, zwang sie, die Waffen zu strecken, und brachte die Gefangenen glücklich nach Brandenburg. Die französische Compagnie-Fahne, so wie der Degen und der Ringkragen des französischen Capitains hängen noch heut zum Gedächtniß der schönen Waffenthat in der Kirche zu Selbelang.

Im März 1814 wurde v. Errleben Rittmeister; er nahm als solcher nach dem Frieden seinen Abschied aus dem activen Dienst und widmete sich der Bewirthschaftung seiner Güter mit großem Ernst und Eifer. Im Januar 1817 erhielt er durch die Resignation des Majors v. Werder eine Major-Präbende zu Brandenburg und wurde dadurch Mitglied des Dom-Capitels, dessen Vertreter er seit 1824 auf dem Communal-Landtage der Churmark eine lange Reihe von Jahren hindurch war. Eben so war v. Errleben lange Zeit Vorsitzender dieser Körperschaft, hier wie überall den Ernst und die Pflichttreue, die Umsicht und Entschiedenheit, die ihn auszeichneten, bewährend. Seinen Verdiensten fehlte auch die Anerkennung nicht: Seine Majestät verliehen ihm den Rothen Adler-Orden, zuletzt hatte v. Errleben die zweite Klasse dieses

Ordens mit Eichenlaub und 1830 den St. Johanniter-Orden, auch wurde er 1830 zum Major befördert. Am 30. September 1837 wurde der Domherr v. Errleben nach Abgang des Dechanten Grafen Henckel von Donnersmarck vom Dom-Capitel zum Dechanten des Hochstifts Brandenburg erwählt und durch Königliche Cabinets-Ordre vom 12. October 1837 in dieser hohen Würde bestätigt, die er bis zu seinem Lebens-Ende mit großer Auszeichnung bekleidet hat.

Bei der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg schloß sich v. Errleben der brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des ritterlichen Ordens an und bethätigte seine innige Theilnahme an der neu erweckten Thätigkeit auch durch die Spendung einer bedeutenden Summe für das Ordens-Krankenhaus zu Jüterbogk. Zum Sanct Johannistage 1855 war v. Errleben nach Berlin geladen zum Empfang des Ritterschlages, leider gestattete ihm seine zunehmende Kränklichkeit, er litt an der Brustwassersucht, schon damals nicht mehr, der ehrenvollen Aufforderung Folge zu leisten.

Am 29. Januar d. J. ist der wackere, patriotische Edelmann im Herrn entschlafen.

Aus seiner Ehe mit Frau Wilhelmine Henriette Agnes, geborenen v. Werder, die ihm bereits am 9. November 1852 in den Tod vorangegangen, hinterließ v. Errleben drei Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter Agnes ist seit 1849 Wittwe von dem Ober-Landesgerichts-Rath v. Schlieben zu Magdeburg; die zweite Frida ist die Gemahlin des Rittmeisters v. Itzenplitz auf Grieben in der Altmark; die dritte Betty die Gemahlin des Königlichen Kammerherrn, Domherrn v. Brand auf Tankow; der Sohn Otto v. Errleben, Erb- und Gerichtsherr auf Selbelang und Retzow, stand bis zum Jahre 1848, wo ihm der Verewigte die Verwaltung der Güter übergab, als Lieutenant beim ersten Garderegiment zu Fuß.

Liste

der Mitglieder der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

1854.

Richard, Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, Kammerherr und Legationsrath, auf Schlobitten, Kreis Preuß. Holland.

Mitglieder des Convents.

1. Botho Graf zu Eulenburg, Präsident der Regierung zu Marienwerder. — Schatzmeister.
2. Louis Graf v. Dönhoff, General-Major und Commandeur der 1. Cavallerie-Brigade. — Richter.
3. Gustav Graf v. Schlieben, Rittmeister a. D. und Erbamts-Hauptmann, auf Sanditten, Kreis Wehlau. — Werkmeister.

4. Emil v. Kunheim, General-Landschafts-Rath, auf Spanden, Kreis Preuß. Holland.

5. Otto Graf v. Keyserling zu Rautenburg, auf Rautenburg, Kreis Niederung.

6. Carl Graf v. Egloffstein, Major a. D., auf Arklitten, Kreis Gerdauen.

Rechtsritter.

1854.

1. Friedrich August Graf v. Hülsen, General-Major a. D., auf Arnsdorf, Kreis Mohrungen.

2. Carl Lebrecht Freiherr v. Krafft, General-Lieutenant a. D., auf Dietrichswalde, Kreis Friedland.

3. Emil Graf v. Dönhoff, Geh. Regier.-Rath und Landrath a. D., zu Königsberg in Pr.

4. Friedrich Burggraf und Graf zu Dohna-Lauck, Kammerherr und Ober-Marschall im Königreich Preußen, auf Lauck, Kreis Preuß. Holland.

5. Botho Graf zu Eulenburg, Präsident der Regierung zu Marienwerder.

1855.

6. Emil v. Kunheim, General-Landschafts-Rath, auf Spanden, Kreis Preuß. Holland.

7. Louis Graf v. Dönhoff, General-Major und Commandeur der 1. Cavallerie-Brigade.

8. Eduard Adolph Carl Freiherr v. Hoverbeck, genannt v. Schönaich, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, auf Tromnau, Kreis Rosenberg.

9. Otto Graf v. Keyserling zu Rautenburg, auf Rautenburg, Kreis Niederung.

10. Gustav Graf v. Schlieben, Rittmeister a. D. und Erbamts-Hauptmann, auf Sanditten, Kreis Wehlau.

11. Friedrich Carl v. Brauchitsch, Landrath des Landkreises Danzig, auf Klein-Katz, Kreis Neustadt.

Ehrenritter.

1815.

1. Carl Graf von Egloffstein, Major a. D., auf Arklitten, Kreis Gerdauen.

1817.

2. Leopold Graf v. Kalnein, Premier-Lieutenant a. D. und Kammerherr, auf Kilgis, Kreis Preuß. Eylau.

1824.

3. August Graf v. Dönhoff, Kammerherr und Wirklicher Geheimer Rath, auf Friedrichstein, bei Königsberg in Pr.

1825.

4. Carl Graf v. d. Groeben, General der Cavallerie, General-Adjutant, Commandeur des Garde-Corps und Chef des 2. Ulanen-Regiments.

1829.

5. Carl August Ludwig Hans Freiherr v. Esebeck, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.

1831.

6. August v. Massow, Kammerherr, zu Danzig.

1833.

7. Julius Graf v. Egloffstein, Oberlandesgerichts-Rath a. D., auf Woopen, Kreis Friedland.

8. Carl Graf Finck v. Finckenstein, Landhofmeister im Königreich Preußen, auf Jäschkendorf, Kreis Mohrungen.

1834.

9. Friedrich Moritz Freih. Schmidt v. Schmiedeseck, Lieutenant a. D., auf Woplaucken bei Rastenburg.

10. Friedrich Graf v. Klinckowström, auf Sehmen, Kreis Friedland.

1836.

11. Carl Louis Wilhelm v. Hintzmann-Hallmann, Oberst a. D., auf Bansen, Kreis Rößel.

1837.

12. Ferdinand Freih. v. Schrötter, Geh. Justizrath, zu Marienwerder.

1838.

13. Friedrich Wenz. Alexander v. d. Groeben, Major a. D., zu Königsberg in Pr.

14. Friedrich Herrmann v. Kamecke, Hauptmann a. D., auf Beydritten bei Königsberg in Pr.

1839.

15. Theodor v. d. Groeben, Rittergutsbesitzer, auf Arnstein, Kreis Heiligenbeil.

1840.

16. Heinrich Graf v. Rittberg, Hauptmann und Landrath a. D., General-Landschaftsrath, auf Stangenberg, Kreis Stuhm.

17. Leopold Johann Christoph Graf Küchmeister von Sternberg, Kreisdeputirter, auf Grodtken, Kreis Neidenburg.

18. Ferdinand v. d. Goltz, Lieutenant a. D., auf Kallen, Kreis Fischhausen.

19. August v. Wernsdorff, Lieutenant a. D., auf Popelken, Kreis Wehlau.

1842.

20. Ludwig Wilhelm Eduard Freih. v. Sanden, Rittmeister a. D. und Kreisdeputirter, auf Tussainen, Kreis Ragnit.

1843.

21. Wilhelm Freih. v. Paleske, auf Spengawsken, Kreis Preußisch Stargardt.

22. Ludwig v. Platen, Landrath des Kreises Neustadt, auf Kamlau.

1844.

23. Eduard Constantin v. Zychlinski, Geheimer Regierungs- und Landrath a. D., auf Carlsruhe, Kreis Deutsch-Krone.

1850.

24. Louis Freih. v. Wrangel, Oberst a. D., zu Danzig.

1851.

25. Carl v. La Chevallerie, Hauptmann, auf Zohlen, Kreis Preußisch-Eylau.

26. Otto Burggraf und Graf zu Dohna, Landschaftsrath, auf Reichertswalde, Kreis Mohrungen.

27. Alfred v. Domhardt, Lieutenant und Rittergutsbesitzer, auf Groß-Bestendorf, Kreis Mohrungen.

28. Stanislaus Carl v. Gralath, Landschafts-Director, auf Sullmin, Kreis Danzig.

29. Heinrich Otto Freih. v. Meerscheid, genannt v. Hüllessem, Major a. D., auf Kuggen, Kreis Königsberg i. Pr.

30. Julius v. Mirbach, Rittergutsbes., auf Sorquitten, Kreis Sensburg.

31. Arnold v. Rabe, General-Landschafts- und Feuer-Societäts-Director, auf Lesnian, Kreis Marienwerder.

32. Benno Graf v. Rittberg, Landrath des Kreises Marienwerder.

33. Rudolph Herrmann Freih. Schenck zu Tautenburg, Rittergutsbesitzer, auf Partsch, Kreis Rastenburg.

34. Ferdinand Nehring v. Szerdahelyi, Rittergutsbesitzer, auf Rinkowken, Kreis Marienwerder.

35. Wilhelm Freih. v. Schrötter, Landrath des Kreises Preußisch-Holland, auf Angnitten.

36. Adolph v. Tiedemann, Rittergutsbes., auf Russoczin, Kreis Danzig.

37. Ludwig Bernhard Wolfgang v. Wernsdorff, Rittmeister a. D., auf Truntlack, Kreis Gerdauen.

38. Carl Gustav Adolph Graf Krockow von Wickerode, Erb-Schenk in Hinterpommern, auf Krockow, Kreis Neustadt in Westpreußen.

39. Wilhelm v. Kauffungen, Major a. D., zu Königsberg i. Pr.

1854.

40. Emil v. Reibnitz, Premier-Lieutenant a. D., auf Jankendorf, Kreis Preußisch-Holland.

41. Emil Graf v. Kanitz, Landschafts-Director, auf Podangen, Kreis Preußisch-Holland.

42. Carl Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobien, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer auf Schlobien, Kreis Preußisch-Holland.

1855.

43. Adolph v. Zychlinski, Landschafts-Director und Kreis-Deputirter, auf Dyck, Kreis Deutsch-Krone.

44. Julius v. Parpart, Rittergutsbesitzer, auf Wybcz, Kreis Thorn.

45. Theodor Wilhelm v. d. Groeben, Major a. D., zu Neudeck, Kreis Rosenberg.

46. Emanuel Burggraf und Graf zu Dohna, Major a. D. und Kammerherr, auf Kanthen, Kreis Preuß.-Holland.

47. Arthur Graf v. d. Groeben, Premier-Lieutenant a. D. und Majorats-Besitzer, auf Ponarien, Kreis Mohrungen.

48. Botho v. Oldenburg, Rittmeister, auf Beisleiden, Kreis Preußisch Eylau.

49. Louis Graf zu Eulenburg, Rittmeister a. D., auf Gallingen, Kreis Friedland.

50. Otto v. d. Groeben, Landrath a. D., auf Kalkstein, Kr. Mohrungen.

51. Conrad Graf Finck v. Finckenstein, Lieutenant und Rittergutsbesitzer, auf Schönberg, Kreis Rosenberg.

52. Hans v. Kotze, Vice-Präsident der Regierung zu Königsberg.

53. Anton August v. Below, Rittmeister und Escadrons-Chef im 3. Kürassier-Regiment.

54. Ernst v. Zitzewitz, Rittergutsbesitzer, auf Bärenwalde, Kr. Schlochau.

55. Johann Friedrich Herrmann Freiherr Hiller v. Gaertringen, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Klonia, Kreis Konitz.

56. August v. Horn, Oberst und Commandeur des 20. Infanterie-Regiments.

Wappen-Sagen.

Hagke.

„Als Karl der Große in's Land kam waren die Hagken schon heimisch."
(Altes Sprichwort.)

Zu Scheiding an der Unstrut, da tobt die laute Schlacht,
Die Franken und die Sachsen, vermieden ihre Macht,
Die Franken und die Sachsen erfochten hohen Ruhm,
Sie wollten niederwerfen Thüringen's Königthum.

Auf Scheiding saß der König, Herr Hermannfried genannt,
Die einz'ge Veste Scheiding war sein vom ganzen Land,
Drum stritt er grimmen Muthes mit Keule und mit Speer,
Wie um den Horst der Adler, wie um sein Bett der Bär.

Die Franken wurden müde der wochenlangen Schlacht,
Ihr König sandte Botschaft an Hermannfried bei Nacht,
Die Sachsen thät verrathen allda Theodorich,
Der Thüring und der Franke geheim verbanden sich. —

Da kam's, daß just am Abend ein Thüring zog zum Strand,
Auf Vogelwild zu baizen, den Falken auf der Hand;
Der Falke stieg in Kreisen, doch als er niederstieß,
Da war's am andern Ufer, wo er sich fangen ließ.

Ihn fing ein Sachsenkrieger, der rühmte laut sein Glück,
Der Thüring bat vergebens den Falken sein zurück,
Der Falke war sein Liebstes, er gäb ihn nicht um Geld —
Der Sachse seine Beute in gleichen Ehren hält.

Da rief der Thüring endlich: „Laß meinen Falken mir,
Ich geb' Dir eine Kunde von schwerem Klang dafür!"
„Laß hören!" schrie der Sachse, und drauf die Kunde tönt:
„Wir haben mit den Franken uns letzte Nacht versöhnt!"

„Und morgen fall'n wir Beide vereint auf Euer Heer,
„Nun rettet Euch bei Zeiten und nützet meine Mähr!"
Der Sachse ließ den Falken und eilt dahin mit Macht,
Bis er den Heeresfürsten die Kunde überbracht.

Die Sachsendegen hielten alsbalde eine Rath,
In dem für schnellen Rückzug die Mehrheit stimmen that.
Da war ein alter Kämpe, der Hagke ward genannt,
Der schwung die Sachsenfahne empor in starker Hand,

Und rief: „Ihr lieben Sachsen, ich lebte lange Zeit,
„Hab manchen Kampf gesehen, gestritten manchen Streit,
„Viel Männer sah ich sterben, sah Unglück und sah Glück,
„Doch wich ich nie im Leben vor einem Feind zurück!"

„Das Sterben ist mir süßer, wo so manch Tapf'rer liegt,
„Ich weiche keinem Feinde, so lang die Fahne fliegt;
„Ihr meine lieben Sachsen, o folgt doch meinem Rath,
„Denkt nimmermehr an's Fliehen und wappnet Euch zur That!"

„Seht an! die Stadt liegt ruhig im Schlafe süß und fest,
„Auf! lasset uns versuchen, ob sie sich stürmen läßt!"
Da schrieen laut die Sachsen, als so der Hagke sprach:
„Voran! Du sollst uns führen, wir Alle folgen nach!"

Die Sachsen nahmen stürmend den Thurm, das Thor, den Wall —
So kam durch einen Falken ein Königthum zu Fall. *)
Der Thüringkönig flüchtet, erschlagen ward sein Heer,
In Thüring'n gab es fürder niemals Könige mehr!

Der falsche Franke machte, als also Scheiding fiel,
Den Sachsen gute Miene zu ihrem kecken Spiel,
Er ließ den Sachsen Scheiding und ringsum alles Land,
Was diesseits war gelegen am grünen Unstrutstrand.

Die Sachsen aber kannten des Franken Tücke gut
Und bauten starke Schlösser ihrem Land zur Hut.
Die Sachsenburg sie gaben dem alten Hagke ein,
Es konnt kein beff'rer Hüter dort an der Unstrut sein.

Der legte noch ein Schlößlein, die Hagkenburg, davor,
Und sperrte so den Franken mächtig Thür und Thor.
Die beiden Schlösser hielten die güld'ne Au' in Ruh,
Der Hagke hatt' alleine die Schlüssel auch dazu.

*) Die Eroberung der Veste Scheiding, das heutige Burg- und Kirch-Scheidungen an der Unstrut, und der Untergang des Thüringischen Reichs fällt in das Jahr 524.

Und weil die beiden Schlüssel er hielt, wie sich's gebührt,
Hat er sie auch im Wappen mit seinem Stamm geführt,
Die Söhne und die Enkel die Schlüssel führten auch
Und schützten Fluß und Aue nach ihres Ahnherrn Brauch.

Da kam der große Kaiser, Herr Carl, herab in's Land,
Wo er die Hagken mächtig auf ihren Burgen fand,
Er schlug wohl mit dem Schwerte, doch das war nichts gethan,
Drum fing auf beff're Weise Herr Carl von Neuem an.

Er ließ die heil'gen Haine der Sachsen niederhau'n,
Den Glauben ließ er predigen und hohe Kirchen bau'n.
Da ließen auch die Hagken vom blinden Heidenthum
Und wurden Christenritter für's Evangelium.

Die Schlüssel in dem Wappen, die aufrecht einst gesellt,
Sie wurden nun zum Zeichen in's Andreskreuz gestellt —
So führen's noch die Hagken und sitzen noch im Land,
Wo sie vor tausend Jahren schon Carl der Große fand.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden.“
(Graf Mirabeau.)

Achtzehntes Capitel.

Französische Spione und preußische Patrioten.

Noch immer giebt es in den stilleren Querstraßen der prächtigen Berliner Friedrichsstadt Häuser, die, obgleich sie ganz sauber aussehen, doch eigentlich einen ärmlichen oder gar schäbigen Charakter verrathen; sie mögen nun ein- oder zweistöckig sein, so macht die aufgesetzte Mansarde, klein, eng und knapp, immer einen beinahe ängstlichen Eindruck, der dadurch noch besonders erhöht wird, daß unmittelbar von der Straße aus, hinter der Schwelle aufwärts, eine halsbrechend steile hölzerne Treppe ins erste Stock führt. Neben dieser Treppe ist dann gewöhnlich ein enger Gang, durch den man in einen schmutzigen, feuchten Raum gelangt, den man Hof zu nennen beliebt, weil man von dort aus ein winziges Stück blauen oder grauen Himmels erblicken kann, wenn man im Stande ist, seinen Kopf weit genug in den Nacken zu werfen und der Wind nicht gerade den dicken Qualm vom Nachbar Seifensieder herüber treibt.

Die meisten dieser mesquinen, wir glauben dieses Beiwort gerechtfertigt zu haben, Häuser sind durch totalen oder theilweisen Neubau im letzten Menschenalter verschwunden oder doch wesentlich verbessert, doch hat die Friedrichsstadt Berlin's sobald wohl noch nicht zu fürchten, dieser doch immerhin charakteristischen Häuser ganz verlustig zu gehen.

Im Jahre 1809 waren diese Häuser noch sehr zahlreich, und in einem derselben hatte der Geheime Rath Beireis, oder von Beireis, wie man will, seit zwei Jahren etwa, das heißt seit der Zeit, seit welcher ihm durch seine genauere Verbindung mit Frankreich bedeutendere Geldmittel zu Gebote standen, sein Quartier aufgeschlagen. Unsere Leser kennen den Herrn bereits, sie werden sich deshalb nicht wundern, daß sich derselbe in jener Zeit gerade und trotz seiner vermehrten Mittel in dies kleine Haus auf der Zimmerstraße zurückgezogen.

Zu ebner Erde an dem schmutzigen Flurgang wohnt der Besitzer des Hauses, ein verdorbener Flickschneider, der auf Pfänder leiht, ein

Mann, der argen Wucher treibt mit den Pfennigen der Armuth. Die Treppe, die hinter der schlechten Thür ins erste Stock führt, ist unglaublich steil und unreinlich, der enge kleine Vorplatz oben ist finster, aber der Geheime Rath von Beireis empfängt weder Gesellschaften, noch überhaupt Jemanden bei sich. Mit seinen Bekannten und Freunden giebt er sich Rendezvous bei Sala oder bei Dallach, oder er bestellt sie an die table d'hôte des Hôtels, an der er gerade zu speisen pflegt. Oben in einem Mansardestübchen wohnen die beiden ältlichen Frauenzimmer, denen es obliegt, die Wohnung des Geheimen Rathes zu reinigen und in Ordnung zu halten, so weit das der etwas cynische Junggeselle überhaupt gestattet, die ihm auch die kleinen Wege gehen und die Commissionen ausrichten, die er nicht anderweitig besorgen lassen mag.

Für diese beiden ältlichen Frauenzimmer ist der Geheime Rath eine Art von Halbgott, denn er bezahlt sie nicht allein gut, sondern behandelt sie auch sehr freundlich; sie sind seine ergebenen Dienerinnen bis zu dem Grade, daß sie selbst schweigen gelernt haben bei ihm, obwohl der Geheime Rath sich hütet, sie irgend etwas sehen oder hören zu lassen, was ihm schaden könnte im Falle einer etwaigen Indiscretion.

Muß der Geheime Rath aber irgend einen Besuch empfangen, so geschieht das in dem kleinen Zimmer, das dem Flur zunächst liegt; es ist fast ärmlich meublirt, die Wände sind mit Bücherborden verstellt, werthvolle Ausgaben der Classiker in verschiedenen Sprachen tragend, ein großer Schreibtisch, mit alten Acten und Papieren bedeckt, nimmt fast den ganzen Raum ein. Hinter diesem Empfangzimmer, wie man es nennen muß, denn der Geheime Rath befand sich nur darin, wenn er Jemanden empfing, war das Schlafzimmer, dessen Ausstattung einen ganz anderen Charakter trug. Ein großer Ofen verbreitete hier eine behagliche Wärme, während das andere Gemach eine fröstelnde Luft durchwehete; die schlechte Diele war hier mit einem reichen, wenn auch nicht allzu reinlichen Teppich belegt. Das breite Bette mit seiner Fülle von Kissen aller Art, die Toilette mit der Unzahl von Fläschchen, Töpfchen und Näpfchen in allen Formen verriethen die junggesellenhaften Grillen des Geheimen Rathes in Bezug auf Bequemlichkeit und Pflege seines Körpers, während der große Tisch, der dicht an's Bett gerückt und mit Büchern schwer bepackt war, auf die Gewohnheit deutete, im Bett zu studiren.

Einen eigentlichen Einblick in das Wesen des Geheimen Rathes, der seine Genüsse durch Heimlichkeit zu steigern wußte, erhielt man aber erst, wenn man durch die kleine Tapetenthür in das Hinterzimmer neben dem Schlafgemach trat. Das einzige Fenster dieses Zimmers, das nach dem elenden Hof hinausging, war völlig geblendet, dafür erleuchtete eine von der ziemlich niedrigen Decke bis dicht auf den darunter stehenden Tisch niederhängende Ampel den Raum mit mildem Licht. Weiche Teppiche, seidene Decken, bequeme Lehnstühle, ein großes Polsterbett, kleine

Tischchen und Gueridons bildeten ein Ameublement, was in Bezug auf sybaritische Bequemlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig ließ, was aber auch hohen Kunstwerth besaß, denn es waren Stücke der vorzüglichsten Marqueterie-Arbeit darunter. Auf den Boule-Tischchen, auf den Consolen der beiden mächtigen Wandspiegel und auf dem großen runden Tisch in der Mitte sah man eine Menge allerliebster kleinerer und größerer Kunstwerke in Marmor und anderen Steinen, in Bronze und Elfenbein, Porcellain und seltenen Hölzern. Es war in der ganzen Zusammenstellung die Hand eines Mannes von feinem Kunst-Geschmack sichtbar, auch waren die verschiedenen Armleuchter mit den Wachskerzen kunstverständig so vertheilt, daß jede einzelne Gruppe, jede einzelne Statuette fast in dem rechten Lichte stand. Die wenigen Oel-Gemälde, welche neben den Spiegeln hingen, waren keine Originale, aber es waren werth- und geschmackvolle Copien berühmter Bilder, mythologische Scenen darstellend, und jedes derselben war bestens beleuchtet durch Kerzen, die auf Armen brannten, welche in die Wand geschlagen waren.

Der Geheime Rath hatte sich sein Closet raffinirter Sinnenlust mit höchster Umsicht selbst eingerichtet.

Wer hätte das gesucht in dem mesquinen Hause auf der Zimmerstraße? Niemand suchte, Niemand vermuthete auch nur etwas Aehnliches dort.

Ein starker, kräftiger, aber nicht betäubender, sondern erfrischender Duft, den der Geheime Rath selbst aus der würzigen Verbena, dem sogenannten Eisenkraut, zog, der erst viel später unter dem Namen Extrait de Verveine bekannt wurde, erfüllte das Gemach. Der wackere Beireis genoß eben mit großer Behaglichkeit seine Schätze, er lag bequem, in ein leichtes Gewand von grüner Seide gehüllt, auf dem Polsterbette, seine mit Sammetstiefeln bekleideten Füße ruhten auf einem Haufen Kissen, höher als sein halb kahler Kopf; bald lauschte er mit leicht zugedrückten Augen den Tönen der Flöten-Uhr, die eine lüsterne französische Romanze spielte, bald nahm er sein Glas und betrachtete die üppigen Gestalten der Mänaden in dem Bacchus-Zug, der ihm gegenüber hing, bald nippte er, jeden Tropfen des köstlichen Val de Pennas auf der Zunge zerdrückend, aus dem Krystall-Pokal, der auf einem niedrigen Tischchen neben dem Polsterbette stand,. Das Alles that er, ohne seine bequeme Stellung zu verändern.

Dennoch war er nicht allein in dem Gemach.

In einem Voltaire, der dicht an den großen Tisch gerückt war, saß ein Frauenzimmer, eine Dame, wenn man so sagen will, denn sie war in das vornehmste Ballcostume der damaligen Mode, etwas überladen mit Blumen und Steinen, gekleidet. Es war eine üppige Gestalt, die Züge etwas verlebt, doch nur, wenn sie die blitzenden Augen nicht aufschlug; die Dame hatte eine von den zahllosen kleinern und größern Mappen vor sich geöffnet, welche auf dem Tisch aufgeschichtet

lagen, und betrachtete die Kupferstiche, welche sie enthielt, mit großer Aufmerksamkeit. Das Spiel ihrer Finger, die runden Bewegungen ihres zierlichen Armes, die Schatten und Lichtreflexe auf ihrem Rabenhaar und den weißen Schultern boten den Augen des Geheimen Raths einen anderen Gegenstand seiner kunstsinnigen Betrachtungen.

Beireis bemerkte, daß die Dame ihre Durchsicht der Mappe beendet hatte und dieselbe ordentlich wieder zuband.

„Sie sind doch ein liebes Kind," sagte er, ohne sich zu rühren, „so ist's recht, man muß nie Kupferstiche ansehen, ohne die Mappe ordentlich wieder zuzubinden, diese kleine Dankbarkeit muß man haben für den Genuß; Sie sind ein liebes Kind!"

„Und Sie ein wenig ein Pedant!" entgegnete die Dame kurz und französisch.

„Warum sprechen Sie nicht deutsch?" entgegnete lächelnd der Geheime Rath, „meinen Sie, daß Sie bereits das Geheimniß dieser Sprache ergriffen hätten?"

„Pah! das Geheimniß lohnt nicht der Mühe," rief die Dame, „ich mag nicht deutsch reden, es ist das eine Sprache für Pedanten und arme Teufel; Alles, was man in dieser Sprache sagt, klingt so albern!"

„Si bête!" wiederholte der Geheime Rath lachend.

„Sie haben keine Ursache, zu lachen, mein guter Beireis, Sie wären wirklich ein ganz erträglicher Mensch, wenn sie eben kein Deutscher wären; glauben Sie mir, die deutsche Sprache macht dumm und tugendhaft! Jede Zweideutigkeit wird in dieser Sprache so plump, daß man sich schämt und ekelt, sie auszusprechen."

Der Geheime Rath hob seinen Kopf etwas auf, warf einen langen Blick auf die Dame und sagte derb: „In der That, Mädchen, da hast Du etwas sehr Richtiges gesagt, etwas, was ich Dir nicht zugetraut hätte; in der That, diese deutsche Sprache ist nicht gemacht für Zweideutigkeiten, man fühlt, daß man sie und sich selbst erniedrigt, wenn man sie dazu mißbrauchen will; wir Beide wollen zusammen nur französisch sprechen, da hat man das Gefühl nicht zu fürchten!"

Der Geheime Rath sagte das mit einem ganz sonderbaren Ernste, der der Pariserin im höchsten Grade mißfiel. „Sie sind ein grober Deutscher!" rief sie heftig, „ein Franzose hätte das nie gesagt!"

„Das glaub' ich," entgegnete Beireis, laut lachend über den komischen Zorn der Dame, „aber," setzte er hinzu, „ich fürchte, Mademoiselle hat umsonst Toilette gemacht, dieser theure Herr von Moritz wird heute nicht kommen, denn es ist schon neun Uhr vorüber."

„Der Graf wird kommen," entgegnete Mademoiselle Cephyse, die wir als Schwester des Herrn von Moritz im grünen Baum auf der Krausenstraße zum ersten Male sahen, vor fast drei Jahren bei ihrer Begegnung mit dem englischen Lord Bathurst.

„Er wird kommen?“ lachte Beireis, „hält er sein Wort wie ein pedantischer Deutscher?“

„Nein, wie ein französischer Edelmann!“ rief die Dame.

„Also, so weit es ihm bequem ist!“ erklärte der Geheime Rath.

„Herr Beireis, Sie sind ein Ungeheuer!“ erwiederte die Dame ebenfalls lachend.

„Und werden Sie dabei beharren, liebe Cephyse,“ fragte der Geheime Rath mit schmeichelndem Tone, „mich nicht zu küssen, auch wenn er nicht kommt?“

„Ich werde dabei beharren, mein Herr!“ sagte die Dame kurz.

„Auch wenn ich Ihnen den Ring mit dem gelben Stein schenke, der Ihnen so gefällt?“ flüsterte der Geheime Rath lauernd.

„Auch dann!“ lautete die gleichgültige Entgegnung.

„Sie sind ein Kind!“ rief der Geheime Rath unwillig.

„Mag sein!“ sagte Cephyse, „aber ich habe Grundsätze, meine eigenen Grundsätze für mich, er würde es auf der Stelle merken, daß ich Sie geküßt.“

„Oh Thorheit,“ lachte Beireis, „glauben Sie denn, mein Engel, daß dieser theure Herr von Moritz sich einbilden wird, wir hätten uns nicht ein Mal geküßt in den sechs oder sieben Monaten, seit er Sie meiner Obhut überließ?“

„Er müßte ein Deutscher sein, um das zu glauben,“ entgegnete die Dame lachend, „aber meine Grundsätze sind gar nicht die eines deutschen Moral-Professors, sondern ich habe die Grundsätze der Schicklichkeit, der Convenance, ich halte es für unanständig, den Mann, den einzigen Mann, den ich liebe, zu empfangen nach langer Abwesenheit, wenn meine Lippen noch warm sind von dem Kuß eines Andern!“

„Bravo! Bravo!“ rief der Geheime Rath, in die Hände klatschend, „da hast Du den Ring, da nimm, Deine Grundsätze haben ihn verdient!“

Er hielt ihr den Ring hin.

Cephyse streckte rasch die Hand aus nach dem Kleinod, dann zog sie dieselbe zurück und rief: „Nein, Herr Deutscher, so lasse ich mich nicht fangen, das ist doch zu deutsch, Ihr werdet, wenn ich den Ring genommen habe, meine Zärtlichkeit als Tribut meiner Dankbarkeit verlangen!“

„Die Zärtlichkeit einer schönen Frau ist stets das Ergebniß ihrer Großmuth,“ versetzte Beireis zweideutig, „nimm den Ring!“

Die Dame nahm den Ring, Beireis richtete sich auf und leerte seinen Pokal bis zum Grunde; die Gluth des Weines und der Sinnlichkeit flammte auf seinem Angesicht.

Cephyse steckte den Ring an einen von ihren hübschen Fingern, ließ ihn im Lichte blitzen, tändelte und spielte mit ihm, sie sah den Geheimen Rath nicht an, obwohl sich derselbe erhoben hatte und neben

ihr stehend sie mit begehrlichen Blicken betrachtete; endlich blickte die Dame auf von dem prächtigen Ringe zu dem Geber desselben und sagte: „Mein guter Herr Beireis, ich will mich dankbar zeigen und großmüthig, umarmen Sie mich, küssen Sie mich, ich biete Ihnen meine Hand, meinen Arm, den Sie so oft bewundert haben, ich biete Ihnen Stirn und Wange zum Kuß, aber ich werde nicht leiden, daß Sie meinen Mund küssen."

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle," entgegnete Beireis verdrießlich, „die Hand giebt man Jedem zum Kuß, der vermöge seiner gesellschaftlichen Stellung Anspruch darauf hat, einer Dame die Hand küssen zu dürfen, einen Kuß auf den Arm muß man Jedem verzeihen, der den Muth hat, ihn zu nehmen, der Kuß auf die Wange ist das Recht jedes Cousins, und in Paris hat man deren so viele, als man Lust hat, und jedes Neujahrsgratulanten, auf die Stirn küssen zärtliche Väter und Großväter und versöhnte Oheime; ich danke, Mademoiselle, ich will nur einen wirklichen Kuß!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, daß ich Grundsätze habe, und diese sind unerschütterlich."

„Ich habe die unerschütterlichsten Grundsätze schon in Gefahr und in der Niederlage gesehen!" rief Beireis halb belustigt und halb verdrießlich.

„In Gefahr sind meine Grundsätze jetzt," entgegnete Cephyse ernsthaft, „die Niederlage derselben aber werden Sie hoffentlich nicht sehen!"

„Nicht!" sagte Beireis lauernd und kam ihr näher.

„Bemühen Sie sich nicht, mein guter Herr Beireis, ich habe nur ein paar Grundsätze, nur wenige und ganz unbedeutende, aber ich werde sie behaupten." Damit erhob sich die Dame und blickte dem Geheimen Rath stolz in's Gesicht.

„Das Mädchen hat den Teufel im Leibe!" schrie Beireis aufwallend.

„Pah!" sagte Cephyse halb verächtlich.

Da klang ein leiser, aber langgezogener Glockenton harmonisch durch das Gemach.

„Das ist Er!" rief die Dame zusammenfahrend, „welches Glück, daß ich meine Grundsätze bewahrt habe!"

Der Geheime Rath schwieg und lauschte.

Ein zweiter Accord wurde vernehmbar; Beireis hatte seinen Klingelzug so eingerichtet, daß der, welcher draußen an der rostigen, schlechten Drahtklingel zog, im inneren Zimmer seinem Ohr durch ein harmonisches Geläut schmeicheln mußte.

„Das ist Er!" wiederholte Cephyse.

„Ich rechne auf Ihre Dankbarkeit!"

„Sie können es sicher, sobald Er mich geküßt hat," lachte die Pariserin, „ich mußte nur meine Grundsätze retten!"

Ein drittes Geläut durchzitterte das Gemach.

Der Geheime Rath zog einen weiten Pelz an, setzte eine kleine Sammetmütze auf und ging, einen silbernen Leuchter in der Hand, hinaus.

Cephyse stand allein und murmelte vor sich hin: „Er kommt wieder und die alte Tyrannei nimmt wieder ihren Anfang; dieser gute deutsche Herr ist viel bequemer, er führt mich überall hin, auf Bälle und in's Theater, er beschenkt mich reich und ich liebe ihn viel mehr wie diesen Tyrannen, und doch —"

Das launenhafte Weib hatte nicht Zeit auszureden, denn in dem Augenblick trat Graf d'Anethan d'Entraguès ein und blieb, einen scharfen Blick auf sie werfend, einen Schritt vor ihr stehen.

Sie schlang ihre warmen, weichen Arme um seinen Hals, drückte ihre Lippen auf seinen Mund und flüsterte in leidenschaftlicher Erregung: „Ich habe Dich wieder!"

Der Graf lächelte fein, er litt ihre Liebkosungen mehr als er sie erwiederte und meinte endlich: „Ihre Freude über meine Rückkehr, liebe Cephyse, entschädigt mich für das Ungemach einer langen Reise!"

Neue Umarmungen, neue Zärtlichkeitsbetheuerungen; die Dame dachte in diesem Augenblick mit einer Art von Scham an die Zärtlichkeiten des alten Geheimen Rathes; sie erhob ihre Augen, den Deutschen zu vergleichen mit dem Franzosen, der ihr in diesem Augenblicke ein Halbgott an Schönheit schien. Der schlaue Alte aber war nicht in dem Gemach; man hörte ihn wirthschaften und klirren in der kleinen Küche, die an sein Closet stieß.

Länger als eine Viertelstunde flüsterte Cephyse ungestört mit ihrem Freunde, aber es war nicht immer, ja, es war nur sehr wenig Liebe, was sie flüsterten; Cephyse hatte den Geheimen Rath scharf beobachtet, aber sie wußte nur günstig über ihn zu berichten; der Graf mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß Beireis ein zuverlässiger Spion sei; er fragte auch leise andeutend nach den persönlichen Verhältnissen seiner beiden Agenten; Cephyse sagte ihm, was ihr gut dünkte, und der Graf glaubte, was er für gut hielt; überdem war er nicht eifersüchtig in Bezug auf Cephyse, wie wir wissen, und hielt seine Dame für prächtig aufgehoben bei dem Berliner Agenten Talleyrand's.

Endlich öffnete der Geheime Rath die Küchenthür, ein reizender Duft drang herein, und aufrichtig rief der Graf: „Sacre nom de Dieu, ich bin entsetzlich hungrig, Herr von Beireis, das riecht ja so appetitlich, als wollten sie einem Todten Hunger machen?"

„Ich bin gleich fertig!" entgegnete der Geheime Rath von draußen, „Mademoiselle, wollen Sie die Güte haben, die Servietten aufzulegen!"

Die Dame legte die Servietten auf, wie sie die Zeit her zu thun gewohnt gewesen, sie deckte drei einzelne Tische und half dann dem Geheimen Rath ein kleines Souper herein tragen, höchst einfach, aber

eben so fein, lauter Speisen, die nichts verloren durch das Wärmen, und sie standen, jede einzeln, auf einem kleinen silbernen Dreifuße, unter dem eine Spiritusflamme brannte. Zuletzt schleppte Beireis noch einen schweren Flaschenkorb ins Closet, schloß die Thür hinter sich und meldete, den Pelzmantel abwerfend: „Es ist servirt, befehlen Sie Burgunder oder Bordeaux, Herr Graf?"

„Keins von Beiden," rief dieser neckend, sich in einen Voltaire werfend und eine Schüssel attakirend, während Cephyse ihm das Tischchen näher schob, „heute mag ich keine Weine der Art, haben Sie nicht ein Glas Vin de Champagne?"

„Oh, Sie Spötter, Sie sollen mich nicht in Verlegenheit setzen!" entgegnete der Geheime Rath spöttisch, und in selbem Moment ließ er knallend einen Pfropfen springen und den Schaum in einen Lilienkelch sprudeln; Cephyse nahm den Kelch, nippte leicht daran und reichte ihn dem Grafen, der ihn lachend hinunterstürzte.

Die beiden Herren aßen eine Weile mit großer Energie und ziemlich wenig, auf das unaufhörliche Geplauder der Dame achtend, die fast gar nicht aß, aber doch den Wein nicht ganz verschmähete. Der Geheime Rath speiste, wie immer, mit großem Appetit, noch größerem Genuß und dem leisen Schmerz, daß sein Magen doch nicht stark genug sei, um noch größere Quantitäten von guten Dingen zu verdauen. Der Graf war zu hungrig, um dem kleinen, hübschen Souper die demselben eigentlich gebührende Ehre widerfahren lassen zu können, er aß rasch und war deshalb mit seinen Kräften schon zu Ende, bevor der Geheime Rath auch nur die Hälfte seiner Thaten vollbracht. Mit einigem Mißvergnügen blickte der Graf in das rothe Gesicht des vergnüglich kauenden Geheimen Raths, er hatte selbst zu viel vom Gourmand in sich, um nicht zu wissen, welcher Genüsse er sich durch sein hastiges Essen beraubt, doch machte er so viel als möglich gute Miene dabei, kaute eine Mandel und trank Zimmtwasser dazu, immer so wenig auf Cephyse achtend, daß diese sich verdrießlich abgewendet hatte und halb träumend, halb wirklich schlafend auf dem Polsterbette lag.

Der Geheime Rath bemerkte wohl, daß der Graf ungeduldig war und von Geschäften reden wollte, obwohl derselbe durchaus keine Anspielung in dieser Beziehung gemacht hatte; Beireis band langsam seine Serviette ab, tauchte seine Fingerspitzen in ein Glas Wasser, trocknete sie sorgsam ab und füllte sich dann einen Becher mit Burgunder, an welchem er mit großem Behagen und in kleinen Schlucken schlürfte.

„Kann ich Ihr Souper als beendet betrachten, Herr von Beireis?" fragte d'Anethan.

„Gewiß, wenn Sie einige Stücke Biscuit in dieser traurigen Betrachtung nicht stören!"

„Ich möchte aber von Geschäften sprechen, ich kenne Ihre Abneigung, mein bester Herr von Beireis," fuhr d'Anethan entschuldigend

fort, „ich würde es nicht thun, aber ich muß noch in dieser Nacht einen Bericht machen."

„Wenn Sie müssen, Herr Graf, so bedarf es weiter keiner Worte, ich bin Ihr gehorsamer Diener!"

„So sagen Sie mir kurz, was ist es mit dem sogenannten Tugendbunde?" fragte der Graf.

„Ah! ich merke," entgegnete der Geheime Rath, „der Herr Graf werden mir die Abfassung eines Berichtes ersparen."

„Von allen Seiten kommen uns Warnungen wegen dieses Tugendbundes."

„Sehr unnütz und überflüssig," meinte der Geheime Rath mit Ueberlegenheit, „dieser sogenannte Tugendbund ist ein mißlungener Versuch, eine Form für den deutsch-preußischen Patriotismus und Franzosenhaß zu finden."

„Sie halten die Sache also nicht für so gefährlich?"

„Den Tugendbund? Nein, den halte ich für höchst ungefährlich, der Geist aber, der den Tugendbund geschaffen, der ist dem Kaiser höchst gefährlich, denn er wird immer neue Formen und Gestalten suchen und annehmen, unter denen er dem Kaiserthum insgeheim oder offen entgegenstrebt, bis er endlich diejenige gefunden hat, unter der er siegreich ist."

Der Geheime Rath schwieg und füllte seinen Becher wieder.

„Sagen Sie mir, Herr von Beireis, was wissen Sie von diesem Tugendbunde, seinen Mitgliedern, seiner Organisation und dergleichen, ich möchte gern klar sehen in der Sache."

„Das wird Ihnen und allen Franzosen sehr schwer werden, Herr Graf," entgegnete Beireis, „weil Sie den Geist nicht begreifen wollen, aus dem der Tugendbund hervorgegangen, aus welchem noch andere und viel gewaltigere Dinge hervorgehen werden; doch ich will mein Bestes thun. Der Tugendbund ist eine Vereinigung von preußischen Patrioten, die sich vor einem Jahre etwa in Königsberg bildete, zu dem Zweck, die deutschen Tugenden der Treue, der Mannhaftigkeit, der Ehrfurcht zu pflegen und zu verbreiten, eigentlich aber, um hinter diesem philanthropischen Aushängeschild gegen Napoleon und Frankreich zu agitiren, die Patrioten in Verbindung mit einander zu bringen, nach und nach eine Organisation zu schaffen, an die man sich im Falle der Noth anlehnen könne. Wenn der Gedanke dieser Verbindung nicht von dem Staatsminister Baron von Stein selbst ausgegangen ist, so ist er doch sicher in seinem Geiste; daß er sich fern von demselben hält, versteht sich von selbst, auch hat er dafür gesorgt, daß an der Spitze dieses Bundes nur Männer ohne politische Bedeutung stehen, die man preisgeben kann, wenn's sein muß. Ich weiß gewiß, daß Stein den Prinzen Herrmann von Hohenzollern an die Spitze des Tugendbundes gebracht hat, einen ehrlichen Schwärmer, aber kläglichen Politiker. Vor

einigen Wochen fürchtete man, daß der Tugendbund Preußen Frankreich gegenüber compromittiren könne, Mangel an Klugheit von Seiten des leitenden Comité's, oder auch überwallender Patriotismus ließen besorgen, daß die politische Tendenz zu sehr in den Vordergrund treten werde; sofort mußten zwei ausgezeichnete Offiziere, glühende Patrioten, aber geistig hochbegabte Männer, die Majors von Grolmann und von Boyen, Mitglieder des Tugendbundes werden und dafür sorgen, daß der Schleier des Geheimnisses nicht gelüftet werde. Ich weiß, daß sich diese beiden Herren dahin ausgesprochen haben, die Zwecke und Ziele, die man verfolge, könnten durch diesen Tugendbund nimmermehr erreicht werden. Ich habe auch gehört und ich glaube es, obwohl ich eine Gewißheit dafür nicht haben kann, daß der Freiherr von Stein den Tugendbund bereits aufgegeben hat."

„Zählt dieser Tugendbund viele Mitglieder?" fragte der Graf.

„In Ost- und Westpreußen und auch in Schlesien soll er ziemlich zahlreich sein, aber hier in Berlin, in der Mark Brandenburg und in Pommern hat er gar keinen Anklang gefunden."

„Ah! mein Herr," rief der Graf, „wo bleiben Ihre märkischen und pommerschen Junker, von deren zähem Patriotismus Sie mir so oft und so viel erzählt haben, daß ich in der That anfing, mich vor ihnen zu fürchten, wo bleiben sie? hier, wo der Anfang einer That gemacht wurde."

Der Geheime Rath zuckte die Achseln und sah den Franzosen kaustisch lächelnd an.

„Sie lachen, Herr von Beireis!"

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf," entgegnete der Geheime Rath, „aber das ist mir wieder ein rechter Beweis, wie schwer es ist, den Geist zu begreifen, der durch dieses preußische Volk weht. Selbst Sie, der Sie doch mit offenen Augen gesehen, der Sie hier in bedeutenden Momenten gelebt und von mir jeden erdenklichen Aufschluß gehabt haben, selbst Sie können noch fragen, ob die märkischen Junker an dem Tugendbunde Theil genommen! Als ich das erste Wort von der Geschichte hörte, sagte ich mir selbst, daß diese Sache hier hoffnungslos sei, ich begriff, daß der Freiherr von Stein, trotz seines Scharfblicks, sich getäuscht haben müsse, daß er den Geist des Adels in den altpreußischen Provinzen verkenne. Baron von Stein ist ein vornehmer Edelmann aus dem Reiche, er versteht sich nicht auf diese Junker, denn sonst hätte er diesen Tugendbund nicht zu verbreiten versucht in diesen Gegenden; sein Agent, ein Herr Bardeleben, ein Mann voll Talent und Energie hat auch nicht einen Junker gewonnen. Märkische oder pommersche Edelleute zu Mitgliedern eines politischen Geheimbundes zu machen, ist geradezu unmöglich, das ist gegen ihre Natur, die ganze Geschichte dieses Landes weiß nichts, gar nichts von Adelsverschwörungen, wie sie in allen anderen Ländern, auch im übrigen Deutschland vorgekommen

sind, Geheimbündelei hat hier nie einen Boden gehabt und wird ihn auch wahrscheinlich nie haben. Uebrigens sind in dieser Beziehung die Edelleute nicht besser als der Bürger und der Bauer, es ist dem Tugendbunde hier in allen Ständen mißglückt."

„Nun, mein Herr," sagte d'Anethan etwas unwillig, „warum machen Sie uns denn fortwährend zu fürchten mit dem Geiste dieses Volkes, wenn weder die Edelleute noch die Bauern, noch die Bürger den Trieb fühlen, sich auch nur in eine auch halbwegs ungefährliche Verbindung wider uns einzulassen?"

„Sie setzen meine Geduld auf eine schwere Probe," sprach Beireis grob; aber er fügte gleich bei, „entschuldigen Sie, ich sehe, daß es dem Ausländer unmöglich ist, dieses Volk zu begreifen, aber hören Sie mich an und glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht. Dieses Volk sitzt auf seiner Scholle grimmig und zürnend, voll Haß gegen den Kaiser und Frankreich, aber weder der Kaiser noch Frankreich hat etwas von ihm zu fürchten, so lange eins nicht geschieht; lassen Sie den Druck noch schwerer werden, obwohl das kaum möglich ist, lassen Sie das Schwerste über dieses Volk kommen, es wird grimmig kochen in den Herzen, die starken Fäuste werden sich ballen und die Augen glühen, aber Niemand wird seine Hand erheben gegen die Unterdrücker, bis —"

Der Geheime Rath hielt inne und schwieg.

„Nun, bis?" fragte der Graf ungeduldig.

„Können Sie sich dieses Bis? nicht selbst beantworten, Herr," sagte der Geheime Rath unmuthig, „so werden mir allerdings meine Reden wenig helfen."

„So sagen Sie doch!" drängte d'Anethan.

„Nun denn," fuhr dieser auf, „bis der König ruft: zu den Waffen! Bis er die schwarzweiße Fahne aussteckt an seinem Ahnenschloß, bis er seine Trommel schlagen läßt im Land; verlassen Sie sich darauf, an dem Tage, wo das geschieht, wird sich dieses Volk erheben überall und wird sich mit der ganzen Fluth seines langverhaltenen Grolles und Hasses auf den Feind stürzen und wird sobald nicht wieder aufhören, wenn es einmal angefangen hat."

„Sie haben eine hohe Meinung von diesem Volke, mein Herr!" meinte der Graf kalt.

„Die habe ich, mein Herr Graf," versetzte Beireis lebhaft, „und werde sie wahrscheinlich behalten trotz Ihres Spottes; ich wünschte wohl, daß ich dieselbe Ihren Freunden in Paris einflößen könnte, denn durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie die preußische Regierung behandeln, werden sie dem Könige Friedrich Wilhelm, so sehr dessen Herz für den Frieden ist, den Ruf: zu den Waffen, entreißen."

„Nun, und wenn dieser entsetzliche Ruf erklingt? wenn sich dieses preußische Volk erhebt? was dann?" fragte der Graf mit offenem Spott.

„Dann bricht das französische Kaiserthum in Trümmer geschlagen zusammen!“ entgegnete Beireis aufstehend.

Der Graf hatte gehört, was er hören wollte, was er gern hörte, er wollte von Beireis nur eine Bestätigung seiner eigenen Ansichten, er glaubte, wie wir wissen, an den Fall des Kaiserthums, aber er hatte keine Lust, das den Geheimen Rath merken zu lassen, deshalb sagte er: „Pah, mein lieber Beireis, Sie sind ein Enthusiast, behalten Sie Platz!“

Der Geheime Rath warf einen raschen Blick auf den Franzosen, dann setzte er sich nieder, er gewann durch diesen einen Blick die Ueberzeugung, daß d'Anethan seine Ansicht theile.

„Sie haben also die Gewißheit, daß hier in Berlin keine Loge des Tugendbundes besteht?“

„Ich habe die Gewißheit,“ sagte Beireis, daß hier keine Kammer, denn so, und nicht Loge, heißen die Vereine des Bundes, besteht; ich weiß, daß man sich große Mühe gegeben hat, aber man ist gerade bei den Männern auf Widerstand gestoßen, von denen man die eifrigste Unterstützung erwartete. Drei sehr eifrige Patrioten, der Prediger Schleiermacher, der Kammergerichtsrath Eichhorn und der Baron von Röder haben geradezu erklärt, sie sähen kein Bedürfniß zur Gründung eines Geheimbundes und lehnten deshalb jede Betheiligung ab. Der Einfluß aber, den gerade diese drei geistig hochstehenden Männer auf den bessern Theil der hiesigen Gesellschaft üben, ist so bedeutend, daß hier keine Kammer des Tugendbundes gestiftet werden wird.“

„Indessen kann man doch unter allen Umständen annehmen und glauben machen, daß der Tugendbund hier florirt?“ fragte der Graf lauernd.

„Ah! so, ich verstehe, das können Sie dreist, denn der Geist, aus welchem der Tugendbund hervorgegangen, regt sich hier mächtig und weit gefährlicher, als er es in diesem armseligen Bunde vermag.“

„Kann ich einige Stunden bei Ihnen schlafen, mein theurer Beireis?“

„Gewiß, wenn sie sich die Beschränkungen, die Ihnen meine Mittel auflegen werden, gefallen lassen?“

„Bitte, ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Gastfreundschaft, da ich todmüde und der Ruhe bedürftig bin, dann aber doch, sobald ich mich nur einigermaßen ausgeruht habe, gleich mit Ihnen gemeinschaftlich einen Bericht abfassen möchte.“

„Hier ist Ihr Lager, Herr Graf!“ rief der Geheime Rath, indem er aufstand und eine kleine Tapetenthür öffnete, die man gar nicht vermuthete; man sah durch diese schmale Pforte in einen engen Alcoven, in welchem ein luxurioses Bett stand.

Während der Verrath hier im Verborgenen sann und seine Netze spann in Umgebungen, gemischt aus cynischer Genußsucht und raffinirter Sinnlichkeit, durchwachten die Vaterlandsliebe und Treue in hoher

Begeisterung und sehnender Hoffnung in ärmlicher Umgebung wenige Straßen davon herrliche Stunden.

In einem Hinterhause der Friedrichsstraße, in einem Zimmer, das keinen Schmuck zeigte, als die Bilder Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louise, saßen vier Männer zusammen mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen um den schlechten hölzernen Tisch; der Punsch in dem irdenen Napf war kalt geworden, sie bedurften keiner Aufregung, sie hüllten sich in dichte Dampfwolken, welche den kurzen Pfeifen entquollen, aus denen sie rauchten, aber wie zündende Blitze schlugen die begeisterten Reden hervor aus den Wolken. Es waren vier junge Männer, der älteste von ihnen war etwa dreißig Jahre alt, er trug die Uniform eines preußischen Infanterie-Offiziers, kühner Muth und feste Entschlossenheit sprachen aus seinen ernsten Zügen, es war der Lieutenant von Quistorp; ihm gegenüber saß der Herr des Zimmers in Hemdsärmeln, ein schmucker, blonder junger Herr, der Referendar von Wedell, mit schwärmerischem Feuer in den blauen Augen; die beiden Andern waren Husaren, Husaren vom Schill'schen Regiment. Und jubelnd sangen die Vier:

Seid lustig, ihr Brüder, es freuet uns prächtig!
Der Kaiser von Frankreich ist Kolbergs nicht mächtig!
Er ließ zwar durch einen Trompeter ansagen,
Daß er die Festung Stadt Kolberg wollt' haben.

Der brave Commandant antwortet ihm drauf:
Wir geben die Festung Stadt Kolberg nicht auf;
Wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei,
Es giebt auch noch recht brave Preußen dabei!

Glaubt ihr denn, Franzosen, wir müßten retiriren,
Weil ihr konntet Prinz Louis bei Saalfeld blessiren?
So lang ein Tropfen Blut noch in uns thut wallen,
So lange auch alle Kanonen frisch knallen!

Ihr wollt uns aushungern, wir lachen dazu;
Wir essen und trinken in fröhlicher Ruh;
Wir haben den Säbel und haben kein Bang,
Marschirt nur nach Hause und wartet nicht lang!

Eben hatten die vier jungen Männer das Lied von Kolberg zum Schluß gesungen, da erschütterte ein kräftiger Schlag die Thür, dieselbe wurde geöffnet, klirrenden Schrittes trat ein Offizier ein in Husarenuniform, den Mantel halb auf der Schulter.

„Guten Abend, meine Freunde!“ sagte der Eintretende mit kräftiger Stimme und trat näher.

„Herr Oberstwachtmeister!“ riefen die Husaren aufspringend.

„Guten Abend, lieber Schill!“ sagte Quistorp, dem Freunde die Hand reichend.

„Haben Sie noch einen Tropfen für mich, Herr von Wedell?“ fragte der berühmte Krieger den jungen Referendar.

„Zu Befehl, Herr Major!“ entgegnete dieser verlegen, denn er hatte kein Glas mehr zur Verfügung.

„Geben Sie mir nur Quistorps Glas,“ sagte Schill, merkwürdig ernst im Ausdruck, auch wenn er leicht und heiter sein wollte, „wir haben oft genug aus einem Glase und einer Flasche getrunken!“

„Das heißt, theurer Kamerad,“ rief Quistorp heiter, „Du hast oft aus meinem Glase und meiner Flasche getrunken, denn ich kann mich nicht besinnen, daß Du je ein Eigenthum dieser Art besessen!“

„Du hast Recht,“ entgegnete Schill, „und wozu sollte ich eine Flasche mit mir führen, da jeder Reiter gern den letzten Tropfen mit mir theilt?“

Der Major von Schill, einer der gefeiertsten Helden jener Tage, setzte sich nieder, der Schein der schlechten Talgkerzen, welche auf dem Tische standen, fiel in das Gesicht des kühnen Parteigängers, der so wesentlich mitgewirkt hatte, Kolberg zu halten für den König und das preußische Volk, und mit Kolberg die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Das Gesicht Ferdinands von Schill zeigte männliche, feste Züge, die aber nichts Bedeutendes hatten, wie man so zu sagen pflegt; seine Augen hatten durchaus nicht den Adlerblick des Feldherrn, ja überhaupt nicht ein Mal den kühnen Ausdruck, der Soldaten so wohl ansteht, sondern im Gegentheil, es lag in ihnen eine schwärmerische Begeisterung, die sich aber weich und unklar, ziellos und schwankend aussprach. In dem halb schwärmerischen, halb scheuen Blick seiner Augen gab sich Schill's Wesen wirklich kund. Bis zum Tage von Jena ein unbedeutender Dragoner-Offizier von der Königin Regiment schien er in dem Unglück des Vaterlandes eine Energie und Begeisterung gefunden zu haben, die ihm sonst gerade sehr fern gewesen waren. Vor Kolberg hatte er sich als kühnen und glücklichen Parteigänger gezeigt, hatte eine Fülle von größern und kleinern Erfolgen erfochten und errungen, und hatte mit Hülfe gleichgesinnter Kameraden das Schill'sche Corps Infanterie und Cavallerie formirt, aus dem einige der besten Truppentheile der preußischen Armee hervorgegangen sind. Mehr als durch alles dieses hatte er dem Vaterlande dadurch genützt, daß er gleich nach der Niederlage, als Alles noch in Entsetzen bebte und die Niedergeschlagenheit groß war, durch seine kühnen Kämpfe dem Volke zeigte, daß der Feind nicht unüberwindlich sei, daß noch Muth und Kraft lebe in der preußischen Armee, kurz, daß noch lange nicht Alles verloren sei.

Nach einer alten Erfahrung sind bei dem Volke aber gerade die Parteigänger, die Helden des kleinen Krieges, am berühmtesten, am geliebtesten, die persönliche Bravour, Umsicht, List und Hartnäckigkeit, für die der gemeine Mann an sich selbst wenigstens den Maßstab der Beurtheilung findet, erregen eine Sympathie in den Herzen, die niemals dem Feldherrn zu Theil wird, welcher die Schlachten denkt, die er Andere schlagen läßt. Schill erhob sich riesengroß, getragen von der Liebe, der Bewunderung und

der Dankbarkeit des preußischen Volkes; hundert wunderbare Geschichten gingen um über ihn, vom Gerücht übertrieben und vergrößert, aber willig geglaubt, und als der Major von Schill, in zwei Jahren war der Dragoner-Lieutenant so weit avancirt, mit seinen Husaren einzog in Berlin, da war's ein wahrer Triumphzug, sein Name war in Aller Munde und die Hoffnungen, die man auf ihn baute, gingen in das Ungeheuerliche.

Das aber war des braven und tapfern Reiters Verderben.

Schill war ein Mann voll Muth und Ehre, mit glänzenden Eigenschaften für den kleinen Krieg, durchaus kein Feldherr, noch viel weniger ein Politiker. Als Major und Commandeur eines ausgezeichneten Husaren-Regiments, als Ritter des Ordens pour le mérite, und von der geliebten Königin Louise noch besonders ausgezeichnet durch das Geschenk einer Brieftasche, die sie selbst gestickt und in die sie eigenhändig geschrieben: „Dem tapfern Herrn von Schill, Louise," hatte der gute Degen das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; er würde in diesen Verhältnissen jedenfalls noch ausgezeichnete Dienste geleistet haben, aber schwerlich je über seine Stellung hinausgegangen sein, ohne den Enthusiasmus des Volkes, das kurz und gut von seinem Cavallerie-Säbel nichts Geringeres als die Befreiung Preußens und Deutschlands von dem drückenden Joch des französischen Kaisers eben so zuversichtlich erwartete als keck forderte.

Als Schill begriff, was seine Bewunderer und Verehrer von ihm erwarteten und forderten, stutzte er anfänglich und wich erschrocken zurück; er kannte sich selbst ziemlich gut; aber nach und nach ließ er sich die Rolle des Vaterlands-Befreiers und Erretters aufzwingen. Seine Beweggründe waren edler Art, er glaubte die Erwartungen, die das Volk von ihm hegte, nicht täuschen zu dürfen, und mit unklarer Schwärmerei redete er sich in eine Rolle hinein, der er nicht gewachsen war, wie er selbst fühlte und wußte. Gott hatte David erweckt, Goliath niederzuschmettern, so glaubte Schill, seine Mission sei, Napoleon niederzuwerfen und sein Riesen-Reich. Schill glaubte an seine Mission, aber er glaubte nicht fest daran, das Gefühl persönlicher Unzulänglichkeit wurde oft mächtig in ihm, und so ging er, fortwährend von seinen Freunden und Verehrern gedrängt, immer weiter auf dem Wege, dem Ziele zu, das ihm bestimmt war.

Der Frühling war nahe, Oesterreich hatte den Krieg erklärt, Tyrol war im Aufstande, der kühne Braunschweiger Herzog entfaltete das Welfenbanner in Böhmen, in Westphalen erhob sich der Freiherr von Dörnberg, in ganz Nord-Deutschland gährte es gewaltig, die Engländer rüsteten eine Expedition gegen Holland, Schill, oder vielmehr Schill's nächste Freunde und Rathgeber hatten überall ihre Verbindungen, und die Patrioten glaubten, der Tag der Befreiung breche an. Sie hatten den Plan gefaßt, thätig einzugreifen. Oesterreichs Banner

vorwärts gegen den Rhein, Schill sollte die Verbindung zwischen Braunschweig und Dörnberg in Westphalen herstellen. Die preußische Regierung war von Oesterreich aufgefordert worden, an dem Kriege gegen Napoleon Theil zu nehmen, der König hatte die Aufforderung abgelehnt, mit gutem Grunde, denn der Rest der Monarchie des großen Friedrich durfte erst dann auf's Spiel gesetzt werden, wenn man mit allen Mitteln, die zu verwenden waren, operiren konnte. Es war aber in Preußen noch nichts fertig und die letzten französischen Garnisonen kaum aus dem Lande abgezogen. Das wußten die Patrioten, die um Schill waren, sehr gut, sie verdachten auch der Regierung ihre Zurückhaltung nicht, aber sie wollten dem Könige und Preußen ihren Antheil an dem Siege, an den sie fest glaubten, sichern, indem sie ohne des Königs Wissen und Willen sich an dem Kampfe betheiligten. Sie waren überzeugt, daß der Erfolg und Schill's Name das Volk und dann die Regierung Preußens fortreißen würden.

Je näher der Tag der That kam, desto unruhiger wurde Schill; aber nicht der Gedanke bewegte sein Herz, daß er zum Kampfe gehe gegen den Kaiser von Frankreich und seine Macht, sondern der Königlich preußische Offizier in ihm sträubte sich gewaltig gegen den Gedanken, ohne Befehl Sr. Majestät des Königs auszurücken und den Krieg zu beginnen. Die Berather Schill's waren meist keine Soldaten, sie begriffen daher die Scrupel kaum, die der Offizier mit Recht hegte, darum suchte der wackere Held so oft als möglich seinen alten Kameraden, den Lieutenant von Quistorp, auf, der verstand ihn mit seinen Scrupeln, der aber wußte auch diese Scrupel zu bannen, denn das kühne Soldatenherz dieses Mannes saß auf seiner Zunge, und er sagte dem Freunde geradezu: „Wir verdienen das Kriegsgericht und seinen Spruch, aber Alles für König und Vaterland; ich bin überzeugt, daß wir ohne den Befehl, aber nicht gegen den Willen des Königs handeln!"

Auch am heutigen Abend hatte Schill Quistorp gesucht; man hatte ihn in die Wohnung des Herrn von Wedell geschickt, und der gefeierte Held von Kolberg saß mit den mächtigen Plänen, deren Träger er halb und halb gegen seinen Willen war, auf dem hölzernen Stuhle und rauchte seine Pfeife, während er nach seiner Weise mehr hörte als sprach und mehr träumte als hörte.

Quistorp sagte zu Wedell: „Das begreif' ich denn doch nicht recht, warum Sie gerade in diesem öden Hinterhause wohnen, Herr von Wedell!"

„Ich kann Ihnen das Räthsel leicht lösen!" antwortete der junge Mann lächelnd, „der Besitzer des Hauses, ein braver Patriot, hat ein Dutzend arme Waisenknaben zu sich genommen, die in dem Elend der letzten Jahre untergegangen wären; um dem bejahrten Mann das Geschäft der Erziehung etwas zu erleichtern, habe ich das Commando der kleinen Colonie übernommen, und um meinen Zöglingen immer nahe zu sein, habe ich mich mitten unter ihnen einquartiert."

Schill reichte dem jungen Manne schweigend die Hand und drückte sie ihm kräftig.

Neben der Gemeinheit begann sich damals in Berlin ein Sinn treuer und kräftiger Nächstenliebe zu zeigen, der herrliche Früchte trug, dessen Segen noch heute nicht verloren ist.

Als Schill mit den beiden Husaren, die seine Mitstreiter vor Kolberg gewesen waren, das Quartier des edeln Herrn von Wedell verließ, faßte ihn Quistorp vertraulich unter den Arm und fragte leise: „Hast Du mir nichts zu sagen, Schill?"

„Nein, Bruder!" entgegnete der Major.

„Schill, Du weißt, was Du mir versprochen hast!"

„Ich werde es nicht vergessen!" antwortete Schill ernsthaft.

„Ich danke Dir, Freund," flüsterte Quistorp gerührt, „im Glück oder im Unglück, Sieg oder Verderben, ich bin sicher, mit Dir unsterblich zu werden!"

Schill blieb stehen an einer Straßenecke: „Freund!" sagte er ernst, „lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!"

Preußens Finanzlage.

Wie empfindlich auch die Errungenschaften den Staatshaushalt berührt haben — noch immer ist Preußens Finanzlage eine überaus günstige. Der Steuerdruck ist sehr viel geringer, als in den anderen Großstaaten; die Staatsschulden erreichen noch nicht die Höhe eines zweijährigen Einnahmebudget's, und das Activ-Vermögen des Staats, der Werth der Domainen, der Staats-Eisenbahnen &c. ist sehr viel bedeutender, als der Betrag der Passiva. Und doch ist die Lage der preußischen Finanzverwaltung eine keinesweges angenehme. Dieselbe ist außer Stande, den Anforderungen zu genügen, die in steigender Ausdehnung an sie gestellt werden. Sehr berechtigte Forderungen müssen aus Mangel an ausreichenden Fonds zurückgewiesen werden. Die Gehalte der Beamten sind vor fast vierzig Jahren normirt worden, wo das Geld einen weit höheren Werth als gegenwärtig hatte; die Integrität derselben wird durch die drängenden Verhältnisse des Lebens bedroht. Die Häuser des Landtages werden in der Bewilligung der Mahl-, der Klassen- und Einkommensteuer-Zuschläge immer schwieriger, und es ist kaum zu verhoffen, daß dieselben auch pro 1857 noch werden zur Erhebung gelangen können. Auch wäre dies keineswegs gerechtfertigt, da das System der Steuer-Zuschläge in einem geordneten Finanz-System

nicht zur Regel werden, dasselbe nur für außerordentliche Fälle Anwendung finden darf. *)

Unter diesen Umständen werden entscheidende Schritte geschehen müssen, um den berechtigten Anforderungen an den Staatshaushalt genügen zu können, das Gleichgewicht der financiellen Kräfte herzustellen. Die Frage, welche Bahnen zu diesem Behuf einzuschlagen sind, tritt uns mit drängender Gewalt entgegen; die Entscheidung derselben läßt sich nicht ferner vertagen.

Wir haben gesehen, wie Oesterreich aus verzweiflungsvollen Verhältnissen sich durch geistvolle Verwendung seiner Hülfsmittel in eine zukunftreiche Lage zu versetzen gewußt hat. Man wird sich mit Grund der Hoffnung hingeben dürfen, daß die unerheblichen Schwierigkeiten, welche der preußischen Finanzverwaltung entgegentreten, sich durch sehr viel einfachere Mittel werden lösen lassen. Aber es ist von unendlicher Wichtigkeit, daß dabei die richtigen Wege eingeschlagen werden. Jeder Mißgriff auf dem Gebiete der Finanzpolitik ist von vernichtenden Folgen begleitet, er läßt sich nicht so spurlos beseitigen, wie eben eine mißrathene Gemeinde-Ordnung.

Um das Gleichgewicht der finanziellen Staatskräfte herzustellen, bieten sich mehrere Wege dar:

1) Die Erhöhung der bestehenden, resp. die Einführung neuer Steuern;
2) die Erhöhung der Steuerkraft des Landes, um dadurch die Ergiebigkeit der bestehenden Einnahmequellen zu steigern;
3) die Einführung eines wohlfeileren Verwaltungssystems; oder endlich
4) die gleichzeitige Verfolgung der ersten drei Bahnen.

Suchen wir uns die dabei in Betracht kommenden Momente zu vergegenwärtigen.

Was zunächst die Erhöhung der bestehenden und die Einführung neuer Steuern anbetrifft, so treten der preußischen Finanz-Verwaltung vorzugsweise in dieser Beziehung eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Die Zolltarifsätze dürfen nur unter Zustimmung sämmtlicher Zollvereins-Regierungen verändert werden, und diese ist um deshalb schwer zu erlangen, weil immer einzelne Regierungen ein Interesse dabei haben, der Zollerhöhung gewisser Artikel entgegenzutreten. Auch ist die ausgedehnte Grenze des Zollvereinsgebiets nur mäßig besetzt, der Zollschutz würde ansehnlich verstärkt und vertheuert werden müssen, so bald durch bemerkenswerthe Erhöhung einzelner Tarifsätze der Anreiz zum Schmuggel gesteigert werden sollte. Die Zollrevenuen lassen hiernach nur eine Erhöhung nach Maßgabe des gesteigerten Verbrauchs importirter Artikel verhoffen, d. h. nach Maßgabe des vorschreitenden Wohlstandes; von

*) Am 5. April hat das Herrenhaus mit imposanter Majorität die Fortgewährung von 25 Procent Zuschlag zur Einkommensteuer &c. über den 1. Januar 1857 hinaus abgelehnt und ist hierbei den von uns mehrfach entwickelten Ausführungen beigetreten. D. Red.

der Steigerung der Tarifsätze ist eine erhebliche Mehreinnahme nicht zu erwarten.

Man wird sein Augenmerk demnach auf das Gebiet der indirecten wie der directen Steuern zu werfen haben. Hier ist inzwischen seit dem Jahre 1850 so rüstig vorgearbeitet, daß nur noch eine spärliche Nachlese zu verhoffen ist. Theils neu eingeführt, theils ansehnlich erhöhet sind seitdem: die Gerichtssporteln, die Klassen- und Einkommen-, die Mahl-, die Maisch- und die Rübenzucker-Steuer. Die Erhöhung der Gewerbsteuer ist Seitens der Staatsregierung neuerdings proponirt worden; sie stehet demnach in naher Aussicht. Die Consumtionssteuern von Branntwein und Zucker sind so ansehnlich gesteigert worden, daß die Ueberzeugung sich sehr allgemein geltend macht, die Production dieser Verzehrs-Artikel werde zurückgehen und der Staat demnach Einbußen erleiden, so bald nach dem Friedensschluß die Preise derselben auf das geordnete Maß zurückgegangen sein werden. Hiernach bleibt nur ein kleines Contingent von Steuerobjecten.

Die Erhöhung des Salzverkaufspreises, an und für sich unbedenklich, stößt in Folge der Zollvereinsverträge, insbesondere mit Hannover, auf große Schwierigkeiten, sie ist demzufolge jedenfalls auf enge Grenzen verwiesen. Die im Hause der Abgeordneten proponirte Erhöhung der Tabakssteuer läßt, wie der Bericht der Finanz- und Handels-Commission nachweiset, ein günstiges Resultat nicht verhoffen, und man wird sich zur Einführung des Tabaksmonopols entschließen müssen, sobald der Tabak sich als bemerkenswerthes Steuerobject erweisen soll. Hiernach bleibt fast als alleiniger Rettungsanker nur noch die **Grundsteuer**, deren Ausgleichung und Erhöhung nach der Meinung unserer Stadtpolitiker einen unerschöpflichen Einnahmequell bilden, das Gleichgewicht der finanziellen Staatskräfte herstellen soll. In ihrer Rathlosigkeit klammern sie sich krampfhaft an diesen letzten Rettungsanker. Und doch haben wir bei Erörterung der Grundsteuerfrage bereits nachgewiesen, daß es sich hier um ein Utopien handelt. Die Finanz-Commission des Hauses der Abgeordneten führt in ihrem neuesten Bericht über diesen Gegenstand dieselbe Ueberzeugung aus, und wenn sie eine Lösung der Grundsteuerfrage in Verbindung mit der Creditfrage, nach Abwickelung der Hypothekenschulden, verhoffen läßt, so ist dieses Ziel auch im günstigsten Falle nur nach Verlauf mehrerer Decennien zu erreichen. Will man endlich den Doctrinen der Verfassungs-Urkunde practische Geltung schaffen und die Gleichheit vor dem Gesetz allgemein herstellen, so wird darauf Bedacht zu nehmen sein, das bewegliche Capital mit dem gleichen Procentsatz des Reinertrages zur Steuer heranzuziehen, wie das unbewegliche. Das letztere zahlt aber 3 pCt. an Einkommen- und durchschnittlich etwa 10 pCt. an Grundsteuer, während das erstere nur Einkommen- und ausnahmsweise zugleich eine mäßige Gewerbsteuer zu entrichten hat. Das Geldcapital weiß sich jeder hohen Bestimmung zu entziehen.

rung des ehrenamtlichen und corporativen Verwaltungs-Systems empfohlen hat, als wesentliches Mittel zur Entlastung des Staatshaushalts. Und dies in einer Zeit, wo es nur mit Mühe gelungen ist, das Onus der Polizei-Verwaltung den Rittergütern zu erhalten, wo der Liberalismus die größten Anstrengungen gemacht hat, die kostenfreie Administration der ländlichen Polizei in eine sehr kostspielige zu verwandeln. Voraussichtlich wären auch die Vorkämpfer dieser Richtung anderen Sinnes geworden, wenn man sie zuvor als Finanz-Commission constituirt, ihnen den Auftrag ertheilt hätte, die Mittel zur Durchführung der von ihnen angestrebten Reform nachzuweisen. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Maßregel nicht vor Durchführung der Justiz-Reformen des Jahres 1850 ergriffen worden.

Wie erheblich auch die Schwierigkeiten sind, welche der weiteren Ausdehnung des ehrenamtlichen und corporativen Verwaltungs-Systems sich entgegenstellen *), sie werden in dem Maße zurücktreten, wie die Grundgesetze der conservativen Politik zu allgemeiner Geltung gelangen. Es handelt sich vornehmlich darum, daß der Bürger von den erdrückenden Sorgen des Erwerbslebens einigermaßen frei, daß die corporative Gliederung der Gesellschaft hergestellt, der Verwaltungs-Ressort der mittelbaren Staatskreise möglichst ausgedehnt werde. In ersterer Beziehung wird die Lösung der Creditfrage, die Errichtung von Hypothekenbanken, die Feudalisirung des ländlichen Grundvermögens von entscheidendem Einfluß sein; die zur Uebernahme von Ehrenämtern geeigneten Persönlichkeiten werden sich zahlreich darbieten. Man wird den Innungs-, Dorf- und Schiedsgerichten, den Gemeinden und den Kreis-Corporationen das unendlich reiche Material der geringfügigeren administrativen und richterlichen Geschäfte überweisen können. Unsere gegenwärtige Gerichtsverfassung nimmt die Steuerkraft des Landes ganz unverhältnißmäßig in Anspruch, sie ist die wesentliche Veranlassung der schwierigen Lage, mit der die Finanzverwaltung zu kämpfen hat. Auf der anderen Seite ist es eine wahre Vergeudung edler Kräfte, wenn hochgebildete Richter von Bagatellsachen erdrückt werden, die jedes Dorfgericht zu erledigen vollkommen befähigt ist. Nicht minder werden die Gemeinde- und Kreisvertretungen, resp. deren Organe, sehr wohl geeignet sein, polizeiliche Streitigkeiten zu erledigen und eine Fülle von Administrativ-Angelegenheiten sachgemäß zu behandeln. Oder sollte das Volk in Preußen nur für die höheren und wichtigeren Geschäfte, für die Legislation, für das Schwurgericht, nicht aber für die Bagatellsachen befähigt sein?

Die Ueberzeugung, daß bei rationellem Vorgehen ein bedeutender Theil der Staatsgeschäfte sich kostenfrei erledigen lasse, erscheint durchaus begründet. Man wird im Laufe der Zeit die Zahl der besoldeten

*) Vergleiche den Artikel: „Die Doctrin und die Verwaltung", im 1. Bande der „Berliner Revue."

Beamten erheblich reduciren, sie dann um so besser dotiren können, zugleich aber den großen Nutzen haben, daß den Beamten die Muße zu wissenschaftlicher Fortbildung erhalten bleibt, daß sie nicht ferner durch ein Uebermaß trivialer Geschäfte geistig erdrückt werden, bevor sie in die höheren Staatsstellen einrücken.

Hiernach stellt sich als Ergebniß unserer Untersuchungen heraus, daß mittelst Erhöhung der Zölle und Steuern oder mittelst Einführung neuer Abgaben die ausreichenden Einnahmen zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse und zur Herstellung des Gleichgewichts der finanziellen Staatskräfte nicht zu verhoffen sind; daß dagegen dieses Ziel durch weitere Entwickelung der Steuerkraft, sowie durch Einführung eines wohlfeileren Verwaltungssystems mit Sicherheit zu erreichen ist.

Schon aus finanziellen Rücksichten wird hiernach das streng bureaukratische Verwaltungssystem aufzugeben, eine Organisation der Gesellschaft anzustreben sein, welche dem Selfgovernment ausreichende Grundlagen darbietet. Oder mit anderen Worten: Unsere Staatsmänner werden, mit Hinblick auf die Interessen des Staatshaushalts, gezwungen sein, den Grundgesetzen der conservativen Politik practische Geltung zu verschaffen. Und wahrlich: bei der großen Gewalt, mit der die liberalen Doctrinen fort und fort die Geister beherrschen, bedarf es dieser drängenden Momente, um der Social-Politik zum vollständigen Siege zu verhelfen. Dieser kann nicht ausbleiben, sobald das Banner der die Zukunft der Gesellschaft und das Culturleben der Völker bedingenden social-politischen Reformen Seitens der Finanzverwaltung erhoben wird, d. h. einer durchaus positiven, der Phrase und der Gefühlspolitik unzugänglichen Gewalt. Daß dieselbe außer Stande ist, sich dieser Aufgabe zu entziehen, zu einer Zeit, wo die Steuerkraft des Landes noch nicht im Uebermaß angespannt worden, darin erkennen wir einen abermaligen Beweis, daß der von dem Bewußtsein einer hohen Bestimmung getragene Preußengeist seine volle Berechtigung habe.

Joh. Gustav Droysen.

Geschichte der Preußischen Politik von Joh. Gust. Droysen. Erster Theil. Die Gründung. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1855.

Unter dem oben angegebenen Titel hat der erste von fünf Bänden eines Werkes, das in der preußischen Geschichtsschreibung Epoche machen wird, die Presse verlassen. Droysen hat sich schon mehrfach mit preußischer Geschichte beschäftigt; wir erwähnen nur seine Vorlesungen über die Freiheitskriege (Kiel, 1846) und sein Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenberg. Droysen gehört der liberalen Partei

an, noch besser läßt sich aber vielleicht sagen, daß er aus ihr hervorgegangen ist. Er begann seine gelehrten Arbeiten mit dem Alterthum; seine Geschichte Alexander's und des Hellenismus, seine Arbeiten über Aristophanes und Aeschylus zeigen den feinen und warmen Kopf, der von dem Dramatischen in der Geschichte ergriffen ist und sich redlich Mühe giebt, ihrem dunkeln und göttlichen Walten nachzuspüren. Was er in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über die Freiheitskriege sagt, er wolle Gottes Hand in den dunkeln Irrgängen der Geschichte nachweisen, ist ihm wohl immer als ernster Vorsatz vor den Augen gewesen, aber er krankte an einer subjectiven Manier, welche ja leider die weitverbreitete Krankheit der Zeit ist. Besonders sein Buch über die Freiheitskriege, das eine Art von Philosophie der Geschichte geben will, leidet darunter. Er sieht in ihnen mit Recht den Ausdruck eines großen und an der Hand Gottes bewirkten Fortschrittes, er sieht in ihnen das Durchgreifen frei werdender Völker und den Beginn einer neuen Epoche des Staatslebens. Nachdem der monarchische Staat die Rechtsbesonderheiten im Staate, den ständischen Staat gebrochen hat, folgt ihm die Reaction des Volkes, das allerdings in der neu errungenen Einheit verharren, an ihrer Gestaltung aber selbst einen bestimmenden Theil nehmen will, und wendet sich gegen den strengen Monarchismus — — diesen Gedanken führt Droysen in seinen „Vorlesungen“ durch. Daß bei solchem Vornehmen Willkürlichkeiten nicht zu vermeiden waren, daß eine falsche Werthschätzung historischer Ereignisse, z. B. der französischen Revolution, eintreten mußte, ist nur natürlich. Droysen wurde so ganz das Gegentheil Leopold Ranke's. Er hat nichts von der plastischen Ruhe des Geschichtsschreibers des Zeitalters der Reformation, er läßt nicht die Thatsachen reden, sondern er redet für die Thatsachen oder auch gegen sie, das freilich mit Schwung und Wärme, mit Begeisterung und Leidenschaft.

Droysen aber wird mit den Jahren reifer, überlegter und stärker. Schon sein Leben York's zeigt diesen Fortschritt. Er ist hier mehr in engere, übersichtlichere Räume und in die Masse der Details gestellt, er hat keinen großen Rahmen für Völker-Entwickelungen zu spannen, er findet die Ellipse vor, in welche er das Medaillon dieses eckigen, scharfen, derben Charakters hineinzeichnen soll. In solcher Thätigkeit fand er Gelegenheit zur Aneignung größerer Ruhe.

Wir nehmen daher sein neuestes Werk, das uns eine preußisch-Hohenzollern'sche Geschichte verspricht, wie wir noch keine haben, mit großer Spannung in die Hand. Wir lesen mit großem Interesse das inhaltreiche, gedankenvolle Vorwort, dem wir folgende Sätze entnehmen:

„Schon sonst habe ich meine Studien der preußischen Geschichte zugewandt. Bewundert viel und viel gescholten, wie sonst, so heut, von Andern ausgebeutet und ausgedeutet, erscheint sie nur um so mehr

als eine der bezeichnendsten Gestaltungen, die das tief bewegte und schwerringende Leben unserer Nation hervorgebracht hat. Es trieb mich, dieser Geschichte weiter, bis zu ihren Anfängen nachzugehen, in ihr diesen Staat verstehen zu lernen, der in guten und bösen Tagen unseres Volkes eine so scharf gezeichnete Rolle gespielt hat, dem es zu Theil geworden ist, unter allen deutschen Territorien allein neben dem Kaiserthum der Habsburger eine europäische Bedeutung zu gewinnen, ja des deutschen Landes und Volkes sich allmälig ein Drittel anzugliedern, und von den immer neuen Gegensätzen, die das Leben der Nation zerklüftet haben, die einen zu versöhnen, die andern zu bewältigen, um von andern desto hartnäckiger angefeindet oder im Innern ergriffen und erschüttert zu werden... Meine Aufgabe gliedert sich mir in fünf Abschnitten, von denen das vorliegende Buch den ersten umfaßt. Ein zweites wird die Zeit der Territorialität mit ihren lutherisch-ständischen Ausgängen darstellen. Die Jahre 1640, 1740, 1806 bezeichnen die übrigen drei Abschnitte nach einem Eintheilungsgrunde, der sich von selbst ergiebt."

Der erste Abschnitt ist von dem Verfasser in ganz richtigem Verständniß weitläuftiger behandelt, er bildet den vorliegenden dicken Band von zwei und vierzig großen Bogen (3 Thlr. 15 Sgr.) und reicht bis Markgraf Friedrichs Tod, 21. September 1440. Hier sind die Grundlagen des preußischen Staates auseinandergelegt und die Abzweigung desselben aus der Gesammtentwicklung Deutschlands gezeichnet.

Wir können ein solches Werk nicht nach einem Theile desselben schon beurtheilen wollen, einer späteren Zeit muß ein solches Unternehmen vorbehalten bleiben, aber die Aufmerksamkeit unserer Leser müssen wir schon jetzt auf dies interessante Buch, dessen Verfasser seine geistige Art, wie wir sie flüchtig skizzirten, auch in ihm nicht verläugnet, hinrichten. Möge sich das Buch noch durch einige seiner grundlegenden Sätze eines Weiteren charakterisiren.

„Den Staat, dessen Politik ich darzulegen versuche, trägt keine natürliche Nothwendigkeit weder des Gebiets, das er umfaßt, noch der Millionen, deren Mitleben in der Geschichte er vermittelt. Wie zufällig scheinen Land und Leute sich grade so zusammengefunden zu haben. Und doch zeigt die vierhundertjährige Geschichte dieses Staates eine Stätigkeit des Wachsthums, eine Bestimmtheit der Richtungen, einen geschichtlichen Charakter, wie immer nur die lebensvollsten staatlichen Bildungen haben, Vorzüge, die in dem Glück und Geschick ausgezeichneter Regenten mehr ihren Ausdruck als ihre Erklärung finden.... Preußen umfaßt nur Bruchtheile deutschen Volkes und Landes. Aber zum Wesen und Bestand dieses Staates gehört jener Beruf für das Ganze, dessen er fort und fort weitere Theile sich angegliedert hat. . . . Dieser Staat begann, als den Hohenzollern das Regiment über die Marken übergeben ward. . . . Mit dieser Gründung — es ist das letzte Auf-

leuchten des ghibellinischen Gedankens — schließt unser deutsches Mittelalter."

Zu warnen möchte der Verfasser nur davor sein, daß er seine Vorliebe für die Mission Preußens nicht in einen schwarz-roth-goldnen Enthusiasmus von 1849 umschlagen läßt.

Englands Streitmacht im Jahre 1856.

Die britische Regierung hat vor Abschluß des Friedens bereits dem Parlament erklärt, daß ungeachtet der Friedens-Aussichten ihre Rüstungen unvermindert fortdauern würden. Ueberblicken wir daher, welche Streitkraft zu Lande sie verwendbar hat, oder wenigstens aufzubringen beabsichtige. Auf die Rüstungen zur See nehmen wir in dem Folgenden keine Rücksicht.

Zunächst einige Worte über das Kriegs-Ministerium, welches mehrfache Veränderungen erfahren hat. Während der ersten Monate des verflossenen Jahres zählte es noch zu den „Civil-Departements", stand mit eigentlichen Kriegssachen nur in geringer Verbindung und bildete hauptsächlich eine Art Ober-Rechnungskammer der Armee. Sogar seine administrativen Befugnisse waren beschränkt. Die Uniformirung der Infanterie und Cavallerie besorgten die Regiments-Inhaber, bei der Artillerie und den Sapeurs das Feldzeug-Amt. Außerdem lag diesem ob: Uniformirung der Colonial-Truppen, das Beschaffen der Mäntel für die gesammte Armee, sowie sämmtlicher Utensilien, Heizung, Beleuchtung der Casernen, und bis zum Jahre 1855 sogar der Fourage für alle im Mutterlande stehenden Truppen.

Heute existirt das Feldzeug-Amt nicht mehr als selbstständige Behörde, die Geschäfte desselben sind an das Kriegs-Ministerium übergegangen, welches auch die Bekleidung sämmtlicher Truppentheile an sich gezogen hat. Dadurch ist sein Etat beträchtlich gewachsen, man findet jetzt einen General-Inspecteur der Befestigungen mit zehn Gehülfen, zwei General-Directoren der Land- und See-Artillerie, je einen General-Director für Contracte, Vorräthe, Bekleidung, Medicinalwesen, Commissariat. Allerdings ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der früheren Verwaltungs-Confusion.

Das Landheer hat folgende Eintheilung und Sollstärke, hinter der die wirkliche freilich nicht unbedeutend zurückbleiben wird, weil sie lediglich von dem Erfolg der Werbekünste abhängig ist.

Infanterie:

3 Regimenter Garde,	7 Bataillone,
99 Regimenter Linie,	102 "

Schützen-Brigade 3 Bataillone,

3 westindische Regimenter, 3 „

7 Colonial-Corps verschiedener Organisation und Stärke,

Zusammen 5478 Offiziere, 164,425 Mann, nach Abzug von 1056 Offizieren, 23,728 Mann, die im Solde der ostindischen Compagnie stehen.

5 Regimenter, 2 Jäger-Corps der britisch-deutschen Legion, 7 Bataillone, 320 Offiziere, 8616 Mann,

2 Regimenter der Schweizer-Legion, 4 Bataillone, 204 Offiziere, 5576 Mann,

3 Regimenter der italienischen Legion, 6 Bataillone, 200 Offiziere, 5385 Mann.

Summe der fremden Infanterie 724 Offiziere, 19,477 Mann.

Cavallerie:

3 Regimenter Household Cavalry, 7 Regimenter Garde-, 17 Regimenter leichte Dragoner, 1 berittenes Colonial-Corps. Nach Abzug von 91 Offizieren, 1488 Mann, 1406 Pferden, die in Ostindien verwendet sind, 922 Offiziere, 17,067 Mann, 12,808 Pferde.

2 Regimenter der britisch-deutschen Legion, 62 Offiziere, 1456 Mann, 1216 Pferde.

Artillerie:

1 Regiment Fuß-Artillerie, 14 Bataillone zu 8 Compagnieen, 711 Offiziere, 20,525 Mann, 6523 Pferde,

Invaliden-Compagnie und einzelne Mannschaften in den Colonieen, 1 Offizier, 576 Mann,

Brigade reitender Artillerie, 7 Troops, 47 Offiziere, 1631 Mann, 1432 Pferde,

Reit-Anstalt: 4 Offiziere, 52 Mann, 53 Pferde.

Zusammen 763 Offiziere, 22,784 Mann, 7990 Pferde.

Ingenieur-Corps.

Ingenieurs 360 Offiziere, Sapeurs und Mineurs 5 Offiziere, 5309 Mann, 120 Pferde.

Mithin sollen (einschließlich der Aerzte und Zahlmeister) vorhanden sein 8314 Offiziere, 230,618 Mann, mit 22,134 Pferden.

Es ist interessant, diese Zahl mit einer aus den Zeiten höchster Anspannung zu vergleichen. Gegen Ende April des Jahres 1814, als der große Kampf auf dem Festlande eben beendigt war, der mit den Nordamerikanischen Freistaaten noch fortdauerte, enthielt das Britische Heer, mit Ausnahme der Invaliden und Garnison-Bataillone, 210,620 Mann Infanterie, 33,326 Reiter. Beide Zahlen beziehen sich nur auf „Rank and File", d. i. Corporals und Gemeine, die Sergeanten, Trompeter, Tambours u. s. w. kann man etwa zu $1/11$ des Ganzen anschlagen. Ueberdies befanden sich unter der Hauptsumme die im Solde der

ostindischen Compagnie stehenden Truppentheile. England macht daher jetzt mindestens eben so große Anstrengungen, wie damals.

Miliz

kann den unmittelbar verwendbaren Streitkräften nicht beigezählt werden, weil sie keineswegs zur willkürlichen Verfügung des Ministeriums steht, vielmehr demselben nur als Rekruten-Quelle für das stehende Heer, und bedingungsweise als Aushülfsmittel beim Garnison-Dienst, gilt. Bisher haben zwölf Regimenter eingewilligt, die Linien-Truppen in Gibraltar, Malta, Corfu abzulösen, und beinahe siebenundzwanzigtausend Milizmänner sind in das stehende Heer übergetreten.

Unter dem Gewehr sollen stehn 3,880 Officiere, 110,585 Mann Fußvolk, 466 Officiere, 12,019 Mann Artillerie, doch rechnet die Kriegsbehörde selbst nicht darauf, diese Zahlen erreicht zu sehn. Der Sold wird nämlich zu 3,138,723 Pf. St. berechnet, davon aber sogleich die erhebliche Summe von 650,000 für Fehlende abgesetzt. Hinsichtlich der Disciplin scheint keine allzuvortheilhafte Meinung vorzuwalten, indem von den verbleibenden 2,488,723 Pf. St. wieder 25,000 verfallener Sold der Verhafteten oder Verurtheilten voraus abgerechnet werden. Beim stehenden Heer, dessen unterste Schichten durchaus nicht durch Gentlemen gebildet sind, beträgt der Sold 6,228,576, der veranschlagte Strafabzug 38,000 Pf.; die Procentsätze kommen mithin auf $1\frac{4}{100}$ und $\frac{6}{10}$ zu stehen.

Als zur Armee gehörend sind noch anzuführen:

Aerztlicher und Commissariats-Stab mit 595 höheren Beamteten und 1200 Mann.

Land-Transport-Corps.

Ein Erzeugniß der neuesten Zeit, welches schnell zu großer Ausdehnung gelangt ist. Dasselbe zählt mit Einschluß der Officiere 24,011 Mann, 24,000 Pferde und anderes Gethier, — eine wahrhaft ungeheuere Zahl im Verhältniß zu der Truppenmasse auf dem Kriegsschauplatz.

Erwähnung verdient noch die mittelst Erlaß vom 13. August begründete Schießschule — permanent corps of „Instructors of musketry“ — zu Hythe. Altbekannt ist die mörderische Wirkung der Bataillons-Salven des britischen Fußvolks, und die Franzosen wissen davon zu sagen, auch wäre unter dem Herzog Wellington eine Anstalt wie diese schwerlich aufgekommen. Um indeß die großen Fortschritte beim Feuergewehr vollständig auszunutzen, mußte etwas derart geschehen, wenn auch manches Jahr verstreichen möchte, bevor der englische Infanterist ein gewandter Tirailleur wird. Außer dem Stabspersonal befinden sich bei der Schule 3 Officiere, 215 Sergeanten als Instructoren, so wie 100 Hauptleute und 50 Unterofficiere der Armee, welche dazu ausgebildet werden, den Unterricht bei den Regimentern und Depots zu ertheilen.

Geschichte Rußlands.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, nach den besten Quellen bearbeitet von Adolph Görling. Leipzig, bei C. W. B. Naumburg. Preis 15 Sgr. 1 Octavband von 300 Seiten.

Wir haben in russischer Geschichtsschreibung noch wenig Auswahl. In unserer deutschen Literatur fehlt es an einer Geschichte Rußlands, die auf Klassicität Anspruch machen könnte, noch gänzlich. So ist denn jeder Beitrag willkommen, und auch die bloße Uebersicht, welche Görling von dem russischen Geschichtsmaterial giebt, nicht zu verachten. Mehr als das muß man aber hinter dem etwas prätentiösen Titel nicht suchen. Dem Verfasser fehlt aber leider das Talent der Gruppirung. Er zerlegt seinen Stoff in die zwei Haupttheile: vor Peter dem Großen und nach Peter dem Großen. Diese Eintheilung dürfte zunächst doch die Monographie Peters als dritten oder vielmehr zweiten Theil voraussetzen. Statt dessen ist dieselbe unlogischer Weise in den zweiten Theil, d. h. also, Peters Erscheinung ist in die Zeit nach ihm gezogen.

Im ersten Theil unterscheidet der Verfasser folgende Perioden: 1) Von Rurik bis Wladimir, also von Begründung der Monarchie bis zur Einführung des Christenthums, 862—1015; 2) die Periode der Ländertheilung, in welcher Rußland, nachdem Wladimir es unter seine zwölf Söhne vertheilt, durch innere Fehden zur Ohnmacht herabkommt und zuletzt in verschiedene getrennte Großfürstenthümer auseinanderfällt, 1015—1224; 3) die Periode der Mongolen-Herrschaft, 1224—1476; 4) die Abschüttelung des mongolischen Jochs und das Interregnum nach dem Aussterben von Rurik's Mannsstamm, 1462—1613; 5) das Haus Romanow mit seinen ältesten Herrschern, 1613—1689. — Im zweiten Theil unterscheidet der Verfasser zwei Perioden, 1689—1801 und 1801—1854, denen er die Titel giebt: Rußland als neuer Culturstaat und Rußland in seiner höchsten Machtentwickelung.

Diese ganze Eintheilung ist eine willkürliche. Was Rußland geworden ist, verdankt es seinen Beherrschern. Darum zerfällt nach innerer Nothwendigkeit die Geschichte Rußlands in die zwei Theile: Rußland unter der Dynastie Rurik, Rußland unter der Dynastie Romanow. Der erste Theil beginnt mit dem Jahre 862 und schließt mit dem Aussterben von Rurik's Mannsstamm im Jahre 1598. Der zweite umfaßt die Zeit von 1613 bis 1855, als dem Todesjahre des Kaisers Nikolaus. Jeder dieser Theile muß allerdings wieder in Perioden zerlegt werden, aber nicht in so viele, wie Görling annimmt, denn durch eine solche vielfache Einschachtelung des Stoffes wird eine vernünftige Uebersicht nur erschwert. Die sich von selbst darbietenden Anhaltspunkte für eine sachgemäße Ein-

theilung sind die Ueberziehungen Rußlands durch auswärtige Feinde. Danach würde des ersten Theiles erste Hälfte von 862 bis 1237 reichen, als bis zu dem Jahre der Begründung der Mongolenherrschaft durch Baty; die bedeutendste Persönlichkeit in diesem Zeitraum ist der apostelgleiche Wladimir, der das Christenthum einführt: die von ihm ausgehende Ländertheilung nimmt seiner Bedeutung, welche derjenigen von Karl dem Großen gleichkommt, Nichts, denn diese Maßregel war, was Görling unerwähnt gelassen hat, nothwendig, um dem Christenthum an allen Orten den Sieg über das slavische Heidenthum zu verschaffen. In der zweiten Hälfte des ersten Theils ist die bedeutendste Persönlichkeit Iwan der Schreckliche, ein Mann, dessen Fehler eine durch seine Zeit gebotene Nothwendigkeit waren, ein Pendant zu dem hohenstaufischen Heinrich VI. Als Einleitung zu dem ersten Theile müßte die Geschichte des russischen Volkes vor Rurik dienen, also die Archäologie der Abstammung der Slawen und das Entstehen der ersten Staatenbildungen unter ihnen zu Kiew und Nowgorod. — Dem zweiten Theil dagegen wäre die Geschichte des Interregnums, 1598 bis 1613, als Einleitung vorauszuschicken, deren Hauptheld der falsche Dimitri ist, ohne daß er jedoch an die epochemachende historische Bedeutung des Wladimir und Iwan reichte. Die erste Hälfte dieses zweiten Theiles müßte bis 1812 gehen. Hervorragendste Persönlichkeit in dieser Epoche ist Peter der Große; eben so in der zweiten Epoche Nikolaus.

Ist nun aber dem Verfasser die Eintheilung mißlungen, so hört darum die Schrift nicht auf, ihren Werth zu haben: den mäßigen Preis dafür lohnen schon die Aufsätze über Culturgeschichte, welche den einzelnen Perioden angehängt sind.

Einzelne Partieen aus dem Text verdienen hervorgehoben zu werden. Die Erwähnung der Tartarenschlacht am Don 1380, des blutigsten Kampfes, von dem die Weltgeschichte Kunde hat: „In großer Schnelle sammelte Mamai, Chan der Horde am Don, 600,000 (sechsmal hunderttausend) Mann, um die Russen zu vernichten. Der Großfürst Dimitri Iwanowitsch brachte 180,000 Mann zusammen und erreichte am Flusse Metzscha den Feind. Es war der 8. September, Morgens 9 Uhr, als die Schlacht mit dem Zweikampfe eines berühmten Kriegers der Tartaren, Temir Murza, und eines kriegerischen Mönchs, Alexander Pereswiet, eröffnet wurde. Beide Kämpfer fielen, und sofort begann auf dem weiten Felde von Kulikow, am westlichen Ufer des Don, diesseit und jenseit der Metzscha der allgemeine Kampf. . . . Der Großfürst sandte 40,000 Mann in den Rücken des Feindes, während er selbst die übrige Mannschaft ins Gefecht brachte. Aber das Glück wollte nicht, daß er mit seinem stachelbesetzten Streitkolben den Mamai erreichte. Die Schlacht stand über zwei Stunden. Da fingen die Russen an zu ermatten, ein wilder Steppensturm trieb den von Hunderttausenden aufgewühlten Staub ihnen ins Gesicht. Der Großfürst,

dessen Panzer zerhauen und zerstoßen war, sank vom Pferde. Aber der Hinterhalt, den die Russen legten, brach jetzt aus dem Walde hervor in den Rücken der siegenden Tartaren und der Sturm hörte plötzlich auf. „Gott verläßt die Christen nicht!“ schrieen die Russen und gingen mit neuer Kraft zum entschiedenen Angriff über. Der Tag fing an, sich zu neigen, als die Tartaren flohen. Mamai war einer der letzten, welcher mit wenigen Getreuen das Schlachtfeld verließ. Zwölf Stunden weit war die hügelige Plaine mit Todten und Sterbenden bedeckt. Von den Tartaren rettete sich kaum der hundertste Theil des gewaltigen Heeres, 6000 Mann, aber auch die Russen waren bis auf 40,000 Mann herabgeschmolzen, ein schrecklicher Beweis, wie blutig vor der Anwendung des Schießpulvers die Schlachten waren.“

Aus der Zeit der Tartarenherrschaft wird berichtet: „Früher waren die Großfürsten in der Hauptkirche der Residenz mit großer Feierlichkeit von dem Patriarchen mit Diadem und Krone gekrönt, mit Scepter, Reichsapfel und Zarenmantel geschmückt und mit dem heiligen Oel, als dem Siegel und Geschenk des heiligen Geistes, gesalbt, worauf das Abendmahl dem neuen Herrscher gereicht und Goldstaub auf sein Haupt gestreut wurde. Seit die Tartaren aber die Oberherrschaft über Rußland errangen, brachte der Großfürst dem Chan seine Huldigungsgeschenke und mußte zwischen zwei Feuern hindurchgehen, was vielleicht auf den Molochsdienst deutet; das Darreichen eines Bechers voll Milch, welches dem Großfürsten, dem zu Pferde sitzenden Chan gegenüber, oblag, so wie das Niederwerfen des Erstern vor einem Zelte, in welchem sich Götzenbilder befunden haben sollen, kam ab, als einige russische Fürsten, ungeachtet der schon drohenden grausamen Behandlung, diese eines Fürsten und Christen unwürdige Ceremonie standhaft abwiesen.“

Schließlich erwähnen wir noch folgender Stelle, welche sich auf den gegenwärtigen orientalischen Conflict bezieht, in Bezug auf dessen Motive der Verfasser übrigens in das Horn der öffentlichen Meinung bläst, die an die „Eroberungsgelüste“ des Kaisers Nikolaus, der, zur Zeit als Ibrahim Pascha in Kiutahija stand, die Türkei rettete, wie an ein festes Dogma glaubt. „Die Völker Mittel-Europa's haben weder von England, noch von Frankreich irgend eine Verbesserung der Lage ihrer Industrie, ihres Handels zu erwarten. England ist das Land, welches unsere Industrie rastlos bekämpft, unseren Handel lähmt, jeden Aufschwung deutscher Macht zur See, sobald derselbe der Mühe werth erscheint, sofort lähmt. Von Frankreich können wir wesentlich nur kaufen; dies Reich selbst kauft von uns nur wenige Artikel, Getreide, Pferde u. dergl., die wir besser in Deutschland behielten. Ein Kampf für die Westmächte bietet uns daher gar keinerlei Vortheile, als etwa glücklichsten Falls einige Länderstriche, die wir nicht nöthig haben, die mehr kosten, als sie einbringen, durch ihre fremdnationale Bevölkerung mehr

Unruhe und Verwirrung bringen, als sie werth sind. Es dürfte aber darauf hinzuweisen sein, daß Rußland, sofern dasselbe seine Grenzen den Deutschen für begünstigten Handel öffnet, die Mittel in der Hand hat, um ganz Mittel-Europa zu einem Flor der Industrie zu erheben, der bisher noch niemals erreicht wurde."

Else.

Novelle von Sophie Verena. Berlin, 1856. Al. Duncker.

Die interessante Novelle leidet in ihrem Anfang an etwas gar zu starker Sentimentalität; dieser überzart angelegte Bauernknabe wird auf begründete Zweifel stoßen, das Raisonnement ist nicht immer ganz klar, zuweilen gerade falsch und übertrieben, z. B. pag. 121, wo von der Stellung der Fürsten in einer kaum erklärlich trübseligen Weise gesprochen wird; die Sprache ist nicht frei von gelegentlichen Trivialitäten, namentlich in den Gesprächen, was um so mehr zu bedauern, da das Buch sonst wirklich gut geschrieben ist und für seine zarte poetische Auffassung meist den treffenden Ausdruck gefunden hat. Das ist, was wir an dem Erstlingswerk, als solches giebt es sich selbst, tadeln, — lobend hervorheben müssen wir dagegen die Innigkeit und Gefühlswärme, die sich in der ganzen Composition bekunden, die glückliche Ausführung der kühn, oft bis zum Unwahrscheinlichen kühn angelegten Charaktere, die gut gefundenen Situationen und die Zartheit, mit welcher an sich bedenkliche Verhältnisse behandelt sind. Sophie Verena hat nicht nur ein Talent zum Arrangiren, was an sich schon eine keineswegs gering anzuschlagende Begabung ist, sondern sie hat auch poetischen Schwung und Schöpfungsvermögen, deshalb mögen wir ihr erstes Buch wohl mit großer Freude begrüßen. Ueberrascht hat uns, nachdem wir das Buch gelesen, die Dedication an Boz; sie hatte uns irre geführt, wir erwarteten nach derselben eine Nachahmung des Briten, aber gerade von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten des englischen Novellisten, die hauptsächlich in dessen ungemein fesselnder Detailmalerei liegen, zeigt die deutsche Novelle sehr wenig, hoffentlich hütet sich die Verfasserin inskünftige denn auch vor den Fehlern und Mängeln der Boz'schen Schreibweise.

Der Inhalt der Novelle ist wesentlich folgender: Eine Schauspielerin stirbt auf dem Dorfe und läßt die Heldin, Else, ein schönes, wunderliches, kleines Mädchen hilflos bei den Landleuten zurück; ein Bauernknabe, Conrad, liebt das Kind, das an Undine erinnert in der äußern Erscheinung. Die Gutsherrschaft nimmt die reizende kleine Else mit nach der Stadt, wo sie als Kind der reichen Leute in Opulenz er-

zogen wird. Man sucht sie von ihrem Jugendgespielen Conrad zu trennen und führt sie endlich zur Genesung nach langer Krankheit nach Italien. Während Else in Italien in sonnenstrahlender Schönheit erblüht, von hundertfachen Huldigungen umgeben, müht sich Conrad, durch natürliche Anlagen, die Wohlhabenheit seines Vaters und eisernen Fleiß unterstützt, eine Lebensstellung zu gewinnen, in welcher er Else, der Geliebten seiner Jugend, ein Loos bieten kann. Er wird ein angesehener Arzt. Else verliert in Italien ihre Aeltern beide und wird die Geliebte eines apanagirten Prinzen, welcher nicht heirathen darf; die ungemein zarte Art, mit der der Prinz dieses Verhältniß auffaßt, die schwärmerisch innige Zuneigung, mit der sich Else ihm ergiebt, nehmen dieser Verbindung wirklich Alles, was an sich störend und verletzend dabei sein könnte. Der Prinz ist die beste Figur in dem Buche, und diese Scenen das Beste, was die Verfasserin geleistet. Als Geliebte des Prinzen sieht Conrad Else wieder, auch er ist anfänglich durch das Verhältniß verletzt, muß aber doch endlich einsehen, daß es nichts Erniedrigendes hat. Er bietet Else ein Asyl auf seinem Landbesitz, wenn ihr Glück zu Ende gehe, was er dunkel ahnt. Sie verspricht dem Freunde, dann ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen. Seit dem Tage hält er, Winter wie Sommer, Zimmer bereit für die Geliebte. Es liegt eine rührende Zartheit in den hierher gehörenden Schilderungen. Unterdessen haben Todesfälle das fürstliche Haus vereinsamt, die Prinzenpflicht verlangt, daß Prinz Reinhold, welcher Thronerbe geworden, sich ebenbürtig vermähle — er zögert lange, die Novelle zeigt uns noch ein Mal das ganze irdische Glück seines Liebesbundes, der den letzten Rest von Schuld, der ihm etwa noch anhaften mag, verlieren muß durch die heroische Resignation, mit welcher Else ihn lös't und dem geliebten Manne die Möglichkeit läßt, seiner Fürstenpflicht zu genügen. Else flüchtet mit ihrem Kinde zu dem Jugendfreunde Conrad, in dessen Armen sie stirbt, ihm ihr Kind als den Trost seines Lebens lassend. In ernster Ausübung seiner Regentenpflichten verwindet der Fürst den Schmerz um die verlorene Geliebte.

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt einer Novelle, die schon darum einige Beachtung verdient, weil sie wirklich poetisch ausgeführt ist.

Tages-Ereignisse.

Aus Oesterreich tönt es wie getäuschte Erwartungen herüber. Graf Walewski hat zwar nicht, wie einst der Fürst Schwarzenberg, von einem Undank gesprochen, der ganz Europa in Erstaunen setzen soll, aber für die so prompte Gratulation bei dem Gewinn der Schlacht an der Alma, scheint man in Wien doch mehr Freundlichkeit und Entgegenkommen von

Seiten der Westmächte erwartet zu haben, als trotz der stricten Geheimhaltung von den Vorgängen bei den Pariser Conferenzen verlauten will. Bis zum Beginn der wirklichen Friedens-Unterhandlungen hatte Oesterreich in der That nur von Erfolgen zu sprechen. Seit man sich in Paris an jenen Ausspruch des Fürsten Schwarzenberg erinnert zu haben scheint, und die Moldau-Walachischen Fürstenthümer möglicherweise demnächst andere Garnisonen erhalten werden, hat das Blatt sich in höchst unerfreulicher Weise gewendet und Vieles steht in Frage, was bei der Sendung des Grafen Esterhazy nach Petersburg schon erreicht schien. Die Anwendung selbstgegebener politischer Lehren von Seiten der Schüler auf den Lehrer, ist unter allen staatsmännischen Erfahrungen die unangenehmste, und die Erfahrungen, welche österreichische Diplomaten im Hôtel des Grafen Walewsky gemacht, dürften zu den unbehaglichsten zu rechnen sein. Man hat offenbar in Wien Erwartungen an die Unglücksfälle der Russen geknüpft, die sich durch die Haltung der Friedens-Conferenzen nicht eben erfüllt haben. Man sieht mit Erstaunen eine größere Herzlichkeit und bereitwilligeres Entgegenkommen zwischen versöhnten Feinden als zwischen bedingungsweisen Bundesgenossen. Jedenfalls geht Oesterreich aus dieser europäischen Krise ohne eine natürliche Allianz und bestimmt vorauszusehenden Beistand in einem Nothfalle hervor. Keine der Mächte, für welche Oesterreich eine künftige uninteressirte und wirksame Hülfe russischer Heere mit Entschiedenheit aufgegeben, dürfte in einem nächsten Verwickelungsfalle unbedingt und ohne Nachdenken über die hinterlassenen Werke des Fürsten Schwarzenberg zur Hülfsleistung bereit sein. Preußen ist weder beim Beginn noch während des Krieges in den sogenannten europäischen Concert eingetreten, tritt dagegen um so sicherer nach dem Kriege nicht aus dem Concert heraus. Gerade das Umgekehrte scheint bei Oesterreich stattfinden zu sollen. Noch vor Kurzem sagten wir: „Preußen war gegen keine der kriegführenden Mächte so freundlich, daß ihm die Hände für jede künftig mögliche Combination gebunden wären, gegen keine feindlich, so daß ein späteres Zusammengehen unter anderen Verhältnissen erschwert erschiene.“ Mit wem aber kann Oesterreich unter anderen Verhältnissen unbedingt und sich von selbst verstehend Hand in Hand gehen? Wer wird zunächst nur seine Entschädigung für die 1854 gebrachten Opfer der Mobilmachung seines Heeres durch einen Vortheil in den Donau-Fürstenthümern befürworten? Und doch hat Oesterreich unstreitig zu den Entscheidungen des Kriegs wesentlichst beigetragen. Seine strategische Aufstellung in Galizien hat den Feldzug in der Krim ermöglicht, und sind die Erfolge dort auch im Verhältniß zu den angewandten Mitteln unbedeutend gewesen, so hat sie Oesterreich in einem Maße erringen helfen, welches die Kühlheit gegen dasselbe bei den Friedens-Conferenzen wenigstens nicht erklärt. Man erreicht durch augenblickliches Geschick wohl augenblickliche Vortheile, dauernde aber nur durch Stetig-

keit, wenn diese Stetigkeit auch für vorübergehende Nachtheile kaum tröstlich genug erscheint, um über Mißbehagen fortzuhelfen. Rußland scheint in der That erbitterter gegen Oesterreich, als je zuvor, bleibt aber sein nächster Grenznachbar, und der Friede ändert nichts in den Verhältnissen, welche wahrscheinlich den Anlaß zur Mißstimmung Oesterreichs gegen Rußland gegeben. Die Sympathieen der slawischen Völker, der Griechen für Rußland dauern fort. In Serbien, Montenegro und namentlich in den Donau-Fürstenthümern hat Oesterreich durch seine Occupation wenigstens keine Sympathie gewonnen, und so steht denn Oesterreich am Ende dieses Kampfes ganz auf derselben Stelle, wo es vor demselben gestanden, nur mit dem Unterschiede, daß es die heilige Allianz gesprengt und daher auch nichts von ihr zu hoffen hat.

Das Reich der Phrase ist ein unvergängliches. Die Erfahrung mag noch so deutlich ihre innere Hohlheit und Haltlosigkeit beweisen, immer taucht sie wieder auf und giebt sich nicht einmal die Mühe, andere Worte zu wählen. Im Jahre 1847 war alle Welt darüber einig, daß das Volk zu allem Möglichen reif, vollkommen reif sei, und nun lesen wir in der Verhandlung des Abgeordneten-Hauses vom 3. April folgenden Ausspruch des Abgeordneten Reichensperger aus Köln: „Die Aufgabe der Gesetzgebung müßte doch dahin gehen, das Volk zur Reife zu bringen, weßhalb man es zunächst den Gemeinde-Angelegenheiten nicht entfremden dürfe.“ Demnach wäre das Volk also noch nicht reif und müßte erst durch die Gesetzgebung zur Reife gebracht werden. Natürlich heißt reif im Munde eines liberalen Abgeordneten immer nur reif zur Opposition gegen die Regierung. Somit scheint die 1847 behauptete und 1848 erfahrene Reife des Volkes eine Frühreife gewesen zu sein, wodurch ihre Unschmackhaftigkeit und Hohlheit allerdings erklärt würde. Wie kommt aber ein Mitglied der Linken dazu, jetzt noch, wo alle Anzeichen der Volksreife in Self-government, Wahlrechten, Gemeinde-Ordnungen, Geschwornengerichten u. s. w. so vollkommen vorhanden sind, davon zu sprechen, daß die Gesetzgebung das Volk erst zur Reife bringen müsse. Die Phrase ist zu wohlklingend, hat sich auch zu oft als wirksam bewiesen, als daß sie nicht bei irgend günstiger Gelegenheit wieder angebracht werden sollte. Und das wird immer wieder mit gleicher Aufmerksamkeit angehört, macht nur auf Wenige gar keine, auf die Meisten aber seine gewohnte Wirkung, den Redner für geistreich zu halten. Daß diese Wirkung indessen wenigstens keine nachhaltige ist, liegt in der fast regelmäßigen Wiederkehr derselben in den Reihen der Opposition. Von Seiten der Regierung, oder von der conservativen Partei, wird nicht so viel von Reife des Volks gesprochen, aber dafür gethan. —

Eine eigenthümliche Frage tritt nach dem Friedensschlusse an die nun vor der Hand wieder gesicherten Verhältnisse der europäischen Politik heran. Wenn es der Sultan verlangt, müssen nach dem Allianz-Tractate von 1854 die verbündeten Hülfstruppen 40 Tage nach dem Abschluß des Friedens das Gebiet der Türkei verlassen. Thun sie es nicht und bleibt der Sultan bei seinem Verlangen, so machen sich Frankreich, England und Sardinien eines offenen Tractatenbruches schuldig, der kurz nach beendetem Kriege allerdings einen seltsamen Eindruck in Europa machen würde und die so laut verkündete Uneigennützigkeit der Motive, welche die Allianz veranlaßt, übel illustriren müßte. Daß England keine Neigung hat und zeigt, so rasch das Krankenbett zu verlassen, scheint ziemlich deutlich. Wie nun, wenn Frankreich, das in dem ganzen Kriege unendlich viel mehr Tact bewiesen hat, als England, seine Armee mit dem Tage der Uebereinkunft wirklich aus der Türkei abmarschiren ließe? — Könnte dann England die seinige, selbst mit den sardinischen Sold-Truppen, allein dort stehen lassen? Wir glauben Nein! — Frankreich hat durch seine Mäßigung und durch sein Innehalten zu rechter Zeit, schon so viel gewonnen, daß auch ein solches strictes Festhalten an dem Tractat mit der Türkei wenigstens nichts Auffallendes hätte, und England wäre dann abermals in's Schlepptau genommen. Was aber wäre dann der Gewinn Englands? — Der russische Gesandte, welcher demnächst nach Konstantinopel kommen wird — hoffentlich nicht im Paletot, sondern in großer Uniform — dürfte dem Lord Redcliffe dort eben so lästig werden, wie es Graf Orloff den englischen und österreichischen Botschaftern in Paris geworden ist. Der kranke Mann würde kränker als je zuvor sein, denn die beiden Arzeneien des Hat-Humayun und der anders organisirten Donau-Fürstenthümer widerstehen ihm bei längerem Gebrauch. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die französischen Hülfstruppen jedenfalls 40 Tage nach dem Friedensschlusse das türkische Gebiet räumen werden. Es wäre dies ein Meisterstück Napoleonischer Politik, und eben deswegen läßt es sich fast erwarten.

Vom ersten Augenblick an haben wir uns so nachdrücklich als möglich gegen die englischen Werbungen in Deutschland ausgesprochen, haben gewarnt, so oft es uns möglich war, haben vorausgesagt, was selbst in glücklichstem Falle kommen werde und müsse. Allerdings sind diese Consequenzen noch früher eingetreten, als wir erwartet, denn da es die ausgesprochene Absicht der Westmächte war, Rußland zu demüthigen, zu verkrüppeln, nach Asien zurückzuwerfen, so nahmen wir in der Beschränktheit unserer vollkommen anti-liberalen Auffassung an, daß es damit etwas länger dauern werde. Die Westmächte sind aber nun auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß die vollständige Durchführung dieser, für die europäische Civilisation so unendlich wohlthätigen Absicht doch

etwas mehr Zeit erfordern dürfte, und die Folge davon ist, daß man die geworbenen Söldner so bald als möglich wieder los werden möchte. Mit den Gemeinen wird das allerdings weniger Schwierigkeit haben. Man braucht nur den Deserteuren etwas durch die Finger zu sehen, so macht sich die Reduction ganz von selbst. Die Getäuschten werden wieder auf das Pflaster der großen Städte und auf die Landstraßen geworfen, um den stets bereiten Gährungsstoff zu vermehren. Mit den Offizieren ist das aber wesentlich anders. Sie werden Schweres zu ertragen haben. Das Schwerste diejenigen, welche wie die Meisten der ehemaligen Königl. Hannoverschen Offiziere in den englischen Soldtruppen eine Fortsetzung der glorreichen King's german legion des Kampfes gegen den ersten Napoleon erwartet hatten. Sie haben sich in dem Charakter des Krieges, in den Manifesten der Kriegführenden geirrt und müssen jetzt selbst in englischen Blättern lesen, was wir ihnen warnend zugerufen. „Morning Chronicle" sagt mit größter Ruhe: „Die Herren haben allerdings keine Hoffnung je wieder in der Armee zugelassen zu werden, die sie freiwillig verlassen, um in englische Dienste zu treten!" Wie bei der Anwerbung spricht jetzt, wo man sie wieder los sein möchte, die englische Presse mit großer Mißachtung von ihnen und leider sind während der kurzen Zeit des Bestehens der Legion, allerlei Dinge vorgekommen, die zwar nur Einzelnen zur Last fallen, aber dem Ganzen mit Eifer zur Last gelegt werden. Die Klagen, das Bedauern, die Theilnahme liberaler Blätter beginnen schon. Keins aber hatte zur Zeit der Anwerbung ein Wort des Abmahnens, der Warnung für die Betrogenen. Keins sucht daher die Ursache da, wo sie zu suchen ist, sondern macht Kaufleuten den Vorwurf, ein kaufmännisches Geschäft gemacht zu haben! Dergleichen ist aber bekanntlich mit Gewinn und Verlust verknüpft, und die Beschwerde um so weniger gerechtfertigt, als der Gewinn voraussichtlich sehr problematisch, der Verlust aber fast sicher war.

Es ist nichts Angenehmes, einen wenig erfreulichen unvortheilhaften Frieden zu schließen, aber zu lügen braucht man deshalb nicht. Zwar, welchen Tadel hätte „Times" nicht schon reichlich verdient und welcher Rath wäre bei dieser schamlosen Wetterfahne wohl gut angebracht. Mit ihrer gewohnten Insolenz untersteht sich dieses „Weltblatt", seinem Aerger über den allerdings nichts weniger als für England erfreulichen Frieden mit den Worten Luft zu machen: „Rußland ist froh, um Frieden zu bitten, weil es bekennt, daß er ihm unumgänglich nothwendig geworden ist." — Man muß gestehen, daß dies, nach den officiellen Mittheilungen, die das Weltblatt doch selbst bringen mußte — der Rede der Königin bei Eröffnung des Parlamentes und den Zugeständnissen des Ministers Palmerston — doch das Stärkste oder vielmehr eben so stark ist, als was die „Times" seit zwei Jahren gebracht. Die Beherrscherin des Landes und ihr erster Minister erklären vor dem

Parlament: Oesterreich habe, von den Westmächten beauftragt, Friedensvorschläge nach Petersburg gesandt, und „Times“ erklärt dagegen: Rußland habe um Frieden gebeten. Damit ist wahrlich nicht gesagt, daß Rußland nicht gern die dargebotene Hand angenommen, denn es hat schwer gelitten und würde bei einer Fortsetzung des Krieges noch schwerer gelitten haben, aber gebeten hat es nicht um den Frieden. Ja, noch jetzt sind die Stimmungen dort sehr viel andere, als in Paris, wo ein unerklärlicher Jubel darüber herrscht, glänzenden Festschmuck für eine Kaiser-Wiege erreicht zu haben. Bei aller Unbeschränktheit der Herrschermacht in Rußland würde kein russischer Kaiser um Frieden gebeten haben, und man täuscht sich, wenn man für Petersburg und Moskau an eben solche Freude über den Frieden glaubt, als in Paris. Was überhaupt verloren werden konnte, war in zwei Feldzügen verloren worden, der Feind aber noch nirgend über eine Meile von der Küste in russisches Gebiet eingedrungen. Kronstadt, Sweaborg, Reval standen noch unangegriffen, und an die Expedition von Landtruppen gegen St. Petersburg glaubte selbst General Canrobert nicht, sonst würde er in Schweden nicht so laut und zutraulich davon gesprochen haben. Rußland hatte viele Menschen verloren, aber nicht mehr, als seine Feinde. Erschöpft war es nicht, wenigstens beweist die letzte Anleihe, daß der europäische Geldmarkt das Land noch nicht für erschöpft gehalten, und Rekruten konnte es jedenfalls leichter bekommen, als z. B. England. Das Trostlose seiner politischen Lage, was die durch Oesterreich betriebene Vermittelung willkommen machte, war die ganz richtige Betrachtung, daß, so lange das englisch-französische Bündniß dauerte, so lange Oesterreich unentschieden blieb und Preußen neutral, gar keine Aenderung der augenblicklichen politischen Lage möglich war. Rußland konnte vielleicht weiter eindringende Heere besiegen, — wir sagen vielleicht, aber selbst nach diesen Siegen wäre nichts in der politischen Lage gebessert gewesen, denn Oesterreich und Preußen würden ihm nie ein Kriegstheater geöffnet haben, auf dem selbst der glänzendste Sieg hätte verfolgt und ausgebeutet werden können. Daß also Rußland das Anerbieten der Westmächte annahm, war eben so natürlich, als klug, daß es den Frieden aber, trotz der Behauptung der „Times“, nicht erbat — ein eben so richtiges Erkennen der Ueberzeugungen und Gefühle des ganzen russischen Volkes. Es hat Außerordentliches, Aufopferndes geleistet, dieses so barbarische russische Volk — aber es war noch nicht müde, es murrte nicht, trug mit seinem Kaiserhause das Unvermeidliche und hielt fest an der Ueberzeugung, daß kein Feind das Innere des Landes lange entweihen dürfe. Der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen sagt: der Friede ist ohne Demüthigung für Rußland geschlossen, und der Sohn des Kaisers Nikolaus sagt: durch den Frieden hat Rußland das erreicht, wofür es das Schwert gezogen. Die Befreiung der orientalischen Christen. Beides ist wahr. Die Behauptung der „Times“

aber, daß Rußland um den Frieden gebeten, ist nicht wahr. In ganz kurzer Zeit wird die „Times" sich überzeugen, daß Rußland nichts weniger als erschöpft war, und daß es seinerseits über den Frieden nicht so erfreut ist, wie Paris.

Je schamloser in seinen Prätensionen das Ereigniß auftritt, je mehr begreift man die Nothwendigkeit, daß auch Ironie und Satyre in der Presse ihre ausschließlichen Organe haben, denn manche Dinge lassen sich in der That kaum anders als mit den Waffen der Ironie und Satyre bekämpfen. Sind wir doch selbst dem ersten Eindrucke der Nachricht über die Einverleibung des Königreiches Aude so weit erlegen, um zunächst in der Ironie eine Form zu suchen, diese stärkste der Begebenheiten zu charakterisiren. Aber nicht in dem offenen Raube, den England hier unzweifelhaft begangen, liegt die Stärke des Ereignisses. Nein, sie liegt in der Zeit, wo er begangen, und in der Zeit, wo die officiellen Actenstücke darüber bekannt werden. Wenn man die Reden beim Lord-Mayor-Dinner und überhaupt die neuesten After-dinner-speeches liest, so fehlt uns allerdings der Ausdruck, um den Gegensatz zwischen englischem Thun und englischem Speechyfying zu bezeichnen. Schwerlich dürfte dem englischen Gesandten bei den Friedens-Conferenzen eine Handlung der englischen Regierung ungelegener und dem russischen Gesandten gelegener gekommen sein, als dieser ungeheuerliche Raub (colossal spoliation), wie ihn selbst englische Blätter nennen. In demselben Blatte, wo diese „Annexation" erzählt wird, findet sich auch der Bericht über eine Deputation, welche dem Lord Palmerston die Wünsche einiger Engländer wegen einer Wiederherstellung Polens ausspricht. Es fehlte in der That noch, daß das in der Proclamation des Marquis of Dalhousie aufgestellte Princip in Europa angenommen wird — einen König und seine Dynastie ohne Weiteres absetzen zu können, wenn es dem mächtigeren Nachbar gelegen ist — um das Maß der Verwirrung voll zu machen.

Triumphirend ruft „le Siècle" aus: Rußland wird fortan keinen andern Schutz über die Christen im Orient ausüben, als die Westmächte, und die Ueberschreitung des Pruth auch nur durch einen einzigen russischen Soldaten wird in dem Friedens-Tractat als Kriegsfall bezeichnet werden! — Mit welcher Genugthuung muß der Redacteur die Feder ausgespritzt haben, nachdem er diesen brillanten Satz niedergeschrieben und dadurch Rußland nachträglich noch einmal vernichtet und nach Asien zurückgeworfen hat. Daß dem Journalisten in der Begeisterung der Conception die Feder mit dem gesunden Menschenverstande durchgeht, dafür liegen auch anderweitige Beweise vor. Wenn Rußland künftig keinen andern Schutz als die Westmächte über die Christen im Orient ausüben soll, so liegt doch wenigstens die Berechtigung darin

denselben Schutz auszuüben, den die Westmächte fortan auszuüben gedenken. Da aber die Westmächte unendlich viel mehr an Zugeständnissen der Pforte abgerungen, als Rußland je verlangt, so kann Rußland mit diesem Erfolge sehr wohl zufrieden sein, und um so mehr, da es sich um den Schutz von Millionen griechischer Christen bei nur Tausenden von römischkatholischen und protestantischen handelt. Eine ähnliche Besorgniß scheint den „Siècle" auch beschlichen zu haben, denn sofort setzt er eine jener unglaublich dummen Phrasen darauf, welche die Rolle des bengalischen Feuers bei Schlußtableaux auf Vorstadt-Theatern spielen. Man denke sich diesen Einen russischen Soldaten, der den Pruth überschreitet und dadurch eine zweite Krim-Expedition — möglicherweise sogar mit demselben Erfolge — veranlaßt! Wie schön, wie erhaben klingt das: „Krieg! wenn künftig auch nur Ein russischer Soldat den Pruth überschreitet!" nur schade, daß auch hier vom Erhabenen zum Lächerlichen kaum ein Schritt ist.

Johanniter-Orden.

Liste

der Mitglieder der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

1854.

v. Rochow, Oberst a. D., auf Schloß Stülpe bei Luckenwalde.

Mitglieder des Vorstandes und des Convents.

1. Graf v. Itzenplitz. Regierungs-Präsident a. D. u. Kammerherr, auf Kunersdorf bei Wriezen. 2. Graf zu Solms-Baruth, Standesherr, auf Baruth, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde. — Schatzmeister.	Mitglieder des Vorstandes und des Convents.
3. Graf zu Lynar, Rittmeister a. D., Kammerherr und Standesherr, auf Lübbenau, Kreis Kalau. 4. v. Gerlach, General Lieutenant u. General-Adjutant. 5. v. Kröcher, Landes-Director, auf Vinzelberg, Kreis Gardelegen. 6. v. Arnim, Oberst-Lieutenant a. D., auf Criewen, Kreis Angermünde.	Mitglieder des Convents.

Ehren-Commendator.

1855.

Friedrich, Prinz der Niederlande, General der Infanterie und Chef des 15. Infanterie-Regiments.

Rechtsritter.

1853.

1. Freiherr v. Manteuffel, Minister-Präsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

1854.

2. v. Brauchitsch, General der Cavallerie a. D., auf Spiegelberg bei Neustadt a. d. Dosse.

3. Freiherr v. Maltzahn, Legations-Rath a. D. und Kammerherr, zu Berlin.
4. Graf zu Lynar, Rittmeister a. D., Kammerherr und Standesherr, auf Lübbenau, Kreis Kalau.
5. Graf v. Itzenplitz, Regierungs-Präsident a. D. und Kammerherr, auf Kunersdorf bei Wriezen.
6. v. Gerlach, General-Lieutenant und General-Adjutant.
7. v. Kröcher, Landes-Director, auf Vinzelberg, Kreis Gardelegen.
8. v. Arnim, Oberst-Lieutenant a. D., auf Criewen, Kreis Angermünde.
9. Graf v. Schwerin, General-Major a. D., auf Wolfshagen, Kreis Prenzlau.
10. Graf Finck v. Finckenstein, General-Major a. D., zu Berlin.
11. Graf Finck v. Finckenstein, Oberst-Lieutenant a. D. und erster Kammerherr Ihrer Majestät der Königin.
12. v. d. Knesebeck, Major a. D., Ritterschafts-Director und Landrath des Kreises Teltow, auf Jühnsdorf, Kreis Teltow.
13. v. Quast, Geheimer Regierungsrath und Conservator der Kunstdenkmäler, auf Radensleben, Kreis Ruppin.

1855.

14. Graf v. Pückler, General-Lieutenant a. D., zu Frankfurt a. d. O.
15. v. Massow, Minister des Königlichen Hauses.
16. Graf v. Königsmarck, Wirklicher Geheimer Rath, Erbhofmeister in der Kurmark Brandenburg, Kammerherr und Gesandter im Haag.
17. v. Derenthall, Oberst und Commandeur des Regiments Garde du Corps.
18. Graf zu Solms-Baruth, Standesherr, auf Baruth, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde.
19. Graf v. Schlippenbach, Kammerherr, auf Arendsee, Kreis Prenzlau.
20. Graf v. Haeseler, Schloß-Hauptmann von Königs-Wusterhausen, Kammerherr, Director der Kur- und Neumärkischen Haupt-Ritterschaft und General-Feuer-Societät, auf Blankenfelde, Kreis Teltow.
21. Graf v. Haeseler, Major a. D. und Landrath des Kreises Ober-Barnim, auf Harnecop.
22. v. Winterfeld, Landrath a. D. und Ritterschafts-Director, auf Kutzerow, Kreis Prenzlau.
23. v. Jena, Major a. D., auf Köthen bei Neustadt-Eberswalde.

Ehrenritter.

1812.

1. v. Luck, General der Infanterie und General-Adjutant.
2. v. d. Knesebeck, Hauptmann a. D., auf Jühnsdorf, Kreis Teltow.
3. v. Stülpnagel-Dargitz, Major a. D., Geheimer Regierungsrath und Landrath des Kreises Prenzlau, auf Lübbenow.

1813.

4. v. Görtzke, Major a. D., auf Groß-Beuthen, Kreis Teltow.

1814.

5. Tronchin de Loriol, Oberst-Lieutenant a. D., Schloßhauptmann von Benrath und Kammerherr, zu Berlin.
6. Freiherr Gans Edler zu Putlitz, Hauptmann a. D., Erb-Marschall in der Kurmark Brandenburg und Domherr zu Halberstadt, auf Retzin bei Perleberg.
7. Graf zu Solms-Sonnewalde, Major a. D., Kammerherr und Standesherr, auf Sonnewalde, Kreis Luckau.
8. v. Levetzow, Rittmeister a. D. und Domherr zu Magdeburg, auf Claeden bei Stendal.

1815.

9. v. Hedemann, General der Cavallerie a. D., auf Tegel bei Berlin.
10. Graf v. Itzenplitz, Rittmeister und Landrath a. D., auf Groß-Behnitz, Kreis Westhavelland.
11. v. Arnim, Oberst-Schenk und Mitglied der General-Ordens-Commission, zu Berlin.
12. Herrmann Fürst v. Pückler, General-Major a. D., auf Schloß Branitz, Kreis Kottbus.

1816.

13. v. Flotow, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
14. Otto Fürst zu Lynar, auf Drehna, Kreis Luckau.
15. v. Below I., General-Lieutenant a. D., zu Berlin.

1817.

16. Rochus Heinrich Graf zu Lynar, zu Potsdam.

1819.

17. v. Wulffen, General-Lieutenant a. D., zu Potsdam.
18. v. Strantz I., General-Lieutenant a. D., zu Berlin.

1820.

19. Graf v. Hacke, Kammerherr, zu Berlin.
20. v. Zollikoffer, General der Cavallerie a. D., zu Potsdam.

1822.

21. Graf v. Hardenberg, Oberst-Lieutenant a. D., auf Neu-Hardenberg, Kreis Lebus.

1824.

22. v. Klinkowström, General-Lieutenant a. D., zu Frankfurt a. d. O.

1825.

23. Graf v. Pourtalès, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Ceremonienmeister a. D.

1826.

24. Graf v. Redern, Oberst-Truchseß, Wirklicher Geheimer Rath und General-Intendant der Hofmusik.

1827.

25. Graf v. Blankensee, Premier-Lieutenant a. D. und Kammerherr, auf Wugarten, Kreis Friedeberg.

1828.

26. v. Woyna, General-Major a. D., zu Berlin.

1829.

27. v. Schöning, Oberst-Lieutenant und Hof-Marschall a. D., zu Potsdam.
28. v. Tümpling, General der Cavallerie a. D., zu Potsdam.

1830.

29. v. Selasinski, General der Infanterie a. D., zu Berlin.
30. v. Schimmelmann, Forstmeister a. D., zu Letzlingen, Kr. Gardelegen.
31. Freih. v. Medem, Quästor a. D., zu Berlin.

1831.

32. v. Frölich, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
33. Graf v. Pückler, General-Major a. D., Kammerherr und Hofmarschall des Prinzen v. Preußen.
34. v. Waldow und Reitzenstein, Lieutenant a. D. und Kreisdeputirter, auf Reitzenstein, Kreis Sternberg.

1832.

36. v. Below II., General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
37. v. Felden, General-Lieutenant a. D., zu Berlin.
38. v. Gayl, Oberst a. D., zu Berlin.

1833.

39. von der Brincken, Major a. D. u. Landstallmeister, zu Neustadt a. d. Dosse.
40. v. Wedell-Parlow, Rittmeister u. Landrath a. D., auf Güntersberg, Kreis Angermünde.

1834.

41. v. Werder, General-Lieutenant a. D., zu Frankfurt a. O.
42. v. Meyerinck, Wirklicher Geheimer Rath, Ober-Schloß-Hauptmann und Kammerherr, zu Berlin.
43. v. Pritzelwitz, Oberst-Lieutenant a. D. u. Hofmarschall des Prinzen Friedrich von Preußen.

1835.

44. Graf v. Schlieffen, Wirkl. Geheimer Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
45. v. Brösigke, Major a. D. u. Kreisdeputirter, auf Cammer bei Brandenburg.
46. v. Lamprecht, Wirkl. Geheimer Rath u. Präsident des Haupt-Bank-Directoriums zu Berlin.

1836.

47. de Marées, General-Major a. D., zu Frankfurt a. O.
48. v. Barby, General-Lieutenant a. D., auf Lohburg.
49. v. Waldow, Lieutenant a. D., auf Friedenau, Kreis Arnswalde.
50. v. Pachelbl-Gehag, Wirkl. Geheimer Rath, zu Berlin.

1837.

51. Dr. Graf v. Beust, Wirkl. Geheimer Rath, zu Berlin.
52. v. Willamowitz-Möllendorff, Kammerherr, auf Gadow, Kreis Westpriegnitz.
53. Graf v. d. Schulenburg, Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Hofmarschall a. D., auf Trampe, Kreis Ober-Barnim.

1838.

54. v. Saldern, Kammerherr, auf Leppin, Kreis Westpriegnitz.
55. v. Rotz, Forstmeister u. Forst-Inspector, zu Wildenow, Kreis Friedeberg.
56. v. Patow, Geheimer Regierungs-Rath u. Land-Syndicus, auf Groß-Jehser, Kreis Luckau.
57. v. Zychlinski, Ritterschafts-Rath u. General-Director der Neumärkischen Land-Feuer-Societät, auf Treppeln, Kreis Crossen.

1839.

58. v. Winterfeld, Kammergerichts-Rath a. D. und Kreis-Deputirter, auf Menkin, Kreis Prenzlau.
59. v. Bredow, Ritterschafts-Rath, auf Ihlow, Kreis Ober-Barnim.
60. v. Brand, Kammerherr, auf Lauchstädt, Kreis Friedeberg.
61. v. Rohr, Rittergutsbesitzer, auf Wolletz, Kreis Angermünde.
62. v. Schack, General-Major a. D., zu Berlin.

1840.

63. Hintzmann von Hallmann, Major a. D., zu Berlin.
64. Graf v. d. Schulenburg, Ober-Tribunals-Rath, zu Berlin.
65. Freiherr v. Monteton, Regierungs- und Landes-Oekonomie-Rath, Haupt-Ritterschafts-Director und General-Director der allgemeinen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt, zu Berlin.
66. Freiherr v. Hertefeld, Ritterschafts-Rath, auf Liebenberg, Kreis Templin.
67. v. Arnim, Kreis-Deputirter und Director des Land-Armenhauses zu Prenzlau, auf Sperrenwalde bei Prenzlau.
68. v. Waldenburg, Hof-Marschall a. D. und Kammerherr, zu Berlin.

1842.

69. Graf zu Solms-Sonnewalde, Landrath des Kreises Luckau.
70. v. Rieben, Major a. D., auf Schildberg, Kreis Soldin.
71. v. Wussow, General-Lieut. und Commandeur der 5. Division, Schloßhauptmann von Stolzenfels.

1843.

72. v. Larisch, Major a. D. und Kreis-Deputirter, auf Kümmeritz, Kreis Luckau.
73. Freiherr v. Patow, Kreis-Deputirter, auf Mallenchen, Kreis Kalau.
74. v. Jagow, Major a. D., auf Dallmin, Kreis West-Priegnitz.
75. Graf v. Pourtalès-Gorgier, Prem.-Lieut. a. D., auf Gorgier bei Neuenburg in der Schweiz.
76. v. Wedell, Oberst-Lieut. a. D., auf Göritz, Kreis Prenzlau.

1844.

77. v. Orlich, Major a. D., zu Berlin.
78. Graf Finck von Finckenstein, Prem.-Lieut. a. D., auf Reitwein, Kreis Lebus.
79. Graf v. Alvensleben, auf Erxleben, Kreis Neuhaldensleben.
80. v. d. Schulenburg, Landrath a. D., zu Salzwedel.
81. v. Bismarck, Deichhauptmann a. D., auf Briest, Kreis Stendal.

1845.

82. von Jagow, Landrath des Kreises Osterburg, auf Pollitz, Kreis Osterburg.
83. v. Rohr, Major a. D., auf Dannenwalde, Kreis Ostpriegnitz.

1846.

84. v. Witzleben, Kammerherr, zu Dresden.
85. v. d. Osten, Rittergutsbesitzer, auf Warnitz, Kreis Königsberg i. d. Neumark.

86. v. Risselmann, Kreisdeputirter, auf Schönwalde, Kreis Osthavelland.
87. v. Katte, Ritterschaftsrath und Kreisdeputirter, auf Roskow, Kreis Westhavelland.
88. v. Werdeck, Geheimer Regierungs-Rath, auf Schorbus, bei Kottbus.
89. Graf von der Schulenburg-Lieberose, Forstmeister a. D., auf Lieberose, Kreis Lübben.
90. Dr. Freiherr v. Minutoli, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungs-Rath und General-Consul für Spanien und Portugal.
91. Graf von der Groeben, Kammerherr und Mitglied der General-Ordens-Commission, zu Berlin.
92. v. Ivernois, Oberstlieutenant a. D., zu Dresden.
93. v. Borcke, Oberst a. D., zu Berlin.

1847.

94. v. Borcke, Premier-Lieutenant a. D., auf Giesenbrügge, Kreis Soldin.
95. Herwarth v. Bittenfeld, Oberst a. D., zu Potsdam.
96. Freiherr Senfft von Pilsach, Major a. D., auf Sandow, Kreis Sternberg.
97. v. Witzleben, Major und Commandeur des 4. Ulanen-Regiments.

1848.

98. v. Drygalski, Kammergerichtsrath, zu Berlin.

1849.

99. Friedrich Graf v. Brandenburg, Rittmeister im Regiment Garde du Corps.
100. Wilhelm Graf v. Brandenburg, Rittmeister im Garde-Kürassier-Regiment.
101. v. Eckenbrecher, Major a. D., auf Guten-Paaren, Kreis Westhavelland.

1850.

102. v. Bredow, Rittmeister a. D., auf Senzke, Kreis Westhavelland.
103. v. Freyberg, Major a. D., auf Sandberg, Kreis Zauch-Belzig.
104. v. Quillfeldt, Rittergutsbesitzer, auf Hohenziethen, Kreis Soldin.
105. v. Fabeck, Generalmajor a. D., zu Potsdam.

1851.

106. v. Bredow, Major a. D., auf Briesen, Kreis Westhavelland.
107. von dem Borne, Rittergutsbes., auf Berneuchen, Kreis Landsberg.
108. v. Berbandt, Appellationsgerichts-Rath, zu Frankfurt a. O.
109. Graf v. Perponcher-Sedlnitzky, Premier-Lieutenant im Garde-Kürassier-Regiment und Adjutant des Prinzen George von Preußen.
110. v. Stülpnagel, Oberst und Commandeur der 15. Cavall.-Brigade.

1852.

111. v. Arnim, Landrath a. D., auf Kröchlendorf, Kreis Templin.
112. Graf v. Houwald, Standesherr, auf Straupitz, Kreis Lübben.
113. v. Jagow, Rittergutsbesitzer, auf Aulosen, Kreis Osterburg.
114. v. d. Knesebeck, Rittmeister im 7. schweren Landwehr-Reiter-Regiment, auf Karwe, Kreis Ruppin.
115. Freih. v. Rheinbaben, Landrath des Kreises Crossen und Ritterschafts-Director, auf Fritschendorf, Kreis Crossen.
116. v. Roeder, Schloßhauptmann von Schwedt, Kammerherr und Landrath des Kreises Angermünde.
117. Freih. Gans Edler zu Puttlitz-Wolfshagen, auf Wolfshagen Kreis Westpriegnitz.
118. v. Karstedt, Rittergutsbesitzer, auf Fretzdorf, Kreis Ostpriegnitz.
119. v. Saldern, Rittergutsbesitzer, auf Plattenburg, Kreis Westpriegnitz.
120. v. Saldern, Kreisgerichts-Rath, zu Charlottenburg.
121. v. Tschirschky, Ober-Tribunals-Rath a. D., zu Berlin.

1854.

122. v. Frankenberg-Proschlitz, Major a. D., zu Charlottenburg.
123. v. Arnim, Major a. D., auf Neuensund, Kreis Prenzlau.
124. Graf v. Arnim, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Gewand-Kämmerer, auf Blumberg.
125. Graf v. Arnim, Staatsminister a. D., auf Boitzenburg.
126. v. Burgsdorff, Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirter, auf Hohenjesar, Kreis Lebus.

127. Graf v. Schlippenbach, Major und Commandeur des 1. Ulanen-Regiments.
128. v. Arnim, Legations-Secretair, zu Berlin.
129. v. Bassewitz, Rittmeister im Regiment Garde du Corps.

1855.

130. Graf zu Solms-Baruth, auf Golßen, Kreis Luckau.
131. v. Wedemeyer, Königl. Hannoverscher Hauptmann und Hofrath a. D., auf Schönrade, Kreis Friedeberg.
132. v. Treskow, Lieutenant a. D., auf Dahlwitz, Kreis Nieder-Barnim.
133. v. Frankenberg-Ludwigsdorff, Rittmeister im 1. Kürassier-Regiment und Adjutant beim Commando der Garde-Cavallerie.
134. v. Schenkendorff, Major a. D. und Landrath des Ruppin'schen Kreises.
135. v. Kröcher, Landrath des Kreises Gardelegen.
136. v. Brand, Kammerherr und Domherr, auf Tankow, Kreis Friedeberg.
137. v. Roeder, Major à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß und Adjutant des Prinzen Alexander von Preußen.
138. Dr. Graf v. Wartensleben, Stadtgerichts-Rath, zu Berlin.
139. v. Klützow, Geh. Regierungs-Rath im Ministerium des Innern und Haupt-Ritterschafts-Director, zu Berlin.
140. v. Kröcher, Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Lohm, Kreis Ostpriegnitz.
141. Graf v. Schlippenbach, Rittmeister und Escadrons-Chef im 2. Garde-Ulanen-Regiment.
142. Freih. v. Manteuffel, Unter-Staats-Secretair und Chef des Ministeriums für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten.
143. v. Stammer, Kammerherr, auf Görlsdorf, Kreis Luckau.
144. v. Tettenborn und Wolff, Ritterschafts-Rath, auf Reichenberg, Kreis Ober-Barnim.
145. v. Buch, Kammerherr, auf Stolpe, Kreis Angermünde.
146. v. Wedell, Uckermärkischer Ritterschafts-Commissarius und Rittergutsbesitzer, auf Malchow, Kreis Prenzlau.

Wappen-Sagen.

Gaudy und Craigmnie.

Der Herbststurm fegte die Haide
Und saus'te eisig am Thurm,
Ihm nach flog über die Haide
Der eiserne Schlachtensturm.

Lustig! Beile und Bogen!
Sanct Georg für Altengelland!
Fest hielten auf schottischer Haide
Die Schotten den Britten Stand.

Dumpf dröhnten Helme und Panzer
Im hämmernden Schwerterschlag,
In Stücke flog manche Tartsche
An diesem blutigen Tag.

Da fielen vor ihrem König
Die Herries und die Scott,
Ihn deckten mit ihren Leibern
Die Männer von Teviot;

Doch immer wilder das Ringen,
Es glitt der Fuß im Blut;
Hoch kämpfte der König der Schotten
Mit strahlendem Heldenmuth.

Da liefen zwei englische Ritter
Den König auf ein Mal an —
Jetzt ist's um die Krone von Schottland
Und um den König gethan!

Kühn springt ein mächtiger Kämpe
In weitem Satze heran,
Mit wuchtigem Schlage des Schwertes
Erlegt er den englischen Mann,

Und ob auch der andre Britte
Den Arm vom Rumpfe ihm hieb,
Er hat doch den König gerettet,
Den König, der Sieger blieb.

Der Herbststurm fegt die Haide
Und brauset eisig am Thurm,
Ihm nach fliegt über die Haide
Der eiserne Schlachtensturm.

Die blutigen Herzen von Douglas,
Ogilvies fliegender Storch,
Die schottischen Disteln zerrissen
Das Banner von Sanct Georg.

Der König beugte sich nieder
Wohl auf den wunden Mann,
Der ihm um den Preis des Armes
Leben und Krone gewann.

„Wer ist es?“ fragte der König,
„Dem ich jetzt danken muß?“
„Ein Bauer,“ sagte der Kämpe,
Und: „quid utilius?“ *)

Entgegnet der König ernsthaft —
„Doch sag' den Namen Dein,
„Der soll in Schottlands Geschichte
„Fortan unsterblich sein!“

„Andreas Goldy heiß ich!“
Der tapfre Bauer sprach.
Der König aber erwidert!
„Empfang den Ritterschlag —“

---

*) Was ist nützlicher?

„Zwei Schläge nimm und keinen,
„Den dritten hast Du schon,
„Und steh, eine feste Säule,
„Fortan am Königsthron!"

„Du schneidest keine Aehren
„Hinfort im Ackerfeld,
„Drum sollen Ehr' und Aehren
„Dir blüh'n im Wappenfeld;

„Dein Arm, der mit dem Schwerte,
„Das mich gerettet hat,
„Der finde auf dem Helme
„Des Wappens seine Statt.

„Und um den Schild da schreibe
„Stolz: quid utilius?
„Was man von Schwert und Aehren
„Zugleich bekommen muß!"

Das war Andreas Goldy,
Dem ein Geschlecht entstammt,
Durch dessen spät'ste Enkel
Sein Heldenfeuer flammt;

Das mächtige Barone
Und hohe Helden zählt,
Das, wo es galt zu kämpfen,
Auf keinem Plan gefehlt,

Das Könige gelehret
Des Krieges Kunst und Last,
Das in die Dichterharfe
Mit kund'ger Hand gefaßt,

Das für den König immer
Einsteh'n und streiten muß,
Das sind die Freiherr'n Gauby
Und — quid utilius?

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Neunzehntes Capitel.

Der Junker und sein Haus.

Mit straffen, festen Schritten kommt der Oberst-Lieutenant von Bredow über den Hof und tritt in die Vorhalle seines Herrenhauses. — Das gute, alte Gesicht des patriotischen Edelmannes hat ein Dutzend Runzeln und Falten mehr bekommen seit dem Jammer von Jena, aber sein Auge funkelt noch immer hell und freundlich, der blaue Rock umschließt noch immer knapp soldatisch den hohen Wuchs, und der rechte Arm macht noch immer so energische Bewegungen, daß es aussieht, als wolle er für den Kameraden mit thätig sein, der in dem leeren, gerade über dem preußischen Herzen angehefteten linken Rockärmel fehlt.

Der Oberst-Lieutenant giebt seinem Kutscher einige Aufträge, dann tritt er in das große Eckzimmer, das ihm und seiner Familie für gewöhnlich zum Vereinigungspunkt dient. Als er in dieses Gemach kam, das mit dunkelbraunem Holz getäfelt dicht bis zur halben Höhe der Wand, deren freier Raum dann mit Bildern behängt war von allerlei wilden Thieren, als starken Keilern, Sechzehnendern, Luchsen, Wölfen, Adlern, welche die Bredow's im Laufe der Jahrhunderte erlegt, fiel ein Schatten über das tapfere Gesicht des Oberst-Lieutenants, es wurde in den festen Zügen eine Niedergeschlagenheit und ein Kummer sichtbar, die um so mehr auffallen mußten, als sie im schneidenden Contrast gegen das sonstige Wesen des Hausherrn standen.

Der Oberst-Lieutenant hing seine Mütze an das zackige Geweih, an das er sie zu hängen pflegte, nickte den drei Personen stumm zu, die an einem kleinen Tisch unter einem Fenster saßen, und eilte dann mit großen Schritten nach seinem Lieblingsplatz in der Pfefferbüchse.

Die Pfefferbüchse nannte man einen kleinen thurmartigen Erker, der in eine Ausrundung der Ecke des Herrenhauses hinein gebaut war; dort stand unter einem sehr schönen Bilde des Prinzen Heinrich von Preußen ein alter fester Stuhl mit bequemer Rückenlehne, tiefen Backen und

breiten Armlehnen, und war so gestellt, daß der Oberst-Lieutenant, wenn er darin saß, durch das Fenster rechts den Garten, durch das Fenster links den Hof und gerade aus das Gemach übersehen konnte.

Das Auge des Herrn war überall, und in Hof und Garten wußten sich die Dienstboten und Arbeiter immer überwacht von dem scharfen Blick des Oberst-Lieutenants, oder glaubten es doch wenigstens zu sein.

Aber weder rechts noch links hinaus sah heute der gute Edelmann, er blickte auf die drei Personen am Fenster unten in dem Gemach, und trübe waren seine Augen. Da saß ein stattlicher Mann von einigen dreißig Jahren hinter dem Tisch und neigte sein todblasses Gesicht auf das Schachbrett mit dem goldenen und schwarzen Rauten, während er mit matter Hand mühsam die grotesken schweren Figuren bewegte.

Das war der ehemalige Lieutenant von Bredow im ehemaligen Leib-Carabinier-Regiment; mit vier Wunden am Leibe war er bei Preußisch-Eylau unter sein Pferd gefallen, traute Pflege und eifrige Sorge halfen nichts, der Oberst-Lieutenant sah seinen ältesten Sohn rathlos kranken und siechen, und das leise, gepreßte Husten des einst so stattlichen, mächtigen Reiters verrieth in peinigender Weise dessen Leiden. Der kranke Krieger spielte Schach.

Wie viele Bredow's hatten schon auf diesem Brett mit diesen Figuren gespielt! es war das ein kostbares Familienstück, und war so lange in der Familie, daß man gar nicht mehr wußte, woher es kam. Der Arbeit nach war es aus dem Orient, und wahrscheinlich hatte es ein Bredow aus einem Kreuzzuge mit zurückgebracht.

Auch der Oberst-Lieutenant dachte daran in dem Augenblick, wie viele Bredow's schon auf diesem Schachbrett gespielt, und sein in Schmerz und Stolz überwallendes Vaterherz sagte, daß doch kein besserer Mann daran gesessen als die Beiden, die sich eben jetzt daran gegenüber saßen; seine Söhne, denn des todtkranken Offiziers Gegner im Spiel war dessen jüngerer Bruder. Der jüngere Bruder hatte des alten Herrn wackre muthige Augen, auch blühete die Gesundheit auf seinen Wangen, aber an seinem Stuhl lehnte die Krücke des Invaliden von Jena.

Der Vater hatte nur noch einen Arm, der Sohn nur noch einen Fuß.

Und über die Lehne des Stuhles, auf dem der kranke Bruder saß, beugte sich ein liebes, blasses Gesicht, mit ernsten Augen dem Spiele folgend; ein dunkles Gewand umfloß die jugendliche Gestalt des Fräuleins, auf dem saubern weißen Kragen, der den zierlichen Hals mit einer schmalen Krause umgab und unten mit einer Kante besetzt über Nacken, Brust und Schultern breit herab fiel, hing an einem schwarzen Bande das Medaillonbild eines preußischen Offiziers.

Das war Emilie, des Oberst-Lieutenants jüngste Tochter, deren Verlobter bei Jena gefallen.

Die Schwester warf noch einen prüfenden Blick auf das Spiel der Brüder, als der Vater in der Pfefferbüchse Platz genommen, dann

ging sie mit fast unhörbarem Schritt zu einem Wandschrank und brachte dem Oberst-Lieutenant die gestopfte Pfeife und den brennenden Wachsstock.

Der alte Mann strich, wie das seine Gewohnheit war, mit der verkehrten Hand leise über die zarte Wange seiner Tochter, er dampfte seinen Taback mit mächtigen Zügen an, aber sein trauriger Blick ruhte auf seinen Söhnen und zwar mit einer so ängstlichen Zärtlichkeit, mit so peinvoller Liebe, daß das Fräulein sich von unendlichem Weh ergriffen fühlte.

Langsam ging sie zu dem alten kleinen Clavier, das neben ihrem Fenster stand, öffnete leise den kleinen grün und golden bemalten Deckel, dann setzte sie sich und spielte die tapfre Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc." Das alte Clavier hatte einen schwachen, flachen und zitternden Ton, die verwöhnten Ohren unserer Tage würden ihn abscheulich gefunden haben, damals aber, nun damals war man genügsamer und selbst ein scharfer Kritiker hätte das Clavier vergessen, als Emilie ihre reine Stimme erhob und mit seelenvollem Ausdruck nach der mächtigen Melodie sang:

Von hohem Muth erglüht die Brust
Für's Vaterland zu streiten,
Die Wange brennt in Kampfeslust
Zu Sieg und Tod zu reiten.
Der alte, treue Gott,
Er giebt Sieg und Tod,
Er, der Alles kann,
Nimmt sich der Kriegsleut' an
Und läßt sie nicht verderben.

Und sollten wir im blut'gen Feld
Dem Tode auch erliegen,
Wir haben uns zu Gott gestellt
Und müssen mit ihm siegen.
Wir siegen ohne Noth
Mit Ihm über'n Tod —
HErr, treuer Bund'sgenoß,
Dein' Macht ist grenzenlos,
Ohn' Anfang und ohn' Ende.

Wenn wir mit Gott gefangen an,
Der Sieg muß uns ja werden.
Hoch führet uns ein Feldherr an,
Wie Keiner mehr auf Erden.
Fragst Du, wer er ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der HErr Zebaoth,
Und ist kein and'rer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Drum, Brüder, greifet froh zum Schwert,
Für's Vaterland zu streiten.
Vom Himmel hoch kommt Einer her,
Der will voran uns reiten,

Der keinen Mann verliert,
Der uns zum Siege führt,
Das Kreuz ist sein Panier,
Sein' allerhöchste Zier,
Dem woll'n wir folgen Alle.

Als Emilie geendet, lehnte sie sich zurück, ließ ihre Hände in den Schooß sinken, und warme Thränen flossen leise über ihre zarte Wange, der junge kranke Offizier hatte die Hände gefaltet, aber seine erloschenen Augen flammten, der jüngere Bruder focht begeistert mit der Krücke, der alte Herr aber, der mit weit vorwärts gebeugtem Oberkörper in seinem Stuhl saß, rief mit schallender Stimme, indem er vergebens seine innere Bewegung zu beherrschen trachtete: „Emilie, mein liebes Kind, segne Dich Gott, mein Kind, Du hast mich recht erquickt und mir recht wohl gethan durch Deinen Gesang; ei! sag', mein liebes Mädchen, wo hast Du das tapfere Lied her? Das ist ja ein rechtes christliches Dragonerlied?"

Da stand das Fräulein auf, laut schluchzend barg sie ihr Gesicht in das Tuch und eilte aus dem Gemach.

„Was ist das, Achim?" fragte der Oberst-Lieutenant sehr verwundert.

„Lassen Sie, Papa," rief der jüngere Bruder, „das arme Mädchen, nun, sie ist eine Bredow und wird sich schon erholen; das Lied hat der selige Stechow gemacht, ich weiß, er hat es ihr oft vorgesungen, bevor wir ausmarschirten damals, Sie wissen schon wohin!"

„Du kannst es immer sagen, Achim," entgegnete der Vater stolz, „wer wie Du, mein Sohn, sein Bein bei Jena gelassen hat, der hat keine Ursache, sich jenes Tages zu schämen!"

„Ich schäme mich auch gar nicht, lieber Vater, aber sehen Sie, es giebt mir einen Stich durch's Herz, wenn ich den Namen nur höre, und aussprechen mag ich ihn gar nicht."

„Emilie hat noch manches schöne Lied von ihrem Verlobten," nahm jetzt der ältere Bruder leise und hustend das Wort, „sie hat mir in den Tagen, da ich zu Bett lag, viele vorgelesen —"

Der Oberst-Lieutenant verstand seinen Sohn nicht, das Gehör des alten Mannes war zu schwach für die matte Stimme des wunden Kriegers; er kam rasch herunter in das Gemach und stand vor seinen Kindern, um besser zu hören. Der Lieutenant wiederholte, was er gesagt, und setzte hinzu, daß er für Emilien's Gesundheit fürchte, da sie sich gerade durch diese Lieder immer wieder aufrege.

Der Alte schüttelte mit dem Kopf: „Du irrst Dich, Lieutenant," sagte er, „der stumme Schmerz frißt am Herzen und nagt an der Seele, der Schmerz, der sich austoben und ausschreien kann, der geht über; nun, unsere Emilie, ein zartes Frauenzimmer, die schreit sich ihren Schmerz nicht aus, sie singt ihn fort."

„Der Vater hat Recht, Ferdinand," nahm der jüngere Bruder das Wort, „hätte unsere arme Mama weinen können über Adolph's Tod und über den Jammer Clotilden's und über Stechow's Tod und über das große Leid und den König und das Vaterland, wahrlich, ich glaube, sie lebte heute noch; so aber ist sie stumm gewesen, hat kein Wort gesprochen, keine Thräne gehabt, und so ist ihr das Herz gebrochen, nicht, Papa?"

„Du hast Recht, Achim," sagte der Oberst-Lieutenant und ging mit großen Schritten auf und ab im Gemach; das that er immer, wenn von seiner seligen Frau die Rede war, er dachte, man werde dann nicht bemerken, wie sehr ihm jede Erinnerung an seine Louise nahe gehe, auch sprach er dann immer viel und hastig. „Du hast Recht, Achim, und gräme Dich nicht weiter um unsere Emilie, Lieutenant, die ist eine Bredow, Donnerwetter, eine ächte Bredow, sag' ich, die von Bredow aber haben immer feste Westen gehabt und haben einen tüchtigen Puff aushalten können. Na, zu wem spreche ich denn, ich dächte, Lieutenant, zerstochen und zerschossen, wie Du bist, sie haben Dir ein paar Löcher in des Königs Rock und in die Bredow'sche Weste gemacht, aber ich sage Dir, sie hält, und Du wirst bald wieder zu Pferde sitzen!"

Der arme junge Mann schüttelte mit dem Kopf und sagte ernst: „Papa, wir sind Männer unter uns, Sie lieben mich sehr und es thut mir leid, daß ich Sie betrüben muß, aber glauben Sie mir, ich habe nur noch wenige Tage zu leben —"

„Lieutenant, mein Junge!" schrie der alte Herr laut, im Tone des tiefsten Schmerzes, indem er sich seinem Sohne näherte und dessen Hand ergreifend, sich zitternd neben ihm niederließ.

Der Oberst-Lieutenant hatte wirklich nicht gefürchtet, daß es mit seinem Sohne so schlimm stehe; über die Andeutungen des Arztes hatte er die Achseln gezuckt, er hatte nun einmal wenig Vertrauen auf die Heilkunde, desto mehr aber auf das, was er die feste Weste der Bredow's nannte, nun hatte diese feste Weste bei seinem Sohne zwar einige Löcher bekommen, aber sie waren ja äußerlich zugeheilt, und er glaubte seinen Sohn, oder, wie er seinen Aeltesten ausschließlich nannte, seinen Lieutenant, obwohl der andere Sohn dieselbe Charge hatte, auf dem besten Wege der Besserung, eigentlich hatte es ihn bis jetzt nur geschmerzt, daß auch dieser Sohn dienstuntauglich geworden.

„Vater," begann Ferdinand von Bredow wieder, „die Glieder können wir Bredow's uns stückweise abhacken und abschießen lassen für den König und das liebe preußische Land, das halten wir aus, Ihr selbst wißt's ja, und da mein Bruder Achim dazu, aber mich hat die Lanze des französischen Reiters in der Lunge blessirt, da hilft kein Flicken; Ihr Beide gehört zu den vielen Bredow's, die sich für den König haben zerhacken lassen, ich gehöre zu denen, welche die Ehre haben, für den König zu sterben, und deren Zahl ist auch keine kleine; nun, Papa, wir

haben unsere Schuldigkeit gethan, und das ist doch das Beste, was ein Soldat von sich sagen kann!"

„Lieutenant, mein Junge!" schluchzte der alte Mann, „Du darfst nicht sterben, Du kannst Deinen Abschied noch nicht nehmen, Du bist noch zu jung, Du sollst Deinen Abschied nicht als Lieutenant nehmen."

Der kranke Offizier lächelte matt und versuchte, seinen armen Vater zu trösten, auch faßte sich der Alte bald, und dem Tone nach mehr mit Unwillen, als mit Schmerz, sagte er: „das hat man davon, ich habe Dich immer am liebsten gehabt von allen meinen Kindern, Lieutenant, zieh' keine Gesichter, Achim," wendete er sich plötzlich grimmig an den jüngern Sohn, der allerdings das Gesicht verzog, weil er seinen Schmerz nicht mehr bemeistern konnte, „zieh' keine Gesichter, Achim, Du brauchst nicht neidisch zu sein, der Lieutenant ist Dein ältester Bruder, und der muß 'was voraus haben, Subordination, sage ich!"

„Papa, nahm Ferdinand von Bredow das Wort wieder, „der Herr Prediger hat mir versprochen, morgen den ganzen Vormittag bei mir zu sein —"

„Gut, Lieutenant, Special-Revue vor dem lieben Gott, kann nicht schaden," nickte der Alte, „muß aber nicht gleich d'rauf Retraite geblasen werden, kann das auch im Dienst brauchen —". Der Oberst-Lieutenant brummte das mehr, als daß er es aussprach, gleich darauf aber brach er wieder im heftigsten Schmerz los:

„Lieutenant, versprich Deinem Vater, daß Du noch nicht quittiren willst."

„Ich bleibe auch dort bei der Fahne!" entgegnete der Sohn, die Hand mühsam erhebend und nach Oben deutend.

Da klapperten plötzlich Hufschläge über den Hof, die drei Bredow's lauschten einen Augenblick, dann klirrten Schritte im Gange und Achim sagte bestimmt: „Das ist der Schritt meines Bruders Carl, was will der?"

Im selben Augenblick flog die Thür auf und ein junger Husaren-Offizier trat rasselnd und klirrend in's Gemach, sein ganzes Gesicht glühte von dem hastigen Ritt.

„Ich kann nichts dafür, Vater!" rief er athemlos und blieb rasch athmend und auf seinen Säbel gestützt vor seinem Vater und einen Brüdern stehen.

„Der General hat mir das Ehrenwort abgenommen, hierher zu gehen und mich erst in acht Tagen wieder bei ihm zu melden, wenn er mir nicht früher Ordre zukommen lasse. Er begegnete mir am Thore. Verdammt!"

„Junger Narr! Was sprichst Du da?" fragte der Oberst-Lieutenant.

„Carl, rede, was ist geschehen?" drängte Achim.

„Wißt Ihr denn noch nichts?" fragte der Husar verwundert.

„Was sollen wir denn wissen? Donnerwetter! thue endlich Dein Maul auf!“ schrie der Alte ungeduldig.

„Nun, lieber Vater, wenn Sie nichts wissen,“ erzählte Carl von Bredow endlich hastig, „es war etwa sieben Uhr, als ich heute früh in Berlin ankam; am Thore begegnete mir der alte Greiner und rief mir zu: Sieh da, Herr Lieutenant, wo haben wir denn gesteckt? wo kommen wir her? Nun, kurz, ich erfahre von dem alten Mann, daß der Major von Schill mit meinem ganzen Husaren-Regiment gestern Morgen, 600 Pferde stark, ausmarschirt ist zum Krieg gegen Frankreich, und daß ihm der Lieutenant von Quistorp mit zahlreichen Mannschaften vom ehemaligen leichten Bataillon von Schill gefolgt ist. Auch sind ihm sonst eine Menge Patrioten nachgezogen und haben sich ihm angeschlossen. Im Anfang hatte man geglaubt, der König habe an Frankreich den Krieg erklärt und Major von Schill habe Ordre zu seinem Ausmarsch, aber bald erfuhr man, daß Schill ganz auf eigne Faust ausmarschirt und über die sächsische Grenze gegangen sei, um mit Napoleon Krieg anzufangen.“

„Donnerwetter!“ schrie der Alte.

„Sie können sich denken, Papa, daß ich sofort entschlossen war, meinem Regiment zu folgen —“

„Ja! ja!“ murrte der Oberst-Lieutenant unwillig.

„Ich eilte nach meinem Quartier, war in zehn Minuten feldmäßig, stieg zu Pferde und preschte dem Thore zu.“ — Der Lieutenant erzählte hastig: „Die Leute auf der Straße riefen mir zu: Es lebe Schill! Sieg! Krieg! und so weiter. Es war eine Aufregung und Bewegung in Berlin, wie sie mir noch nicht vorgekommen. Als ich in die Friedrichsstraße einbiege, begegnet mir der General von Lestocq zu Pferde mit vielen Offizieren. „Wo kommen Sie her, Lieutenant von Bredow?“ fragt er. „Ich habe drei Tage Urlaub gehabt, Excellenz!“ antworte ich, mein Pferd mit Mühe parirend, „ich erfahre eben, daß mein Regiment ausmarschirt ist, und beeile mich, ihm nachzufolgen!“ Der General sah sich nach einem Major von der Infanterie um, der hinter ihm ritt, und sagte: Sie sehen auch daraus wieder, daß kein Complott stattgefunden hat! Dann wendete er sich zu mir und sprach ernst: Lieutenant von Bredow, folgen Sie mir, ich habe Ihnen Ordres zu geben! Ganz verwundert ritt ich hinter dem General her; nun erst fiel mir auf, daß die Officiere und Adjutanten um mich Alle sehr ernsthafte und traurige Gesichter hatten; eben wollte ich fragen, da ritt unser Vetter Hasso an mich heran und flüsterte mir zu: Carl, das nimmt ein schreckliches Ende, ach, der arme Schill, unser armer, braver Schill! Was ist denn? frage ich —“

„Oh! Kind, oh, Carl!“ rief jetzt der Oberst-Lieutenant, unfähig, sich länger zu halten, „wie kannst Du denn fragen? Siehst Du nicht, daß der Major von Schill ein Felon ist? Herr Gott im Himmel, sieh'

gnädig d'rein! Auch das noch über das arme Preußen! Ohne Befehl des Königs Krieg anzufangen, ein Königlich preußischer Major! Verführt ein ganzes Husaren-Regiment! Doch sprich weiter —" Der empörte alte Officier faßte sich mit Gewalt.

„Nun, auf der Commandantur verlangte der General mein Ehrenwort, daß ich meinem Regiment nicht folge, und als ihm der Infanterie-Major einige Worte gesagt, befahl er mir, hierher zu gehen, sofort, und erst in acht Tagen mich bei ihm zu melden; Vetter Hasse, der eine halbe Stunde mit mir ritt, sagte mir, das geschehe, um nicht durch den Anblick meiner Uniform Aufregung zu verursachen. Er hat mir Alles erzählt, Schill ist in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig-Oels, mit den Oesterreichern und mit einem hessischen Edelmann, der das ganze Königreich Westphalen in Aufstand gebracht hat und den französischen König vertreiben will."

„Ein preußischer Major thut so etwas!" jammerte der Oberst-Lieutenant.

„Papa," nahm jetzt Achim von Bredow das Wort, „vielleicht hat Schill insgeheim Ordres von Sr. Majestät dem Könige; wenn sich Oesterreich schlägt gegen Bonaparte, warum soll Preußen nicht insgeheim verbündet sein? Sie wissen, man sagte allgemein, daß es zum Kriege kommen werde —"

„Schweige," entgegnete der Alte barsch, „insgeheim und allgemein, das sind so ein paar neumodische Worte, in Preußen ist nichts insgeheim, und was man allgemein sagt, das gilt nichts in Preußen — Narren, Ihr Alle, wenn Ihr an geheime Ordres von Sr. Majestät dem Könige für diesen unseligen Major von Schill glaubt; mit einem Husarenregiment fängt man keinen Krieg an gegen Bonaparte; ich kenne Se. Majestät den König zu gut, solche tolle Streiche passiren bei ihm nicht; aber ich will Euch sagen, wo das herkommt, das kommt von dem heillosen Zeuge von Geheimbündelei gegen die Franzosen, das jetzt im Schwange ist, von den Redensarten, daß das Volk sich befreien müßte vom fremden Joch, von der Narrheit, die da wähnt, daß die Krämer mit der Elle und die Bauern mit den Mistforken die französische Garde in's Mausloch jagen würden. Ei! zum Henker, warum kamen denn die Helden nicht und fielen auf die Feinde, als sie im Lande waren. Nein, meine Söhne, all' das Gewäsch von Volkskrieg ist unpreußisch, die Geheimbünde sind unpreußisch, preußisch aber ist, Sr. Majestät dem Könige gehorchen, das ist preußisch und weiter nichts. Die Franzosen haben uns geschlagen, haben uns maltraitirt und uns verhöhnt dazu, das werden wir ihnen eintränken, gehörig, verlaßt Euch darauf, aber nicht eine Minute eher, als bis Se. Majestät der König sagt: jetzt ist's Zeit. Se. Majestät der König wird das aber nicht eher sagen, als bis er sicher des Erfolges ist, bis er mit Gottes Hülfe den Sieg zu erringen hoffen darf; dann wird er sein Volk, das in Waffen geübt ist, zur

Fahne rufen, das wird denn auch eine Volksbewaffnung sein, aber freilich eine andere, als diese Geheimbündelei will. Ich danke Gott, mein Sohn, daß Dir der General Lestocq begegnet ist, daß Du also nicht in diese unglückliche Geschichte verwickelt bist, obwohl ich Dich nicht table, daß Du die Absicht hattest, Deinem Commandeur und Deinen Kameraden zu folgen, das war natürlich. Gott schenke dem unglücklichen Major von Schill einen Soldatentod auf dem Felde, es wäre schrecklich, einen so ehrenreichen Krieger vor das Kriegsgericht stellen und verurtheilen zu müssen, das aber ist sein Loos und zwar mit Recht!"

„Sie haben ganz Recht, Papa," meinte Carl von Bredow nachdenklich, „die Adjutanten des Generals waren alle der Meinung, die Mitglieder des Tugendbundes hätten meinem Commandeur so lange zugesetzt, bis er sich zu dem Zuge entschlossen; sie sollen ihm vorgespiegelt haben, Se. Majestät der König billige sein Unternehmen, dürfe aber im Falle des Mißlingens nicht seine Staaten der Rache Frankreichs aussetzen; erst wenn sich, durch Schill's Beispiel ermuthigt, das ganze Volk erhebe, werde Se. Majestät der König den Krieg erklären; der Major sei ausgezogen in dem festen Glauben, daß der König sein Unternehmen nachträglich gut heißen werde!"

„Das entschuldigt ihn bei mir als Menschen," entgegnete der Oberst-Lieutenant, „würde mich aber im Kriegsgericht nicht milder stimmen. Was der Major von Schill gethan hat, darf kein preußischer Offizier thun."

„Die Offiziere in Berlin sind alle derselben Ansicht und darum sind sie so traurig alle und unglücklich!"

„Sie haben Ursache dazu, da hat der König ein schönes Husarenregiment verloren!"

„Aber, Papa, das Glück kann günstig sein, es kann glücken, ganz Deutschland erhebt sich und Major von Schill —"

„Gehört doch vor ein Kriegsgericht!" entgegnete der Soldat Friedrich's des Großen fest.

„Se. Majestät der König kann begnadigen!"

„Gewiß können ihn Se. Majestät der König pardonniren, aber es ist doch ein böses Exempel, was der Major gegeben; Carl, mein Sohn, ich danke Gott, daß Du nicht mit ihm bist; zieh' die Stirne nicht kraus, der Tag wird kommen, wo Du auf Befehl Sr. Majestät das Schwert ziehst und dann wirst Du Dich freuen, daß Du heute hier gewesen bist. Freilich ist's nicht Dein Verdienst, aber es ist doch gut! Was meinst Du, Lieutenant?"

„Papa," entgegnete der Leidende leise, „Gott giebt Ihnen ein Zeichen, er hat Carl gerettet vor dem Untergang, der dieses ganze traurige Unternehmen bedroht, er will nicht, daß Sie sich von zwei Söhnen zugleich trennen sollen; oh du tapferer, muthiger Schill, wie tief schneidet mir dein Loos in's Herz! Lieber Carl, komm', führe mich auf mein Zimmer, ich habe noch mit Dir zu reden!"

Mühsam erhob sich der Lieutenant und wankte, von dem Husaren unterstützt, aus dem Gemach; er grüßte Vater und Bruder, die ihm mit nassen Augen nachsahen, mit einem freundlichen Blick.

Dem alten Patrioten war es so eng und bang um's Herz, daß es ihn nicht länger litt im Gemach. Er nahm seine Mütze von dem Hirschgeweih und ergriff seinen Stock, um hinaus zu gehen; in der Thür aber wendete er sich noch ein Mal um nach seinem Sohne und rief ihm zu: „Achim, mein Junge, bleib jetzt nicht allein hier in dem Raume, wo wir so viel Trauriges auf einem Haufen gefunden haben. Hörst Du, mein Sohn, geh' zu Deinen Brüdern hinüber, hörst Du Achim?"

„Ja, Papa!" antwortete der junge Invalide, ergriff seine Krücke und erreichte bald seinen Vater, der ihm über die etwas hohe Schwelle half und ihm nachsah, als er den langen Gang hinunter stelzte.

Er sah ihn nicht mehr, aber er hörte noch das Geräusch seiner Krücken und das harte Aufstoßen derselben traf sein Vaterherz. „Er ist erst fünfundzwanzig, noch nicht, Achim, Du armer Junge!" Hastig, aber wirklich beschämt von seiner überwallenden Weichheit, stieg der Edelmann hinunter in den Hof, pfiff seinem Lieblingshunde, einem alten, abscheulich häßlichen Thiere, und murrte: „Weiß doch gar nicht, wie's mir heute geht, habe doch sonst eben nicht nahe an's Wasser gebaut, und heute werden mir die Augen bei jedem Quark naß, pah! ist's denn nicht eine Ehre für den Jungen, daß er seine Schuld an König und Vaterland mit einem Bein bezahlen konnte?"

Er ging langsam an dem Teich hin, der das Rittergut vom Dorfe trennte, der Abendwind rührte sich in dem frischen jungen Laube der Rüstern, die an dem Wege standen, und das Schieferdach des spitzen Dorfkirchenthurms glühete in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne; die Abendluft wehete ziemlich kühl, es war am 1. Mai des Jahres 1809.

Der alte Edelmann schritt die Dorfstraße hinab, die Grüße der Leute in herkömmlicher Herzlichkeit erwiedernd, den Frauen und Mädchen, die bei seinem Herannahen die Schürzen zurecht zupften, den jungen Burschen, die sich straff aufrichteten, Allen sah man an, welchen Respect sie hatten vor dem Greise, aber die Zuversicht, mit welcher die kleinsten Buben und Mädchen ihm entgegensprangen, ihm ihre nicht immer allzureinlichen Hände hinstreckten und ihr: „guten Abend, gnädiger Herr!" riefen, bewies auch die Liebe, in welcher die Dorfjugend auferzogen wurde zu dem Grundherrn. An der Thür des Schulhauses stand der Schulmeister, ein bissig aussehender Graukopf, war aber eine ehrliche Haut sonst und sein Gesicht entwölkte sich, als er den Oberst-Lieutenant kommen sah, der grade auf die Schule zu ging, seine Hand dem Alten vertraulich auf die Schulter legte und freundlich sagte: „Na, Schulmeister, wie stehts bei Ihm? ist die Frau Schulmeisterin wieder im Gange? Freut mich, die arme Frau hat diesen Winter viel leiden

müssen, freut mich, daß ihr das Mittel geholfen, ja, meine selige Frau verstand sich auf eine Menge von Krankheiten, so gut wie ein Doctor!"

„Ach besser, gnädiger Herr, viel besser!" entgegnete der Schulmeister glücklich.

Der Oberst-Lieutenant aber verzog das Gesicht, blitzte den Schulmeister zornig an aus den großen Soldatenaugen und murrte mißtrauisch: „Ei! will er mir schmeicheln, Schulmeister, weil er weiß, daß ich die Doctors nicht leiden kann?"

„Gnädiger Herr!" rief der Schulmeister, die Hand betheuernd auf's Herz legend, „Gott soll mich bewahren, ich selber achte die Doctoren und ihre Wissenschaft sehr und der gnädige Herr haben mir das nie übel vermerkt, aber ich sage die pure Wahrheit, wenn ich behaupte, daß sich die selige gnädige Frau auf manche Krankheiten viel besser verstand als die besten Doctoren!"

„Wie meint Er das, Schulmeister!" fragte der Edelmann.

„Ich habe noch keinen Doctor gesehen, gnädiger Herr, der so viel Recepte gegen den Hunger verschrieben, wie die liebe selige gnädige Frau —"

„Ja, das ist wahr," bekräftigte der Edelmann mit einem derben Schlage auf die Schulter des Schulmeisters, „davon kann ich mit reden; ja, für den Hunger hatte sie merkwürdige Recepte!"

„Ich weiß hier Stellen im Dorfe," lachte der Schulmeister, „von denen sie den Hunger gründlich und für immer vertrieben hat, den Hunger aber nicht allein," setzte er dann ernster hinzu, „auch den Kummer wußte sie zu vertreiben und den Unfrieden zwischen Eheleuten zu bannen und den Frieden wieder herzustellen in den Häusern, wo er gebrochen war, den Uebermuth wußte sie zu strafen, ja, ja, die selige gnädige Frau hatte Camillenthee und Schaafgarbe von mancherlei Art. Ihr Gedächtniß sei gesegnet!"

„So sei es, Schulmeister," entgegnete der Gutsherr ernsthaft, „grüße Er seine Frau von mir, guten Abend!"

So ging der von Bredow durch sein Dorf; hier sagte er Einem ein paar derbe Worte des Tadels und der Vermahnung, dort Einem ein paar schlichte, gute Worte des Trostes, dem Einen winkte er mit der Hand zu, einem Dritten zeigte er mit drohender Miene den Stock. Am gesprächigsten war er mit den zwei oder drei ganz alten Leuten, die ihm begegneten. Die nannten ihn nicht „gnädiger Herr", sondern „Herr Oberst-Lieutenant" und salutirten militairisch; sie hatten mit ihm gedient unter einer Standarte.

Alle aber blieben stehen und sahen ihm nach, so lange sie ihn sehen konnten, und sagten dann zu einander, oder zu sich selber: „Es ist doch ein ganzer Mann, unser Alter, ein rechter Bredow, Gott segne ihn und lasse ihn noch viele frohe Stunden haben, es ist in der letzten Zeit hart hergegangen über sein Haus!"

Der Edelmann ging langsam aus dem Dorf hinaus und schritt am Saume eines kleinen Holzes hin. Es war ganz einsam auf dem Felde und fast dunkel, Niemand sah und hörte, daß der feste Herr von Bredow bitterlich weinte und schmerzvoll jammerte: „Lieutenant, mein Junge, bleibe bei Deinem alten Vater!“ Der große häßliche Hund ging dicht hinter seinem traurigen Herrn her, so dicht, daß er mit der Schnauze die Kniekehle desselben berührte. So gingen sie hinter einander lange, bis endlich der Oberst-Lieutenant stille stand und ganz leise sagte: „Geh denn mit Gott, Lieutenant, mein lieber Junge, grüß Deine Mutter von mir herzlich, sage ihr, Du kämst als Quartiermacher, ich käme gleich hinterdrein marschirt, die Bredow's wären nie bei den Nachzüglern, grüß Deine Mutter und den Adolph und Deinen Schwager und den Stechow, adieu, mein lieber Junge und Gott segne Dich! Marsch, Lieutenant, hörst Du die Trompete nicht? Marsch, Trab, marsch marsch! das Feldgeschrei heißt: Gottes Barmherzigkeit!“

Der Oberst-Lieutenant schwieg, der alte Hund aber trat vor, stellte sich neben seinen Herrn, hob die Schnauze empor und begann furchtbar zu heulen.

„Verstehst Du mich, Tyras?“ fragte der Edelmann traurig und legte seine Hand auf den Kopf des Thieres, dann sagte er: „Ja, ja, er versteht mich, der alte Hund, er weiß, daß der Lieutenant abmarschirt. Nun aber ist genug geheult von Mensch und Vieh! Antreten, vorwärts marsch!“

Mit langen Schritten maß der Oberst-Lieutenant einen Feldweg, der ihn direct zu dem Herrenhause zurückführte. Der Spiegel des Sees, der an den Garten stieß, glitzerte, der Nachtwind brauste durch die Lindenbäume, die an der Hinterseite des Schlosses standen; dem Oberst-Lieutenant kam in's Gedächtniß jener Sommertag im Jahr 1806, an welchem der Lieutenant von Stechow, der Verlobte seiner Emilie, die Nachricht von der Kriegserklärung gegen Frankreich gebracht; er sah sie Alle vor Augen, in jubelnder Lust und heller Freude, in Jugendkraft und Jugendfeuer, die jetzt entweder im kühlen Grabe schon schliefen, oder ihm verfallen waren in nächster Zeit.

„Wer hätte das damals gedacht!“ seufzte der Alte und trat durch eine Seitenpforte ein in den Hof.

„Ist der Postbote schon da gewesen?“ fragte er den Diener, der ihm in das Gemach leuchtete.

„Zu Befehl, Herr Oberst-Lieutenant, das gnädige Fräulein haben ihm so eben die Tasche abgenommen und ihn in die Küche geschickt!“ lautete die Antwort.

In dem zuvor erwähnten Zimmer fand der Edelmann seine Tochter und seinen Sohn Karl.

„Wie geht's dem Lieutenant?“ war seine erste Frage.

„Ferdinand schläft sehr sanft," entgegnete Emilie, „ich wollte bei ihm bleiben, aber Achim sagte, er wolle bei ihm Schildwacht sitzen und werde die Postenkette allarmiren, wenn er Succurs brauche!"

Der Oberst-Lieutenant lächelte; er durchschaute die freundliche List seiner Tochter, die ihn erheitern wollte, indem sie in militairischen Ausdrücken sprach; er streichelte ihr die Wange mit der verkehrten Hand und setzte sich in seinen großen Stuhl an den Tisch; seine Tochter schob ihm die Armleuchter näher und reichte ihm die Brille, sein Sohn aber legte die schwarze Ledertasche des Postboten und den Schlüssel dazu vor ihm nieder. Der Edelmann öffnete die Tasche und zog zuerst ein paar Zeitungsblätter heraus, die er seinem Sohn gab, der sie mit Begierde nahm, er selbst betrachtete vier Briefe halb neugierig, halb mißmüthig, die er außer den Zeitungen in der Tasche fand.

Niemand im Hause würde gewagt haben, die Posttasche zu öffnen, zu der doch der Schlüssel stets offen da lag; so groß die Neugierde in Kriegszeiten sein mochte, es geschah nie, weil es gegen die Regel gewesen wäre.

„Welche Menge Briefe!" murmelte der Oberst-Lieutenant, seine Brille abwischend und aufsetzend. „Was haben wir hier? Hm! Die Handschrift kommt mir bekannt vor, das Siegel — ein siebenspitzig gekrönter Helm, drei Sporenrädlein im Wappen, wer kann das sein?"

Bedachtsam öffnete er den Brief, ohne das Siegel zu zerbrechen, schlug das Blatt auseinander und las, vor sich hinsprechend dabei, wie fast alle Leute, die nur wenig lesen: „Hochwohlgeborener Herr, hochgeehrter Herr Oberst-Lieutenant! Euer Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, anbei eine Anweisung auf zweihundert Stück Ducaten zu übersenden, welche das Haus Delmar hier zu jeder Stunde honoriren wird. Es ist das der ungefähre Betrag dessen, was Ew. Hochwohlgeboren die Güte hatten, mir im Lauf der drei Jahre zu leihen, während welcher ich das Glück hatte, ein nicht seltener Gast Ihres Hauses zu sein. Es ist mir eine große Erleichterung, daß ich im Stande bin, mich wenigstens dieser Verpflichtung gegen Ew. Hochwohlgeboren zu entledigen, für Ihre Freundlichkeit übrigens werde ich zeitlebens ihr Schuldner bleiben müssen. Ich habe die Ehre, Herr Oberst-Lieutenant, mich zu nennen Ew. Hochwohlgeboren ergebenen Diener C. F. A. Freiherr von Beireis, churcöllnischer Geheimer Rath a. D."

Mit immer steigender Verwunderung und immer lauterer Stimme hatte der Edelmann bis zu Ende gelesen, dann warf er den Brief hin und sagte: „Wir haben auch ein Freiherrndiplom in der Familie, vom Kaiser her, aber ich möchte wissen, wo die Canaille eins her hat?"

„Ich hätte nie geglaubt, daß der Geheime Rath je daran denken würde, Ihnen Ihr Geld wieder zu geben, Papa!"

„Ich auch nicht, mein Sohn," entgegnete der Vater, „aber das hilft ihm gar nichts, er irrt sich in mir!"

Emilie sah ihren Vater fragend an.

„Ja, mein Kind, ja, liebe Tochter, denkst Du denn, daß der Geheime Rath mir diese zweihundert Ducaten, die übrigens etwa die Hälfte der Summe betragen, die ich ihm geliehen, zurückzahlt, wie ein anderer ehrlicher Mann, um seinen Verpflichtungen nachzukommen? Da kennst Du den Kerl, diesen Freiherrn von heute früh, schlecht. Hm! Kinder, Euer Vater hat manchen dummen Streich gemacht in seinem Leben; er ist oft betrogen worden, aber er hat sich nie zwei Mal von ein und demselben Halunken betrügen lassen. Seht, der Kerl braucht mich zu irgend etwas, wozu weiß ich freilich nicht, aber es muß eine einträgliche Schurkerei sein; da er zweihundert Ducaten daran setzt, da will er mein Vertrauen gewinnen und bezahlt zuerst seine Schulden. Vermuthlich denkt er, daß ich's vergessen habe, wie viel ich ihm gegeben, und ich hätte es auch vergessen, wenn nicht Eure selige Mutter Alles aufgeschrieben hätte, nämlich Alles, was ich ihr sagte, denn ich sagte ihr nicht Alles, was ich dem Kerl gab, weil sie, und sie hatte sehr Recht daran, über jeden Thaler ärgerlich war, den Beireis bekam. Ich habe den Menschen stets für eine Art Cujon gehalten, aber im Glück hörte ich ihn gern schwadronniren, er unterhielt mich, er belustigte mich, darum litt ich ihn um mich und hatte ihn gewissermaßen gerne. Eure selige Mutter verachtete ihn tief, sie hatte ein feines richtiges Gefühl für solche Menschen. Mir soll er nicht den Fuß wieder in's Haus setzen, schon meiner seligen Louise wegen. Mein Geld will ich wiedernehmen und damit ein wohlthätiges Werk thun; wahrscheinlich hat der saubere Mann gedacht, das Geld von meiner Großmuth zurück zu bekommen, er wird sich schwer ärgern über diesen Rechnungsfehler!"

Der Oberst-Lieutenant lachte und öffnete einen zweiten Brief: „Das geht Dich an, Emilie," sagte er, seiner Tochter den Brief reichend, „ist von Deiner Tante Regine, deren Schriftzüge mir viel zu fein sind!"

Den dritten Brief las der Oberst-Lieutenant wieder nicht: „Carl, seh' doch mal nach, ob der Major von Britzke von etwas Anderem schreibt, als von seiner Gicht; der alte Kumpan schreibt eben so schlecht als ich, nun, wir haben's auf einer Bank gelernt und bei einem Regiment verlernt; nimm und lies, Du hast gewissermaßen die Pflicht, denn der Major ist Dein Pathe und wird Dir seine Pfeifen und seine Pistolen, seine drei alten Sarrasse und vier Hunde testamentarisch vermachen; er hat oft genug versprochen, Dich zum Erben einzusetzen, und ich wüßte nicht, daß die alte brave Seele weiter etwas zu vererben hätte!"

Der Husar las den Brief seines Pathen; sein Vater öffnete den letzten Brief, er enthielt nur wenige Zeilen. Sein Advokat meldete ihm, daß er selbst kommen und mit ihm Rücksprache nehmen werde in der bewußten Angelegenheit, da er wisse, daß der Herr Patron lieber mündlich verhandle.

„Das ist doch noch ein vernünftiger Mensch! Gott sei Dank, wir sind fertig mit all' diesen Briefen!"

Sehr erleichtert nahm der alte Herr seine Brille ab.

„Nun, liebe Emilie, was will Tante Regine?"

„Papa, sie will sehr vielerlei —"

„Wie gewöhnlich."

„Und wird's bekommen, wie gewöhnlich!" lächelte das Fräulein.

„So," lachte der Edelmann, „dann habe ich wohl weiter nichts zu sagen dabei!"

„Ich will's bei der Proviantabrechnung vertreten, Papa."

„Immer zu, auf Ersatz der Defecte mache ich keinen Anspruch und Tante Regine ist eine brave Person; aber Donnerwetter, was hat der Husar? Junge, lache nicht so laut, was hast Du denn?"

„Ach, Papa, Pathe Britzcke zeigt Ihnen feierlichst an, daß er mich enterben will —"

„Narre, der Du bist!"

„Nein, im Ernst", rief der Husar, „die alte Seele hat sich verlobt —"

„Unsinn, er konnte ja allein nicht mit seiner schmalen Pension auskommen!"

„Er hat zehntausend Thaler geerbt und ein Haus in Berlin."

„Ich gönne es ihm, war immer ein braver Kerl, wird sich wahrscheinlich eine ältliche Person genommen haben, um sich im Alter pflegen zu lassen."

„Ach, Papa," schrie der Husar, vor Lachen fast erstickend, „denken Sie sich doch, Pathe Britzcke mit seinen dicken Podegrabeinen, Pathe Britzcke, der den Weg vom Lehnstuhl bis zum Bette nicht allein gehen kann, hat sich mit einem jungen Mädchen verlobt, hören Sie: Demoiselle Therese Klein thut ein sehr hübsches Frauenzimmer sein, rund und appetitlich, ist erst achtzehn Jahr alt und hat blanke blaue Augen."

„Na, so sei Gott dem alten Esel gnädig!" sagte der Oberst-Lieutenant grob, „ich weiß nicht, ob ich den armen Kerl bedauern, oder ob ich ihn auslachen soll."

„Papa, Sie müssen lachen, da, Pathe Britzcke schreibt: Da man doch nicht wissen kann, Herr Bruder, wenn man heirathet —"

„Husar, Junge, halt Dein Maul," schrie der Alte jetzt laut lachend, „vergiß nicht, daß Deine Schwester hier ist!"

„So bin ich um meine Erbschaft gekommen," meinte der Husar immer wieder lachend.

Als Achim, der in diesem Augenblick eintrat, man hatte das Stampfen seiner Krücken bei dem Gelächter nicht gehört, die drei lachenden Gesichter sah, denn auch für Emilie hatte der Gedanke, daß der alte Invalide sich verlobt habe und heirathen wolle, etwas unwiderstehlich Lächerliches, rief er mit lauter Stimme: „Ei, was ist denn hier

so Schönes geschehen? Liebe Emilie," setzte er dann hinzu, „geh' hinauf, Ferdinand hat mich herabgeschickt, er hat geschlafen und fühlt sich sehr gestärkt, er will noch ein wenig mit Dir plaudern!"

Das Fräulein ging eilend, dem Ruf des kranken Bruders Folge zu leisten.

Der junge Invalide aber blieb vor seinem Vater stehen und sagte mit großer Festigkeit: „Papa, ich will mir mein gesundes Bein auf der Stelle auch noch abhacken lassen, wenn Ferdinand nicht wieder gesund wird."

„Achim, Du hast meinen Rappen, wenn der Lieutenant wieder gesund wird," schrie der Oberst-Lieutenant aufspringend.

„Carl, da kannst Du mir ein hübsches Pferd billig abkaufen!" sagte der junge Mann mit wehmüthigem Lächeln auf seinen Stelzfuß zeigend.

Der Vater hörte es nicht, er hatte sich wieder hingesetzt, faltete seine Hände wie ein Kind und beugte sich tief nieder, die beiden Brüder aber reichten sich die Hände über dem grauen Haupt ihres betenden Vaters.

Die Sprachverwirrung.

In der Ansprache an „Unsere Leser" haben wir am Schluß des dritten Bandes der „Berliner Revue" unser Verhältniß zu dem sogenannten Programm der Rechten*) offen dargelegt und unser vollstes Einverständniß mit demselben ausgesprochen. Die Beurtheilung, welche demselben in der Presse wie in den Kammer-Reden der Oppositionsmänner zu Theil geworden, hat uns veranlaßt, den Quellen der Mißverständnisse nachzuforschen, welche in diesen Urtheilen maßlos hervorgetreten sind. Denn diese Urtheile konnten nicht einseitiger, befangener und confuser ausfallen. Wäre dem Spießbürger-Liberalismus etwa die Aufgabe zugefallen, die socialen und staatlichen Institutionen einer andern Welt zu kritisiren? In dem Artikel: „Stadt und Land als Quellen der Politik" (Bd. IV. S. 126) haben wir bereits eine der Ursachen constatirt, welche unsere Gegner an dem Verständniß der conservativen Politik hindert.

Es sind wunderbare Zustände, in denen wir uns in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich in Preußen, bewegen. Während hier alle Parteien von einer werkthätigen Vaterlandsliebe,

*) Das sogenannte Programm der Rechten ist nunmehr unter dem Titel: Grundzüge der conservativen Politik. Berlin bei Heinicke, 1856, im Buchhandel erschienen, der Inhalt darf daher wohl als bekannt vorausgesetzt werden.

von dem Bewußtsein einer hohen welthistorischen Bestimmung des Preußenvolkes getragen sind, tritt sofort eine wahre Sündfluth von Meinungs-Verschiedenheiten hervor, sobald es sich um die Mittel und Wege zur Erreichung dieser Bestimmung handelt. Man ist gern bereit, Gut und Blut für die vaterländischen Interessen zu opfern — aber das Heiligthum der politischen Principien darf nicht angetastet, davon darf kein Deut geopfert werden. Die Verhandlungen in den Häusern des Landtages, wie das Verhalten der Presse, haben uns überzeugt, daß die absolute Unkenntniß der Städter von den ländlichen Verhältnissen für sich allein die endlose Reihe von Mißverständnissen nicht erklärlich macht, die auf unserem öffentlichen Leben lastet und die weitere Entwickelung desselben lähmt. Unwillkürlich werden wir an den Thurmbau zu Babel erinnert, dessen Vollendung der Herr hinderte, indem Er Sprachverwirrung über die Arbeiter verhängte.

Sollte auch das Preußenvolk von dem Fluch der Sprachverwirrung betroffen sein? Sollte der Herr unser Streben nach dem Aufbau des auf der sittlichen und religiösen Veredelung der Bevölkerungsmassen beruhenden Culturstaats hindern wollen, indem Er die Werkführer und Bauleute an dem gegenseitigen Verständniß, an dem einheitlichen Wirken hindert?

Doch unser Streben ist ein christliches, ein mit den Geboten Gottes übereinstimmendes. Die Sprachverwirrung, an der wir leiden, ist nur eines jener Hindernisse, die uns in den Weg gelegt worden, auf daß wir unsere Thatkraft an der Ueberwindung desselben üben, um demnächst um so befähigter und um so gekräftigter das große Werk der gesellschaftlichen Regeneration zu unternehmen.

Diese Schwierigkeiten lassen sich nur überwinden, nachdem es zuvor gelungen, den Sitz des Uebels zu erkennen.

Es ist nicht zweifelhaft, daß die Sprachverwirrung lediglich in den gelehrten und gebildeten, sowie in den dem Einflusse der Presse zugänglichen Schichten der Bevölkerung, und besonders auf dem Gebiete der Politik sich bemerklich macht. Durch diese Thatsache werden wir zu der Vermuthung geführt, daß der dermalige Zustand der politischen Wissenschaften ein krankhafter, daß es bisher nicht gelungen sei, eine Uebereinstimmung derselben mit den Gesetzen und Bedürfnissen des Lebens herbeizuführen, und daß dieser Conflict der Wissenschaft mit dem Leben sich durch Sprachverwirrung manifestire. Und in der That wird diese Vermuthung sich zur Gewißheit erheben, sobald wir auf den Ursprung der politischen Wissenschaften, sowie auf die dermalige Behandlung derselben, zurückgehen.

Was den Ursprung anbetrifft, so ist dieser in dem klassischen Alterthum zu suchen. Mit einer unendlichen Fülle von Geist und von Scharfsinn haben die alten Griechen und Römer die Lehre vom Menschen, von der Familie, vom Staate ausgebildet, das Rechtsverhältniß der Person

zur Person, zum Eigenthum, zur Gesellschaft entwickelt. Aber jene Lehren beruhen auf der heidnischen Anschauung vom Staats- und vom Gesellschaftsleben; darauf, daß nur ein Theil des Volkes staatsbürgerliche Rechte besitzen dürfe, der andere Theil, d. h. die Sclaven, dem Sachenrecht verfiel; darauf, daß der Staat der Zweck des Gesellschaftsdaseins sei, dem das Individuum und sein Culturleben event. zum Opfer fallen müsse 2c. Als nun bei den germanischen Völkern das Bedürfniß nach einer wissenschaftlichen Behandlung des Staatslebens hervorgetreten war, wurden jene Lehren des klassischen Alterthums ohne Weiteres adoptirt, ohne Rücksicht darauf, daß nach der christlichen Anschauung die Veredelung des Individuums der Zweck des Staatslebens ist, kein Individuum von der Staatsfürsorge ausgeschlossen sein darf; daß dieser Zweck indessen nur in der organisirten, das Individuum beschränkenden Gesellschaft zu erreichen ist.

In der mittelalterlichen Gesellschaft war die Wissenschaft, waren die Lehren derselben noch nicht zur entscheidenden Geltung gelangt. Die Politiker derselben waren noch Männer des practischen Lebens, sie knüpften ihre Institutionen demnach an das Bestehende, diese wurzelten in dem wirthschaftlichen, wie in dem socialen Leben. Von einer abgesonderten und widersprechenden Behandlung der großen Systeme des Gesellschafts-Organismus war noch nicht die Rede, vielmehr entwickelte das politische Leben naturgemäß sich aus den Grundlagen desselben empor. Der Geist des Christenthums gelangte dadurch zur practischen Geltung, daß alle Staatsgenossen dem Personenrecht verfielen, wenngleich die Idee einer absoluten Gleichberechtigung noch unausgebildet war.

Diese trat jedoch in den Vordergrund und deren Realisirung ward das Ziel der politischen Bestrebungen, in dem Maaße, wie die Staatsmänner sich von dem practischen Leben entfernten, wie sie aus den gelehrten Klassen hervorgingen. Die absolute Gleichberechtigung aller Staatsgenossen ward die allgemeine Losung, während man gleichwohl auf die Staatskunst des klassischen Alterthums angewiesen blieb, die auf der Sklaverei der großen Bevölkerungsmassen beruhet.

Zwar ist man bemühet gewesen, die Rechts- und Staatsphilosophie des Alterthums und die positiven Lehren desselben mit den Grundgesetzen des christlich-germanischen Staats in Einklang zu bringen, und die moderne Wissenschaft hat dieses Ziel mit Eifer verfolgt. Sie ist bisher in diesen Bemühungen jedoch gescheitert, einerseits, weil es ihr nicht gelungen, sich von den ihrem Ursprunge anklebenden Fesseln frei zu machen, andererseits, weil sie den Begriff eines organischen Staats- und Gesellschaftslebens in sich nicht auszubilden, sie zu der Anerkennung der Solidarität der politischen Wissenschaften sich nicht zu erheben vermochte. Noch immer hat das römische Recht einen entscheidenden Einfluß auf unser Rechtsleben. Die Behandlung des ländlichen Eigenthums als absolutes Privateigenthum, die Zersplitterung

und Privatbelastung desselben, die dadurch bedingte ungenügende Entwickelung des Landbaues, die schwierige Lage der Lebensmittelfrage 2c. finden hier ihre Erklärung. Andererseits ist man weit entfernt davon, das Personen- und Sachenrecht in seiner volkswirthschaftlichen, socialen und politischen Bedeutung, die einzelnen Systeme des Rechts- und Staatslebens in ihrem organischen Zusammenhang erkannt und behandelt zu haben; vielmehr findet das Princip der Arbeitstheilung auf die politischen Wissenschaften eine immer ausgedehntere, die Begriffs- und Sprachverwirrung täglich steigernde Anwendung. Die einzelnen Fibern und Fasern des Gesellschaftsorganismus werden vielfach mit peinlicher Sorgfalt untersucht, wogegen das gesellschaftliche Massenleben der Beobachtung nicht unterliegt. Man glaubt, aus den particulären und localen Wahrnehmungen das Massenleben beurtheilen, aus den Gesetzen des individuellen Lebens die Institutionen für Regelung der Bevölkerungsverhältnisse herleiten zu dürfen.

Wird nun zugleich erwogen, daß auch diese so ungenügenden Beobachtungen sich ausschließlich auf das städtische Leben beschränken, daß die hieraus abgeleiteten Begriffe und Lehren ohne Weiteres auf die durchaus abweichenden ländlichen Verhältnisse übertragen werden, daß der Gegensatz des beweglichen und des unbeweglichen Vermögens, der städtischen und der ländlichen Verhältnisse noch kaum zur Sprache gebracht worden, so muß daraus eine gänzliche Verwirrung in den Begriffen und Lehren der politischen Wissenschaften gefolgert werden. Dieser Zustand der Wissenschaft kann nicht ohne Einfluß auf das Leben bleiben, er muß eine politische Sprachverwirrung zur Folge haben, die für das auf Zeitungspolitik beschränkte Publicum bis zur absoluten Unverständlichkeit ausartet, da die Leitartikel der Tagesblätter sehr häufig wahrhaft schülerhaften Ursprungs sind.

Wie wenig dieser Zustand der Wissenschaft auch den Ansprüchen des in der Selbstbekränzung so vorgeschrittenen neunzehnten Jahrhunderts entsprechen mag — er wird überall durch die Erfahrung bestätigt. Oder was hätte die Wissenschaft bisher für die Beruhigung der Völker geleistet? Sind den Lehren derselben nicht jene socialen und politischen Zerrüttungen zuzuschreiben, welche überall in gewaltsamen Ausbrüchen sich Luft machen, wo sie nicht mit eiserner Hand niedergehalten worden? Bedarf es noch des Hinweises auf das so schwer heimgesuchte Frankreich. Und welchen Beistand hat die Wissenschaft uns in Beziehung auf die brennendsten Tagesfragen: die Gemeinde-Ordnung, den Pauperismus, die Theurung der Lebensmittel 2c. geleistet?

Wie wir schon früher ausgeführt haben: die Wissenschaft muß umkehren. Oder vielmehr, sie muß sich von der Doctrin emancipiren; sie muß aus der Erfahrung, aus der Erkenntniß der Gesetze des gesellschaftlichen Massenlebens neu aufgebaut werden. In dem Maße, wie die wissenschaftliche Erkenntniß vorgeschritten, wie die Uebereinstimmung der

Wissenschaft mit dem Leben erzielt worden, wird auch auf dem Gebiete der Politik die Sprachverwirrung aufhören, wird man wiederum anfangen sich gegenseitig zu verstehen.

Wir behalten uns vor, in einem späteren Artikel die Mittel und Wege zu bezeichnen, die verfolgt werden müssen, um durch geschichtliche Forschungen und vergleichende Statistik den Ausbau der Gesellschaftswissenschaft, d. h. der Grundlage der Politik zu fördern. Hier möge nur noch darauf hingewiesen werden, daß neben der vorgeschrittenen Erkenntniß auch der gute Wille für eine Verständigung vorausgesetzt werden muß, um der Sprachverwirrung mit Erfolg begegnen zu können.

In dieser Beziehung steht es bei uns allerdings übel aus. Wie die Verhandlungen in dem Hause der Abgeordneten und die Leitartikel der Tagesblätter ergeben, stehen die politischen Parteien sich noch immer schroff gegenüber. Es genügt, daß eine Maßregel der Gesetzgebung rc. von den Gegnern ausgehe, um derselben feindselig zu begegnen, wie gerechtfertigt und gemeinnützig sie auch an und für sich sein möge. Man ist weit entfernt davon, auch dem Gegner Vaterlandsliebe und patriotische Hingebung zuzuerkennen, diese sind vielmehr die ausschließliche Domaine der eignen Partei. Man ist nur zu rasch bei der Hand, das Verhalten der Gegenpartei aus dem Streben nach Förderung von Standes- oder Particular-Interessen oder nach Verfolgung revolutionärer oder doch unpatriotischer Zwecke zu erklären rc. rc. Dieses Verhalten der politischen Parteien gegen einander ist eben so ungerecht wie gemeinschädlich. Ungerecht, weil thatsächlich der Preußengeist von der lebendigsten Vaterlandsliebe, von dem Bewußtsein, daß Preußen einer hohen Bestimmung entgegengehe, getragen wird; weil erfahrungsmäßig alle Klassen und Parteien gleich sehr bereit sind, sich dem Vaterlande zu opfern, sobald dasselbe von Gefahren bedroht ist. Gemeinschädlich, weil Preußen dadurch in seiner vorschreitenden Entwickelung gelähmt werden muß.

Unsern Gegnern — überwiegend dem Westen und den Großstädten angehörend — möchten wir zurufen: wie es des Politikers unwürdig ist, sich Phantasiegemälde von dem Zustande des Landes zu construiren und danach Politik zu treiben. Die Zumuthung dürfte nicht ganz unbillig erscheinen, wenn wir an die Abgeordneten der Rheinlande die Forderung stellen, daß mindestens der eine oder der andere von ihnen eine Entdeckungsreise nach den Ostprovinzen unternehme, damit er eine, wenn auch nur oberflächliche Anschauung von den Landestheilen erlange, die er seit Jahren mit seiner Experimentalpolitik zu beglücken bestrebt ist. Vielleicht gewinnt er die Ueberzeugung, daß dem größeren Gutsbesitzer in Preußen eine Aufgabe zugefallen ist, welche die Kräfte des Geistes und des Herzens, wie die Energie des Charakters in nicht unerheblichem Maße in Anspruch nimmt; daß der auf befestigtem Grundbesitz waltende, neuerdings so angefeindete sogenannte Junker doch im Ganzen eine

tüchtige, ehrenwerthe und sehr nützliche Persönlichkeit und obenein für jeden wahren Fortschritt empfänglich ist. Er wird sich auch überzeugen, daß der Riß, der angeblich die Ritterschaft und den Bauernstand trennt, eine leere Erfindung war, die leider dem Staate in dem Domainen-Zins ein großes Vermögen gekostet hat. Der Umstand, daß die Vertreter der Landgemeinden im Hause der Abgeordneten mit wenigen Ausnahmen der Ritterschaft angehören, mußte eigentlich schon von selbst auf die Vermuthung hinweisen, daß der Junker in seiner Heimath eine geachtete und nützliche Persönlichkeit ist, der sich das öffentliche Vertrauen bereitwillig zuwendet. Auch sind Preußens Staatsmänner ganz überwiegend aus den Junkern hervorgegangen. Die Anerkennung dieser Thatsachen würde den Verhandlungen über die ländliche Polizei-Verfassung einen ganz anderen Charakter verliehen haben. Ebenso können wir unseren Großstädtern und Stubenpolitikern das Studium der ländlichen Verhältnisse nicht dringend genug empfehlen, als sicherstes Mittel, eine Versöhnung der Parteien anzubahnen.

Bei unseren Freunden von der Rechten ist es dagegen bei Weitem weniger die Unkenntniß der gegnerischen Verhältnisse, als das Gefühl der Unduldsamkeit, welches sie hindert, sich zu einer objectiven, sachgemäßen Anschauung zu erheben. Freilich hat der Liberalismus der Ritterschaft schwere Schläge beigebracht, der Schnitt ins Fleisch ist öfter nur zu wohl gelungen. Aber es darf dabei nicht außer Betracht gelassen werden, daß es sich hier um Auflösung des antiquirten Feudalstaats, um den durch die mächtigsten Interessen gebotenen Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft gehandelt hat; daß dieses welthistorische Ereigniß in unserem Vaterlande unter milderen Formen und mit weniger Rechtsverletzungen durchgeführt worden, als in irgend einem anderen Lande; daß das schließliche Resultat auch für die Ritterschaft von der Art ist, daß kein Mitglied derselben die Rückkehr zu den alten Zuständen ernstlich wünschen kann. Also die Vergangenheit bietet kaum Anlaß zu ernstlichen Conflicten.

Dagegen widersetzt der Liberalismus sich fort und fort den Maßregeln, welche dahin führen sollen, die neu erstandenen Verhältnisse zu consolidiren, ihnen Lebensfähigkeit, Dauer zu verleihen. Er will von der auf befestigten wirthschaftlichen und socialen Grundlagen beruhenden conservativen Politik nichts wissen, wie dies die Aufnahme sehr klar beweiset, welche derselbe dem sogenannten Programm der Rechten hat zu Theil werden lassen. Aber — so rufen wir unseren Freunden zu — gereicht uns diese Opposition, die uns zwingt, fort und fort zu prüfen und zu kämpfen, die uns eben durch diesen Kampf geistig kräftigt und erfrischt, nicht entschieden zum Vortheil? Und kann man der Thatsache Anerkennung und Berücksichtigung versagen, daß unser ganzes Culturleben, die Wissenschaft wie die Erziehung seit mehreren Generationen darauf berechnet waren, den Liberalismus groß zu ziehen und

zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen? Die auf dem Princip der Arbeits-Theilung beruhende Wissenschaft mußte unvermeidlich dahin führen; die Organe der Presse, selbst die Belletristik, sind nur in diesem Sinne gehandhabt worden. Bis zum Jahre der Errungenschaft hielt alle Welt Liberalismus und Fortschritt für identisch. Und wenn nun diese fortgesetzten und angestrengten Bestrebungen ihre naturgemäßen Früchte tragen; wenn wir die Erfahrung machen müssen, daß noch immer der überwiegende Theil der der Wissenschaft und der Presse zugänglichen Bevölkerung von den Irrlehren des Liberalismus erfüllt ist, daß er in der Anwendung desselben das Heil des Vaterlandes erblickt, ist es gerechtfertigt, die Gesinnung und den Charakter der Männer zu verdächtigen, welche diese falsche Richtung vertreten? Wir dürfen nicht übersehen, daß auch in der Politik die Ernte der Saat entspricht. Lassen wir daher die Waffen der Verdächtigung ruhen und erheben wir uns zu einer objectiven, sachlichen Politik.

Preußen, welches so große Gegensätze in sich vereinigt, bedarf der objectiven Behandlung der Staatsgeschäfte mehr denn irgend ein anderes Land. Es ist dadurch groß geworden, es hat neuerdings darin einen mächtigen Fortschritt gemacht, indem es gelungen, ein Verfassungsleben in sich auszubilden, ohne in die Consequenzen des Constitutionalismus zu gerathen.

Wir hoffen es noch zu erleben, daß im Hause der Abgeordneten aus der Partei der Rechten sich ein Kern unbefangener Männer ausscheiden werde, der sich bestrebt, den Grundgesetzen der conservativen Politik praktische Geltung zu schaffen, ohne Rücksicht darauf, von welcher Seite die Anregung ausgehe, wo die Unterstützung gesichert ist. Dadurch würde ein wesentlicher Schritt zur Lösung der Sprachverwirrung geschehen sein.

Zünfte.

Ein Votum des Potsdamer Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Vincke, vom 20. Januar 1810.

Die Zeit kommt, wo die unbestritten „große" Gesetzgebung der Jahre zwischen 1806 und 1812 einer allseitigen Kritik unterzogen werden kann. Die Experimente jener Jahre sind herangewachsen und haben ihre Früchte getragen; neben dem soliden Bauernstande, der in jener Zeit, wenn auch nicht begründet — denn das geschahe in Jahrhunderten —, so doch selbstständiger hingestellt ward, ist auch ein Proletariat der kleinen Meister, der freien Gesellen und der sogenannten „Arbeiter" emporgekommen, ist auch auf dem flachen Lande eine ganz merk-

würdige Abart der Heimathlosen in jenen auf einer knappen Scholle hin und her balancirenden Handwerkern und Käthnern gebildet. So hat sich die Geschichtslosigkeit der Aufklärungs-Periode, ihr Haß und ihre Blindheit den überkommenen und altbegründeten Einrichtungen gegenüber gerächt, auf dem Boden des Handwerks am handgreiflichsten.

Das arme Handwerk! Es war wider seinen Willen mit den Segnungen und nach den Theorieen des Individualismus beglückt worden, man hatte ihm von der Höhe des Bureau's und über den grünen Tisch hin die neuen Meisterbriefe verabreicht, es hat sich fügen müssen. Aber es hat in seiner Art stets von Neuem gegen diese Maßregelungen einer idealistischen und dem Leben abgewandten Schule protestirt und wird damit fortfahren, bis man ihm das Wort offen gönnt. Es beklagt sich noch immer mit Recht darüber, daß ihm jedes Organ fehlt, sich auszusprechen, und wir erinnern uns, noch neulich in der „Kölnischen Zeitung" und ihrer „freisinnigen" Redaction gegenüber diese Klage von Handwerksmeistern am Rhein ausgesprochen gefunden zu haben. Wie stark trat nicht erst bei einer neulichen Zusammenkunft der Berliner Schuhmachermeister (in der „Musenhalle") dieser Mangel eines Organs hervor? Die Meister beschwerten sich vor einander, daß die Preise der Waare so niedrig wären, daß ihnen bei der Höhe des Rohstoffes es nicht möglich wäre, dafür zu liefern. Sie setzten endlich für Berlin einen um einige Groschen erhöhten Preis für ein Paar Stiefel fest. Arme Meister! Wie mancher unter Euch mag das Wort auf den Lippen gehabt haben, daß der Rohstoff an der Gefährdung des „goldnen Bodens" Eurer Wirthschaft am wenigsten oder zum kleinsten Theile Schuld ist, wie mancher unter Euch ist mit gepreßtem Herzen aus der Versammlung, trotzdem, daß der Beschluß der Preis-Erhöhung durchging, davongegangen, weil das, was ihn eigentlich drückte, und worüber er sich selbst in klarer Form so wenig Rechenschaft zu geben wußte, nicht durchging. Man beklagte sich in dieser Versammlung über die Leder-Preise, und man hatte eine dunkle Ahnung davon, daß man sich über jene „Potsdamer Schule", auf welche der alte Herr v. d. Marwitz so schlecht zu sprechen war — s. seine Biographie von M. E. Niebuhr — hätte beklagen sollen.

Wir lasen vor einigen Tagen einige alte Bedenken gegen diese Potsdamer Reformatoren von 1809, und wir können nicht umhin, zu glauben, daß dieselben recht sehr in die „Berliner Revue" passen. Diese Bedenken finden sich in einem Votum, das der als Ober-Präsident der Provinz Westphalen verstorbene Freiherr v. Vincke, kurz vor seinem ersten Ausscheiden aus dem Staatsdienste 1810, gegen die Weisheit jener Reformatoren abgegeben hat. Der selige Minister von Bodelschwingh sagt in dem I. Bande seines 1853 herausgegebenen „Leben des Freiherrn von Vincke" von diesem Bedenken des mit der Welt im Großen und Kleinen wohlbekannten Staatsmannes: „Das Votum enthält viele

schärfe, auch für unsre Zeit wichtige und practische Bemerkungen, es haben sich die darin gestellten Prognostiken vielfältig bewährt."

Herr von Vincke sagt in der Einleitung zu seinem trefflichen Aufsatze, er fühle, wie gewagt, ja ganz überflüssig es sei, selbst nach unbedingt ausgesprochener Ansicht der oberen Behörden sich mit dieser Meinung (für Beibehaltung der Zünfte) in Opposition zu stellen, „aber" — fährt er fort — „ich fühle mich dennoch gedrungen, zu erklären, daß ich derselben, nach meiner Ueberzeugung, nicht beistimmen kann, daß die Maßregel mir für den Augenblick nachtheilig erscheint, daß es mir überall angemessener dünkt, zu verbessern, als zu vernichten, wo Besserung möglich ist. Ich schäme mich gar nicht, zu bekennen, daß mir das Zunft-Institut seines Alters, seiner unläugbaren Verdienste wegen um die Consolidation der Städte, um die Bildung des Mittelstandes in ihnen, welcher die Wiege aller Cultur war, höchst achtbar und ehrwürdig ist. In allen civilisirten Ländern: in Deutschland, England, Holland, Frankreich, Preußen, Catalonien (der einzigen civilisirten Provinz Spaniens), überall, wo es Zünfte gab, hat es auch Städte, Bürgerstand, Cultur gegeben; in Polen, Portugal, im übrigen Spanien, Türkei ꝛc. gab es keine Zünfte, keinen Bürgerstand, und so weit ich den Zustand des flachen Landes in diesen Reichen kenne, ist derselbe viel dürftiger und unglücklicher, trotz der vollkommensten Freiheit, als in jenen mit Zunftzwang belasteten (daß mit dem letzteren in Preußen der Ortszwang verbunden, ist übrigens blos lokal, im Abgabe-System begründet, kein Vorwurf der Zünfte, aber meines Erachtens ein weit größeres Uebel, als der Zunftzwang.) Ein Institut, das sich so nützlich bewiesen hat, welches noch in so vielen Ländern besteht, und welches selbst in den gewerbereichsten Ländern — in England und bis vor Kurzem in Holland — sich sehr gut mit dem ausgedehntesten Flor der Gewerbe vertragen hat — ist wohl berechtigt, den Versuch zu reclamiren, ob nicht das noch für unsere Zeiten passende Gute sich erhalten und die Mißbräuche sich hinwegschaffen lassen!"

Das Votum des Herrn von Vincke führt uns zunächst die Gründe vor Augen, aus welchen die „obern Behörden" (das können nur die damaligen Minister Hardenberg, Altenstein ꝛc. sein) die Aufhebung der Zünfte betreiben. Sie begründen nach ihm diese Aufhebung

a) auf das erste heiligste Recht des Menschen, seine Fähigkeiten und Capitalien frei zu gebrauchen;
b) auf die Vortheile, welche freie Concurrenz dem Publicum verspricht, welches durch die jetzigen Zunfteinrichtungen gedrückt wird;
c) auf den jetzigen Geist der Zeit, auf die Resultate einer geläuterten Theorie, welche kategorisch die Entfernung aller Beschränkungen gebieten;
d) auf den Vorgang benachbarter Regierungen, welche Entvölkerung vom ferneren Schutze des Zunftzwanges uns besorgen lassen.

Was zunächst die „heiligen Menschenrechte", also wohl des Gesellen, der bisher verhindert war, concurrirender Meister zu werden, anbetrifft, so erklärt sie Herr von Vincke für nichts als einen „schönen Traum". Er sagt: „Wo Zunftordnung besteht, der Gewerks-Assessor und die Polizei" (also die alte Stadtobrigkeit!) „ihre Schuldigkeit thun, da findet ein viel milderes, menschlicheres Verhältniß gewiß statt, der Lehrjungen und Gesellen zum Meister, als der ersten, und der Fabrikarbeiter zum Fabrikherrn" (etwas holpriges Deutsch, aber ich citire wörtlich!) „Der Meister ist Vorstand der Familie, er regiert und schützt sie, sorgt für ihre Bedürfnisse, seine Gewalt hat ein Ende, sobald er seine Pflichten vernachlässigt."

Wie schön ist in diesen wenigen Worten auf die sittlichen Normen alles geselligen Lebens hingedeutet und die Familie als das nothwendige Muster und als der nothwendige Keimpunkt aller anderen Ordnungen hingestellt, wie trefflich aber zugleich auch darauf aufmerksam gemacht, daß eben mit jeder sittlichen Gewalt auch zugleich ihre Umschreibung und ihre Verpflichtung vorhanden sei. Wir können 1856 nur das wiederholen, was schon 1810 vergebens gesagt ist, wie man sieht.

Was die „Vortheile des Publicums in Folge der freien Concurrenz" betrifft, so bemerkt Herr von Vincke:

„Wie kann von Zunftmonopol die Rede sein, wo die Gesetze bestimmen, daß Gewerbe unter einer gewissen, hinlängliche Concurrenz sichernden Anzahl von Meistern keine Zunft bilden dürfen? Hier ist das Publicum vollkommen gesichert, Mangel an Concurrenz ist immer Fehler der Regierung; der schlechte Meister kann, weil er ein zünftiger ist, sein Bestehen nicht finden, und sollte in kleinen Städten noch je Besorgniß entstehen, so darf man ja nur die Zahl etwas erweitern; es würde dies gar nicht erforderlich sein, wenn nicht der Ortszwang hinzuträte, der aber einzig dem Abgabesystem zur Last fällt, oder wenn eine in aller Absicht wünschenswerthe Vereinigung aller verwandten Zünfte realisirt würde. Wie die Zunft den Preis der Arbeit erhöhen könne, begreife ich nicht, vielmehr scheint mir das Gegentheil klar. Der Meister mit Verlag, mit Gesellen und Jungen, unter welche er die Arbeit vertheilen kann, muß nothwendig wohlfeiler arbeiten können, als der einzelne auf eigene Hand arbeitende verlag- und creditlose Handwerker. Ich will keinesweges behaupten, daß alle neuen Meister der letzteren Art sein werden, aber daß die nächste, unmittelbare, auch bleibende Folge eine Vervielfältigung solcher Arbeiter und Isolirung der alten Meister sein würde, läßt sich wohl sehr bestimmt voraussehen."

Diese Prophezeiung von 1810 sah der würdige Staatsmann leider noch erfüllt. An einer andern Stelle des mit sichtlicher Erregtheit gearbeiteten und darum wohl nicht streng geordneten Votums sagt von Vincke zu demselben Punkte:

Der alte Zunftmeister „leistet mit seinem Vermögen, mit seiner

Handwerks- und Bürgerehre eine stillschweigende Bürgschaft; man ist der Mühe überhoben, sich erst nach seinen persönlichen Verhältnissen zu erkundigen, Cautelen wegen Güte der bestellten Arbeit zu machen, er riskirt bei schlechter Arbeit seinen Credit, in welchem er sonst hoffen durfte, selbst seinen Kindern ein Erbtheil zu hinterlassen. Werden die Zünfte aufgehoben ...., so bleibt den alten wie den neuen Handwerkerfamilien (da der rechtliche Verdienst von 100 nicht mehr für 200 Familien ausreicht, die Anzahl der Handwerker sich aber so weit unzweifelhaft dann steigern wird) nur übrig, durch Wohlfeilheit der Waaren sich den Rang abzulaufen, diese aber in der Wirklichkeit durch geringere Güte, Maß und Gewicht zu erhöhen; wer das Publicum am besten zu betrügen versteht, der hat das Spiel gewonnen, und Jeder treibt es fort, bis Bankerott oder Bettel es endigt, nicht einmal abschreckend für Andere, denn Jeder glaubt sich klüger, Jeder ergiebt sich den Täuschungen eingebildeter Unabhängigkeit und freier Uebung seiner Talente."

In Betreff des dritten Punktes, Forderungen des Zeitgeistes betreffend, bemerkt von Vincke in diesem Votum an den Minister mit westphälischer, und setzen wir hinzu, klassischer Derbheit kurz und gut: „Für eine Regierung, welche dem Geiste der Zeit unbedingt huldigt, und bloß diesem zu Gefallen sich aus ihren Verhältnissen heraus versetzt, hege ich keine Achtung."

Eben so zum vierten Punkte: „Eine Entvölkerung von wegen der westphälischen Zunftauflösung würde ich nicht besorgen, wenn auch nicht, da in Frankreich jetzt (1810) die Zünfte wieder eingeführt werden, vermöge der harmonischen Gleichförmigkeit, Gleiches in der westphälischen Ober-Präfectur (Se. Maj. König Jerome!!) zu erwarten stände, ich erwarte von den westphälischen Einrichtungen lediglich einige jüdische Auswanderung, und freue mich derselben."

Herr von Vincke, damals Präsident der Potsdamer Regierung, ein Amt, das er aber in Zorn und Unmuth den Herren Reformern gleich nach Uebersendung dieses und mehrerer ähnlicher Voten wieder auslieferte, um sich auf seine Güter zurückzuziehen und einer besseren Zeit zu warten, bemerkte außerdem noch den Ministern: „Ein ganz bedeutendes Vermögen besteht blos in Gerechtigkeiten, die dadurch mit einem Schlage nebst darauf haftenden Schulden vernichtet werden, und über die Besteurungsfähigkeit von Handwerkern, die sich, wenn nicht des Wohlstandes, so doch einer auskömmlichen Existenz erfreuen, dürfte sich im Verhältniß zu vermögenslosen, unsichern, wechselnden Arbeitern doch auch einiges sagen lassen, so wie über die Zerrüttung der bürgerlichen Ordnung und des auch in den Zünften schätzbaren Esprit de Corps. ..."

Wir schließen hier unsere Auszüge aus diesem werthvollen Documente, das für die Kenntniß jener fieberhaft erregten Zeit mit ihrer Fa-

kriftthätigkeit in der Gesetzgebung äußerst wichtig ist. Die Bedeutung der in diesem Votum des Herrn v. Vincke ausgesprochenen Ansichten steigt übrigens noch durch den Umstand, daß Herr v. Vincke in der Zeit, in welcher er es schrieb, und schon mehrere Jahre vorher, in einem sehr nahen inneren Verhältnisse zum Freiherrn von Stein stand, der in ihm einen der vorzüglichsten Beamten schätzte und auch dafür sorgte, daß er dem Hofe näher kam.

Eine kritische und ehrliche Geschichte jener Periode wäre recht sehr an der Zeit; sie würde uns zeigen, daß der „Geist jener Zeit", wenn man unter ihm den Geist der eigentlich Geistvollen jener Tage versteht, bei Weitem nicht immer auf der Seite des zeitgemäßen Fortschrittes stand, aber von den kühnen Handlangern und von den gewandten und brauchbaren Schreibern oft zum Schweigen gebracht ist.

Archiv für Landeskunde der preußischen Monarchie.

Je schwieriger es bisher für den Privatmann sowohl als für den Beamten war, sich eine gründliche und umfassende Kenntniß unseres Landes und seiner Verhältnisse theils durch mühsame Forschungen in verschiedenen Werken aus verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, theils durch langsam erworbene eigene Erfahrung zu verschaffen, um so dankenswerther erscheint das Bemühen, die verschiedenen Resultate der Forschung und Erfahrung gesammelt und geordnet zu vereinigen.

Das Archiv für Landeskunde der preußischen Monarchie hat sich dieser Mühe mit Erfolg unterzogen und bietet in seinem uns vorliegenden zweiten Bande reichhaltigen Stoff zur Erweiterung und Befestigung der Kenntniß des Landes. Unter den einzelnen Aufsätzen des verschiedensten Inhalts wollen wir zunächst vier zusammenfassen, welche in einem gewissen Zusammenhange stehen, wenngleich dieselben von verschiedenen Männern über verschiedene Themata geschrieben sind. Es ist dies erstens der Entwurf zur Anfertigung einer guten Karte von den östlichen Provinzen des preußischen Staats vom General Baeyer, zweitens der Aufsatz über das meteorologische Institut in drei Abtheilungen, drittens die Darstellung der Bergwerksverhältnisse im preußischen Staat vom Geh. Rath von Carnall und viertens die Melioration des Münsterlandes vom Baurath Wurffbain. Durch diese verschiedenen Arbeiten leuchtete uns die erkannte Nothwendigkeit und das Streben hervor, die Staats- und Volkskraft wieder auf ihre ewigen festen Grundsäulen zu basiren, das ist auf den Grund und Boden, und den Nationalreichthum wieder aus seinen einzig reinen und nie versiegenden Quellen zu schöpfen, das heißt

aus den Gaben der Natur und den Arbeiten der Menschenkraft. Je mehr die schrankenlose Herrschaft des baaren Geldes den Millionär ohne Uebergang neben Proletarier stellt, je mehr der Börsenschwindel Thätigkeit, Kraft und Moral in seinen kreisenden Wirbeln zu verschlingen droht, um so mehr muß das Material zur Eröffnung neuer und zur Erweiterung vorhandener Quellen des Reichthums in den natürlichen Verhältnissen des Bodens mit Freude begrüßt werden. Hierzu nun liefert der Entwurf des General Baeyer eine große, klar und kühn gedachte Idee, zu deren Realisirung wir in den übrigen drei genannten Aufsätzen ein reichhaltiges Material fanden.

Weder ist hier der Ort, noch sind wir im Stande, über practische und technische Seite des Entwurfs ein Urtheil zu fällen, dies Urtheil ist in dem Gutachten Alexanders von Humboldt ehrend und anerkennend ausgesprochen, wir wollen nur bemerken, daß der General Baeyer eine Landesaufnahme vorgenommen wissen will, bei welcher nicht nur die Coordinaten der Richtung und Entfernung, sondern auch die dritte Coordinate der Höhe berücksichtigt werden sollen, und daß er mit dieser Aufnahme zugleich eine geognostisch-hydrographische Erforschung des Bodens und eine geregelte Beobachtung klimatischer Verhältnisse zu vereinigen beabsichtigt. Seine Ausführung und Motivirung ist klar, auch dem Laien verständlich und einleuchtend. Nachdem er gezeigt, wie Alles für die Erforschung des Landes und seiner inneren Hülfsquellen bisher Geschehene ungenügend sei, stellt er als das Ziel und nach seiner Entwickelung sichere Resultat des von ihm vorgeschlagenen Weges den Satz hin: „Mit dem Minimum der Mittel muß ein Maximum geleistet werden."

Wir wollen hier über diesen Aufsatz, der in Reihenfolge und Bedeutung an der Spitze des zweiten Bandes des Archivs steht, nur noch das Endurtheil Alexander von Humboldt's in seinem, Sr. Majestät dem Könige überreichten Gutachten wiedergeben. Es heißt dort: „Ich wünsche der glorreichen und wohlthätigen Regierung Ew. Majestät auch den Ruhm, daß recht bald Anstalt getroffen werden könne, den so tief durchdachten und in allen seinen Theilen organisch zusammenhängenden Entwurf des General Baeyer der Ausführung näher zu bringen und die Grundlage einer Allerhöchsten officiellen Billigung zu gewähren. — Der Mann, dessen Namen in der Wissenschaft hoch steht, ist durch Dienstleistungen ausgezeichnet, die mit der Vervollkommnung der so wichtigen Militair-Bildungsanstalten in innigem Zusammenhange stehen. — Was bis jetzt unter der vortrefflichen sorgsamen Leitung des Chefs des Generalstabes der Armee, General-Lieutenant von Reyher, mit geringen ungenügenden Mitteln, in partiellen Aufnahmen anstrengend geleistet worden ist, wird mit dem, was das große Unternehmen als ein systematisches Ganze bezweckt, harmonisch zusammen treten."

Die übrigen vorgedachten drei Aufsätze werden unzweifelhaft ein sehr schätzbares Material liefern, wenn die Idee des Generals Baeyer

zur Ausführung kommt. Namentlich machen wir auf den Entwurf des Bauraths Wurffbain für ein allgemeines Reglement zur Rectification der natürlichen Gewässer aufmerksam. Eine solche Rectification nach gleichen allgemein gültigen Principien ist gewiß von höchster Wichtigkeit. Es ist uns bekannt, daß im Minden-Ravensbergischen für sehr viele Gewässer solche Reglements aufgestellt sind, und daß der Erfolg ein überraschend günstiger war. Wie wichtig dergleichen Regulirungen der Wasserläufe für Schlesien wären, wo sie fast gar nicht bestehen, haben die traurigen Erfahrungen der letzteren Zeit bewiesen.

Unter den übrigen, sämmtlich gediegenen Arbeiten enthält namentlich noch die Abhandlung des Dr. Thomas über den Bernstein vieles Interessante, und wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß dieses Product unserer Ostsee von irgend welcher Bedeutung in volkswirthschaftlicher Beziehung sein werde, so ist es doch lange Zeit ein Problem in dieser Hinsicht gewesen und insofern auch für den National-Oekonomen von historischem Interesse.

Sei es uns zum Schluß noch vergönnt, einen Wunsch auszusprechen, der sich uns bei der Lecture des Archivs lebhaft aufdrängte, den Wunsch, unter den so dankenswerthen Beiträgen für die Landeskunde auch Etwas zur Erweiterung der Volkskunde zu finden, die doch gewiß damit auf das Innigste zusammenhängt. Unter dem preußischen Scepter vereinigen sich die verschiedensten Stämme in den verschiedenen Provinzen, es lebt in unserem Volke, trotz der nivellirenden Richtung der Zeit, noch viel Eigenthümliches und Althergebrachtes in Art und Sitte, das fest zusammenhängt mit dem Boden, auf dem es im Lauf der Jahrhunderte sich entwickelte. Es wäre gewiß eine schöne, interessante und lohnende Aufgabe, solche Eigenthümlichkeiten in Provinzen und Stämmen, die als Monumente grauer Vorzeit in unsere Tage hineinragen, in ihren Ursprüngen, Entwickelungen und jetzigen Gestaltungen zu erforschen. Mehr als man oft bei oberflächlicher Beobachtung glaubt, wirken die alten Sitten und Anschauungen, die gerade in dem edelsten und gesundesten Mark des Volkes, in dem kräftigsten Bauerstande, am unauslöschlichsten leben, auf die socialen Verhältnisse, und manche auffallenden Erscheinungen im Volksleben lassen sich leicht aus solchen Eigenthümlichkeiten erklären. Es scheint uns, daß das Bild des Landes, welches das Archiv für Landeskunde geben will, dann zu einem lebendigen Ganzen werden würde, wenn es die ausdrucksvollen Farben und Schattirungen des Lebens im Lande in seine scharfen und klaren Umrisse mit hineinträgt. Möge das Unternehmen mit dem Erfolg gekrönt werden, den wir demselben nach seinen bisherigen Leistungen nur von ganzem Herzen wünschen können. Der ungewöhnlich billige Preis — das „Archiv für Landeskunde" kostet, trotz seiner eleganten Ausstattung, nur Einen Thaler — dürfte die ausgedehnte Verbreitung desselben fördern.

Neue Bücher.

Faustine. Novelle von Gräfin Mathilde von Reichenbach. Leipzig 1855. Matthes.

Der Titel ist nicht glücklich gewählt, die Erinnerung an die Faustine der Gräfin Ida Hahn muß dem Buche schaden, denn die Verfasserin desselben hat weder die Energie im Ausdruck, noch die Sicherheit im Schildern, wie die Gräfin Hahn, auch fehlt ihr das feste Ziel, auf das die erste Faustine, im Guten wie im Schlimmen unseres Erachtens das beste Buch der Gräfin Hahn, rücksichtslos, trotz der weichen Formen, losgeht. Dennoch mögen wir auch dieser Faustine ihre Bedeutung nicht absprechen, sie stellt die Rastlosigkeit dar, mit welcher vornehme junge Damen dem Guten und Löblichen zugewendet eine Zeit lang zu ringen pflegen, und die Verfasserin hat das gar wohl zu schildern gewußt. Eben so wird durch ihre Novelle ziemlich klar, woran es liegt, daß dergleichen Bemühungen vornehmer Begeisterung so oft ohne wirkliche Früchte bleiben, obwohl die Verfasserin selbst sich nicht ganz klar darüber sein mag. Auch das wohlwollendste Dilettiren in Schulunterricht, Erziehung und ähnlichen Dingen schadet viel mehr, als es je nützen kann; noch gefährlicher ist das Vorsehung spielen wollen in weitern Kreisen. Das ist's etwa, was man die Moral der vorliegenden Novelle nennen könnte. Die Erzählung ist im Ganzen fließend, der Ausdruck aber nicht immer ganz angemessen und die Sprache ist nicht immer fehlerfrei; der Verfasserin gelingen Naturschilderungen fast immer, sie hat offenbar ein Auge und ein Herz dafür, die Charakteristik ihrer Personen aber läßt noch viel zu wünschen übrig, und die Situationen sind nicht allemal glücklich, weder in der Wahl und der Herbeiführung, noch in der Behandlung. Die Novelle ist das Werk einer allerdings begabten Dilettantin, die aber noch zu wenig oder zu flüchtig gesehen hat, um mit der nothwendigen Sicherheit arrangiren zu können.

Der kurze Inhalt der Novelle ist folgender: Faustine, die Tochter der Frau von Armühl, übersättigt von den Freuden der Welt, von dem Trieb, Gutes zu thun, beseelt, ein begabtes, doch wenig ernst erzogenes Mädchen, will auf ihrem Gut eine Freischule anlegen und verschreibt sich dazu per Zeitungsannonce aus der Residenz den Candidaten Bachmann, einen Theologen, der auch Talente genug, aber keinen sittlichen Ernst hat. Nebendem huldigt er mehr den philosophischen Richtungen der Zeit, als dem positiven Christenthum. Bald verliebt er sich in Faustine, zwischen Beiden entsteht ein verzwicktes, unerquickliches Verhältniß, gemein von seiner, unklar von ihrer Seite. Zu gleicher Zeit verliebt sich der Candidat in die hübsche Gastwirthstochter. Die Verfasserin ist so naiv, zu sagen: „er liebte sie Beide zu gleicher Zeit, Beide aufrichtig und wahr, und jede wiederum auf eine eigenthümliche Weise.“ Dieses

Verhältniß, dessen bodenlose Gemeinheit die Verfasserin gar nicht zu ahnen scheint, dauert drei Jahre, und die Freischule, in welcher „Ideal“ Faustine und Candidat Bachmann Religionsunterricht ertheilen, gedeiht, was kaum glaublich ist. Nun kommt ein Schulfest. Candidat Bachmann macht dem Ideal Faustine tout bonnement einen Liebesantrag mit obligatem Kniefall u. s. w. Sie will ihn mit Achtung und Freundschaft befriedigen, da sie keine Liebe für in fühlt; er sagt trotzig: Lebewohl! Besinnt sich aber doch und bleibt, verführt einen seiner Schüler zu einem lustigen Kneipenleben und verlobt sich mit Röschen, dem Schenkmädchen, — nach einigen Zwischenfällen übergiebt Ideal Faustine an Bachmann die Freischule ganz und reist ab. Uns ist es nur unklar, wie sie von dem Menschen noch freundlich Abschied nehmen kann. Bachmann's Freund, der Philosoph Dr. St., lernt nach mehreren Jahren Faustine kennen. Es ist Dr. Strauß gemeint, selbst seine Vermählung mit der Sängerin Sch. (Agnese Schebest) ist nicht vergessen. Faustine schlägt gute Partieen aus und bleibt unglücklich und unbefriedigt. Dann kommt die Schilderung der häuslichen und sittlichen Misère, in die Bachmann gerathen ist, aber nicht geringer ist die darauf folgende geistige Misère, in der Faustine lebt, die Schriftstellerin, die ihren guten Ruf eingebüßt hat. Warum, ist uns nicht recht klar geworden, denn erst später giebt sie die obwohl sehr unschuldige Veranlassung zur Scheidung zwischen einem gewissen Herrn v. St. Alban und dessen Frau. Die gemarterte Faustine ist eben in Gefahr, zum Katholicismus bekehrt und von dem Jesuiten Godwin geküßt zu werden, als der Postbote glücklicher Weise einen Brief von Bachmann bringt, der seine Frau verloren, viel Unglück getragen, aber sich nicht im Mindesten gebessert hat. Sie geht zu Fuß nach ihrem Dorfe, auf dem Kirchhofe findet sie Bachmann, der sich am Grabe seines Kindes erstochen hat. Sie stirbt nach wenigen Tagen, den Namen des „Zweiflers“ auf den Lippen. Das ist das traurige Ende einer traurigen Geschichte, die in ihrer Unklarheit und Verworrenheit ein rechtes Spiegelbild der Unklarheit und Verworrenheit ist, die in vielen Herzen und Köpfen über die höchsten und letzten Dinge herrscht. Jedenfalls ist es die Absicht der Verfasserin gewesen, eine Schilderung dieser jammervollen Seelenzustände wie eine Warnungstafel aufzurichten. Die gute Absicht verdient gewiß Dank, aber die Kräfte haben dazu nicht ausgereicht, und so ist dieses sonderbare Buch entstanden, das als solches selbst eine Frucht der falschen Bestrebungen ist, welche die Verfasserin in demselben hat bekämpfen wollen.

Glanz und Flitter. Novellen von Eugenius Hermann. Leipzig, 1856. Chr. E. Kollmann.

Das ist eine gewandte und leichte Feder, aus welcher diese Erzählungen geflossen sind; zu leicht und gewandt möchten wir sagen, denn hätte die Sprache dem Erzähler mehr Hindernisse und Schwierigkeiten

in den Weg gestellt, so hätte er vielleicht sich gezwungen gesehen, langsamer zu schreiben, gewähltere Ausdrücke zu finden, nach anderen Satzformen zu suchen, kurz, seiner Schreibweise die höhere Ausbildung zu geben, deren sie offenbar fähig ist. Eugenius Hermann hat das Zeug, wie man zu sagen pflegt, zu einem eleganten Stylisten, es wäre Schade, wenn er sich durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Herrschaft über die Sprache handhabt, abhalten ließe, seine Sprache mehr auszubilden. Seine Erzählungen sind aber nicht nur leicht und gewandt geschrieben, sie sind auch leicht und gewandt componirt, sie theilen in ihrer Erfindung die Vorzüge und die Mängel der Schreibweise. Wäre dem Verfasser die Composition schwerer geworden, so hätte dieser Umstand ihn vielleicht auch gezwungen, sich mehr in seinen Stoff zu vertiefen und mehr daraus zu machen. Wir haben dabei besonders das Genrebild von dem jungen Officier im Auge, der in Schulden gerathen ist und durch einen Zufall leichtester Erfindung gerettet wird. Dieses Genrebild, so treffende Züge es enthält, so vollendet Einiges im Ausdruck ist, bleibt doch nur ganz leichte Waare, weil der Dichter nirgend tiefer geht, nirgend sich ernsthaft engagirt, sondern nur das giebt, was ihm zunächst zur Hand liegt. So verfehlt das kleine Bild, trotz seiner unläugbaren Vorzüge, seinen Zweck; es soll die traurige Lage eines Officiers schildern, dessen Mittel nicht zureichen, um die Anforderungen zu erfüllen, die sein Stand an ihn macht. Gut, der Dichter hatte das Recht, einen Officier zu wählen, der durch seinen Leichtsinn in die Lage gekommen ist, diesen Anforderungen nicht mehr genügen zu können; gewiß sind solcher Fälle viele jetzt und werden künftig sein, dann aber hatte der Dichter auch die Pflicht, eine Lösung zu finden, in welcher sich der Officier durch eigne Kraft hilft, und solcher Lösungen giebt es doch gar manche. Uns selbst sind Beispiele bekannt. Den umgeworfenen Wagen mit der reichen Heirath darin vor der Wache vermögen wir nicht als eine poetische Lösung anzusehen. Es ist nicht wahr, daß ein junger Officier, der in Schulden gerathen ist, keine andere Rettung hat als einen trivialen Zufall. Uebrigens stehen die Anforderungen, welche die Gesellschaft an Einzelne stellt, auch in anderen Ständen in schreiendem Widerspruch mit den Mitteln. Es ist das ein allgemeines Gebrechen unserer Zeit. Der „Robert Gräwen" ist ausgeführter; in ihr hat der Dichter gezeigt, daß er mehr kann, als so leichte Waare liefern, aber auch diese Novelle ist zu scenenhaft, zu wenig organisch gegliedert und darum, trotz des spannenden Interesses, was ihr nicht fehlt, zu lang. Die Unwahrscheinlichkeiten lassen wir uns gern gefallen, da die Lebendigkeit der Schilderung meist darüber hinhilft. Wir müssen darauf verzichten, unsern Lesern den Inhalt der Erzählung auszugsweise mitzutheilen, da sie, wie gesagt, aus einer langen Reihe von einzelnen Scenen besteht, die einen ganzen Lebensgang bilden. Jedenfalls kommt sie gerade zur Zeit, denn sie behandelt mit großem Geschick einen Gegenstand, der gegenwärtig vielfach besprochen wird: das Duell. Es kommt

darin so ziemlich Alles, was in der Gesellschaft über das Duell gesprochen und geurtheilt wird, zur Geltung, und darin hat sie noch einen besondern Werth.

Hoffentlich begegnen wir diesem Talent, denn das ist es ohne Widerspruch, auf dem Gebiet der Novelle bald wieder und können dann noch freudiger anerkennen, als das jetzt der Fall ist.

Der Fürst „Mein Liebchen" und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, von W. Bachmann. Zwei Bände. Berlin, 1856. Verlag der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Der erste Band des vorliegenden Werkes ist mit dem Brustbilde des Fürsten Carl Radziwill geziert, der wegen seiner Angewohnheit, alle Leute, die mit ihm sprachen, „Mein Liebchen" zu nennen, in Polen der Fürst „Mein Liebchen" genannt wurde. Dieser seiner Zeit höchst populäre Herr ist nun auch die eigentliche Hauptperson des vorliegenden Romans, denn wenn er in demselben selbst handelnd auch weniger hervortritt, so dreht sich doch die politische Handlung des Romans vorzugsweise um ihn. Dem Vorwort des deutschen Herausgebers zufolge ist der Verfasser dieses Romans, der seinen Hauptwerth in seinen trefflichen Sittenschilderungen hat, ein Koryphäe der polnischen Literatur; wir können nur bedauern, daß aus uns nicht bekannten Gründen dem deutschen Publicum der Name eines so ausgezeichneten Schriftstellers geheim gehalten wird. Die deutsche Bearbeitung ist eine sichtlich fast durchaus selbstständige Arbeit und läßt, einige wenige Ungefügigkeiten in der Satzbildung und einige Polonismen im Ausdruck abgerechnet, kaum etwas zu wünschen übrig. Ueberall finden wir die Diction dem Stoff angemessen und die Sprache fließend. Der deutsche Bearbeiter nennt sich W. Bachmann; wir folgern, weniger aus den bereits erwähnten Polonismen, als aus der Sprache desselben in Dedication und Vorwort, daß auch dieser so unendlich harmlos klingende W. Bachmann ein Pseudonym ist, der einen Polen, einen Landsmann des Fürsten „Mein Liebchen", vielleicht den Enkel eines alten Albenser's von ehemals, verbirgt. Dedicirt ist das Buch Sr. Durchlaucht dem Fürsten Boguslaw Radziwill, der den Fürstwoiwoden von Wilna, den Fürsten „Mein Liebchen" (Panie Kochanku), zu seinen Ahnherren zählt.

Versuchen wir, unsern Lesern eine kurze Uebersicht von dem Inhalt des vorliegenden Buches zu geben. Ein rechtskundiger polnischer Edelmann, zur Clientel des hohen Hauses R a d z i w i l l gehörig, lernt eine junge Dame kennen, die keinen andern Fehler hat, als daß sie eine M a s s a l s k a ist, d. h. einem Hause angehört, das mit dem fürstlichen Hofe in Nieswiez, der Residenz der Radziwills, in keinem guten Einvernehmen steht. Die Radzwill sind die Repräsentanten und Beschützer der alten nationalen Sitten, der patriarchalen Einfachheit 2c., die Mas-

salski, besonders deren Haupt, der Fürst-Bischof Massalski, stehen in dem Buche für die moderne französische Bildung, für das von Oben her revolutionirende rc. Indem Adalbert Strawinski, der Client des Hauses Radziwill, eine Massalska heirathet, in ein Haus, das seinem fürstlichen Patrone feindlich ist, bringt er das Verderben nicht nur über sein eigenes Lebensglück, sondern legt auch dadurch den Grund zu dem Conflict, an welchem seine Söhne zu Grunde gehen. Darin aber liegt eine geradezu meisterhafte Composition, wir haben ein Präludium, das in einzelnen Passagen Alles das ahnen läßt, was der Roman bringen muß.

Rosalie Massalska wird die Gemahlin Adalbert Strawinski's; sie hat zwei Söhne von ihm, als sie sich von einem Cavalier der Auslandspartei, dem Grafen Mycielski, verführen läßt, der ihr mehr zusagt, als der nationale Strawinski. In höchst ungerechter Weise helfen die Massalski ihrer Cousine in dem Ehescheidungsprozeß. Strawinski verliert nicht nur seine Frau, welche als Gräfin Mycielska nach Großpolen geht, sondern auch seinen ältesten Sohn Louis, welcher nach dem Spruch des Gerichts der Mutter übergeben wird. Der Gegensatz zwischen ausländisch und national, der sich zuerst in der Gegnerschaft der Häuser Massalski und Radziwill zeigte, dann in der Nebenbuhlerschaft Mycielski's und Strawinski's, er findet nun seinen vollkommensten Ausdruck in den beiden Brüdern Louis und Michael Strawinski, von denen der Aeltere vollkommen französisch, der Andere vollkommen polnisch erzogen wird. Welche Erziehungsmethode die bessere, haben wir hier nicht zu bestimmen. Die französische Erziehung vermag nicht alle guten Keime in Louis zu ersticken, die nationale vermag in Michael nicht alle guten Keime zur Entfaltung zu bringen, die eine ist eine Erziehung mit gepudertem Kopf, die andere eine Erziehung mit geschorenem Kopf. Während nun Louis in Frankreich erzogen wird, als Liebling der Pompadour zu Versailles Fortune macht, wird Michael ein polnischer Edelmann nach alter Art, ein fester Anhänger des Hauses Radziwill, ein Mitglied der Alba, einer Verbindung polnischer Edelleute für das Haus Radziwill, ein Liebling seines Vaters, der ihn mit der reizenden Tochter seines Freundes, des General's Kunicki, verlobt und ihn auf seinem Sterbebette zum General-Erben einsetzt, indem er seinen ältesten Sohn Louis enterbt. Der Tribun, diese Charge hatte Michael Strawinski errungen, — beiläufig bemerkt wäre eine Erklärung der altpolnischen Beamten-Hierarchie in dem Buche nicht überflüssig gewesen, — liebte seinen Bruder, und der sterbende Vater gestattet Michael auf dessen Bitte, das reiche Erbgut mit Louis zu theilen. Verlobung, Sterbebette u. s. w. geben dem Verfasser Gelegenheit, die altpolnischen Sitten zu schildern.

Louis Strawinski ist indeß nach Polen zurückgekehrt, er hat Gelegenheit gehabt, dem König Stanislaw Poniatowsky in Paris gute

Dienste zu leisten, jetzt lebt er an dessen Hofe zu Warschau als königl. Cabinets-Chef und ist Starost von Wielun, so wie Malthefer-Comthur von Posen. Zur Erbtheilung reist er zu seinem Bruder im Slonimer Kreis und schreibt von dort aus geistreiche Briefe an den Fürsten-General der podolischen Lande, indem er das bauernhafte Leben schildert, dem er durch seine brüderliche Liebe verfallen. Der feine polnische Pariser jammert wie Ovid in Tomi, doch scheint er nach seinem Briefe schlechter als er ist. In diese Zeit fällt der Namenstag des Fürsten „Mein Liebchen", die ganze Clientelschaft des Hauses Radziwill strömt nach Nieswiez, aber auch die Gegner müssen sich beugen und gratuliren, und Louis geht mit seinem Bruder dahin, um dem Fürsten die Glückwünsche des Königs zu bringen. In dem Radziwill'schen Familienschlosse trifft die Eleganz zweier Welten zusammen, die Sittenschilderungen sind vorzüglich, das Auftreten des Fürsten „Mein Liebchen" ist imponirend und rührend einfach zugleich. Auf dem Ball lernt Louis die Verlobte seines Bruders kennen. Auf das geistvolle, dem Neuen geneigte junge Mädchen macht der vollendete Cavalier tiefen Eindruck; die hohe Schönheit und die geistreiche Anmuth der Braut fesseln den stolzen Hofmann. Vom Hofe des Fürsten „Mein Liebchen" gehen die Brüder nach dem Schlosse des Generals Kunitzki, der die Erbtheilung zwischen den beiden Brüdern vornehmen soll. Schilderung des patriarchalen Familienlebens daselbst. Die Leidenschaft Louis' zu der Braut seines Bruders wird mächtiger, sie ist nur ein Geheimniß für die einfachen Menschen im Hause des Generals Kunitzki, Bruder Michael ahnet nichts. Aber ein Milchbruder der Braut, ein Freund Michaels, bemerkt diese Leidenschaft, er fordert den Starosten von Wielun, Louis, zum Duell und verwundet ihn durch einen Pistolenschuß. Von der Braut seines Bruders gepflegt, gesundet Louis bald, und von dem Rath einer Verwandten des Hauses, der Castellanin von Liefland, einer galanten Dame aus Warschau, unterstützt, wächst seine Liebe. Endlich erfolgt die Entdeckung mit erschütternden Scenen. Der Starost von Wielun entführt die Braut seines Bruders nach Warschau, wo er sie zu seiner Gemahlin macht. Hier ist eigentlich die Familiengeschichte zu Ende und der social-politische Theil tritt ganz in den Vordergrund. Wir wohnen der Stiftung der Conföderation von Bar bei, und lernen dagegen die vornehme Gesellschaft Warschaus und den König Stanislaw August Poniatowski kennen. Dann folgt der Versuch der Conföderirten, sich der Person des Königs zu bemächtigen, der, schon halb gelungen, scheitert. An diesem Versuch hat sich Michael Strawinski betheiligt, welcher, durch den Verlust der Braut um sein Lebensglück betrogen, nur noch für das politische Treiben der Parteien lebt. Schließlich ist es Louis, der, zur Rettung seines Königs herbeieilend, seinen Bruder gefangen nimmt. Vergeblich sind nun seine Bitten am Thron; er vermag den Bruder nicht zu retten; derselbe wird hingerichtet. Louis giebt

dem Könige Ehren und Würden zurück und nimmt sich das Leben. Der Tod allein vermag den Conflict zu lösen.

Das ist die Uebersicht des ungemein reichen und anziehenden Inhaltes. Wir haben weiter nichts hinzuzusetzen, und können uns nur freuen, eine so schöne, volle und reife Blüthe der polnischen Literatur in so gelungener Form auf deutschen Boden verpflanzt zu sehen.

Französische Revuen.

Gerechte Würdigung des Gegners. — Ein kurdischer Prinz und eine italienische Fürstin. — Brizeux und die poetische Erzählung. — Allgemeines.

Wir constatiren mit Vergnügen die Thatsache, daß in Frankreich seit einiger Zeit sich eine gerechte Würdigung des Gegners durch die Presse kundgiebt; wenn man so lange die halb lächerlichen, halb abscheulichen Verleumdungen eines großen Volkes, denn so kann man das russische Volk, selbst wenn man's haßt, nennen, in den französischen Journalen hat hinnehmen müssen, gar nicht zu gedenken der zahllosen Spottlieder und Spottbilder, die beiläufig gesagt meist sehr witzlos waren und ein schlechtes Compliment für den „esprit", auf den Frankreich bekanntlich ein Monopol zu haben glaubt, so ist's eine wahre Erquickung, auf einen Aufsatz zu stoßen, wie: „La guerre et la conference" im vorletzten Heft der „Revue des deux mondes". Verfasser desselben ist Xavier Raymond. Derselbe schreibt: „Die Ehre der russischen Armee ist unversehrt aus diesem Kriege hervorgegangen, obwohl sie keinen andern Erfolg als die Capitulation von Kars aufzuweisen hat. Die Geschichte wird dem glänzenden russischen Adel, der sich mit patriotischer Hingebung für die Vertheidigung Sebastopols opferte, so wie jener Armee ihre Anerkennung nicht versagen, die eilf Monate hindurch das Terrain Zoll um Zoll mit so viel Hartnäckigkeit und Talent vertheidigte, wie sie die Annalen der berühmtesten Belagerungen, jener von Numantia, Rhodus, Malta und Saragossa kaum aufzuweisen haben; gerade deshalb wird der Ruhm der Eroberer von Sebastopol in hellem Glanze leuchten. Die Fremden und namentlich die Deutschen, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, schlagen vielleicht die Schwierigkeiten, deren Wucht die Alliirten drückte, namentlich die, welche in der Entfernung lagen, in der sie agiren mußten, und die, welche aus der Unabhängigkeit hervorgingen, mit welcher das Commando von dem Ober-General jeder Nation gehandhabt wurde, nicht hoch genug an. (Wir haben diese Schwierigkeiten stets richtig gewürdigt. D. Red.) Wie dem aber auch sein möge, der General Todtleben gehört zu den Officieren, die sich in diesem Kriege am meisten ausgezeichnet haben, auch wenn man berücksichtigt, daß ihm die Umstände in den ersten Tagen der Belagerung außerordentlich günstig waren. Es

muß immer anerkannt werden, daß er wunderbare Beweise von Fähigkeit in Ergreifung der Initiative, von Wissen und Thätigkeit gegeben hat. Wenn einst competente Richter die Geschichte jenes Heldenkampfes schreiben werden, werden sie vielleicht Veranlassung finden, einige Werke des Generals Todtleben und den auf sie verwendeten Luxus an Arbeit zu tadeln; sicherlich aber werden sie nicht umhin können, die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher er den Plan zur Vertheidigung einer fast offenen Stadt entwarf, die Geschicklichkeit, mit der er ihn ausführte, und den Reichthum der Mittel, mit denen er ihn vermehrt und zu Ende gebracht hat. Im unterirdischen Kriege hat er nur Mittel-Erfolge gehabt; die Embuscaden aber, die er vor den Angriffspunkten vertheilte, die Logements, die er in seinen Hauptwerken organisirte, gelten für Meisterwerke in den Augen der Fachmänner. Trotz der Meinung, die wir von unserer Ueberlegenheit im Geniewesen hatten, hat er uns den Beweis geliefert, daß die russischen Genie-Officiere keinen Vergleich mit irgend welchen Rivalen in Europa zu scheuen haben. Die russische Artillerie hat sich ebenfalls einen Ruf geschaffen, den man im Beginn des Krieges durchaus nicht vorherzusehen im Stande war. (Weil man mit Gewalt nicht sehen wollte; in Deutschland wußte man es besser, aber man überschrie diejenigen, welche warnten. D.-Red.) Sie hat sich nicht nur durch die Genauigkeit des Zielens, sondern auch durch Thätigkeit und tüchtige Ausführung ihrer Arbeiten, durch die ausgesuchte Trefflichkeit ihres Materials, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und durch die Leichtigkeit bemerkbar gemacht, mit welcher sie Geschütze von so schwerem Caliber, wie es bis dahin nur auf Wällen und auf Schiffen zur Anwendung gekommen, auf die Schlachtfelder der Alma und von Inkerman gebracht und von dort wieder zurückgebracht hat. Auffallend erscheint es dagegen, daß neben diesem ausgezeichneten Artillerie-Material die Waffen der russischen Infanterie den Waffen des alliirten Fußvolkes nachstehen. Das Eisen ihrer Säbel und Bayonnete hat nur mittelmäßige Qualität, ihre Musketen sind schwer und nicht gut gearbeitet, die Gewehre, mit denen genau gezielt werden soll, können den Vergleich mit den Minié-Büchsen, den Flinten mit gezogenem Lauf und dem englischen Enfield-Karabiner nicht aushalten.... Was für Mängel man aber der russischen Militair-Organisation vorwerfen mag, so hat doch der russischen Armee ohne Zweifel nichts so sehr geschadet, als die Zustände im Innern des Reiches selbst. Als im vorigen Jahre so viele Anklagen gegen die administrative Unfähigkeit der englischen Intendanz laut wurden, rief Sir Sidney Herbert im Unterhause mit schmerzlicher Betonung aus: „Es ist uns ein Leichtes gewesen, mit unsern Dampfern die dreitausend Seemeilen zurückzulegen, die Portsmouth von Balaclawa trennen; wir sind aber an den letzten sechs Meilen gescheitert, die Balaclawa von den englischen Laufgräben vor Sebastopol scheiden." Dieser Ausruf, dem Niemand widersprochen

hat, kann uns einen Begriff geben von den Schwierigkeiten, welche die Russen zu überwinden hatten, wenn sie sich verproviantiren und für ihren Unterhalt sorgen wollten, da ihre Truppen und Convois nicht sechs, sondern Hunderte von Meilen in Regen und Schnee, in kaum bewohnten Gegenden, über öde und unbebaute Steppen mit der Aussicht zurücklegen mußten, von einem Orkan oder einem jener furchtbaren Schneestürme überrascht zu werden, die mehr als eine Colonne verschlungen haben. Welches niederschlagende Gefühl, daß man sich gestehen mußte, ein in Paris oder London garnisonirendes Bataillon könne früher zu Kamiesch oder Balaclawa eintreffen, als ein zu Odessa garnisonirendes in Sebastopol! Vermöge der Eisenbahnen und Dampfer ist mehr als ein Regiment in weniger als zwölf Tagen aus Frankreich nach der Krim gekommen, während nicht ein russisches Corps sich in weniger Zeit als einem Monat von Odessa nach Sebastopol begeben konnte. Unsere Gefangenen haben ausgesagt, daß zur Zurücklegung dieser Distanz 33 Tage des angestrengtesten Marsches nöthig waren, trotzdem, daß die Russen den besten Willen zeigten, ihnen alle unnützen Leiden zu ersparen."

Das wird ausreichen, unsern Lesern eine Probe zu geben, nicht nur von dem Sinne, in welchem dieser Aufsatz geschrieben, sondern wie sehr sich die Anschauung über Rußland geändert hat jenseit des Rheines. Welche Kluft zwischen den elenden Caricaturen des Charivari und den Circus-Couplets über die Feigheit der Russen, die bis vor ein paar Wochen galten, und dieser Würdigung der ungeheuern Schwierigkeiten, welche die Vertheidigung des Gegners erschwerten! Sonderbar ist es, daß jetzt, wo die Franzosen zu einer gerechten Würdigung Rußlands gelangen, England den Gipfel des Russenhasses, auf dem es bis jetzt stand, noch zu übergipfeln trachtet.

Von den unpolitischen Arbeiten in den neuen Revuen gedenken wir mit besonderer Anerkennung der zweiten Erzählung aus der asiatischen Türkei: „Un Prince Kurde“, welche die italienische Fürstin Christine Trivulzi von Belgiojoso gegeben. Wir haben dieser geistreichen Dame bereits öfter gedacht. Sie gehörte bekanntlich zu den vornehmen Damen des Adels im lombardischen Königreich, die sich 1848 offen der Revolution anschlossen und mit den stolzen Worten: „Italia fara da se!“ dem alten Feldmarschall Radetzki über den weißen Bart fuhren. Das italienische Königreich kam nun freilich nicht zu Stande, obwohl der schlaue Savoyer Carlo Alberto, der bereits zur „spada d'Italia“ ernannt, schon die Hand nach der Krone ausstreckte. In Folge dieser vereitelten Hoffnung mußten viele Edelleute aus der Lombardei flüchten, und darunter auch die geistreiche Fürstin Christina Trivulzi. Sie reiste im Orient; zu den Früchten ihrer Reise gehören diese Erzählungen aus der asiatischen Türkei. Uebrigens ist die Fürstin jetzt begnadigt, und der Kaiser von Oesterreich hat ihr erlaubt, nach Mailand zurückzukehren. Die Er-

zählung, um die es sich hier handelt, ist interessant, spannend und tragisch in ihrem Ausgange und gewinnt einen ganz besondern Reiz dadurch, daß die Fürstin nicht nur alle Localitäten, in denen sich die Erzählung bewegt, sondern auch die Hauptpersonen der Erzählung selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen hat.

Die italienische Fürstin führt uns direct in den Harem des kurdischen Fürsten Mehemet-Bey, sie beschreibt uns das bunte Gewimmel eines Harems, das trauer- und jammervolle Leben darin, sie schildert uns die fünf Frauen des Fürsten. Wir haben es namentlich nur mit zwei derselben zu thun: mit einer Tscherkessin und mit Einer, von der Niemand weiß, wer sie ist, woher sie kommt und wie sie heißt. Mehemet-Bey hat sie einer Zigeunerbande, welche sie gefangen fortschleppte, abgenommen und hat sich ganz correct romantisch in das stille, ernste, schöne Mädchen verliebt. Das würden wir nicht glauben, wenn Mehemet-Bey ein Türke wäre, aber er ist kein Türke, sondern ein Kurde, d. h. ein schlechter Moslim, sonst aber ein Mittelding zwischen einem modernen Räuber in großem Styl und einem mittelalterlich-ritterlichen Freibeuter. Die Kurden gerathen in Zwistigkeit mit irgend einem Pascha, Mehemet-Bey muß seinem Harem auflösen und bei Freunden rings im Land vertheilen, sich selbst aber in Sicherheit bringen, denn es ist Befehl gegeben, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn nach Konstantinopel zu liefern. Wer weiß, was die dunkle türkische Haremspolitik für unglaublich wunderbare Dinge mit ihm vorhat: Der kurdische Fürst aber zieht es vor, in gewohnter Weise und nach seiner Väter Sitte die Landstraßen unsicher zu machen und Caravanen zu plündern oder Schutzgeld von ihnen zu nehmen. Er verachtet demnach die Lockungen Konstantinopels und schlägt die Kawasse des Paschas in die Flucht. Da nehmen die schlauen Diplomaten, an denen kein Land so reich ist, wie die Türkei, ihre Zuflucht zu der tscherkessischen Frau Mehemet-Bey's; diese haßt ihren Mann, weil er ihr die Fremde vorgezogen hat, weil er die Fremde nicht liebt wie ein türkischer Haremsgebieter seine Weiber liebt, sondern weil er für sie schwärmt wie ein blonder Giaur für sein blondes Mädchen. Das fremde, blasse Mädchen macht mehrere Anschläge der Tscherkessin gegen Mehemet-Bey zu Nichte, sie rettet ihm mehreremals das Leben und man fühlt, daß das Herz der Schweigsamen milder ist gegen den kurdischen Fürsten, als ihr Mund. Endlich wird Mehemet-Bey doch gefangen von den Soldaten des Paschas, er erkennt in dem Augenblick die Verrätherei der Tscherkessin und die Aufopferung, mit welcher seine Geliebte für ihn handelt. Sie läßt sich mit ihm gefangen fortführen. Er befreit sich und sie und rettet sich mit ihr in eine verborgene Höhle; dort erkrankt sie, er sorgt für sie, wie für ein krankes Kind. In ergreifenden Scenen hat die Fürstin das geschildert. Endlich kommt es zu Bekenntnissen. Sie liebt den schönen ritterlichen Kurdenfürsten, aber er ist Räuber und Muhamedaner, sie dagegen ist eine Christin, die Tochter des

Consuls Sr. dänischen Majestät zu Damascus und dort von den Zigeunern mit Gewalt entführt. Die Zigeuner würden sie an einen Pascha, oder an den Großsultan selbst, denn sie ist eine ausgezeichnete Schönheit, verhandelt haben, wenn sie Mehemet-Bey nicht befreit und in seinen Harem geführt hätte, wo sie nur dem Namen nach sein Weib war. Da die zarte Habibé in der feuchten Höhle immer kränker wird, beschließt Mehemet-Bey, sie fortzubringen. Nun folgt die halsbrechendste Scene, die man sich denken kann; der Fürst bindet sich das geliebte Mädchen auf dem Rücken fest und klettert so mehrere Hundert Fuß hoch an einem Seil mit ihr hinunter in das Thal hinter der Höhle. Ein Schwindel ergreift den Leser bei der Beschreibung. Für den Augenblick hat Mehemet-Bey sich und die geliebte Habibé gerettet, aber auch nur für den Augenblick, denn der Verrath eines Gastfreundes, zu dem er Habibé bringt, und seine Liebe zu diesem Mädchen locken ihn endlich doch wieder in einen Hinterhalt und er wird gefangen nach Konstantinopel geführt. Habibé folgt dem Manne, den sie liebt, obwohl sie entschlossen ist, ihm nie anzugehören, in die glänzende Gefangenschaft, die des Kurdenfürsten in Konstantinopel harrt. Dort weiß man nicht recht, was man mit ihm machen soll; eine Partei im Divan will ihn mit Ehren und Geschenken überhäuft heimkehren lassen nach Asien und sich so für immer einen Freund in ihm gewinnen, die Gegenpartei will ihn hinrichten lassen. Das Intriguenspiel dauert lange, Habibé hält treu aus bei dem Fürsten, der ihr Leben ja mehrfach gerettet, der durch seine Liebe zu ihr eigentlich in die Gefangenschaft gerathen ist. Wir können die noble Gesinnung nur billigen. Endlich dauert den Feinden des kurdischen Fürsten die Geschichte zu lange, und sie vergiften ihn. Er stirbt, wie das einem ordentlichen Liebhaber ziemt, mit dem Namen der Geliebten auf der erblaßten Lippe. Habibé geht in ein Kloster von der Hospitalregel des heiligen Vincenz da Paula. „Dort weint und betet sie, aber sie wird nicht lange mehr leiden.“ So schließt die Fürstin ihre höchst interessante Erzählung, die wieder dazu beitragen wird, die immer noch wunderbar verrückten Ansichten vieler Europäer über die Türken und ihre Herrlichkeit vor den Kopf zu stoßen, nicht zu berichtigen, denn diese Türkennarren wollen nicht belehrt sein. Uebrigens muß die Erzählung vom kurdischen Prinzen großes Aufsehen machen, denn mehrere größere Zeitungen bringen eben jetzt entweder die Erzählung ganz, wie z. B. die „Indépendance belge“, oder Auszüge daraus, wie die „Gazette de Lyon“.

Zu dem besten Schmuck des neuesten Heftes der „Revue des deux Mondes“ gehören die poetischen Erzählungen von Brizeux. Dieser Dichter, der sich zuerst durch die bretagnischen Volkslieder und Erzählungen, die er sammelte und übersetzte, bekannt machte, zeigt ein sehr bedeutendes Talent in jenem Genre von Poesie, das den edeln und reinen Geistern im französischen Volke für das Höchste gilt, in der rührenden Erzählung

in Versen. Unter den Stücken, die hier vorliegen, kann man gewiß nicht ohne Rührung lesen, wie die gelehrten Alterthümler unter Papst Sixtus IV. ein antikes Grab öffnen und das der Tochter Cicero's finden, auf deren Todtenbett die Inschrift steht: „Meiner Tochter Tullia." Düsterer und sich mehr dem bei uns bekannteren Balladen-Genre nähernd ist das „Zweite Gesicht". Es scheint, als ob Brizeux dafür weniger Talent habe; das wäre nicht zu verwundern, wenn Brizeux ein Franzose wäre, aber er ist ein Bretagner; die Franzosen haben weder Blick noch Herz für die Balladenpoesie, die Bretagner aber haben Beides, ihre ganze Poesie ist balladenhaft. Freilich würde in der Sprache von Ker die Brizeux'sche Erzählung vom zweiten Gesicht sich vermuthlich ganz anders machen; das kühle, glatte, verständliche Französisch schlägt jede Wirkung der Art todt.

Im Allgemeinen herrschen in den neuesten Revuen wieder die Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts vor, die Geschichte ist ziemlich zahlreich, aber wenig glänzend vertreten; die Arbeiten auf diesem Felde sind wirklich ganz unbedeutend dieses Mal. Die Artikel über Finanzfragen und Handelsverhältnisse haben vielleicht Ansprüche auf mehr Beachtung, als wir ihnen in unseren kurzen Referaten angedeihen lassen können. Lang genug sind sie! Paris hat jetzt vier große Revuen, eine napoleonische „Revue Contemporaine", eine orleanistisch unzufriedene „Revue des deux Mondes", eine katholisch unzufriedene „Le Correspondent" und eine demokratisch unzufriedene von der Farbe Cavaignac's, die „Revue de Paris".

Tages-Ereignisse.

Ein vortrefflicher Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bespricht das englische Eisenbahnwesen im Vergleich zu dem französischen, deutschen und amerikanischen. Er möge Jedem empfohlen sein, den diese Gegenstände interessiren. Anlehnend an eine Untersuchung, welche „Edinburgh Review" im vorigen Jahre enthielt, zeigt er die Gründe, weshalb das gesammte Eisenbahnwesen in England, und wahrscheinlich sehr bald, einer gefährlichen Krise entgegengeht. Wir lasen diesen Artikel zuerst in einer Zeitung, welche auf derselben Seite das in Rußland herrschende System der Corruption, Bestechung und Unterschlagung in den schärfsten Ausdrücken bespricht und gerade dieses Zusammentreffen frappirte uns fast noch mehr, als die geschilderten englischen Zustände überhaupt, weil es wieder einmal beweist, wie blind man gegen den Balken im eignen Auge und wie scharfsichtig gegen den Splitter im Auge Anderer ist. „Edinburgh Review" behauptete schon und der erwähnte Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" behauptet es nach, daß der gegenwärtige trostlose Zustand der gesammten englischen

Eisenbahnen hauptsächlich in der Corruption ihrer Verwaltungs-Beamten seinen Grund habe und seine Erklärung finde. Es sind die Railway-locusts (das Eisenbahn-Ungeziefer), welches sie nagend zerstört. Und wen nennt die öffentliche Stimme in England so? „Die Directoren, die Parlaments-Mitglieder, die Ingenieure, die Börsenspieler und die ganze Gesellschaft ehrbarer Gauner, die sich zehrend an das Mark dieser Unternehmungen gesetzt haben.“ Die Directoren spielen fast alle mit den eigenen Actien an der Börse. Da die Zinsenproduction der Bahn in ihrer Hand liegt, so ist der Fall nicht selten, daß sie ihre Bahn absichtlich schlecht verwalten, um als Baissiers an der Börse zu operiren. Ist doch erwiesen der Fall vorgekommen, daß ein Director 80,000 Pfund aus der Gesellschaftskasse genommen, um sie in Actien anzulegen und rasch bedeutende Summen zu gewinnen. Von der offenbar betrüglichen Rechnungslage der Verwaltungen gegen die Actionaire soll man auf dem Festlande gar keinen Begriff haben und die dabei angewandten Bestechungen, um sehende Augen blind zu machen, alles Maß übersteigen. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an den im vorigen Jahre vor einem Brüsseler Gerichtshofe verhandelten Prozeß, bei welchem englische Ingenieure aussagten, daß die allerungezwungenste und formenloseste Bestechung englischer Parlamentsmitglieder in jedem Eisenbahn-Plane eine voraus bestimmte Rubrik habe und eine ganz recipirte Sache sei. Die Verwaltungen machen sich gar kein Gewissen daraus, vom Capital zu nehmen, um die Dividenden zu erhöhen, beim Aussetzen und Bewilligen der Gehalte verschwenderisch, bei Beschaffung des Materials und dem Betrieb des Verkehrs knausernd zu sein. Bei Revision der Bücher sollen in dieser Beziehung Dinge zum Vorschein gekommen sein, von denen man England bei sonstiger Tüchtigkeit seines Volkes und bei seiner Praxis in allem Geschäftlichen bis jetzt so gern frei glaubte. Am schamlosesten zeigen sich bei allen diesen Vorgängen die Parlamentsmitglieder. Um sie zu gewinnen, wurden dergleichen vorzugsweise zu Directoren, als sicherstes Mittel für ihre Bereicherung, gewählt. Es widersteht uns in der That, tiefer in dieses scheußliche Treiben einzudringen. Und mit welchem Rechte wagt es da eine englische Zeitung, das in Rußland herrschende System zu verdammen? Die russischen Beamten sind erweislich und ohne Ausnahme unzureichend bezahlt, die englischen Eisenbahn-Verwalter dagegen überreich. Ist die Sache selbst schon auffallend genug, so ist es uns eine Bemerkung des Aufsatzes in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ fast noch mehr, denn es heißt dort:

„Aus dieser Darstellung mag man auf dem Festlande eine große Lehre ziehen. Man glaubt nur gar zu gern, daß alle und jede Selbstverwaltung für ihre Mängel das eigene Correctiv bei sich trage. Aber was hilft alle Selbstverwaltung, wenn im Grunde eine Gesellschaft innerlich verdorben ist und Gewinnsucht die Moral untergaben hat? —“

Das sagt eine liberale Zeitung von dem liberalen England!

Wir können unsererseits auch nur wünschen, daß das Festland sich daraus eine Lehre nehmen möge!

Schon beginnen die englischen Zeitungen mit ihrer gewöhnlichen Taktlosigkeit ihre plumpen Angriffe auf die und auf den bisher Alliirten. Man kommt dahinter, daß Albion doch eigentlich nicht besonders vortheilhaft aus diesem Kriege hervorgegangen ist, und macht dem Aerger darüber Luft. Die Abrechnungen fangen an, und da man in den Untersuchungs-Comités zu Hause wenig Erfreuliches zu Tage fördert, so werden die Bundesgenossen kritisirt. „Zuverlässige Quellen" wollen beweisen, daß, wenn Lord Raglan und nicht General St. Arnaud nach der Schlacht an der Alma das Ober-Commando gehabt hätte, Sebastopol schon einige Tage nachher in die Hände der Alliirten gefallen wäre. Man weiß oder will wissen, daß Lord Raglan wiederholt das Bombardement von Odjessa befohlen habe, auf den Bericht an den Kaiser Napoleon dies aber jedesmal untersagt worden sei. Die letztere Beschuldigung ist echt englisch zwar gegen den Kaiser Napoleon gerichtet, wird aber in ganz Europa, namentlich jetzt, eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Aber freilich, Odjessa wird sich grade unter den nun beginnenden Verhältnissen in einer Weise entwickeln, die dem Zwecke beim Beginn des Krieges schnurstracks widerspricht. Die üble Laune der englischen Zeitungen läßt sich daher vollständig begreifen. Aber nicht allein gegen den französischen Kriegsruhm — bekanntlich der empfindlichste Punkt unserer gallischen Nachbaren, — polemisiren die „Weltblätter", auch gegen den „Erkorenen des Volkes" beginnt eine Ereiferung, die um so auffälliger ist, als bisher, des lieben Vortheils wegen, die gesammte englische Presse sich eines anständigen und, so weit wie Engländern möglich, — gerechten Tones befleißigt hat. Wir haben zwar schon längst darauf hingewiesen, daß es so kommen würde; so früh und so einschneidend haben wir es aber doch nicht erwartet.

Was nach und nach von den Stipulationen des Friedenstractates verlautet, scheint Alles das auf das Sorgfältigste zu vermeiden, was wie eine Demüthigung Rußlands aussehen könnte. Man verleugnet also den Zweck, für welchen der unverantwortliche und jetzt in der That bereits von allen Seiten bereute Krieg ausgesprochen unternommen wurde. Kann man dem sonst gewöhnlich gut unterrichteten „Journal des Débats" trauen, so ist unter Anderem derjenige Punkt, welcher die Zahl der bewaffneten Fahrzeuge feststellt, mit denen künftig sowohl Rußland als die Türkei das schwarze Meer befahren darf, um die Verbindung mit den einzelnen Garnison-Orten der beiderseitigen Küsten zu unterhalten, nur von den russischen und türkischen Bevollmächtigten unterzeichnet worden. Das ist in der That mehr als eine bloße Förmlichkeit und von Seiten

der Westmächte ein deutliches Eingeständniß, mit dem Krim-Abenteuer eigentlich nichts erreicht zu haben, als den Ruhm einer Waffenthat. Man hat die Südseite Sebastopols allerdings zerstört. Je rascher sich aber der Handel und zwar vorzugsweise der russische an jenen Küsten jetzt entwickeln wird, je entschiedener wird ein solcher Hafen, wie die Bucht von Sebastopol, eine neue Stadt neben sich wieder erstehen sehen, die einstweilen noch unter dem Feuer des dominirenden Nordforts liegt und von der die Erfahrung der neuesten Zeit bewiesen hat, daß sie in promptu befestigt werden kann, sogar im Angesichte eines berennenden Feindes. Sobald das letzte Regiment der Alliirten die Krim verlassen haben wird, steht Alles so ziemlich wieder auf demselben Flecke, wo es zur Zeit des Kriegsrathes zu Varna gestanden. Vor der Hand ist die Stipulation wegen bewaffneter Befahrung des schwarzen Meeres überhaupt eine ziemlich überflüssige. Die türkische Flotte wird den Schlag von Sinope und die russische die freiwillige Versenkung bei dem Rückzuge in das Nordfort nicht so bald vergessen. Beide Contrahenten contrahiren über etwas, was sich für die nächste Zeit von selbst verbietet. Andererseits soll, ebenfalls nach Angabe des „Journal des Débats", die Nichtwiederaufnahme der Befestigung von Bomarsund von England und Frankreich, nur in ihrer Eigenschaft als neuerlichst mit Schweden Verbündete und die Integrität dieses Reiches garantirende Mächte unterzeichnet werden. Auch damit wäre die am wenigsten verletzende Form gewählt. Daß Bomarsund überhaupt noch keine fertige Festung, sondern nur eine projectirte war, ist bekannt. Es gehört also keine besondere Aufopferung dazu, das Project fallen zu lassen. Es ist überhaupt ein charakteristisches Zeichen für die Erfolge der Westmächte, daß sie in einem zweijährigen Feldzuge nur eine nicht fertige und eine in der Eile befestigte Festung, Bomarsund und die Südseite von Sebastopol, gewonnen haben. Der Angriff gegen die Seeseite von Sebastopol, gegen Sweaborg, gegen Petropaulowsk scheiterte; Kronstadt und Reval wurden gar nicht angegriffen; Kertsch und Kinburn eigentlich nicht vertheidigt, weil sie nicht zu vertheidigen waren So bleibt denn trotz aller Phrasen englischer Zeitungen immer das freiwillige Nachgeben des Kaisers Alexander die einzige Lösung des gordischen Knotens. Zerhauen wurde er wenigstens entschieden nicht, sonst hätten die Friedensbedingungen anders gelautet. Man ist gegenseitig froh, mit guter Manier aus dem ganzen Imbroglio herausgekommen zu sein, und wird sich gefallen lassen müssen, daß Rußland nach wie vor in allen europäischen Angelegenheiten mitspricht, wie es einer Macht ersten Ranges zukommt. Wie anders werden sich aber einst alle Verhältnisse gestalten, wenn einmal andere Allianzen beliebt werden sollten! — Und nach dem Samen zu urtheilen, der gegenwärtig mit vollen Händen ausgestreut wird, dürften sich in der That mit der Zeit sehr viel andere Allianz-Gruppen gestalten, als sie jetzt zu ewigem Frieden und ewiger Freundschaft sich verbinden.

Dem während der Usurpation Louis Philipps regelmäßig wiederkehrenden Wunsche der französischen Kammern für eine Wiederherstellung Polens und dem hin und wieder gelegentlich in deutschen Kammern auftauchenden Wunsche einer „volksthümlichen“ Organisation des deutschen Bundestages scheint sich neuerdings auch in Sardinien — und hier nicht in Kammern, sondern bei Staatsmännern — der Wunsch einzufinden, Italien nach freiheitlichster Chablone zu reorganisiren. Neapel soll liberalisirt, der Papst säcularisirt, einige andere Staaten veranlaßt werden, in Sardinien aufzugehen. Obgleich Carlo Alberto geäußert hat: l'Italia fara da se! Zu deutsch: „Italien wird sich schon selbst helfen!“ so haben die Begebenheiten dieser Aeußerung nicht in dem Grade entsprochen, wie es Mazzini wohl wünschen dürfte, und da der Liberalismus ja ein für allemal das schöne Vorrecht besitzt, die Revolutionen zu machen, die er dann weder zu beherrschen noch zu benutzen vermag, so ist es eigentlich natürlich, daß das jetzt so eminent liberale Sardinien den harrenden Demokraten bereitwilligst in die Hände arbeitet. Die Denkschrift, welche Graf Cavour überreicht, beginnt mit der Versicherung, daß Sardinien sich und seine Schwesterstaaten unbedingt auf die Seite der Freiheit stelle, wie sie von England und Frankreich vertreten wird. Graf Cavour scheint beim Ueberreichen dieser blendenden Phrase kaum an einige nicht unwesentliche Unterschiede gedacht zu haben, die zwischen den Freiheiten resp. Englands und Frankreichs denn doch unstreitig vorhanden sind. Der Grad von Freiheit, welcher gegenwärtig in Frankreich im Schwange geht, möchte sich kaum von dem in Neapel vorhandenen unterscheiden. Spräche jene Denkschrift von einer besseren Verwaltung, von vernünftigen Principien, so würde sie vollkommen im Rechte sein. Denn Italien steht in dieser Beziehung wirklich auf unterster Stufe und hat ein Recht, Besserung zu verlangen. Die Mittel aber, welche die vom Grafen Cavour befürwortete Denkschrift vorschlägt, möchten doch kaum für diese Besserung ausreichen. Der König von Neapel, allerdings ein Mann, der dem Liberalismus sehr unbequem ist, wird ohne Weiteres zu einer Procedur, wie der König von Aude, empfohlen, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil seine Regierung ein „Schandfleck“ für Italien sei, und da erweislich Italien sich bis jetzt noch nicht selbst geholfen hat, so weist Graf Cavour auf eine Intervention derjenigen Mächte hin, welche nach seiner Ansicht die Freiheit vertreten. Obgleich nun die französischen Truppen in Rom durch ihre Occupation der italienischen Freiheit nicht besonders förderlich gewesen sind, und das verlangte Zurückziehen der österreichischen Besatzung aus den Legationen nicht eher geschehen dürfte, bis die französische Besatzung des Kirchenstaats aufhört, so appellirt Graf Cavour doch an Frankreich für Realisirung seiner Ideen, die übrigens ganz geeignet sind, ihn in Italien zu einem populären Charakter zu machen. Ob er dieses schöne Ziel auch bei seinen noch in Paris versammelten Collegen

erreicht, ist freilich eine andere Frage. — Lautet das Actenstück, von dem die Zeitungen jetzt Auszüge bringen, wirklich so unglaublich naiv, als die Correspondenten versichern, so muß die Wirkung auf die Diplomaten eine außerordentliche gewesen sein. Sardinien hat sich allerdings so tief in den Parlamentarismus eingelassen, daß es zu solchen Mitteln greifen muß, um sich nur aufrecht zu erhalten und wo möglich den Kampf auf ein anderes Gebiet zu spielen, den es sonst unvermeidlich in seinem Inneren auszufechten hat. Ein wie gefährliches Spiel das ist, hat Carlo Alberto erfahren. Vielleicht erfährt es auch Graf Cavour. Wir haben in Italien schon schlimmere liberale Anwandelungen verrauchen sehen, als die des Grafen Cavour. Auch Pio nono war einst so populär, wie demnächst Graf Cavour werden wird, und was waren die Folgen? —

Unter den mancherlei Lösungen der schwierigen Fragen, welche jetzt die Welt bewegen, verdient besonders eine die Aufmerksamkeit aller Nützlichkeits-Politiker, und zwar diejenige, welche die Sache mit Geld abmachen will. Oesterreich soll die Lombardei und Venedig an Piemont verkaufen, natürlich zu einem mäßigen und gangbaren Preise. Wir lesen das im „Economist", bei dem sich voraussetzen läßt, daß grade er nur sehr mäßigen Preisen das Wort reden wird. „Sollte Piemont nicht Geld genug dazu haben, — was allerdings wahrscheinlich ist, — so müßten andere Staaten ihm theilweise die nöthigen Summen vorschießen." Man sieht, die Idee des Credit mobilier wirkt weiter: und wenn die Sache Anklang fände, würde sich eine ganze Reihe ähnlicher Geschäfte auch zwischen andern Staaten gestalten lassen. Wir wollen keine Beispiele aufzählen, aber zugestehen wird gewiß jeder, daß eine ganz ansehnliche Liste sich von dergleichen zusammenstellen ließe.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Rechtsritter von Krosigk.

Gebhard Adolph Friedrich v. Krosigk, der einzige ihn überlebende Sohn des in seiner Heimath unvergeßlichen Herrn Gebhard Anton v. Krosigk, Gesammt-Rathes der anhaltinischen Lande, aus dessen fast sechzig Jahre dauernder Ehe mit Augusta Ernestine Elisabeth v. d. Schulenburg aus dem Hause Altenhausen, (jüngere weiße Linie) war geboren am 5. Sept. 1799. Bis zum sechszehnten Lebensjahre im elterlichen Hause erzogen, kam der Jüngling nach seiner Einsegnung in der Kirche zu

Hohen-Erxleben, dem alten Erbe der Krosigk, nach Magdeburg und erhielt auf der Schule zu Kloster-Bergen seine weitere sittliche und wissenschaftliche Ausbildung. Im Jahre 1818 bezog er die Universität Berlin, wo er sich, früh schon ernsten und gläubigen Sinnes, von ganzem Herzen und für immer dem positiven Christenthume zuwendete. Im Jahre 1823 schloß er seinen Ehebund mit Fräulein Elisabeth v. Westphalen, aus welchem ihm sechs Söhne und sechs Töchter geboren wurden. Nach seiner Vermählung bezog Herr v. Krosigk das Rittergut Rathmannsdorf, welches ihm sein Vater abtrat, und lebte hier das stille aber segensreiche Leben eines ächten christlichen Landedelmannes, ein liebreicher Vater, ein Vorbild seinen Unterthanen. Im Jahre 1836 wurde er Herzoglich anhaltinischer Landrath und bethätigte auch in diesem Beruf den Ernst und die Pflichttreue, die in seinem Wesen tief begründet waren. Diese Eigenschaften bewährte er denn auch glänzend in den traurigen Jahren 1848 und '49, ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr, als Abgeordneter auf dem anhaltinischen Landtage. Im Jahre 1840 war er durch den Tod seines Vaters in Besitz des Erbgutes Hohen-Erxleben gekommen, seitdem führte er sein Hauswesen auf dem alten Schlosse daselbst, eifrig und treu, aber auch glücklich und von Gott sichtbar gesegnet. Nirgend versagte er seine reichen Mittel und seine persönliche Thätigkeit Ansprüchen patriotischer Hingebung auch über die Grenzen Anhalt's hinaus, am liebsten aber förderte er die Bestrebungen christlicher Liebe und Lehre, christlicher Barmherzigkeit und Milde. War er schon im Jahre 1827 Mitglied des Vereins zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften geworden, so gründete er im Jahre 1850 nicht nur den Missions-Verein zu Hohen-Erxleben, in welchem er selbst den Vorsitz übernahm, sondern auch das Waisenhaus daselbst.

Herr v. Krosigk hatte im Jahre 1838 den St. Johanniter-Orden von weiland Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. erhalten, bei der Wiederaufrichtung des Herrenmeisterthums, die ihn bei seinen Gesinnungen lebhaft anregen mußte, stellte er sich unmittelbar unter die Balley und erhielt am 24. Juni 1855 in der Kapelle des Königlichen Schlosses zu Berlin den Ritterschlag von der Hand des Durchlauchtig-hochwürdigsten Herrenmeisters.

Der Rechtsritter v. Krosigk starb, wie er gelebt, als ein christlicher Edelmann und wohlvorbereitet zum Tode am 3. März d. J. auf seinem Schlosse zu Hohen-Erxleben im Kreise der Seinen, nachdem er noch am Tage zuvor die Freude gehabt hatte, die Geburt einer Enkelin, der ersten Tochter seines ältesten Sohnes, zu erleben.

Eine zahlreiche Familie, fünf Söhne, vier Töchter und vierzehn Enkelkinder trauern an dem Sarge, aber die Trauer um den hingeschiedenen Edelmann reicht viel weiter; das edle Geschlecht derer v. Krosigk hat in ihm einen seiner würdigsten Sprossen, seine Unterthanen haben einen Vater in ihm verloren. Von den sechs Söhnen des Verewigten

folgt ihm der älteste, Anton v. Krosigk, geboren 1826, in dem Besitz der Güter, derselbe war bis vor zwei Jahren Offizier im 10. Husaren-Regiment; der zweite, Erich Adolph, geboren 1829, ist Königlicher Regierungs-Referendar zu Magdeburg; der dritte, Dedo Adolph, starb 1853 als Offizier im Garde-Jäger-Bataillon zu Potsdam; der vierte, Adolph Theodor, geboren 1832, ist Lieutenant im 10. Husaren-Regiment; der fünfte, Gebhard Friedrich, geboren 1835, ist Offizier in demselben Regiment; der sechste, Friedrich Günther, geboren 1839, ist noch Zögling des Königlichen Pädagogiums zu Halle.

Liste

der seit dem 1. Januar bis ultimo März 1856 bekannt gewordenen Todesfälle von Rittern des Johanniter-Ordens.*)

	Nr. der Ord.-Liste.	Gestorben den
I. Rechtsritter.		
1. Graf v. Seherr-Thoß, Landesältester, auf Dobrau, Kreis Neustadt in Schlesien	9	19. Jan. 1856.
2. v. Krosigk, Landrath in der Anhaltischen Landschaft für Bernburg, auf Hohen-Erxleben bei Bernburg .	76	3. März „
3. Frhr. v. Hoverbeck gen. v. Schönaich, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, auf Tromnau, Kreis Rosenberg	82	29. März „
II. Ehrenritter.		
1. v. Seel, Hauptmann a. D., auf Mertschütz bei Jauer	587	14. Jan. „
2. v. Erxleben, Major a. D. und Dombechant, auf Selbelang, Kreis Westhavelland	249	29. Jan. „
3. Frhr. v. Klopmann, Landhofmeister des Kurländischen Ober-Hofgerichts und Präsident des evang.-lutherischen Consistoriums, zu Mitau in Kurland	112	1. Febr. „
4. v. Salviati, Geh. Legationsrath a. D., zu Weimar	455	14. Febr. „
5. v. Kleist, Landschafts-Deputirter, auf Wendisch-Tychow, Kreis Schlawe	385	26. Febr. „
6. Frhr. v. Krassow, Königl. Schwed. Oberst-Lieut. a. D., auf Pansewitz, Kreis Rügen	306	4. März „
7. v. Tschirschky, Geh. Regierungs-Rath und Landrath a. D., auf Wanscha, in der Königl. Sächsischen Oberlausitz	520	5. März „
8. v. Hinckeldey, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rath und General-Polizei-Director, zu Berlin . . .	931	10. März „
9. Graf v. Hardenberg, Seconde-Lieutenant a. D., zu Breslau	353	11. März „

*) Die **Nekrologe** der Herren Johanniterritter können nur dann in der „Berliner Revue" erscheinen, wenn die Hinterbliebenen die Güte haben, dem Central-Bureau des Johanniter-Ordens hierselbst, oder der Redaction der „Berliner Revue" die nöthigen Notizen einzusenden.

Wappen-Sagen.

Krosigk.

Das ist ein bunt Gewimmel
Zu Merseburg am Dom,
Und hundert Fähnlein spiegeln
Sich in der Saale Strom.

Es hat der deutsche König
Geladen zum Turnei,
Froh eilt der deutsche Adel
Zum Waffenspiel herbei.

Auf Helm und Schilde blitzen
Die Wappenzeichen bunt
Und geben trotz der Rüstung
Den Stamm der Träger kund.

Sie reiten in die Schranken,
Gehüllt in Erz und Stahl,
Vom Söller blinkt hernieder
Manch süßer Augenstrahl.

Es geht ein froh Geflüster
Im Kreis von Mund zu Mund
Und nach dem Wappenzeichen
Wird jeder Name kund.

Doch sieht man auch noch Waffen,
Darauf das Zeichen fehlt,
Noch hat nicht jeder Edle
Sein Wappenbild gewählt.

Da reitet in die Schranken
Ein eherner Coloß,
Er sitzt wie angegossen
Auf seinem schwarzen Roß;

Aus seinem Helmkamm raget
Die Pflugschaar scharf und lang,
Drei gleiche, roth auf Silber,
Steh'n in dem Schilde blank.

„Wer ist der Riesenritter?
Welch seltsam Wappenbild?
Die Pflugschaar ziemt dem Bauern
Und nicht dem Ritterschild!"

So spotten sie und höhnen,
Da wird der Name kund,
In jähem Schreck erblichen,
Wird stumm manch kecker Mund.

„Oh Krosigk! edler Krosigk!
Was soll die Pflugschaar hier?
Nimm Dir ein ander Zeichen
Zu Deines Schildes Zier!"

So riefen Herrn und Damen
Dem edeln Krosigk zu,
Der lenkt' zum hohen Söller
Und ritt heran in Ruh;

Senkt sittig seine Lanze,
Schlägt dann den Helmsturz auf,
Und ruft mit lauter Stimme
Das stolze Wort hinauf:

„Ihr Damen, schöne Damen,
Laßt mir mein Wappenschild,
Die Pflugschaar steht mit Ehren
Auch in dem höchsten Schild."

„Vom Schwerte kommt der Adel,
Vom Schwert die Ritterkraft,
Doch von der Pflugschaar stammet
Des Reiches Freiherrnschaft!" *)

„Der Väter freies Erbe
Bau' ich mit meinem Pflug
Und frei ist alle Erde,
Die je mir Ernten trug;"

„Als deutscher Ritter führ' ich
So Schwert als Dolch zur Wehr;
Die Pflugschaar in dem Schilde,
Weil ich ein freier Herr!" —

Drauf grüßt der Krosigk sittig
Und ritt die Bahn entlang
Verdiente sich beim Stechen
Noch manchen Ritterdank. —

Die Krosigk sind noch heute —
Um tausend Jahre fern —
Im Kampfe gute Ritter,
Im Lande freie Herr'n!

---

*) Liber baro — Bauer.

Inserate.

Bekanntmachung.

Mehrere in- und ausländische best renommirte Leinen-Fabrikanten haben beschlossen, theils in der Absicht, einen größeren Absatz zu erzielen, theils auch, um dem Publicum wesentliche Vortheile bieten zu können, neben dem Verkauf im en gros auch einen detail-Verkauf zu etabliren und durch diesen die Waaren zu en gros Preisen abzugeben. Da dieselben außerdem ihre Waaren 10 pCt. billiger geben, wie jeder andere Grossist, und der Wiederverkäufer mindestens auch 15 pCt. verdienen muß, so erwächst durch diesen Verkauf dem Publicum ein

Gewinn von wenigstens 25 Procent

und wird außerdem den Käufern eine directe Garantie für wirklich rein Leinen gegeben.

Da für Berlin nur eine derartige Niederlage ist, liegt es im Interesse eines verehrten Publicums, genau die Adresse merken zu wollen.

Bezugnehmend auf obige Bekanntmachung empfiehlt sich die

Haupt-Niederlage in- und ausländischer Leinen-Waaren,

Charlottenstraße 34, neben der Ecke der Behrenstraße,

mit einem vollständig sortirten Lager aller Gattungen Leinen, Bett-, Tisch- u. Handtücher zu **außergewöhnlich** billigen Preisen, wie nachstehender Preis-Courant beweist:

Haus-Leinen, 50—52 Berl. Ellen enthaltend, von 6, 7, 8, 9—10 Thlr.

Herrenhuter Leinen zu Bettwäsche 7—12 Thlr.

Creas-Leinen von 6½, 7, 8, 9—15 Thl.

Hanfgarn-Leinen von 7—15 Thlr.

Bielefelder Leinen von 7—30 Thlr.

Holländisch Leinen zu Oberhemden, von 10—50 Thlr.

Handtücher, à Stück 2 Ellen lang, ½ Dutz. von 22½ Sgr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr. u. s. w.

Tischtücher jeder Größe, das Stück von 8 Sgr.

Servietten, ½ Dutz. von 22½ Sgr.

Inlett, Ueberzug und **Bettdrell,** à Elle von 3 Sgr. an.

Damast-Handtücher u. dergl. **Gedecke mit 6** und **12 Servietten** von 3 Thlr. an.

Wirklich rein Leinen-Taschentücher mit auch gänzlich ohne Appretur, ½ Dutz. von 22½ Sgr., 1—5 Thlr.

Batist-Leinentücher elegant in einem Carton verpackt, ½ Dtz. von 1½—8 Thlr.

So auch das vollständigste sortirte Lager fertiger Wäsche, als: Herren- und Damen-Hemden von Leinen und Shirting, Oberhemden nach den neuesten Façons unter Garantie des Gutfitzens ½ Dtzd. 2½—30 Thlr.

Charlottenstraße 34, neben der Ecke der Behrenstr.

EAU de LIS.

Extra feinster Schönheitssaft,

(nicht mit der sogenannten Lilionese zu verwechseln),

wird unter Garantie des Erfolges verkauft. Alle Tage einige Tropfen angewendet, macht die Haut blendend weiß, schützt und entfernt **Sommersprossen — Sommerbrand — Sonnenstich — Boutons — Pusteln — Schwinden — Kupferausschlag — Hitze — Leberflecken — bleiche und kränkliche Gesichtsfarbe,** das Gesicht bekommt und erhält durch Anwendung ein jugendliches, gesundes Aussehen und eine zarte Röthe. Nur allein in Deutschland ächt zu haben, à Flacon 20 Sgr., 3 Flacons 1 Thlr. 15 Sgr.; grand Flacon 1 Thlr. 10 Sgr., 3 Flacons 3 Thlr., in rosa und weiß, bei

LOHSE, Jägerstrasse 46 in Berlin, **Maison de Paris.**

Briefe frei, Emballage wird nicht berechnet.

Nur für die aus meinem Hause bezogenen Artikel kann ich Garantie leisten, da meine Firmasignatur „LOHSE" von Handeltreibenden nachgemacht wird, um das Publicum durch äußerliche Nachahmung zu täuschen. Niederlagen existiren nirgends in den Provinzen.

Es ist zu verkaufen: **Ein herrschaftliches Haus mit Garten,** in der Nähe des **Kammergerichts,** in Berlin. — Anzahlung 6—8000 Thlr. — Zahlungsfähige Selbstkäufer haben sich zu wenden an den Cand. der Staatswissenschaften und Administrator H. Jüngling in Berlin, Mohrenstr. 58. — Geschäftsstunden an Wochentagen von 8—3 Uhr.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Zwanzigstes Capitel.

Das Geheimniß von Perleberg.

Das Jahr 1809 neigte sich dem Ende zu, Napoleon Bonaparte hatte noch ein Mal gesiegt; von den blutigen Schlachtfeldern Spaniens, wo er eine reiche, aber unfruchtbare Lorbeer-Ernte gehalten, stürmte der französische Cäsar nach Deutschland, um dort den patriotischen Aufschwung Oesterreichs niederzuschmettern, der ganz Deutschland mit sich fortzureißen drohte. Der Muth und der Patriotismus Oesterreichs unterlagen bei Eckmühl und Regensburg der Tapferkeit der Franzosen und dem Feldherrn-Genie Napoleon's, der als Sieger einritt in Wien zum zweiten Male. Zwar fesselte in der großen Aspernschlacht am blutigen Maientag Erzherzog Carl den Sieg an Habsburgs Fahnen und erstritt unsterblichen Ruhm für Oesterreich und sich selbst, aber der bei Aspern geschlagene Napoleon raffte sich auf wie ein gereizter Tiger zu dem Riesensprunge von Wagram, jene auf dem Maienfeld bei Aspern frisch erblühten Hoffnungen mit einem Schlage niederschmetternd. Alle deutschen Hoffnungen versanken in der Nacht des Friedens von Wien, der Oesterreich an den Siegeswagen des Imperators fesselte.

Der Wiener Friede brach die Felsenwälle Tyrols, jener festen Burg der Treue für das Haus Oesterreich, aber die Kugeln, die auf der Schanze zu Mantua das Herz des Sandwirths durchbohrten, tödteten die Treue Tyrols nicht; der Wiener Frieden setzte den König Jerome wieder auf seinen Präfecten-Thron in Kassel, den des Freiherrn von Dörnberg kecker Versuch im ersten Anlauf umgeworfen; der Wiener Frieden jagte den Welfensohn Friedrich Wilhelm, den Herzog von Braunschweig-Oels, durch die deutschen Lande, es war eine Löwenjagd auf den letzten Enkel Heinrich's des Löwen, breite Blutspuren bezeichneten den Gang, den sie genommen, aber der Löwenherzog ließ sich nicht fangen, er stieg zu Schiff mit seinen Schwarzen und segelte nach Eng-

land, von wo aus er den Erbfeind so bald als möglich wieder anzufallen dachte mit dem alten Löwengrimm. Der Wiener Frieden knickte im Sommer alle Blüthen, die im Lenz so lustig sich erschlossen.

Auch Preußen empfing eine tiefe Wunde im Jahre 1809; der Untergang des Majors von Schill und seiner tapferen Schaar, die ihr regelloses, tollkühnes und doch so hochherziges Unternehmen büßten zu Stralsund, wo sie ein Ende mit Schrecken fanden, ein Ende mit Schrekken, wie es Schill in seinem Wahlspruch dem Schrecken ohne Ende vorgezogen. Aber mochte aus neuen Wunden Preußen bluten, das Blut jener edeln, wenn auch irregeleiteten Helden war nicht vergebens geflossen für König und Vaterland; über die preußischen Herzen kam mehr und mehr die Zuversicht, und viele Augen öffneten sich, die bis dahin geschlossen gewesen.

Alle Anstrengungen waren gescheitert, Napoleon Bonaparte war Sieger geblieben, aber wer zu sehen wußte, der sah, daß die Kämpfe des Jahres 1809 von einer ganz anderen Natur waren, als die früheren. In den Kämpfen dieses Jahres zeigten sich die Anfänge der Verbindung der Dynastieen mit ihren Völkern zum gemeinsamen Kampfe gegen die Revolution und ihren großen Träger und Führer; der erste Versuch dieser Verbindung, die noch nicht ganz in's allgemeine Bewußtsein übergegangen, war gescheitert, aber es lebte in allen Herzen ein Gefühl, daß dieser Versuch sich wiederholen werde, bis er zum Siege, zur Befreiung von dem Napoleonischen Joche führe.

Das war der Gewinn aus den Blutströmen des Jahres 1809.

Für Preußen war der Gewinn größer, als man damals im Allgemeinen wenigstens ahnete, sein Einsatz war viel kleiner gewesen, als der Oesterreichs, aber eben darum hatte es sich seine Existenz erhalten, die auf dem Spiel stand, und mit dieser war seine und Deutschlands Zukunft gerettet. Noch war der französische Einfluß mächtig im Staate des großen Friedrich, und die fremde Kaiserpolizei bewachte argwöhnisch jedes Vorkommniß, aber die fremden Truppen hatten doch das Land geräumt, und allgemach begannen die preußischen Behörden wieder ihre lang gehemmte Thätigkeit. Es lag in den Verhältnissen, daß noch immer vielfache Rücksichten auf Frankreich genommen werden mußten, daß man über Vieles hinwegsehen und Manches schweigend dulden mußte, was man verdammte und verwünschte; aber es ging ein frischer Zug neu erwachten Lebens durch die Herzen, und die Hoffnung ward groß in den Städten, wie auf dem Lande. Die Französisch-Gesinnten wurden instinctmäßig stiller und kleinlauter, sie begannen, ohne eigentlich angegriffen zu werden, den Druck zu fühlen, den die patriotische Verachtung auf sie warf. In den kleinern Städten namentlich zeigte die Art und Weise, in welcher die neue Gesetzgebung gehandhabt wurde, wie stark der patriotische preußische Sinn bereits geworden; durch die Wahlen, welche die neue Städteordnung veranlaßte, wurden die französisch Ge-

sinnten fast aller Orten ausgeschlossen, von den Aemtern der Gemeinde, die patriotischen Männern übergeben, in jener Zeit einen neuen mächtigen Schutz und eine neue starke Waffe für die wiedererwachte alte Liebe zu König und Vaterland bildeten. Alles das war der hohen und geheimen Polizei der französischen Regierung nicht unbekannt, denn sie hatte leider Leute genug in ihrem Solde, die diese neuen Erscheinungen ziemlich richtig zu würdigen wußten, und darum verdoppelte sie in jener Zeit gerade ihre Wachsamkeit und die Zahl ihrer Spione.

Es war in jener wunderbaren, still bewegten Zeit, in der letzten Hälfte des Novembers 1809, die Mark und Berlin rüsteten sich zum Empfang des geliebten Königspaares und der Königlichen Familie, die nach dreijähriger Abwesenheit heimkehren sollten in die Hauptstadt; es gab sich in allen Kreisen eine freudige Rührung kund, die gar nichts gemein hatte mit den Erscheinungen, die sonst bei solchen Gelegenheiten an den Tag zu treten pflegen. Die schweren Prüfungen der letzten Jahre hatten die Flitter abgestreift zumeist, was noch glänzte war wirklich lauteres Gold oder probemäßiger Stahl; es war in den Herzen der Preußen damals ein so inniges Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit ihrem Könige, und dieses Gefühl war so in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß das preußische Volk sich damals wirklich als eine Familie fühlte mit seinem Könige, seinem Vater, mit seiner Königin, seiner Mutter. Aus diesem Gefühl heraus sind gewaltige Thaten vollbracht worden.

Die Ritterschaften, die Städte und die Landgemeinden bereiteten dem König und der Königin den Empfang, den ein heimkehrender Vater, eine heimkehrende Mutter nach längerer Abwesenheit im Kreise liebender Kinder findet.

Man erwartete die Ankunft des geliebten Königspaares im Anfang des December, aber schon Wochen vorher beherrschte eine freudige Bewegung alle Stände der Hauptstadt. Mitten in dieser patriotischen Rührung treuer Preußen finden wir den Grafen d'Anéthan d'Entragues wieder zu Berlin; er bewohnt die von uns früher geschilderten Zimmer des Geheimen Rathes von Beireis in dem mesquinen Hause auf der Zimmerstraße. Er bewohnte sie allein mit Mademoiselle Cephyse, denn der Geheime Rath war seit Monaten von Berlin abwesend.

Der Graf sitzt in dem Empfangzimmer des Geheimen Rathes am Schreibtisch und schreibt eilig einige Zeilen, Mademoiselle Cephyse steht vor ihm, so dicht in Mantel und Schleier gehüllt, daß man aus diesem Anzug, auch ohne den kleinen Reisekoffer, der neben ihr am Boden stand, ersehen konnte, daß sie zu einer Reise gerüstet sei.

Der Graf brach den Zettel, auf den er wenige Zeilen geschrieben, in dreieckiger Form zusammen, reichte ihn der Dame und sagte freundlich: „Diesen Zettel wollen Sie dem Mann geben, der Ihnen das Erkennungswort giebt; Sie werden ihn auf der offenen Landstraße finden,

er wird an Ihren Wagen kommen und fragen: „Sind Sie es, liebe Cousine?“ Auf ihre Bejahung wird er Ihnen das Erkennungswort geben und Sie ihm diesen Zettel, darauf wird er Sie einladen, in seinen Wagen zu steigen, Sie werden dieser Einladung folgen, er wird Ihren Kutscher bezahlen, der sich schon darauf freut, daß er nicht den ganzen Weg zu fahren braucht, weil ich ihm gesagt habe, daß Ihnen ein Verwandter wahrscheinlich entgegen kommen werde. Folgen Sie den Anordnungen Ihres angeblichen Verwandten, bis ich zu Ihnen komme, was spätestens übermorgen der Fall sein wird. Sie kennen die Belohnung, die Ihrer wartet? noch einmal Gehorsam und Vorsicht, liebe Cephyse!“

Ein gleichmüthiges „Pah!“ war Alles, was die Pariserin auf diese längere Rede antwortete, dann nahm sie einen ziemlich gleichgültigen Abschied von dem Grafen, der nun die Thür öffnete, den kleinen Koffer in die Hand nahm und ihr voran die steile Treppe hinabstieg. Unten hielt in der Dunkelheit ein kleiner, leichter, mit zwei Pferden bespannter Wagen. Der Graf stellte den Koffer hinein, half dann der Dame einsteigen und empfahl sie dem Kutscher mit den banalen Redensarten.

Der Wagen rollte davon, und der Graf kehrte in die einsame Wohnung des Geheimen Rathes zurück.

Als sich der Graf oben allein sah, gab sich in seinen Gesichtszügen sowohl, wie in seinen hastigen Bewegungen, eine gewisse Aufregung kund, die er, bis dahin, der Dame wegen, mit Mühe unterdrückt haben mochte. Er ging in dem Schlafzimmer des Geheimen Rathes mit großen Schritten auf und ab und begann halblaut mit sich selbst zu sprechen.

„Er muß,“ sagte er, „spätestens morgen um diese Zeit hier eintreffen; dieser theure Herr Beireis ist in der That unbezahlbar, der Dienst muß ihm eine starke Belohnung eintragen, er verdient eine sehr starke Prämie, hm! Ich möchte aber doch nicht, gleich ihm, mit dem Opfer Tage lang in einem Reisewagen allein zubringen, ich glaube doch, daß das meine Nerven sehr angreifen würde; freilich weiß er ja nicht, was ich mit dem Manne vorhabe, hm! Es ist doch eine böse Geschichte, aber es muß sein, in Paris will man die Depeschen und Papiere dieses Mannes, ich aber will mehr. Das Wagestück wäre auch ohne meine kleine Abänderung zu groß, man bekommt dieses Mannes Papiere nicht so leichten Kaufs, ich kenne seinen stiernackigen Trotz. Hoffentlich wird Beireis keine Mühe sparen, ihm solche Angst einzujagen, daß er blind in meine Falle rennt! Doch ich kann mich auf Beireis verlassen, eben so sicher, wie auf diesen Herrn Kleiber. Teufel, ist das ein schmutziger Schurke, ich kenne doch manchen Hallunken in der Welt, aber eine so schmutzige Bestie ist mir doch noch nicht vorgekommen! Nun, mein edler Lord, wir werden uns sehr wundern beim Anblick alter Freunde! Hoho! es ist nicht immer ganz ungefährlich, Mylord, über gefällige Ehemänner

zu jubeln beim Punsch! Oh! mit diesen Händen ihn erwürgen, welche Wollust!"

Der Graf sagte das ganz leise, aber er hörte es doch selbst, und er schauderte vor dem Klange seiner Stimme, er schauderte vor seinem Anblick, denn er erblickte sich im Spiegel und war sehr bleich, Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, seine Züge waren häßlich verzerrt und die Hände krampfhaft geballt.

Noch einen Augenblick, der Graf hatte seinen Schauder überwunden, er lächelte spöttisch, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte mit leisem Hohnlachen: „So sieht ein Mörder aus, angenehm ist der Anblick eines solchen Gesichts nicht, aber —"

Er wendete sich ab und ging ruhiger als bisher auf und nieder, plötzlich sagte er ganz laut: „Warum bin ich doch mir selbst ein Räthsel in so vielen Dingen? warum hilft kein Nachdenken und warum kann ich's durchaus nicht ergründen, was mich zu so wüthendem Haß gegen diesen Menschen entflammt? Aber mein Blut geräth in Wallung, wenn ich nur sein hochmüthiges Gesicht voller Sommersprossen denke! Seine Beleidigung gegen mich, pah! er kann nicht anders als sich berechtigt glauben zu den Ausdrücken, die er gebraucht hat, Cephyse hat ihn nicht unerhört entlassen und er glaubte, sie sei Claire, aber was kümmert mich Cephyse? was kümmert mich eigentlich Claire? Und doch, käme er nach England zurück und fände er Claire" — der aufgeregte Mann schwieg plötzlich still und erst nach einer langen Pause sagte er leise: „Er wird nicht nach England kommen, er wird Claire nicht finden!"

In dem Augenblick aber, in welchem der Graf diese Worte sprach, übergoß ein glühendes Roth sein Gesicht, mit einer blitzschnellen Bewegung war er an dem Nachttisch des Geheimen Raths, er ergriff ein Pistol, das daselbst lag, und streckte es einer Gestalt entgegen, welche geräuschlos die Tapetenthür, die in das innere Zimmer führte, geöffnet hatte und in einen Mantel gehüllt auf der Schwelle stehen geblieben war.

„Sind Sie toll, Herr Graf?" rief der Geheime Rath von Beireis, als er die Mündung einer Pistole auf sich gerichtet sah, und warf den Mantel von sich.

„Sie haben mich belauscht?" fragte der Graf lauernd und grimmig zugleich, ohne sein Pistol zu senken.

„Legen Sie das gefährliche Spielzeug fort, Herr," entgegnete der Geheime Rath ärgerlich, „es ist jetzt keine Zeit zu dergleichen Scherzen. Wollen Sie Ihren Bundesgenossen in dessen eigener Wohnung mit dessen eigener Pistole erschießen? Machen Sie dem Herrn Polizei-Präsidenten Gruner dieses Vergnügen!"

Der Graf legte das Pistol wieder auf den Tisch, aber er wiederholte die Frage: „Haben Sie mich belauscht?" wenn auch im andern Tone als vorher.

„Ich habe Sie nicht belauscht, Herr Graf," erwiederte der Geheime Rath, jetzt näher tretend, „ich hörte Sie sprechen, aber ich habe nichts verstanden. Doch genug davon, ich dächte, Sie hätten jetzt nach andern Dingen zu fragen?"

„Ich will Ihnen glauben, daß Sie nichts gehört haben!" sagte der Graf noch immer mißtrauisch jeden Zug in dem Gesichte des Geheimen Raths belauernd.

„Weil Sie müssen, mein bester Graf," lächelte Beireis, „aber noch einmal," setzte er ernst hinzu, „auf mein Wort, ich habe nichts von Ihrem Selbstgespräch verstanden; gewöhnen Sie sich die Selbstgespräche ab, mein Herr, wenn ich Ihnen rathen darf, sie können gefährlich werden; ich weiß, was Sie sagen wollen, Leute wie wir haben einen unwiderstehlichen Trieb zu Selbstgesprächen, der Mensch ist von Natur eine schwatzhafte Bestie und da wir Andern so viel verschweigen müssen, so plaudern wir gern mit uns selbst."

Während der Geheime Rath so sprach, hatte d'Anethan seine Selbstbeherrschung vollständig wieder gefunden und sich gesagt, daß ihn Beireis wahrscheinlich belauscht habe, daß indessen damit nichts geändert werde, wenn er mit ihm habere. Kurze Ueberlegung sagte ihm, daß der Geheime Rath nicht zurück könne, selbst wenn er wolle, deshalb sagte er jetzt im ganz andern Tone als vorher: „Entschuldigen Sie, Herr von Beireis, diese verwünschten Selbstgespräche! Sie haben sehr recht, man muß sie sich abgewöhnen; doch zur Sache, ich erwartete Sie eigentlich erst morgen."

„Ich weiß es, aber unsere frühere Ankunft hier wird nichts ändern, denn der Lord ist sehr angegriffen und will morgen hier Rasttag halten, wir fahren erst gegen Abend weiter."

„So werden Sie aber am hellen Tage dort ankommen!"

„Ich werde den Lord bis zur Dämmerung aufhalten," entgegnete Beireis zuversichtlich, „der Mann ist leidend, die letzten Ereignisse in Oesterreich haben ihn in eine große Aufregung versetzt, er sieht überall französische Spione und ich habe sehr leichtes Spiel gehabt mit ihm. Ich fürchte mich zur Gesellschaft mit. Seit Sie mir den Brief von dem Herzoge von Braunschweig schickten, vertraut er mir unbedingt, er hält mich für einen Agenten des Braunschweigers, dem die französische Polizei eben so auf den Fersen ist, wie ihm. Hier in Berlin hält er sich zwar nicht für sicher, aber doch für sicherer, als auf der Landstraße; dennoch würde er nicht einen ganzen Tag hier verweilen, wenn er nicht wirklich fieberkrank und sehr matt wäre. Doch, entschuldigen Sie mich, Herr Graf, ich glaube nicht, daß es schicklich ist, Mylord so lange allein zu lassen, darf ich fragen, ob Alles bereit ist?"

„Es ist Alles bereit!" entgegnete d'Anethan ernst.

„Und es bleibt bei Ihrer schriftlichen Instruction?"

„Es bleibt dabei, Sie haben dort nichts zu thun, als den Herrn bis zur Abenddämmerung aufzuhalten!"

Der Graf schwieg, der Geheime Rath sah ihm steif ins Gesicht, dann fragte er: „Und dann?"

„Wie?" entgegnete der Graf, sichtlich zerstreut.

„Ich meine nachher," drängte der Geheime Rath, „es ist ein Grenzort, man wird mich ausfragen, verhaften!"

„Ah!" entgegnete der Graf lebhaft und sich zusammennehmend, „Sie schicken nach dem Commandanten, legitimiren sich in Ihrer amtlichen Eigenschaft und verlangen, daß man Sie nach Berlin führt, dem Polizei-Präsidenten übergeben Sie diese Zeilen und lassen sich von ihm nach Dresden einen Postpaß geben. Dort sehen wir uns wieder."

Der Graf reichte dem Geheimen Rath ein Papier, das er aus einer kleinen Brieftasche nahm, die er in einer Tasche trug, welche auf der innern Seite seiner Weste angebracht war.

Der Geheime Rath nahm das Blatt, überflog es und sagte mit einiger Befriedigung: „Gut, es ist von ihm selbst!" Gleich darauf aber schüttelte er den Kopf und meinte: „Wie aber, Herr Graf, wenn der preußische Commandant meine Person nicht respectirt?"

„Er wird Sie nicht massacriren!" entgegnete d'Anethan mit leisem Spott.

„Bah! aber gefangen halten!" rief der Geheime Rath.

„Er muß Bericht erstatten an seine Behörde und Sie sind gerüstet!" antwortete der Graf und zeigte auf das Papier, welches der Geheime Rath noch in der Hand hielt. „Sie können es im Fall der Noth auch schon dem preußischen Commandanten dort zeigen."

Beireis nickte, diese neue Weisung schien ihn völlig zu beruhigen, er legte den Talisman seiner Sicherheit sorgfältig in eine Tasche, die an einer goldenen Kette auf seiner bloßen Brust hing und knöpfte Hemd und Weste sorgfältig darüber zu.

Noch ein Mal fragte Beireis, ehe er sich verabschiedete: „Sind Sie auch völlig der Leute sicher, Herr Graf, die Sie benutzen wollen? mißtrauen Sie den Preußen, weder Sie noch mich schützt irgend ein Papier, mag ein Namen darauf stehen, welcher will, wenn nun in dem Nest das Mißtrauen erwacht und Er etwa die Hülfe der Bewohner anrufen sollte. Die Behörden können wir zwingen, sich zu beugen, gegen den Franzosenhaß der Bevölkerung, wenn er ein Mal wachgerufen, haben wir keinen Schutz!"

„Doch, doch," versetzte der Graf hastig, „die Grenze ist nahe, und —"

Da trat der Geheime Rath einen Schritt zurück und sagte ernst: „Das ist nicht anständig, Herr Graf, Sie wollen mich täuschen in einer Angelegenheit, in der auch ich mein Leben auf's Spiel setze; ich weiß, daß Sie an der Grenze keine bewaffnete Macht zur Verfügung haben,

mich zu schützen; Sie können dort keine haben, denn man wird nicht wagen, das Stück von Ettenheim noch ein Mal in Scene zu setzen. Doch, ich dringe nicht weiter in Sie, ich wollte auch gar nichts wissen, sondern lediglich Sie warnen, den Franzosenhaß dieses Volkes zu wecken."

Der Graf wurde, namentlich bei der Erinnerung an Ettenheim, bald blaß, bald roth, es war eine mühsam erzwungene Fassung, mit welcher er von Beireis Abschied nahm. Dieser kehrte voll schwerer Besorgnisse in den Gasthof zurück, in welchem er mit dem Lord Bathurst abgestiegen war. Beireis fühlte eine Art von Reue, daß er sich in das Unternehmen eingelassen, er ahnte große Gefahren für sich, und er liebte sich selbst sehr zärtlich.

Lord Bathurst war in der Zeit des letzten Krieges bei dem österreichischen Ministerium als englischer Geschäftsträger accreditirt gewesen, die französische Regierung wollte die Relationen kennen lernen, Napoleon traute Oesterreich noch nicht recht, deshalb gab er seiner Polizei Befehl, sich des Lords und seiner Papiere zu bemächtigen. Es war Beireis gelungen, der sich seit einigen Wochen in Wien befand, um Lord Bathurst auszukundschaften, das Vertrauen des Engländers zu gewinnen. Gemeinschaftlich wollten beide über Breslau, Berlin und Hamburg nach England reisen. In Oesterreich konnte sich die französische Polizei des englischen Geschäftsträgers nicht bemächtigen, auf dieser Reise aber konnte sie es, und sie war entschlossen dazu; deshalb wurde Beireis der Reisegefährte des Lords. Der Geheime Rath war außerordentlich unzufrieden mit dem Grafen, er hatte nur einige Worte von dem Selbstgespräch belauscht, aber wenn er sie zusammenhielt mit der Aufregung, die der sonst so kühle und schlaue Agent gezeigt, so konnte er sich ängstlicher Sorgen nicht erwehren.

War Beireis unzufrieden mit dem Grafen, so war es dieser nicht minder mit ihm; der Graf wußte, daß er sich in seiner Aufregung, welcher er doch nicht Herr zu werden vermochte, mehr als nöthig gegen seinen Cumpan bloßgegeben, und das ärgerte ihn mehr, als es ihn ängstigte; er glaubte sich auch mehr von dem Geheimen Rath belauscht und durchschaut, als wirklich der Fall war. Doch faßte er sich bald wieder, und als es etwa eine Stunde nach dem Weggang des Geheimen Raths zweimal klingelte an der äußern Thür, öffnete er mit vollkommener Ruhe einem Manne, der ihm sehr cordial die Hand schüttelte, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen.

Dieser Mann, der ein Aussehen von Respectabilität und Einfalt, von Bescheidenheit und Wohlwollen zur Schau trug, das selbst gewiegte Menschenkenner getäuscht haben würde, war einer der schlauesten Agenten der kaiserlichen Polizei; er bekleidete für jetzt die Stelle eines Bedienten bei Lord Bathurst und war zu Wien in dessen Dienste getreten auf gewichtige englische Empfehlungen, in welche der Lord unmöglich Mißtrauen setzen konnte. Dieser Agent hatte ganz besonders den Auf-

trag, Beireis zu beobachten. Etwa eine Stunde blieb er in geheimer Conferenz mit d'Anethan. Er schied mit den Worten: „Lassen Sie mich nur machen, mein Herr Graf, haben Sie keine Sorge, dieses deutsche und englische Vieh weiß ich zu tractiren, verlassen Sie sich auf mich, wenn das Licht an dem Fenster erscheint, soll er kommen!"

„Sobald wir uns in Dresden sehen, zahle ich Ihnen noch zwanzig Napoleons aus meiner Tasche, außer der Gratification des Ministers!" flüsterte ihm d'Anethan zu und ließ ihn hinaus.

Der Graf schlief einige Stunden auf dem Bette des Geheimen Rathes, aber gegen sieben Uhr Morgens, es war noch völlig finster, war er bereits wieder vollständig angekleidet. Er verließ das Haus in der Zimmerstraße, in einen kurzen Pelzmantel gehüllt und eine Pelzmütze mit Klappen auf dem Kopfe, sein klirrender Schritt auf der Treppe verrieth, daß er gespornt.

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, Sonnabend, den 25. November 1809, als eine vierspännige Extrapost-Chaise vor dem Postgebäude in Perleberg, der alten Hauptstadt der Prignitz, hielt. Zwei Reisende und ein Bedienter verließen den Wagen, welcher der Bewachung des Briefträgers Schmidt empfohlen wurde, während die Herrschaften in das Posthaus traten, um einige Erfrischungen zu nehmen und sofort frische Pferde zur Fortsetzung ihrer Reise nach Hamburg zu bestellen.

Die Herrschaften kamen von Berlin und schienen in großer Aufregung, wenigstens flüsterten sie viel und anscheinend ängstlich mit einander in der Passagierstube, in welcher sich außer ihnen noch zwei Juden befanden, welche ebenfalls mit Extrapost weiter wollten.

Nachdem sich die beiden Herren eine Weile lebhaft unterhalten hatten, bestellte der Bediente die Pferde ab; der ältere Herr aber befahl, daß man ihm ein vollständiges Mittagbrod aus dem nächsten Gasthofe hole, während der jüngere Herr seinen prachtvollen, mit violettem Sammet überzogenen Zobelpelz umwarf und zum Commandanten des Ortes geführt zu werden verlangte.

Das Dienstmädchen des Wagenmeisters und Briefträgers Schmidt, welches gewöhnlich für ihren Dienstherrn die Briefe austrug, führte den fremden Herrn sofort von dem Posthause nach dem Markt mit dem alterthümlichen Rathhause, der gothischen St. Jacobskirche und der steinernen Rolandssäule. Neben dem Rathhause, an der breiten Seite des Marktes, wohnte der Commandant von Perleberg, Capitain von Klitzing, aus einem alten, angesehenen und in der Prignitz selbst angesessenen Adelsgeschlechte. Der Commandant lag, den Hals dick umwunden, auf einem Lehnstuhl und war so heiser, daß er kaum laut genug sprechen konnte, um sich vernehmbar zu machen. Er staunte nicht wenig, einen fremden jungen Mann von stattlichem Aussehen bei sich eintreten zu sehen, der in einer Sprache, die aus schlechtem Deutsch

und noch schlechterem Französisch gemischt war, um seinen Schutz bat, da er sich selbst in dem Posthause der Stadt nicht sicher fühle.

Herr von Klitzing ersuchte den Fremden, der sich in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung befand und von Fieber oder Frost geschüttelt schien, Platz zu nehmen und ihm zu sagen, wen er fürchte.

Der Fremde setzte sich und erklärte, er werde von den Agenten der Französischen Polizei verfolgt, er könne es nur dem Zufall zuschreiben, daß er ihnen bis hierher entgangen, denn er habe Einen derselben schon vor Kyritz erkannt. Er habe Papiere von Wichtigkeit bei sich, welche er nicht in die Hände der Französischen Polizei fallen lassen dürfe, deshalb rufe er den Schutz der Behörde an.

Herr von Klitzing ging zuvörderst, um eine Tasse Thee zu bestellen, denn der Fremde zitterte und bebte vor Frost, dann zurückgekehrt bat er ihn, sich ihm zu eröffnen, damit er die nöthigen Maßregeln zu seinem Schutze treffen könne.

„Ich muß mich Ihnen und Ihrer Ehre anvertrauen," sagte der Fremde, „ich bin der Geschäftsträger Englands am Wiener Hofe Lord Bathurst und kehre unter dem Namen eines Kaufmanns Koch über Hamburg nach England zurück."

Zugleich reichte er dem Capitain ein Papier, aus welchem derselbe ersehen konnte, daß wirklich der englische Diplomat vor ihm saß. Herr von Klitzing, ein patriotischer Edelmann, der die Franzosen als Feinde seines Vaterlandes herzlich haßte, war augenblicklich entschlossen, den Briten zu schützen vor den Verfolgungen der französischen Polizei, deshalb schickte er sofort zwei Kürassiere als Sauve-Garde für den Lord und dessen Begleiter in das Posthaus. Er zweifelte nicht daran, daß die Angst des fremden Diplomaten wohlbegründet sei, denn er kannte die Frechheit der französischen Polizei, er wußte, was dieselbe sich noch immer in diesen Landestheilen Preußens, die eben erst geräumt worden waren, herauszunehmen pflegte. Zugleich erwog er, daß es der französischen Polizei nicht an Mitteln fehlen könne, sich der Papiere oder auch der Person des Lords mit Gewalt zu bemächtigen, denn namentlich diese preußischen Grenzlande wimmelten damals von schlechtem Gesindel, wie es große Heere als Bodensatz zurückzulassen pflegen, von Maraudeurs, Ueberläufern und Spitzbuben. Die Unsicherheit war bei der Machtlosigkeit der preußischen Behörden, die ja eben erst wieder in Function getreten und mit den ersten mühsamen Einrichtungen beschäftigt waren, so groß geworden, daß die Franzosen drohten, sie würden mobile Colonnen ins Land schicken, um dasselbe säubern zu lassen. Um diesen Affront und den übeln Folgen, die eine solche Maßregel nothwendig mit sich führen mußte, zu entgehen, erließen die Staatsbehörden die dringendsten Aufforderungen an alle Städte und Gemeinden, wachsame Polizei zu üben und mit äußerster Strenge zu verfahren.

Unter solchen Verhältnissen konnte die Angst, die der Lord zeigte, für den Capitain von Klitzing nicht so befremdend sein, wie sie uns heute dünken mag, französische Agenten konnten leicht durch einige entschlossene Kerle einen Reisewagen anhalten, die Reisenden ihrer Papiere berauben, oder sich selbst der Personen derselben versichern lassen. Nur begriff der Capitain nicht, daß der Lord in der Stadt Perleberg selbst etwas fürchten konnte, er suchte ihm Zuversicht einzusprechen und lud ihn endlich ein, die Nacht über in Perleberg zu bleiben und erst am andern Morgen die Reise fortzusetzen, da es ihm nicht wahrscheinlich dünkte, daß man am hellen Tage auf der Hamburg-Berliner Straße eine Gewaltthat wagen werde. Dem Lord aber schien, trotz seiner Furcht, auch wieder viel an der raschen Fortsetzung seiner Reise zu liegen, er sprach schnell und heftig und machte auf den festen, derben preußischen Offizier den Eindruck eines höchst aufgeregten, aber auch höchst überspannten Menschen. Herr von Klitzing hielt den Lord für krank und zwar mit gutem Grund, denn als bald darauf ein junges Mädchen eintrat, welches in der Familie, bei welcher der Capitain wohnte, die Wirthschaft führen half, und dem Lord Thee präsentirte, war derselbe kaum im Stande die Arme zu bewegen, um die Tasse zu ergreifen. Der Thee schien dem gequälten Diplomaten sehr wohl zu thun, das junge Mädchen, das etwas französisch verstand, unterhielt sich eine Weile mit ihm, auf Wunsch des Herrn von Klitzing, dem wegen seines geschwollenen Halses das Reden beschwerlich fiel. Der Fremde sagte ihr in seiner gebrochenen Weise, daß er sehr leidend sei und doch gleich abreisen müsse. Er war sehr dankbar für den Thee und wollte dem Mädchen ein Geldstück geben; da sie sich weigerte es anzunehmen, klopfte er sie auf die Schulter und sagte herzlich: „Du bist ein liebes, gutes Kind!“ Darauf aber nahm er hastig Abschied, zog seinen Pelz an und entfernte sich rasch.

Als der sogenannte Kaufmann Koch in das Postgebäude zurückkam, bestellte er zum zweiten Male Pferde, es war etwa fünf Uhr Nachmittags; als er aber mit seinem Reisegefährten eine kurze Unterredung gehabt, wurden die Pferde zum großen Mißvergnügen des Wagenmeisters wieder ausgespannt. Der Reisende ging unruhig in der Passagierstube auf und ab, während sein Gefährte ruhig bei seinem Nachtisch saß und der Bediente nachlässig an der Thür des Hauses lehnte.

Nach Verlauf einer Stunde etwa wurden zum dritten Male die Pferde bestellt und zugleich die beiden Kürassiere, welche der Commandant als Sauve-Garde geschickt, entlassen — aber zum dritten Male wurden die Pferde wieder ausgespannt.

Im Posthause wurde man unwillig über die Fremden, die so viel nutzlose Mühen und Störungen verursachten. Die Aufregung des jüngeren Reisenden schien zu wachsen, er knöpfte seinen grauen Rock mit schwarzen Schnüren fortwährend auf und zu; für die ehrlichen Perleberger Leute hatte sein ganzes Benehmen etwas Unheimliches, die Sauve-

garde, die der Commandant geschickt, hatte auch das Ihrige dazu beigetragen, die Neugierde rege zu machen. Die Dienstleute bewunderten die weiße Wäsche des Fremden, so wie die kostbaren Ringe und den Diamanten, der in seinem Jabot blitzte; dem Postsecretair fiel es auf, daß der ältere Reisende viel ruhiger als sein Gefährte war, auch machte es auf ihn den Eindruck, als sei es eben jener ältere Reisende, der den jüngeren von der raschen Fortsetzung der Reise abhalte.

Es war acht Uhr Abends, und die Juden, welche vor den beiden Reisenden angekommen, waren immer noch da, sie schienen einen Hauptgegenstand der Besorgnisse Jener zu bilden. Sichtlich wuchs die Ungeduld des sogenannten Kaufmanns Koch mit jeder Minute, und es schien, als ob sein Begleiter keinen weiteren Vorwand habe, die Abreise zu verzögern. Es wurden Pferde bestellt und zum vierten Male angespannt. Hastig ging der jüngere Reisende hinaus, so hastig, daß er, wie man später bemerkte, seinen kostbaren Zobelpelz vergaß, der in der Passagierstube liegen blieb. Der ältere Reisende und der Bediente folgten langsamer. Es war fast ganz finster, nur aus dem erhellten Flur des Posthauses fiel einiges Licht auf die Straße, wo der Wagen stand.

Der Reisende hatte kaum in seinem Wagen Platz genommen, als der Wagenschlag auf der andern Seite geöffnet wurde.

„Mylord, kennen Sie mich?“ fragte eine Frauenstimme leise.

„Claire, um Gottes Willen, Claire,“ entgegnete der Lord, „ich wußte, daß Sie in der Nähe, als ich Ihn heute sah.“

„Folgen Sie mir, Mylord,“ sagte die Frau, die Hand des Lords ergreifend, „Sie sind verloren, wenn Sie mir nicht augenblicklich folgen, ich will Sie retten!“

Ohne zu zögern sprang der Lord aus dem Wagen und entfernte sich, an der Hand der Frau, die hastig voranschritt, von seinem Wagen. Beide traten in die Thüre des alten Giebelhauses, das der Post gegenüber lag.

Eine halbe Minute später etwa stieg der ältere Reisende ein und sagte zu dem Bedienten, der die Wagenthür hielt: „Ich glaubte, Herr Koch sei schon eingestiegen, sehen Sie sich doch um, Hilpert, wo ist denn Herr Koch?“

Man glaubte anfänglich, Herr Koch sei in der Nähe, der Bediente ging um den Wagen herum, man wartete einige Augenblicke, man rief ihn, man suchte, die Postleute kamen mit Laternen, vergeblich!

Der ältere Reisende stieg nun ebenfalls wieder aus und befahl endlich, als alles Warten und Suchen umsonst, dem Bedienten, sich nach dem Hause des Commandanten zu begeben, und demselben von dem Vorfalle Anzeige zu machen.

In großer Eile und mit allen Zeichen wirklicher Besorgniß erschien der Commandant mit einigen Kürassieren; er ließ sich von dem ältern Reisenden, der große Angst und Besorgniß zeigte, berichten, und

führte denselben dann unter militairischer Begleitung in der Postchaise nach dem Wirthshaus zur goldenen Krone, wo er dem Reisenden und seinem Bedienten ein Quartier im zweiten Stock anweisen ließ und eine Wache vor die Thür stellte. In dieser Weise glaubte er für die Sicherheit der Fremden sorgen zu müssen.

Der brave Offizier war eben so entrüstet, als besorgt wegen des Fremden; er erklärte in seiner Wohnung, der Phantast sei wahrscheinlich in seiner krankhaften Besorgniß davon gelaufen und könne in der dunkeln Nacht Schaden nehmen, ja, sich selbst in die Hände seiner Verfolger liefern, wenn er eben wirklich verfolgt werde. Um das Mögliche zu thun, ließ er die Perleberger Bezirksvorsteher noch nach eilf Uhr wecken und beauftragte sie mit der Nachspürung nach dem verschwundenen Fremden. Diese guten Leute, kleine Bürger, die in jenen gefährlichen Zeiten eine Art städtischer Polizei bildeten, waren die ganze Nacht auf den Beinen, ohne irgend etwas zu entdecken.

Um dieselbe Zeit etwa, da der Capitain von Klitzing die Bezirks-Vorsteher wecken ließ, fuhren die beiden Juden, welche ebenfalls den ganzen Nachmittag, man weiß nicht recht warum, mit ihrer Abreise gezögert hatten, mit Extrapost weiter. Der Postillon, der sie fuhr, war nicht von Perleberg, sondern von Lenzen; der Weg war sehr schlecht, und trotz der vier Pferde sah derselbe sich genöthigt, kurz nachdem er die Stadt verlassen, sehr langsam zu fahren. Etwa eine Viertelstunde von Perleberg macht die Berlin-Hamburger Straße ein Knie. Als sich die Extrapost diesem Punkte näherte, bemerkte der Postillon, daß daselbst drei Personen, die er in der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte, am Rande des Grabens standen.

„Schwager!“ rief Eine der drei Personen dem Postillon zu, als der Wagen dicht heran war, „kannst Du nicht meine Cousine und ihren Mann bis nach Lenzen mitnehmen? Sie giebt Dir ein gutes Trinkgeld und Du kannst sie vor dem Thore aussteigen lassen!“

„Warum nicht? Wenn's die Herren, die ich fahre, zufrieden sind!“ antwortete der Postillon. „Aber aussteigen müssen sie vor dem Thore, daß ich mit unserem Secretair nicht in Ungelegenheiten komme.“

Einer der Juden, die im Innern des Wagens saßen, hatte schon den Schlag geöffnet und lud die in dunkle Kleider gehüllte Frauen-Gestalt ein, Platz zu nehmen. Dieselbe schien sehr erschöpft und machte erst die nöthige Anstrengung, um in den Wagen zu steigen, als ihr Begleiter, sie unterfassend, drohend flüsterte: „Nehmen Sie sich zusammen, Cephyse!“

Der Arm, mehr noch aber die drohende Stimme des Grafen d'Anethan d'Entraguès, denn er war es, welcher sprach, halfen dem Frauenzimmer, das an allen Gliedern zitterte, in den Wagen. Der Agent folgte ihr ohne Weiteres und schloß den Schlag des Wagens in einer Manier, die dem aufmerksamen Beobachter wohl verrathen hätte,

daß es sich hier nicht um ein zufälliges Begegnen, sondern um eine Verabredung handelte.

Der ehrliche märkische Bauernjunge freilich, der auf dem Bock saß, bemerkte nichts, als aber die dritte Person, die zurückblieb, sagte: „Glückliche Reise, liebe Cousine, fahr zu, Schwager!" da schlug dieser zwar auf seine Pferde, dem gegebenen Befehl mechanisch folgend, aber er murmelte vor sich hin: „Das Wetter muß drein fahren, wenn das nicht der verfluchte Kerl, der Rendant Kleiber von Perleberg, war; soll den französischen Kerl der Schwarze holen! den alten Hetzer den, und ich muß seine Cousine fahren!"

Während der Postillon so seinen von manchem Hü! und Ho! unterbrochenen Monolog hielt, eilte der alte Kleiber, der Postillon hatte ihn richtig erkannt, mit großen Schritten nach der Stadt zurück. Er fand die Straßen noch ziemlich belebt, denn im Deutschen Caffeehause war Ball, den Einige vom Adel aus der Umgegend veranstaltet hatten; dennoch erreichte der Rendant Kleiber, ohne Jemandem, der ihn gekannt hätte, begegnet zu sein, eine kleine Pforte in einer einsamen Gasse. Der Rendant öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, und schloß sie hinter sich; im Schatten huschte er an der Lehmwand des Gartens hin, in dem er sich befand, und kam so an eine Stallthür, die nur angelehnt war. Durch einen Stall und über einen finstern Boden, der eine ziemliche Ausdehnung hatte, gelangte der alte Mann, der überall trefflich Bescheid zu wissen schien und der eine Behendigkeit zeigte, die man auf den ersten Anblick nicht mehr bei ihm vermuthet haben würde, hinab auf einen stillen, von steilen Mauern umgebenen Hof, wo er eine Weile hoch aufathmend stehen blieb, bevor er die Hand auf die Klinke der Hausthür legte und dieselbe öffnete.

„Bist Du's, Vater?" fragte eine dünne Frauenstimme.

„Ich bin's, Frau!" entgegnete der Rendant leise.

„Alles gut gegangen?"

„Ja, Alles gut!"

Die Thür schloß sich hinter dem Eingetretenen.

Am folgenden Morgen machten die Bezirksvorsteher dem Commandanten in aller Frühe ihren Bericht und ließen dann den Stepenitz-Fluß, der durch die Stadt fließt, durch den Fischer genau untersuchen. Sie fanden nichts, keine Spur von dem Verschwundenen.

Gegen Mittag ging der Capitain von Klitzing zu dem Reisegefährten des Verschwundenen in das Gasthaus zur goldenen Krone; er hatte eine ziemlich lange Unterredung mit demselben und verließ das Gasthaus in einer Aufregung, die er vergeblich vor den Leuten zu verbergen trachtete.

Die kleine Stadt war bereits in großer Aufregung, die in den müßigen Stunden des Sonntags stieg; man glaubte in Perleberg, der Fremde, den man nur unter dem Namen des Kaufmanns Koch kannte,

sei ermordet und beraubt worden, man bezeichnete sogar ein übel berüchtigtes Haus, in welches man ihn gelockt haben sollte, und das Gerücht nahm zu den sonderbarsten Mitteln seine Zuflucht, um den Leuten die furchtbarsten Mordgräuel so gräßlich als möglich vorzumalen. Die ganze Bürgerschaft unterstützte den Bürgermeister und die Bezirksvorsteher in dem Bemühen, die Spuren des Verbrechens aufzufinden, doch glaubte man noch immer, es handle sich um den Mord eines Kaufmanns, um einen Raubmord, einen reinen Criminalfall. Erst als der Commandant von Klitzing, der am Sonntag Mittag, gleich nach seiner Unterredung mit dem Reisegefährten des Verschwundenen, der officiell Kaufmann Fischer genannt wurde, trotz seiner Krankheit Perleberg mit Courierpferden verlassen hatte und am Montag Abend zurückgekommen war, in einer Requisition an den Magistrat die beiden Fremden „Staatsgefangene“ nannte und zugleich eine scharfe Bewachung derselben anordnete, fing man an zu glauben, daß es sich hier um ein politisches Verbrechen handle.

Der preußische Officier, das preußische Gouvernement befand sich in einer äußerst unangenehmen Lage; der Reisegefährte des Verschwundenen war dem Capitain verdächtig geworden, er entsann sich einiger Ausdrücke, die der aufgeregte Lord bei seinem Besuche über den sogenannten Herrn Fischer hingeworfen, als er aber an jenem Sonntag Morgen Auskunft von ihm verlangt, hatte derselbe jede Auskunft kurzweg verweigert und sich endlich dem drohenden Andringen des preußischen Officiers gegenüber als eine Person legitimirt, gegen welche man damals in Preußen nicht weiter vorgehen durfte, ohne sich einer schweren Rache auszusetzen und sich in unabsehbare Verwickelungen zu stürzen. Deshalb war der Capitain sofort mit Courierpferden nach Berlin geeilt und hatte dem Gouverneur, General-Lieutenant von Lestoq Anzeige gemacht und um Verhaltungsbefehle gebeten. Es mußte mit der höchsten Vorsicht verfahren werden, weil man weder den mächtigen Kaiser und dessen Polizei reizen, noch auch durch furchtsame Lässigkeit das Ansehen der Königlichen Regierung compromittiren durfte. Man mußte in Berlin Winke erhalten haben, daß kein Mord an Lord Bathurst beabsichtigt worden sei, und Herr von Klitzing hatte die Ueberzeugung, daß der Lord nicht in so zauberhafter und ganz wunderbarer Weise von Niemandem bemerkt das Perleberger Territorium verlassen haben könne; er selbst, und durch ihn wahrscheinlich das Gouvernement in Berlin, war der Ansicht, der Verschwundene sei lebend oder todt noch in oder um Perleberg verborgen. Da man nun annehmen konnte, daß die französische Polizei bereits in den Besitz der Papiere gelangt, um die es ihr zu thun gewesen, so setzte man alle Mittel in Bewegung, um eine Spur des Verschwundenen zu finden, das war man dem Ansehen der Königlichen Regierung schuldig.

Man hat es an Anstrengungen nicht fehlen lassen; auf Anordnung des Herrn von Klitzing wurde seit dem 30. November die ganze Feld-

mark durchsucht, die Förster spürten das Terrain mit Hunden ab, die Stepenitz wurde abgelassen, man fand nichts. Bürger, Bauern, Förster und Jäger waren in Bewegung, auch um die Belohnung zu verdienen, die verheißen war; es war aber Alles umsonst.

Am zehnten December erst, also nach einer Art von Privathaft von funfzehn Tagen, verließ der Reisegefährte des Verschwundenen, von dem jetzt erst in Perleberg nach und nach bekannt wurde, daß es der englische Diplomat Lord Bathurst gewesen, die kleine märkische Stadt, die der Schauplatz eines Verbrechens geworden war, über dem noch heute der Schleier des Geheimnisses undurchdringlich ruht. Einige Tage nach der Abreise dieses sogenannten Kaufmanns Fischer ersah der wachsame Perleberger Bürgermeister aus dem Berliner Fremden-Anzeiger, daß in Berlin ein Kaufmann Krüger aus Perleberg angekommen sei; sofort schrieb er nach Berlin, da es einen Kaufmann Krüger in Perleberg nicht gäbe, so liege möglicher Weise eine Betrügerei vor. Darauf erhielt er von dem Berliner Polizei-Präsidenten Justus Gruner eine höflich dankende Antwort mit dem Bemerken, daß die Sache in Richtigkeit sei, denn der Begleiter des in Perleberg verschwundenen Kaufmanns Koch sei unter dem Namen Krüger mit einem Passe des Commandanten von Klitzing angekommen.

Am sechszehnten December fanden zwei Weiber im Quitzow'schen Tannenholz ein Paar graue Beinkleider, man glaubte, es seien das die Beinkleider des Lords; offenbar waren sie erst nach den großen Nachsuchungen dorthin gelegt, zu welchem Zweck? Wer will es sagen? Weiteres wurde nicht ermittelt.

Später ließ die kurmärkische Regierung dem Perleberger Magistrate durch den Landes-Director der Prignitz eröffnen, daß die Familie des verschwundenen Lords bei dem Schickler'schen Bankhause in Berlin fünfhundert Thaler für den hinterlegt habe, der über den Verschollenen genügende Auskunft geben könne. Es wurde eine Bekanntmachung erlassen, aber auch in dieser wurde dem Lord noch der Name Koch gegeben. Sie blieb ohne Erfolg, wie alle späteren Versuche, welche die Familie Bathurst machte, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, der das Ende des Lords dicht umgab.

Nur ein greller Lichtschein fällt in diese dunkle Nacht; der Pariser Moniteur meldete nämlich unter der Rubrik: „Berlin, den zehnten December", daß Herr Bathurst auf seiner Reise durch Berlin Symptome von Wahnsinn gezeigt, und daß er sich darauf in der Nähe von Perleberg selbst um's Leben gebracht. Diesen Artikel des amtlichen Organs der kaiserlichen Regierung brachte die Londoner Times vom 23. Januar 1810 mit der Bemerkung, daß man Grund habe, zu vermuthen, die französische Regierung habe den Tod oder das Verschwinden des Lord Bathurst veranlaßt, derselbe sei nicht wahnsinnig gewesen, er habe Berlin gesund verlassen, um sich über Hamburg nach England zu begeben,

er sei aber nicht in Hamburg angekommen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach in einer westphälischen Grenzstadt von französischen Soldaten aufgehoben worden. Man wisse nicht genau, was später geschehen, an Selbstmord sei nicht zu denken u. s. w. Schließlich erinnerte das englische Blatt noch an die Aufhebung des englischen Staatsboten Wagstaff fast in derselben Gegend, und des britischen Agenten Sir George Rumbold bei Hamburg, und meinte, man könne nicht zweifelhaft sein über den Urheber dieses neuen Verbrechens.

Diesen Artikel der Times theilte der Pariser Moniteur mit, aber mit folgender Note: „England allein erneuert unter den civilisirten Völkern das Beispiel, daß es Räuber besoldet und zu Verbrechen aufmuntert. Es geht klar und deutlich aus dem Berliner Bericht hervor, daß Herr Bathurst verrückt war. Es ist die Gewohnheit des britischen Cabinets, diplomatische Sendungen den thörichtesten oder verrücktesten Menschen aufzutragen, die es im Lande finden kann. Das diplomatische Corps Englands ist das einzige, in welchem man solche Narren findet."

Solche Noten schreibt kein Journalist, solche Artikel schmiedet kein Diplomat, der Verfasser dieser Note ist kein anderer als der Kaiser Napoleon selbst; er decretirte und dictirte, wie er diese Angelegenheit angesehen wissen wollte, officiell mußte man diese Ansicht über die Begebenheit theilen, so weit sein eiserner Wille reichte, und der reichte damals leider weit hinein nach Preußen. Das erklärt die Vorsicht und die Aengstlichkeit, mit der man bei dieser traurigen Gelegenheit verfuhr, zur Genüge.

Es heißt, Napoleon habe der Familie specielle Erlaubniß ertheilt, auf den Continent zu kommen und Nachforschungen nach der Leiche des Lords anzustellen; gewiß ist, daß im Frühling des Jahres 1810 mehrmals Engländer in Perleberg waren, die genaue Untersuchungen vornahmen und dabei von dem Kreisdirector von Rohr, dem Landrathe von Petersdorff und dem Perleberger Bürgermeister Stappenbeck eifrig unterstützt wurden. Aber auch diese Nachforschungen blieben ohne Resultat, wie alle früheren; erklärlich ist es, daß in allen Bekanntmachungen, die bei diesen Untersuchungen wieder erlassen wurden, officiell und ganz ausdrücklich die Ueberzeugung ausgesprochen werden mußte, der Lord habe sich selbst ermordet, obwohl in und um Perleberg gerade Jedermann von der Unmöglichkeit überzeugt war, daß Jemand, der sich selbst getödtet habe, so spurlos verschwinden könne. Aber der Moniteur hatte Selbstmord decretirt, und Niemand durfte sich unterstehen, zu widersprechen.

Erst viel später fiel ein unbestimmter Verdacht auf das alte Giebelhaus, dem Postgebäude gegenüber; es gehörte einem bekannten Franzosenfreunde, der für einen französischen Spion galt und als solcher auch in Untersuchung kam. Früher städtischer Rendant, war er ein sogenannter Bauernadvocat, das heißt: er reizte das Landvolk zu Wider-

seligkeiten und Processen gegen die Obrigkeit. Er hatte hübsche Töchter, und die Franzosen verkehrten während ihrer Anwesenheit im Lande viel in seinem Hause. Wahrscheinlich würde früher ein Verdacht auf ihn gefallen sein, wenn man gleich ein politisches Verbrechen vermuthet hätte, denn man hielt den Mann der schlimmsten Dinge für fähig; er war eben so verhaßt, als verachtet, und doch auch gefürchtet. Aber auch, als sich später der Verdacht erhob, daß der Lord in dieses Haus gelockt sein könne und darin umgebracht, wurde er nicht so laut, daß er hätte ein Verfahren zur Folge haben können. Der Rendant starb und hinterließ Vermögen. Als seine Wittwe auf dem Todbette lag, soll sie sich bemüht haben, ihren Erben ein Geheimniß mitzutheilen; man sagt, sie sei gestorben, ohne es zu vermögen. Bei dem Vermögen war kein Segen. Der letzte Besitzer war oft in sehr bedrängten Umständen, mehrere Male waren die Gläubiger nahe daran, das Haus zur Subhastation zu bringen, er fand aber stets Mittel, es zu hindern, und wollte nie etwas von dem Verkauf des Hauses hören.

Liegt der Schlüssel zu dem Geheimniß vielleicht in dem Keller des alten Giebelhauses?

Einige der Prätiosen des Lords sollen später in Altona zum Vorschein gekommen sein, im Besitz eines gewissen Hecker, aber auch diese schwachen Spuren wurden nicht verfolgt aus Scheu vor Napoleon's Gewalt und gingen in der bewegten Zeit unter.

Das Geheimniß, wie Lord Bathurst geendet, ist heute noch eben so tief verschleiert, wie im Jahre 1809. Napoleon Bonaparte wollte die Depeschen des Lords, Fouché aber wollte mehr, er wollte seinen Herrn und Gebieter noch verhaßter machen in allen Landen, als er schon war, und darum bediente er sich eines Agenten, der eine persönliche Beleidigung an dem Lord zu rächen lechzte.

Das ist das Geheimniß von Perleberg!

Der Bankverkehr.

Immer dringender tritt an Preußen die Forderung, das mangelhafte und unklare System aufzugeben, welches so lange maßgebend für unsere Creditverhältnisse war. Die Beschränkungen, welche man der Entwickelung des Bankverkehrs entgegenstellte, waren ohne die allerempfindlichsten Nachtheile nur so lange durchführbar, als sie in Einklang mit Hemmnissen und Beschränkungen standen, welche in unserer Gesetzgebung durch eine Reihe von Bestimmungen zum Schutz der Schuldner gegen rücksichtslos und in Zeiten der Noth ungestüm drängende Gläubiger eingerichtet waren. Eifrig hat man dahin gestrebt, die Macht der

Gläubiger über die Schuldner und die Gefahren der Verschuldung zu vermehren, zeigte sich aber lange abgeneigt, die Beschränkungen des Bankverkehrs aufzugeben, zu deren Rechtfertigung sich bei den veränderten Verhältnissen vernünftiger Weise nun gar nichts mehr sagen ließ.

Entsteht in den Verkehrsverhältnissen eine Lücke, deren Ausfüllung von Innen heraus gewaltsam gehindert ist, so wird stets mit Sicherheit eine entscheidende Einwirkung von Außen zu erwarten sein. An Preußens Grenzen entstanden, als verabsäumt wurde, im Inlande die nöthigen Credit-Institute zu errichten, große Credit-Anstalten mit der erklärten Absicht, in Preußen hauptsächlich ihren Geschäftsverkehr zu begründen; — dieselben erreichten ihren Zweck und erzielten sehr bedeutenden Gewinn, indem sie sich unter Formen bewegten, die für Preußen untersagt waren. So waren wir wirklich dahin gelangt, daß nicht nur den Inländern in unserem Vaterlande sehr vortheilhafte Geschäfte untersagt waren, die den Ausländern freigegeben sind, sondern daß dieselben auch ohne die Concurrenz arbeiteten, welche ihnen ohne derartige Hindernisse unzweifelhaft bei uns gemacht worden wäre.

Anfangs war die Zahl und Ausdehnung der an unseren Grenzen errichteten Credit-Institute, welche mit ihrem Papiergelde unsere Geschäfte vermittelten, gering. Das Feld, auf dem sie sich bewegten, war ihnen nicht sicher, — um so weniger, da gleich Anfangs die königliche Regierung den Willen zeigte, ihnen entgegen zu treten und den Punkt richtig traf, in dem sie verwundbar waren. Die Warnungen der königlichen Regierung gegen die Annahme der Banknoten jener auswärtigen Banken in Preußen ließen darüber keinen Zweifel.

Die Abmahnung der Regierung war dem sich fortgesetzt steigernden Bedürfniß gegenüber nicht ausreichend. Die Noten der Dessauer Bank, welche den Reigen eröffnete, wurden aller Orten genommen, und sicher hätten sich schon viel früher, als dies geschehen, ähnliche Unternehmungen an unseren Grenzen gebildet, wenn sich nicht im Jahre 1848 in den „Normativ-Bedingungen über die Errichtung von Banken in Preußen“ klar gezeigt hätte, daß die königliche Regierung den fehlerhaften Standpunkt, welchen sie lange aufrecht erhalten hatte, nicht ferner störrig festhalte. Durch dieselben wurde nämlich die Errichtung einiger Privatbanken mit mäßigem Capital, aber mit der Berechtigung, Papiergeld auszugeben, angeordnet.

Hierdurch schien das Eis gebrochen, und man durfte sich der Hoffnung hingeben, daß auf dem betretenen Wege, sobald er sich bewähre, ein Vorgehen mit mehr Sicherheit und in größerer Ausdehnung zu erwarten sei. Leider trafen die „Normativbedingungen“ in eine Zeit der politischen Aufregung, die alle finanziellen Entwickelungen lähmte, und obenein alle Staatsregierungen nöthigte, Geldmittel auf außerordentlichen Wegen anzuschaffen. Die geringe Masse des in Deutschland in Circulation befindlichen Papiergeldes — eine natürliche Folge der man-

gelhaften Entwickelung der Banken — gestattete den Staatsregierungen die Ausgabe großer Massen von Staatspapiergeld. So schwach es auch fundirt war, es wurde bereitwillig überall genommen, ganz besonders, weil in Preußen die königliche Regierung an einer falschen doctrinären Auffassung festhielt und Papiergeld in kleineren Appoints als sehr gefährlich betrachtete. Den Mangel an kleinem Papiergeld benutzte das Ausland, und füllte mit demselben eine Lücke aus, dessen Vorhandensein die Königliche Regierung zwar beharrlich in Abrede gestellt, die sie aber jetzt thatsächlich anerkannt hat, indem sie die sehr vermehrte Ausgabe von Papiergeld in kleinen Appoints beansprucht.

Die Ueberfluthung mit auswärtigen Kassen-Anweisungen scheint den Ausländern Muth gemacht zu haben, neue Banken an den Grenzen Preußens, mit der Aufgabe, in unserm Vaterland ihre Banknoten in Circulation zu setzen, zu errichten. Litt unsere Regierung sogar das schlechtest fundirte Staatspapiergeld, warum sollte es den besser fundirten Banknoten entgegentreten?

Im Jahre 1852 faßte endlich die königliche Regierung die Frage in's Auge, wie den Gefahren, welche aus der Ueberfluthung Preußens mit dem ausländischen Papiergeld drohten, entgegenzutreten wäre. Ungetheilter Beifall aller Parteien begleiteten die königliche Regierung bei diesen Bestrebungen.

Natürlich konnten zur Abhülfe der Calamität nur dann die geeigneten Mittel gefunden werden, wenn die Quellen der Uebelstände richtig erkannt wurden. Man suchte die Entstehung aber durchaus nicht darin, daß sich in Folge der Hemmnisse der Bankverkehr nur einseitig und mangelhaft hatte entwickeln können, sondern verschloß sich hiergegen ganz und gar. Man glaubte ferner die Gefahren des fremden Papiergeldes nicht in seiner mangelnden Sicherheit, sondern darin suchen zu müssen, daß die Appoints zu klein wären und somit in die Hände von Leuten kämen, die nicht befähigt wären, deren Sicherheit zu erkennen. Als ob die Fähigkeit, eine ausreichende Prüfung vorzunehmen, wirklich durch den Besitz von mehr als zehn Thalern erlangt würde.

Der gesetzliche Erlaß, der nunmehr folgte, hatte zwei sehr große Mißstände zur Folge. Das Verbot des Papiergeldes unter zehn Thaler spricht die Genehmigung der großen Appoints aus. Dies giebt in den Augen des gemeinen Mannes dem letzteren einen Werth, eine Autorität möchten wir sagen, welche demselben so lange fehlte. In der That nehmen jetzt viele Leute die größeren ausländischen Kassen-Anweisungen, welche sich früher stets beharrlich weigerten, fremdes Papiergeld anzunehmen. Das Ausland hatte nichts weiter nöthig, als für die kleineren Appoints größere zu machen. Das haben die Staaten und Banken auch fast durchweg gethan. Wir sind also jenes Papiergeld nicht los geworden, haben es heute nur in anderer Form. Sind daraus Nachtheile zu besorgen, so sind sie uns nicht erspart, — und der Trost,

den Einzelne aussprechen, daß die Nachtheile weniger zu beklagen sein würden, weil sie nur Leute, die wenigstens zehn Thaler haben, treffen könnten, scheint uns nicht ausreichend.

Der zweite Nachtheil aber, welcher aus jenem Gesetze entstand, ist noch größer. Die Geldleute des Auslandes gewannen durch dasselbe die Aussicht, ungefährdet ihre Banknoten nach Preußen in Circulation zu setzen, sobald sie nur in Appoints von zehn Thalern und mehr bestanden, und seitdem wachsen die fremden Banken an unseren Grenzen wie Pilze in die Höhe.

Es ist ganz gerechtfertigt, daß in diesem Augenblick bereits die königliche Regierung die Unzulänglichkeit jenes Gesetzes anerkennt und die Erörterung der Frage anregt, ob nicht ein weitergehendes Verbot zu erlassen sei. Wir glauben nun zwar auch, daß ein weiteres Verbot nothwendig werden wird, müssen aber entschieden abrathen, damit früher vorzugehen, als bis die normale Entwickelung unserer eigenen Bankverhältnisse — ein Gebiet, dessen Ausbildung allseitig in Angriff genommen ist — Resultate gegeben hat.

Die Bildung der großen Credit-Institute — Crédit mobilier — ist bei uns nicht genehmigt worden. Wir gestehen ganz offen, daß wir darüber durchaus nicht betrübt sind. Die Erreichung des Zieles, das unsere Freunde durch dieselben anstrebten, wurde nämlich immer fraglicher. Die Bedürfnisse aber, denen wir Geltung zu verschaffen suchten, wurden vollständig anerkannt. Die Instructionen an die königliche Hauptbank und deren Geschäftserweiterungen zur Unterstützung des Grundbesitzes und der Meliorationsverbände erweisen dies zur Genüge. Wir glauben also mit den Ergebnissen unserer Bemühungen sehr zufrieden sein zu dürfen.

Dagegen ist jetzt in doppelter Beziehung eine gründliche Entwickelung unserer Bankverhältnisse in Angriff genommen, zunächst durch den Vorschlag, die Hauptbank ganz außerordentlich zu erweitern, sodann durch den Antrag, die Normativ-Bedingungen über die Errichtung von Banken in Preußen zu verbessern.

Wir haben an unsere Freunde die Bitte gerichtet, den Vertrag, den das königliche Finanz-Ministerium am 28. Januar mit der Hauptbank geschlossen hat, zu verwerfen. Die von uns entwickelten Gründe werden zu unserer Freude in weiteren Kreisen für durchgreifend erachtet, und es ist nicht unmöglich, daß die Annahme des Vertrages in seiner gegenwärtigen Fassung nicht erfolgt. Deshalb wird die Sache selbst aber nicht aufgegeben werden. Die Bank-Actionaire werden gern bereit sein, geringere Vortheile anzunehmen, wenn sie sehen, daß sie die größeren nicht erlangen können und sich leicht auf Erfordern in die Abänderungen fügen, welche wir als unerläßlich bezeichnet haben.

Den Antrag aber, die Normativbedingungen in der vorgeschlagenen Art zu verändern, können wir nicht dringend genug empfehlen. Der Antrag enthält reiches Material zu einer gesunden Entwickelung, und die Besorgniß, daß dieselbe einseitig werden würde, ist wirklich weniger gerechtfertigt, als dies auf den ersten Anblick der Fall zu sein scheint.

Aus dem Exil.

Von Ludwig Simon. Gießen, Rickersche Buchhandlung. 1855. 2 Bände. Preis 3 Thaler.

Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß man in vielen Zweigen der gesellschaftlichen Thätigkeit seit einigen Decennien auf unverhältnißmäßig viel Gestörte und Schwachsinnige stößt. Einer von den Berufskreisen, in dem dies Uebel besonders grell hervortritt, ist die literarische Production. Nicht einzelne urtheilsschwache Autoren tauchen mehr auf; deren hat es immer gegeben; sondern förmlich epidemisch grassirt eine Art von Verstandes-Marasmus. Ueberall wirken Zeichen und Wunder. In der Politik streiten die christlichen Staaten sich um den Ruhm, das Türkenthum vom Untergang errettet zu haben; in der Natur tanzen und reden die Tische; in der Literatur entwickelt sich der Blödsinn, nicht mehr wie früher als Abnormität in vereinzelten Fällen, sondern als ein eigenes Genre, was selbstständige Geltung neben der Weisheit behauptet. Man denke nur an Scheve, Uhlich, Gervinus, und besonders an Karl Gutzkow. An Ludwig Simon findet Gutzkow einen gefährlichen Concurrenten in der ihm bisher unbestrittenen Prärogative, unsereins bei gutem Humor zu erhalten. Darin aber ist ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, daß Simon von den liberalen Blättern theils in die Höhe gehoben, theils unangefochten belassen wird, wogegen auf Gutzkow Jeder losschlägt, so daß ich schon oft aus Opposition gegen die Grenzboten-Redacteure mich seiner angenommen hätte, wenn es nur möglich wäre, in Allem, was er geschrieben, eine einzige Stelle zu finden, an der sich irgend Etwas loben ließe. Ludwig Simon hat dagegen viel Freunde in der linken Presse, und sie haben so viel posaunt von seinem Geist, Witz, Genie und was er Alles haben sollte, daß ich mir gleich dachte: das ist ein für mich gesproßter Pilz, den zu verarbeiten der Mühe werth ist. Die Hoffnungen aber, die ich auf ihn gesetzt, sind übertroffen worden. Er ist ein Prachtexemplar von demokratischer Befangenheit, ein wahrer Abgrund von bornirten Vorstellungen, in seiner Art aber ist er historisch merkwürdig. Spätere Jahrhunderte werden es noch weniger begreifen wie wir, daß Menschen von solcher Geistesbeschaffenheit die öffentliche Meinung in Deutschland zwei Jahre

lang beherrschten. Das Factum aber, daß dies geschehen ist, können wir uns doch nicht verhehlen, und schon darum ist dies Buch einer besonderen Berücksichtigung werth. Der Verfasser ist ein preußischer Rheinländer, Sohn eines Lehrers, und war Advocat und Landwehr-Lieutenant zu Trier. Das Exil hat er sich dadurch zugezogen, daß er in der Frankfurter Reichs-Verfassungs-Versammlung zu dem sogenannten Donnersberge, der äußersten Linken unter Trützschler, hielt, und mit den übrigen Mitgliedern dieser Fraction nach Trützschlers Hinrichtung in die Schweiz floh. Er erklärt für den Zweck seiner Schrift: das Bedürfniß nach Honorar zu befriedigen: natürlich hat er dabei auch noch ein halbes Schock höhere Zwecke. Mit journalistischen Arbeiten, sagt er, könne er nicht mehr verdienen, wie ein Steinklopfer auf der Chaussee. Welcher Redacteur ihm soviel dafür gegeben habe, verschweigt er: wahrscheinlich, damit dieser, im Verhältniß zum Werthe der simonischen Productionen allerdings viel zu freigiebig gewesene, Mann nicht als Verschwender unter Curatel komme. Der Inhalt seiner Schrift ist nun ein sehr bunt zusammengesetzter. Eigentlich will er seine Lebensgeschichte während der Exilzeit geben. Er hat aber Nichts erlebt. Folglich kann er auch nichts erzählen. Er braucht aber Honorar. Folglich muß er schreiben. Da erzählt er denn von den Feldzügen Suwarows, giebt plötzlich eine Kritik von diesem oder jenem Dichter, u. s. w. Genug, er füllt zwei Bände.

Natürlich muß sich's bei einer solchen Anlage eines Buches darum handeln, ob wenigstens ein Grundthema in demselben festgehalten, ob ein rother Faden vorhanden ist, an den sich die einzelnen Capitel anreihn lassen, wie Perl an Perl an einem Juwelencollier, oder wie Zahn an Zahn in einem falschen Gebiß. Dieser rothe Faden ist wohl bei Simon auch da. Er besteht darin, daß der Verfasser mit dem äußersten Elend zu kämpfen nicht aufhört und sich bei seinen Freunden und Parteigenossen durchficht. Damit indessen eine solche Lebensweise Gegenstand der Romantik werde, ist nöthig, daß der Held durch wildabenteuerliche Verwickelungen hindurchgehen und ein Mann von außerordentlichen Eigenschaften sein muß. Bei Simon fehlen nun aber jene Erfordernisse des Interesses. Er ist in Folge von Beschäftigungslosigkeit umhergelaufen aus einem Canton in den andern, er ist in Folge von Nahrungslosigkeit an den Gedärmen krank geworden und ist in Folge ordentlicher, aus Mildthätigkeit ihm gereichter Beköstigung von seinen Indigestionen genesen: das sind die Abenteuer, die er durchlebt hat. An Eigenschaften besitzt er das Talent, im Unglück zu flennen und im Glück auf die titanenhafte Energie zu pochen, die er in sich voraussetzt, die er aber an Nichts beweist. Nur in Einem Stücke ist er stark: im Kinderwarten. Das ist so recht eigentlich sein Beruf.

Im ersten Bande erzählt er aus Interlaken: „Von Zeit zu Zeit durch das Fremdengeräusch streichen, ist nicht ohne Interesse; aber

mitten d'rin wohnen — nein, danke, das war meine Sache nicht. Dagegen wohnte die Familie Rauwerk nebst Vogt (dem Physiologen) ganz nach meinem Geschmacke in einem stattlichen Bauernhause, und den Nachtwächter, welcher nach traulicher Dorfessitte die Stunden absang, hörte ich hier und da einmal wieder ganz gerne. In der Frühe wurde ich zum Kaffee geladen durch die sanfte Stimme der Frau Rauwerk; wenn ich nicht alsbald erschien, durch die polternden Knaben." (Muß recht allerliebst gewesen sein.) „Dann wurde gefrühstückt. Die Kinder brannten vor Begierde. Aber die sanfte Frau Rauwerk hielt die jugendliche Ungeduld mit einem bloßen Blicke oder höchstens mit einem milden Worte vollständig in Schranken. Unterdessen ertönte gewöhnlich vom unteren Dorfe her lustiges Schellengebimmel: das war die böniger Ziegenheerde." — Auf Seite 131 bringt er die etymologische Ableitung von Jakob aus Nebukadnezar, weil zwei Negationen bejahen, als etwas Neues. Auf Seite 132 wartet er wieder Kinder, und zwar diesmal mit wahrer Leidenschaft. Er ist aber da nicht mehr in der Obhut der sanften Frau Rauwerk, sondern bei Karl Mayer aus Eßlingen. Dessen ältestes, ein Knabe, heißt Göckele und das kleinere Mädchen heißt Bille. Simon erzählt von ihnen: „Dann werden den Kindern all die schönen Sachen erklärt, und ein ander Mal werden sie dann befragt, was das sei, worauf sie sich in gegenseitigem Wetteifer überstürzen, so daß bald neue Bücher angeschafft werden müssen. Geht's aber gar an die Erzählung der Mährchen, dann saugen die Kinder mit den Augen jedes Wort von den Lippen des Vaters. Wenn ein guter Mensch in Gefahr kommt, dann sind sie wie selbst darin, und wenn es dem Unschuldigen wirklich schlecht geht, dann werden ihnen die Aeuglein feucht und lebendiges Mitleiden zuckt ihnen um den Mund. Kleine Geschichten lernen die Kinder wohl auch nacherzählen, z. B.: Et is emal e Mädele bewes; dat is in de Wald gange un hat Erdbeerle besucht. Da is e Wolf komme un hat des Mädele befreß." — Nun sehen Sie doch, daß mein Urtheil über die Verstandeskräfte dieses Autors in der Einleitung gewiß nicht übertrieben war. Der Mann läppscht wie ein kleines Kind, und — hat einen Verleger gefunden, der ihm Honorar zahlt, und in seiner Partei belobende Kritiker, die seine Schrift als höchst geistreich preisen.

Nachdem er sich genugsam am „netten Kinderleben" geweidet, verkündet er der Wißbegierde des mit gespannter Besorgniß ihm lauschenden Europa's, daß „Frau Mayer in Wawern, wie Frau Röbinger in Stuttgart in Bereitung des Kaffees über das gewöhnliche Niveau ihres Geschlechtes anmuthig hervorragen. Manchmal aber gingen unsere Ansprüche noch weiter. Dann luden wir uns auf irgend ein deutsches Gericht ein, auf Sauerkraut und Schweineknöchelchen." — Diese Art des Lebens nennt er einen „regen Männerverkehr", natürlich ohne Spott: er glaubt gewiß an Alles, was er sagt. In's Sauerkraut ist er schier verliebt; er bezeichnet es als „lecker bereitetes Mahl" und giebt seinem

gastronomischen Enthusiasmus einen gereimten Ausdruck durch Zuhülfenahme des Uhland'schen Verses:

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.

Ich weiß nicht, ob die Vergleichung der Venus mit einem Schwein besonders zutreffend ist, doch mag wohl eine derartige Erklärung der Mythologie auch ihre heilsame Seite haben, und jedenfalls können es die Heiden unter sich abmachen, durch was für Hymnen sie ihre Götter verherrlichen wollen. Als Seitenstück führe ich nur das jedenfalls witzigere Yankeelied von 1853 aus New-York an:

Kein Unterschied, ich sag' es laut,
Zwischen Sonntag und Alboni ist,
Nur daß die Eine Sauerkraut,
Die Andre Macaroni frißt.

Interesse gewährt in diesem ersten Bande von Simon's Exil nur die kurze Beschreibung der Bade-Einrichtung von Leuk: „Die Quellen, etwa 22 an der Zahl, 27—40 Grad Réaumur heiß, dienen gegen Wunden und Hautkrankheiten. Ueberraschend ist die Art ihrer Anwendung. Zwei Eingänge, mit besonderen Aus- und Ankleidezimmern in Verbindung stehend, führen in die aus verschiedenen Abtheilungen bestehenden Bäder, zwischen welchen Galerieen angebracht sind, zu welchen Jedermann Zutritt hat. Da sitzen denn die Leute, mit Bademänteln und Halskragen bekleidet, sich gemeinschaftlich unterhaltend, im Bade. Auf dem Wasser schwimmen kleine Tische mit Kaffeetassen, Tabacksdosen, Zeitungen, Büchern und andrem Zeitvertreib. Die Wirksamkeit der Bäder wird nämlich durch eine fortlaufende Steigerung ihrer Dauer von einer halben Stunde bis zu fünf Stunden Vormittags und drei Stunden Nachmittags bedingt."

Im zweiten Theil beginnt das Kränkeln des Verfassers an Magenbeschwerden, mit deren Details man nicht verschont bleibt. Pathologisch lehrreich mögen dieselben sein, appetitlich sind sie weniger. Dabei wird der Leidende auch von moralischer Kolik befallen und klagt dem Mitgefühl des Lesers allerhand kindisches Leid vor: „Das waren sechs Wochen! Krank und ganz allein in einer wildfremden Stadt! Ich gedachte der Mutter und Schwester, der grünen Fenstervorhänge, mit denen man das Licht abfing, und der liebenden Hände, welche den Kranken die Fliegen scheuchten; und wenn ich dann, nach schlaflosen Nächten, in aller Frühe die Winzer ausziehen hörte, welche ihre fröhlichen Lieder in den grauenden Morgen hineinsangen, dann bekam ich manchmal eine so schrankenlose Sehnsucht nach Menschen, daß die Mau-

gensonne meine Kissen ganz naß fand. Ja, wenn man von der liebenden Sorge und den wohlthuenden Anstrengungen einer Familie umgeben ist, wenn eine Mama Einem für jedes Reconvalescenz-Stadium das entsprechende Süppchen kocht und Alles vom Tische entfernt, was nur gesunde Unterleibsnerven zu überwinden vermögen!" — Zu der feigen Erbärmlichkeit dieser, bei einem Jungen von zehn Jahren zu entschuldigenden, bei einem Manne aber scheußlich ekelhaften Empfindungen bildet denn einen sauberen Gegensatz die Strohrenommage, mit der er aller Augenblick sich selbst als den Ausbund kühner und stolzer Männlichkeit preist und besingt:

„Es wogt die Brust, die sich der Schmerzen
Nicht seicht entschlägt,
Doch in der Hut der Kraft mit stolzem Herzen
Sie sicher trägt;"

schließt der erste Theil, und im Postwagen nach Bern dichtet er:

„Ich komm' aus der Welt, ich geh' in die Welt,
Mein Muth meine einzige Habe!
Nur markig, ihr Rosse, hinausgestellt
Die Hufe in schallendem Trabe!
Und mußt' ich daheim in Flur und Stadt
Manch liebes Errungene lassen,
Je Weniger man zu verlieren hat,
Desto mehr kann man rüstig erfassen.
Das junge Herz und der herzhafte Sinn
Sind im Schiffbruch oben geblieben —
Ihr Rosse, in markigem Trabe dahin,
Dahin, daß die Funken stieben!"

Das Gedicht ist nicht schlecht, aber wie paßt es zu dem Geheule bei verdorbenem Magen? Man möchte fast glauben, daß es ein Anderer gemacht habe, wüßte man nicht, wie groß der Unterschied zwischen Reden und Thun, zwischen gereimter Verzweiflung und einem kräftigen Entschluß, zwischen gemalten Wüthrichen und einem tüchtigen, das heißt zähen und ausharrenden Charakter! So sang auch Herwegh, der während des Gefechts sich unter dem Spritzleder des Wagens verkroch, welchen seine Frau lenkte:

Könnt' ich an eines Pallasts Säule
Wie Simson steh'n,
In meiner Faust Herkules' Keule
Zum Schwunge dreh'n:
Und wenn die Pfeiler brächen —
O Gott, was hast Du mir's versagt! —
Zu dem Despoten sprechen:
Ich hab's gewagt!

Auf Seite 118 wird der Verfasser wieder verstandesohnmächtig. Er faselt ein Langes und Breites über die Frage: „Ob ein Sonnen-Untergang für die Meisten ansprechender sei, als ein Sonnen-Aufgang," und versichert, daß schon Auerbach, der Verfasser der Dorf-Geschichten,

dies alberne Thema abgehandelt habe. Auf dergleichen Narrenpossen verfällt der Mensch, wenn es ihm an Beschäftigung fehlt.

Auf Seite 140 bethätigt sich der Mann, den die Wählerschaft von Trier nach Frankfurt gesendet hatte, um daran mitzuwirken, daß Deutschland eine seiner würdige Verfassung erhalte, wieder in seiner vollen Geistesgröße. Er sieht eine Katze und Rebhühner. Nachdem er die Katze mit Steinen geworfen, erzählt er: „Konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die Hühnchen zu verfolgen, aufzuscheuchen, und die ganze Kette, eins nach dem andern, mit dem Stocke wie mit einer Flinte symbolisch aufzureiben." — Auf Seite 192 entdeckt er Wahrheiten, die vor ihm noch Niemand gewußt hat: „Damit Du überhaupt da seiest," — so hat er die Herablassung, uns zu belehren — „dazu gehörten schon Zwei, Du selbst bist der Dritte. Und wollte man Euch Drei nun auf irgend eine Insel verbannen und von der übrigen Welt ganz absperren, so würdet Ihr alsbald auch Sehnsucht nach den Uebrigen verspüren. . . . Es wird uns, wenn die Gesellschaft als solche unsren Ansprüchen nicht genügt, niemals an einzelnen trefflichen und liebenswerthen Menschen fehlen, wenn wir sie nur zu finden wissen. Sodann bietet sich uns das herrliche Schauspiel der Erde, welche von Reizen bedeckt ist, bietet sich uns die Sonne, der Mond u. s. w. u. s. w." — Nach dieser Faselei ruft er, entzückt über sich und über das, was sich ihm bietet: „Ich fühle mich als wirklicher Weltbürger!" — In der That — das ruft den Dialog aus Lessing's Minna von Barnhelm in's Gedächtniß: „Wer bist Du denn?" „Ein Mensch!" „Da bist Du was Rechts!" — Schon an einer früheren Stelle hat Simon sich in vollständig nichtssagenden Wörtergefügen gefallen, um nur die Seiten zu füllen. So sagt er auf Seite 107: „Wahr ist, daß eine Muskete, eine Kanone unweigerlich dahin trifft, wohin man sie gerichtet hat, und daselbst entsprechende Zerstörungen bewerkstelligt. Aber damit eine Muskete, eine Kanone losgehe, dazu gehört immer ein Mensch. Der Mensch ist ein ganz eigenthümliches Wesen. Jeder Einzelne hat seine eigenen Nerven, sein eigenes Herz, seine eigenen Gedanken und Empfindungen. U. s. w." — Nun frage ich, warum er sich die Mühe genommen hat, diejenige Leserwelt, welche sich mit solchen Redensarten befriedigt erklärt, überhaupt noch eines Wortes zu würdigen? Er hätte sich's bequemer machen können. Wenn er das eine Capitel ausgefüllt hätte mit den Naturlauten, welche das Geblök eines Schafes, und das andere mit solchen, welche das Grunzen eines Ferkels imitiren, so wäre Simon's Publicum wohl auch zufrieden gewesen und die Kritik seiner Partei-Presse hätte geschrieben: „Von besonders eindringlicher Wirkung sind die zwei schönen, aus der Unmittelbarkeit des Naturlebens gegriffenen Abschnitte, in welchen der Verfasser mit völliger Beiseitesetzung alles gelehrten Schul-Pedantismus, das absolute und unmittelbare Gefühl wiedergiebt, unbefleckt durch die gezierten Schnörkel einer ent-

arteten Diction! Wem diese reinen Laute nicht zum Herzen sprechen u. dgl. mehr!"

Das Gefühl als allgemeiner Weltbürger hindert den Verfasser nicht, sich zum zweiten Mal den Magen zu verderben. Er befindet sich wieder bei Göckele und Bille. Bille zeigt entschiedenen Abscheu vor seiner Magenverderbniß, was mir eine hohe Meinung von dem frühzeitig entwickelten Geschmack dieser schwäbischen Jungfrau einflößt. Göckele dagegen stimmt zu sehr überein mit Simon's Welt- und Menschen-Erkenntniß, als daß er sich von ihm zu trennen vermöchte. Das hat zur Folge, daß Simon uns weitläufig auseinandersetzt, warum er nun seinen Freund Göckele lieber habe, als die Bille. Dann fährt er fort: „Ich ward ganz kindisch. Die gute Frau Mayer mußte mir die mir bescheerten „Christtagsgutle", von denen ich natürlich Nichts essen konnte, sorgfältig einpacken, damit ich sie nach meiner Wiedergenesung genösse. Ich kämmte und bürstete den ganzen Tag an mir, und bestellte mir bei meiner Mutter Hemden von besonderer Feinheit und besonderem Schnitte." — Man sollte nun eigentlich glauben, dies Letztere wäre noch das Verständigste, was er in der Schweiz ausgeführt: um diese Ansicht zu widerlegen, muß auf das ganze Verhältniß Simon's zu seiner Familie zurückgeblickt werden. Diese Familie ist eine durchaus achtbare. Ludwig's Bruder ist preußischer Offizier. Allein die Mittel des Vaters sind beschränkt. Der Verfasser sagt: „Zwar hätte mein Vater nach etwa vierzigjähriger Amtsthätigkeit es wohl verdient, sich nun zur Ruhe zu setzen. Aber dies will er nicht, bevor ich wieder festen Boden unter den Füßen habe. Ich bin auch Schuld daran, daß er sich von seinem sauer errungenen Besitzthume, einem schönen Hause mit Garten, getrennt hat mit schwerem Herzen. Das ist ein sonderbares Verhältniß, daß Leute in den Siebzigen einem jungen Kerl, wie ich bin, Ersparnisse zuwenden, welche sie in ihren alten Tagen recht gut für sich brauchen könnten." — So er selbst. Ich will nur hinzufügen, daß es diesem sonderbaren Verhältniß gegenüber noch sonderbarer erscheint, wenn Simon liberale Anerbietungen von reichen demokratischen Kaufleuten aus Süddeutschland zurückgewiesen haben will, mit Hinweisung auf die unerschöpflichen, in ihm selber liegenden Titanenkräfte. Man sieht aus Allem, daß der Mann vollkommen schwachsinnig ist. Welches Prädikat aber soll man den Geisteskräften der Parteimänner erst geben, die von solchen Leuten, wie Simon ist, ja, unter denen er noch ein großes Licht ist, eine politische Wiedergeburt Deutschlands erwarteten? Ist denn nun wohl dieser Mann, wie ich ihn hier mit seinen eigenen Worten schildere, wirklich fähiger zum Gesetzgeber, zum Rechtsprecher, zum Politiker, wie ein Savigny, ein Uhden, ein Manteuffel? Kann ein Mensch das wohl im Ernste glauben? Man sollte meinen: Niemand; aber die rheinischen Spießbürger glauben es doch! — Indessen, bevor ich zu Simon's politischen Maximen komme, muß ich ihn erst durch seine Krankheit begleiten.

Die Familie Mayer liefert ihn nach Genf ab, wo eine Frau S. sich seiner in der Weise einer barmherzigen Mutter annimmt. Er besingt sie auch dafür in einem Gedicht von colossaler Langweiligkeit. In Genf hilft ihm der Doctor Pelissier, der die Verdauungsleiden zu seinem Specialstudium gemacht hat. Die Kur besteht ganz einfach in der Anordnung einer vernünftigen Diät und im Verbote gewisser Quacksalberpillen, die Simon an der Stelle von Medicin herunterzuschlucken gepflegt hat. Dabei wird jedes Beefsteak, jeder Krametsvogel, den Frau S. ihm giebt, mit martervoller Breite beschrieben, dazu jedes Wort des Doctors notirt, z. B.: Er wolle kein Geschlapper! Aber solchen Leuten, wie Simon, ist nicht zu helfen.

Nachdem Simon auf Seite 283 noch versichert hat, daß er wisse, was er vor dem Thiere voraus habe, und zwar: „Zunächst zeigt sich ein bedeutender Unterschied in den Verstandes-Kräften", führt ihn Frau S. zur Nachkur nach Nizza. Dort scheint ihm eine plötzliche Erleuchtung geworden zu sein, denn er schließt sein Buch mit den Worten: „Mit der Schriftstellerei geht es nicht. Was ich nun anfange? Ich werde Commis!" Das soll wahrscheinlich hochtragische Resignation vorstellen, wie etwa das Schlußwort der natürlichen Tochter: „Hier meine Hand, wir gehen zum Altar!"

Interessant sind im zweiten Theile folgende abgerissene Sätze, die jedoch Simon selbst als Erfindungen Anderer einräumt: „Die beiden Advocaten, welche sich in einem Prozesse gegenüberstehen, gleichen den Hälften einer Scheere: sie arbeiten unablässig gegen einander, aber sie thun sich nie selbst wehe, sondern nur dem, was dazwischen kommt." — Ferner: „Das Nebeneinander von stehendem Heer und Nationalgarde ist der bewaffnete Ausdruck der constitutionellen Lüge." — Das sind die beiden einzigen klugen Gedanken auf 353 Seiten. Die letzte Phrase fällt in die Politik, und so gehe ich denn zu Simons politischem System über. Er nennt dasselbe das der Culturanarchie, und diesen monströsen Begriff abstrahirt er sich so:

„Trützschler's Freiheitsliebe war keine kurzathmige; er war eigentlich ein Gegner aller und jeder Regierung, sein politisches Ideal war die Anarchie. Es waren unser drei Mitglieder der äußersten Linken, die wir uns vorzugsweise in dieser Anschauung begegneten. Es versteht sich von selbst, daß man vom äußeren Gesetze nur durch das innere, von der gewaltsamen Beschränkung durch äußere Gewalt vermöge freiwilliger Selbstbeschränkung aus innerer Bildung befreit werden kann. Zum Unterschiede von der rohen Anarchie nannten wir den von uns erstrebten Zustand der Regierungslosigkeit Culturanarchie. Begreift Ihr doch so leicht den Himmel mit seinem ungestörten Frieden, seiner völligen Harmonie! Nun, mir wird es leichter, eine fortschreitende Annäherung an diesen Zustand des Friedens und der Harmonie hier auf Erden, als eine Fortdauer meiner Seele nach dem Tode, als die Exi-

stenz einer Kraft ohne Materie zu begreifen. Ja, wir wagen es zu prophezeihen — doch ist dies ein bloßer Glaube — daß am Ende dieser wunderbaren Kette von Entwickelungen der vollständige Friede unter der Haltung mit freier Selbstbeschränkung aller Rechtsgebiete liege." Mit diesem Cultus der Culturanarchie wird er nun freilich wohl nur wenige verführen: derselbe sieht eher einer Vogelscheuche als einer Lockspeise gleich. Denn Wer, mit Ausnahme von Uhlich und Simon, wäre wohl so ganz und gar von aller psychologischen Erkenntniß entblößt, um nicht zu wissen, daß in dem natürlichen, von der Religion nicht erleuchteten, Menschen der Trieb zum Bösen stärker ist, als der zum Guten? Und es wäre doch nicht einmal diese Allgemeinmenschlichkeit des Bösen erforderlich, sondern es genügte das Dasein eines einzigen Bösewichtes, um die Simon'sche Phantasiewelt aus ihrem Frieden und ihrer Harmonie zu stören, wenn alle Regierung wegfiele! Gefährlicher dagegen ist für unreife Köpfe seine heillose Theorie von der Verwerflichkeit des passiven Widerstandes. Er wendet auf denselben Shakespeare's Wort an:

Der Sünde schwören ist schon große Sünde;
Doch größre noch, den sünd'gen Eid zu halten.

Er hat gar keine Ahnung davon, daß man passiven Gehorsam leisten kann, ohne damit an der Sünde dessen theilzunehmen, der den Gehorsam erheischt, auch wenn dieser, der Machtherr, menschlich im Unrecht ist. Nur wenn er in klarer Auflehnung gegen Gottes Wort sich befindet, soll man ihm allerdings nicht gehorchen; diesen Fall ausgenommen aber steht es dem Gehorchenden gar nicht zu, die Beweggründe eines vom Machtherrn erflossenen Befehles zu untersuchen. Die objective Autorität ist der höhere, die subjective Berechtigung des Einzelwillens ist der niedere Rechtsbegriff. Verstößt also der Machtherr in seinem Befehl gegen die auch für ihn objective Autorität des göttlichen Gebotes, so darf ihm nicht gehorcht werden: in jedem andern Falle aber ist er selbst objective Autorität für den, welchem er Befehle ertheilt, und es darf daher von einem individuellen Widerspruch desselben keine Rede sein. Gleichwohl werden die liberalen Wühler aller Farben mit solchen Verdrehungen der Begriffe, wie die simonische Gehorsamkeitstheorie ist, noch manchen schwachen Kopf verwirren. Ueberhaupt würde man fehlgreifen, zu sagen: Wenn dieser Simon einfältig ist, was kann er schaden? Robespierre war eine ganz ähnliche Natur, auch eben so süßelnd. Auch ist Simon noch bei Weitem nicht der schwachköpfigste unter den heutigen Revolutionärs, und Männer, die er entschieden übersieht, haben viel größere Rollen gespielt: je dümmer Einer ist, desto mehr Anklang findet er in den Massen. Die sogenannte weiße Demokratie, zu der Simon gehört, ist die gescheuteste unter allen liberalen Secten. Er weiß auch mit schlagenden Gründen die Tendenzen der Communisten zu widerlegen, als deren Endzweck er treffend bezeichnet: „Bewaffnete Unterwerfung des

Capitals unter die Herrschaft der Arbeiterklasse." Er durchschaut und beweist die Hohlheit des communistischen Systems in dessen bedeutendstem Vertreter: Proudhon, mit folgenden Sätzen: „Wie der Proudhon'sche „crédit gratuit" zu ermöglichen sei, ist nicht zu begreifen. Credit repräsentirt Geld, unentgeltlicher Credit wäre also unentgeltliches Geld. Geld repräsentirt Werthe. Werthe sind die Frucht menschlicher Arbeit. Unentgeltliches Geld wäre also unentgeltlicher Genuß der Früchte fremder Arbeit. In seinen Decrets-Entwürfen setzt Proudhon fest: der jährlich zu zahlende Zins der Staatsschuld soll als Tilgung auf das Capital in Anrechnung gebracht werden; im Privatleben soll dies mit den Mieth- und Pacht-Summen auf das Eigenthum der Häuser und Grundstücke geschehen. Den Staatsgläubigern und Besitzern erklärt er: Sais-tu, que, sans payer, je pourrais bien le prendre? — Ja, das ist etwas Anderes. Dafür braucht man keinen Staat; das kann man ohne Staat billiger haben." — Sie sehen aus diesem „System" des Proudhon und aus Simon's Widerlegung, daß Proudhon doch noch dümmer sein muß, wie Simon. Noch dümmer wie Proudhon aber sind die Constitutionssimpel. Denn deren Majoritäten-System hat Proudhon logisch todtgeschlagen mit dem Kernsatz: „Die Zahl stellt nichts Vernünftigeres, Rechtsgültigeres, Moralischeres dar, wie die Gewalt."

Zur historisch-genealogischen Literatur.

Mit großer Freude haben wir in der „Berliner Revue" die Anerkennung von zwei Männern gefunden, die ganz besonders sich ihre Verdienste auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte erworben haben, die vor allen Andern herrlich dastehen in der Specialgeschichte. Wir meinen den verewigten Director von Kloeden und den edeln Freiherrn von Ledebur. Möchte die „Berliner Revue" auch der beiden Anderen nicht vergessen, die mit den eben genannten ein vierblättriges Kleeblatt bildeten, das der Tod erst in den letzten Wochen zerstörte. Der hochverdiente Georg von Raumer ist dem unvergeßlichen von Kloeden gefolgt, so daß uns von den Vier nur noch Riedel und von Ledebur bleiben. Der Erstere folgt nicht der politischen Richtung der „Revue", doch wird sie ihm gewiß seine großen Verdienste um die vaterländische Geschichtsforschung nicht absprechen. Drei andere Männer stehen mit hohem Ruhme neben den Genannten: der Königl. Ober-Cerimonien-Meister Freiherr von Stillfried-Rattonitz und der Geh. Archiv-Rath Dr. Maercker — beide besonders um die Anfänge der Geschichte unseres hohen Königshauses hochverdient — und dann der treffliche Fidicin, der treue Geschichtsforscher Berlins. Das ist eine Reihe von glänzenden

Namen, und je mehr diese Männer geleistet factisch durch das, was sie der Geschichte gewonnen, desto mehr haben sie auch Herzen erobert für Geschichte, und wir können uns schon einer ganzen Literatur rühmen, die auf Vorgang und nach Beispiel dieser Gelehrten entstanden ist. Dahin rechnen wir auf der einen Seite die Geschichtsbeschreibungen einzelner Truppentheile und auf der anderen die Specialgeschichten der alten Geschlechter des Landes. Keine Armee hat so viel Regimentsgeschichten aufzuweisen, wie die preußische, und wie reich ist die neueste Literatur an Specialgeschichten adeliger Geschlechter? Die Schulenburg, die Kroecher, die Asseburg-Falkenstein, die Königsmarck, die Krassow, die Wild- und Rheingrafen u. s. w. u. s. w. haben in neuester Zeit Geschichtsschreiber, zum Theil von großer Bedeutung, gefunden. Andere Familien bereiten die Herausgabe ihrer urkundlichen Geschichte vor; wir hören das z. B. von denen von Puttkammer, von Rothkirch, von den thüringischen Erbmarschällen zu Altengottern und Burgholzhausen und Andern. Es ist Leben und Treiben auf diesem Gebiet, das zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Mit ganz besonderer Freude hat uns ein Buch erfüllt, das, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, obwohl es einen sehr ehrenvollen Platz darin beanspruchen dürfte, uns durch die besondere Güte eines Familienmitgliedes mitgetheilt wurde. Es sind das die „Nachrichten zur Geschichte des Dynasten- und Freiherren-Geschlechtes v. Krosigk“, die der Königl. Rittmeister v. Krosigk nach Urkunden, authentischen Schriftstellern, Archiv- und Familien-Nachrichten, wie er bescheiden sagt, zusammengestellt und durch den Druck zugänglich gemacht hat. Selten mag eine Arbeit mühevollen Fleißes mit gleicher Anspruchslosigkeit aufgetreten sein! Daß die v. Krosigk, deren Ahnen auf dem fürstlichen Bischofsstuhle zu Halberstadt saßen, dem hohen Adel, den Dynasten, angehört haben, wird durch das Buch erwiesen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den Inhalt der Familiengeschichte auch nur zu skizziren. Um aber das Buch selbst, den Geist in dem es geschrieben, zu charakterisiren, wollen wir Einiges aus dem Abschnitt mittheilen, den der Verfasser überschrieben hat: „Zur Charakteristik.“ Es heißt da: Ein Haupt-Charakterzug der Familie sei „das hartnäckige Festhalten an dem einmal als Recht Erkannten oder für richtig Gehaltenen.“ Welche Aufschlüsse giebt ein solcher Zug gemeinsamer Stammesähnlichkeit? Die „Krosigk'sche Halsstarrigkeit“, sagt der Verfasser, „ist sprüchwörtlich in dem engern Heimathkreise der Familie.“ Wohl dem Geschlecht, das einen solchen Charakterzug hat; es ist vielleicht nicht immer leicht mit einem solchen „auszukommen“, aber gewiß kann man sich auf ein solches verlassen. Das aber ist eine von den adeligsten und conservativsten Eigenschaften, die Jemand haben kann. Es ist schön, wenn man sich auf einen Mann verlassen kann, aber es ist herrlich, wenn man sich auf ein ganzes Geschlecht verlassen kann. Die brandenburgische und preußische

Fahne hat über manchem Krosigk geweht, der für sie in sein Blut sank, bald war's in Ungarn, bald war's in Böhmen, bald war's ein Hauptmann, oder gar ein Cornet in der ersten Blüthe der Jugend, bald ein hoher General, wie Christian Siegfried v. Krosigk, der bei Collin im stürmenden Reiterangriff an der Spitze des Normann'schen Dragonerregiments drei feindliche Reiterregimenter warf und drei tödtliche Hiebwunden über den Kopf und eine Kugel in den Leib empfing. Und wer kennt nicht den Tod des edeln Heinrich Ferdinand v. Krosigk, der bei Möckern fiel, 16 Wunden in dem Heldenleibe? Aber auch bis in die neuesten Zeiten haben die v. Krosigk gezeigt in alle Wege, daß man sich auf sie verlassen kann, und nicht bloß mit dem Schwert in der Hand. Eduard v. Krosigk, eines der jüngsten Mitglieder des Kammergerichts, gehörte zu den Wenigen, die im November 1848 gegen den Beschluß des Ober-Appellations-Senates, alle Rechtspflege einzustellen, protestirte. Bekanntlich nahm der hohe Senat seinen Beschluß am folgenden Tage zurück. In dem jungen Richter lebte derselbe Krosigk'sche Geist, den seine Brüder an der Spitze ihrer Dragoner in jenen Tagen bethätigten. Wir müssen uns kurz fassen. Der Prachtband, der vor uns liegt, ist mit Portraits, — besonders schön in der Ausführung ist das des Bischofs Conrad von Halberstadt, — Siegelabbildungen, einem vollständigen Stammbaum, Wappen u. s. w. reich ausgestattet. Leider fehlt aber das Portrait Heinrich Ferdinands v. Krosigk; der Held von Möckern ist eine populäre Figur aus jener großen Zeit. Freilich! wo ist die Grenze bei solchen Anforderungen? Jedenfalls hat das Geschlecht derer v. Krosigk jetzt eine Familiengeschichte, die des hohen Alters des Stammes, der reichen Ruhmessaat, welche die Träger dieses Namens geerntet, und der Hoffnungen, welche man auf die Zukunft des Hauses bauen kann, würdig ist.

Neue Bücher.

Vermischte Schriften, Erzählungen, Schilderungen und Gedichte von H. E. und M. Marcard. Herausgegeben von H. E. Marcard. Hamburg, 1856. Neue Ausgabe.

Es sind wohl alte und liebe Bekannte, welche die Leser der „Berliner Revue" in dem betitelten Buche finden, denn zum größern Theil enthält dasselbe Aufsätze, welche in dem trefflichen hallischen „Volksblatte" gestanden; ja, das Buch selbst mag unserm Publicum nicht fremd sein, denn es ist ja nur eine neue Ausgabe; die erste erschien 1852. Was den Inhalt der Sammlung betrifft, so besteht er — denen zur Kunde, die das Buch noch nicht kennen — aus einer Reihe von Aufsätzen, Schilderungen von Sitten, Zuständen und Verhältnissen, die sich bald mehr der

Ein junger Edelmann schreibt ein Drama — ein Mann der besten Gesellschaft, Dichter und Schriftsteller? der alte Bann kommt in ergötzlichster Weise zum Vorschein, von Freundes Seite, wie von Feindes Seite. Und sollte der Kürassier-Lieutenant auch nur zornig bemerken, er begreife gar nicht, wie der Intendant einem Cavalier die Aufführung eines Stückes, eine solche Bagatelle, abschlagen könne. In der Verwunderung des Salons, in dem süß-sauern Anerkennen, in den kleinen Grimassen zeigt sich noch immer die Mißbilligung der guten Gesellschaft, wenn Einer der Ihrigen „unter die Poeten gegangen" ist. Das ist in dem vorliegenden Buche meisterhaft geschildert und sichtlich unmittelbar dem Leben entnommen. Der Verfasser, ein Enkel der alten Erb-Marschälle der Churmark, der edlen Gänse zu Putlitz, hat sich bekanntlich manchen frischen Kranz errungen, sowohl als lyrischer, wie als dramatischer Dichter, wer kann zweifeln, daß er nicht bei seiner Erzählung die Conflicte im Auge gehabt hat, in die er persönlich gerathen! Das giebt seinen Schilderungen einen ganz eigenthümlichen Reiz. Mit großer Gewandtheit hat der Erzähler seine Schilderungen, die in Bezug auf Localitäten nicht nur, sondern auch auf Persönlichkeiten, entschieden berlinisch sind, so gehalten, daß sie den höchsten Reiz des Anziehenden haben, ohne jemals anzüglich zu werden. Kein geringes schriftstellerisches Verdienst! Der Gang der Erzählung ist übrigens sehr einfach, es sind die Schicksale von drei jugendlichen Proletariern, von denen Einer, trotzig für sich selbst sorgend, die Pfade eines fliegenden Buchhändlers wandelt, während der Justizrath mit der goldenen Brille — wer ist dem alten Herrn nicht schon unter den Linden begegnet? — den Zweiten in die Lehre bringt und dem Dritten die Stelle des Bedienten bei dem jungen Edelmann verschafft, der so kühn ist, ein Drama zu schreiben. Treu nach dem Leben sind die Bemühungen geschildert, das Drama zur Aufführung zu bringen. Theater-Agenten und erste Liebhaberinnen, Provinzialbühnen-Tyrannen und faule Abschreiber, spitzbübische Kammermädchen und Komödianten-Liederlichkeit, nichts fehlt in dem Bilde der Freuden und Leiden eines dramatischen Dichters! Indessen fällt das Stück auf einer Provinzialbühne durch, der Dichter aber hat anderswo Glück, er führt die Braut heim, die Tochter des Generals, und reist nach Italien. Doch wir können unmöglich hier weiter auf das Stoffliche des Buches eingehen, wir würden dem Verfasser damit sehr unrecht thun, denn der Reiz seines Werkes liegt in der hinreißenden Darstellung, die uns bald in den Salon des Generals, bald in das Boudoir der Schauspielerin, bald in den Victualien-Keller des Proletariers führt, und überall zu Hause ist, ohne je ihre vornehme Leichtigkeit zu verlieren. Hoffentlich brauchen wir nicht lange auf das zweite Heft zu harren, wir sind überzeugt, daß Jeder, der das erste gelesen, das zweite mit höchster Ungeduld erwartet.

Sebastopol. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart, von Sir John Retcliffe. Berlin, 1856. Röhring. Erster Theil. Seine und Bosporus.

Der Roman ist etwas langsam in Heften erschienen, wahrscheinlich die Schuld des deutschen Uebersetzers, die sich schwer an seinem Werk und dessen Verleger rächen könnte, wenn sich ein anderer Uebersetzer flink daran machte und ihm den Roman vor der Nase weg fertig übersetzte. Eigentlich ist es ein Wunder, daß das nicht schon geschehen, die Meute der Uebersetzer ist doch sonst fingerfertig genug. Wir haben dieses Roman's bereits gedacht, als das erste Heft erschien, (Berliner Revue, Band III. Seite 357) und können es heute nur bestimmter wiederholen, was wir damals sagten, der Roman werde ein großes Publicum finden, er sei auf die höchste Spannung nicht ohne Talent angelegt, die Ausführung sei zwar etwas roh, aber nirgend langweilig und die Schilderungen bis zum Phantastischen bunt. Vor uns liegt nun der ganze erste Theil und wir sind im Stande unsern Lesern eine Skizze des Inhaltes zu geben, nach welcher sie, wenn auch nicht Form und Schreibart, aber doch das, was den Roman besonders auszeichnet, den Reichthum, der Ereignisse wenigstens annähernd kennen lernen werden. Der Roman beginnt mit einem einleitenden Capitel, der Verfasser hat es Prolog genannt; dasselbe zerfällt in zwei Theile, im ersten werden von einem geheimnißvollen Polen, der sich später als einer der Hauptleiter der demokratischen Solidarität ausweis't, im Dome der Invaliden an Napoleons Grabe, die Schriftstücke, die später das „blaue Buch" genannt wurden, überreicht, wem überreicht? dem jetzigen Kaiser der Franzosen und dem Grafen Walewski, seinem Minister. Zugleich erfährt man, daß auf Erhebung des orientalischen Conflictes und dessen Fortsetzung der Pole und durch ihn die revolutionaire Propaganda nicht ohne Einfluß gewesen. Der zweite Theil des einleitenden Capitels führt uns in die Versammlung eines hohen Rathes der Revolution — starke Spannung und dick aufgetragenes Entsetzen. Das folgende Capitel heißt „das erste Blut", es spielt in Smyrna; die detaillirten und glücklich gegriffenen Naturschilderungen beweisen, daß der Verfasser selbst gesehen haben muß, was er schildert. Doctor Welland, von der revolutionairen Propaganda nach dem Orient geschickt, findet dort seinen Jugendfreund Gregor Caraiskakis, der seine Schwester sucht, die ein Engländer entführt hat. Die beiden jungen Männer spielen nun eine Rolle mit in den blutigen Mordscenen, die ja schauerlich genug dem großen orientalischen Kampfe präludirten. Der an dem Baron Stackelberg verübte Mord, die Conflicte wegen des muthmaßlichen Mörders Costa, Nationalität u. s. w., das Alles ist sehr lebendig erzählt und auf sehr interessante Weise hat der Verfasser immer auf den Zusammenhang unter den Revolutionairs in allen Ländern hingedeutet. Uebrigens befreien Welland und Gregor des Letzteren Schwester Diona, mit Hülfe des

berühmten Räuberchefs Jan Katarchi aus dem Landhause des englischen Baronet's. Eine ächt türkische Kampfscene. Das nun folgende Capitel: „Die Doppelgänger", spielt in Paris. Keck hingeworfene Skizzen aus der Pariser Gesellschaft, nicht immer im besten Geschmack, aber nie langweilig. Wir ahnen, daß die russische Fürstin Oczakoff die Rolle ihres Bruders, den Liebe und Ehre in Paris halten, spielen wird, daher der Titel des Capitels. Der folgende Abschnitt: „Die Blutbrüder", führt uns von Paris nach Montenegro, ein kühner Sprung, die Schilderungen und Bilder im schärfsten Contrast gegen das Vorhergegangene, Sittengemälde aus dem Leben der Czernagorzen, die einen wirklich pikanten Reiz der Neuheit haben, und von historischen und politischen Bemerkungen begleitet klar erkennen lassen, welche Bedeutung für Rußland das kleine Montenegro hat. Grivas macht sich auf, seinen Blutbruder, den Gemahl der Stephana, der zu Scutari gefangen sitzt, zu retten. Er sieht dort, in Scutari, Fatinitza, Selim-Paschas Tochter, die Wölfin von Skadar (Scutari) genannt, und wird von diesem seltsamen, geheimnißvollen und gewaltthätigen Weibe bemerkt. Am Abend wird er gefangen genommen, da er eben im Begriff ist, mit einem Kahn in der Nacht an den Seethurm zu fahren, in welchem Gabriel, sein Blutbruder, gefangen sitzt, dem er eine Feile und einen Strick hat zukommen lassen. Die Wölfin von Skadar hat den schönen Griechen gefangen nehmen und in ein Gemach bringen lassen, von welchem aus er sie im Bade sehen kann; durch den offnen Anblick ihrer Reize erobert sie die Sinne des Griechen. In der folgenden Nachtscene vereinigen sich orientalische Ueppigkeit mit dem Schauerlichen und Quälenden, wie es auf den Pariser Vorstadttheatern auftritt, um selbst die dicksten Nerven zu erschüttern. Dennoch kann man nicht sagen, daß es hier unwahrscheinlich sei, die Situation und die Verhältnisse geben ihm hier viel mehr Berechtigung als sonst irgendwo.

Im folgenden Capitel findet Gabriel seinen Blutbruder in den Armen der Wölfin von Skadar; er, den er befreien wollte aus dem Kerker, befreit ihn jetzt aus der Umarmung des furchtbar schönen Weibes. Die beiden Blutbrüder wollen fliehen, aber die Wölfin erwacht, Grivas vermag das Weib nicht zu tödten, an dessen Busen er eben gelegen, es folgt ein furchtbares Ringen, das Schloß geräth in Aufruhr, endlich stürzen sich die Blutbrüder aus dem Fenster in den See. Sie werden in dem harrenden Schiff der Freunde aufgenommen, aber sofort beginnt nun auch die Verfolgung der Wölfin von Skadar. Die folgenden Scenen sind von höchster Spannung, namentlich bis zum Tode Stephana's. Ob der Grieche todt ist, wissen wir nicht; die Wölfin von Skadar hebt den blutenden Körper auf ihr Roß und jagt, von den Schüssen der Montenegriner umknallt, mit ihm davon. Das nun folgende Capitel spielt wieder in Paris, es schmeckt etwas matt nach dem vorhergehenden, eigentlich scheint es auch nur eingeschoben zu sein, um zu erklären, wie

die Fürstin Oczakoff dazu kam, die Rolle ihres Bruders zu spielen. Der nächste Abschnitt, die Massacre auf Chios, ist mehr historischer Art, doch ist er für die Jugendgeschichte von Gregor und Diona Caraiskakis nothwendig. Das „die Flotten“ überschriebene Capitel führt uns in die vor einigen Jahren so viel genannte und lange auf den schlechten Karten vergeblich gesuchte Besika-Bay. Man sieht, die orientalische Frage, welche den Hintergrund des Romans bildet, ist ein gutes Stück vorgerückt. Der Unterschied zwischen englischer und französischer Marine ist gut hervorgehoben, der Verfasser zeigt eine eigenthümlich scharfe Beobachtungsgabe. Das Capitel schließt mit einem Duell, in welchem Gregor Caraiskakis von Maubridge, dem Engländer, in dessen Gewalt sich Diona eine Zeit lang befand, verwundet wird. Doctor Welland sorgt für seinen verwundeten Freund. Hier folgen in dem Roman drei Episoden: 1) Berlin, 2) Petersburg, 3) Wien, die der Verfasser „Guckkastenbilder“ genannt hat. Es ist ganz hübsch und interessant, was wir da lesen, aber wir sind nicht immer im Stande gewesen zu begreifen, wie das Erzählte Bezug auf den Roman hat. Auch erscheint uns die Wiener Scene gar zu „criminell“, wo bleibt da die Kaiserlich Königliche Polizei? Das letzte Capitel des bis jetzt vorliegenden ersten Theils ist überschrieben „der Bosporus“, es enthält wieder sehr anziehende Beschreibungen der Oertlichkeiten und des Lebens in Konstantinopel, wir dringen bis in's Innere des sultanischen Harems und lernen die Gattin des Renegaten Omer-Pascha kennen, eine frühere Dienerin im Harem des Sultans, die durch ihren Einfluß in demselben das Glück des Renegaten gemacht hat. Der Verfasser des Romans schiebt den Ausbruch des Krieges auf eine Harems-Intrigue. Wir lernen auch den Großsultan persönlich kennen. Auch dieses Capitel schließt mit einem Mord, der aber zu Konstantinopel weit glaublicher erscheint als zu Wien.

Die Reihe von einzelnen Zügen, die wir so in der Kürze aufgezählt, soll, wie schon oben gesagt, unsere Leser nur auf den unglaublich reichen Inhalt des Buches aufmerksam machen, keineswegs ihm den Gang der Handlung in dem Roman veranschaulichen, das wäre uns unmöglich gewesen, selbst wenn wir auch zwei Mal so viel einzelne Scenen hätten erwähnen wollen. Noch ist uns nicht klar, wo hinaus der Verfasser will, denn jedes Capitel fast bringt eine neue Spannung, aber die Handlung rückt so langsam fort wie die brittisch-französische Flotte in der Besika-Bay. Der erste Theil verspricht so viel, daß wir uns einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren können, ob die drei folgenden Theile auch im Stande sein werden, die Versprechungen zu halten. Gelingt es dem Verfasser sich gut herauszuziehen aus all den Wirrnissen, die er selbst heraufbeschworen, so ist seine Gewandtheit bewundernswerth. Den deutschen Uebersetzer aber möchten wir bitten, sich doch etwas mehr Mühe in Bezug auf seinen Styl zu geben und die Feile nicht so geradezu zu verabscheuen, wie er es zuweilen offenbar thut.

Englische Revuen.

Count Montalembert's The Political Future of England. — Die Torykritik über und für ihn. — Carlyle, der Cultus des Genius und die englische Demokratie. — Montalembert's Katholicismus. — Memoiren der Mrs. Fitzherbert, ersten Gemahlin König Georg des Vierten.

Das Buch des Grafen Montalembert, „Die Zukunft Englands" betitelt, beschäftigte schon, ehe es in einer „autorisirten Uebersetzung" vor uns lag, weite Kreise in England. Es ist jetzt bei Murrey in London unter dem Titel: „The Political Future of England" erschienen, und wenn diese Uebersetzung auch zu einer Klage des Verfassers und zu einem Zeitungsstreit aus dem Grunde Anlaß gegeben hat, weil in ihr verschiedene Male Stellen, die gegen England Tadel aussprechen, abgeändert und beseitigt sind, so ist doch in ihr das Ganze getreu wiedergegeben und dem großen englischen Publicum erschlossen. Das Buch, ein Ruf der Sehnsucht, wird in England viel gelesen und viel commentirt, und wir haben bereits mehrere Urtheile und Besprechungen über dasselbe in der englischen Wochen- und Monatspresse vor uns. Wir werden bei der Charakterisirung derselben nicht umhin können, auf das Buch selbst zurückzukommen.

Graf Montalembert beginnt sein Buch bekanntlich mit der Bemerkung, daß auf dem Continente jetzt oft die Frage aufgeworfen wird: Was wird aus England werden? Und er zählt dann einige von den Umständen auf, welche dazu geführt haben, darauf eine ungünstige Antwort zu geben. Hier sind einige Zeilen von ihm: „Die unerträgliche Anmaßung der englischen Diplomatie gegen den Schwachen und der englischen Presse gegen Jedermann hat die gerechte Entrüstung einer übergroßen Anzahl verständiger Männer erweckt. . . . . In Wahrheit, wir haben es zu beklagen, daß England seit einigen Jahren so seine Haltung verändert hat, daß es von dem Extreme der Anfeindungen und Angriffe zu dem Extreme der Schmeichelei übergegangen ist. . . . . Es scheint die Ehre seiner freien Einrichtungen gänzlich dem Drängen einer entgegengesetzten Partei aufzuopfern. Dies war der letzte Stoß für mehr als ein edles Herz unter uns."

Darauf erwidert ein Tory-Organ: „Es sind mehrere Beschuldigungen in diesem Auszuge, welche die unter uns, welche England am meisten lieben, gezwungen sein werden, anzuerkennen; aber es würde irrig sein, in jedem Falle die Sprache unserer Presse als den Ausdruck der Nation anzunehmen. Zum Theil verstehen wir aber auch des Herrn von Montalembert's Worte nicht. Wir wissen nicht, was er mit dem Opfer der Freiheit und dem Drängen der entgegengesetzten Partei meint. Wenn wir das so verstehen sollen, daß England, nachdem es die „Constitutionellen" (oder wie immer man die Parteien des Continents nennt, welche sich zum Widerstande gegen ihre Regierung erheben) ermuthigt

halle, sie auf ihren Versuchswegen dann schließlich im Stich ließ, so würde dieser Satz verständlich und auch richtig sein. Aber das Opfer würde in solch einem Falle weniger von einem Drängen als von den nothwendigen Folgen einer falschen Position herrühren. In den letzten fünf und zwanzig Jahren war unsere auswärtige Politik excentrisch, und was die Bestimmtheit des Planes betrifft, ganz unprincipiell. England hat Sympathie für die „Constitutionellen" und für die „Nationalitäten" gehabt, aber nachher nichts Weiteres. Aber es tritt uns dabei eine Schwierigkeit vor's Auge. Sollen wir ohne Bewegung die Kämpfe enthusiastischer Naturen gegen die Unterdrückung und Ungerechtigkeit eines Willkürregimentes ansehen? Sollen wir nicht zeigen, daß wir die eine Form der Regierung der anderen vorziehen? kann es uns gleichgültig sein, ob Despotismus oder ob Freiheit auf der Welt vorwiegt? Das sind häklige Fragen, und die Wahrheit ist, daß keine genaue Richtschnur für unsere auswärtige Politik dabei festgestellt werden kann. Seine erste Pflicht ist es, in freundlichem Verkehr mit den Regierungen zu stehen, mit dem es in Beziehung überhaupt steht. Politische Propaganda aber ist nicht seine Aufgabe, es kann nicht ohne eine großartige Verletzung seiner eigenen Pflicht eine Partei der Unordnung in einem Staate, mit welchem es verkehrt, begünstigen. Aber es ist einiger (!!) Grund für die Anklage vorhanden, daß unser auswärtiges Amt in dieser Beziehung unter Lord Palmerston ein doppeltes Spiel gespielt hat. Wir wissen nicht, wie ein Engländer anders als mit Scham auf die verschiedenen Gelegenheiten zurückblicken kann, in denen der Ruf „Polen!" und der „Ungarn!" und der „Italien!" ertönte und mit Ermuthigung von ihm (Palmerston) aufgenommen ward. Seine Freundlichkeit war grausam. Er hat dadurch Erwartungen erregt, welche nachher in Blut erstickten, und er hat die Thoren des Continentes verleitet, zu glauben, er wäre ein Revolutionär, während er doch nur ein Charlatan war."

Zwischen der äußern und der innern Politik macht Graf Montalembert einen großen Unterschied. In der innern Politik sieht er Kraft, Fülle, Freiheit und Blüthe. Dem Unheil der englischen Armee in der Krim mißt er keine große Bedeutung zu. Das allgemeine Gesetz der Oeffentlichkeit, welches in England vorherrscht, bezeichnet er — wie die englische Presse ihm darin durchaus beistimmt — als die Quelle der Mißverständnisse der Fremden, welche die Lage Englands beurtheilen. „Sie setzen voraus," sagt „The Preß", ebenfalls dem Grafen beipflichtend, „daß die Gesellschaft desorganisirt ist, weil die Thätigkeit derselben zu unruhig ist, als daß ihr Auge derselben folgen könnte." Das ist sehr gut gesagt. Am meisten loben die Engländer den Satz, in dem Graf Montalembert diesen seinen Gedanken näher bezeichnet. Ein Tory-Blatt vergleicht diese Stelle mit dem „Besten von Burke." Graf Montalembert hat nämlich geschrieben: „Der erste Eindruck einer unerfahrenen Person oder eines Kindes, das in eine große Fabrik eintritt,

ist, daß es sich wundert, wie ein Mensch darin athmen kann, wie Ordnung in der Mitte einer so gedrängten Masse der Arbeiter, einer so beständigen Bewegung, eines so heftigen Geräusches aufrecht erhalten werden kann, wie Geist und Nerven das Schnurren dieser Schwungräder, Walzen und Schrauben ertragen können; und doch geht Alles seinen Gang, Alles greift in einander und Alles gelingt, und aus dieser anscheinenden Confusion kommen Meisterwerke des Geistes, des Mechanismus und der Industrie, die Waffen und Werkzeuge, welche unsern Soldaten den Sieg sichern, und die Wunder der Eleganz und des Geschmackes, die unsre Frauen und Töchter schmücken."

„Das sind in Wahrheit überall und immer die wirklichen Bedingungen des Lebens, wahren Lebens, thätigen Lebens, des einzigen Lebens, das lebenswerth ist. Diejenige Thätigkeit, welche die Kraft des Einzelnen ist, ist auch die Kraft der Nationen, — Gewohnheit der Gefahren, beständige Anstrengung, Freiheit der Bewegung. Wer hat jemals, mit einem beständigen Schatten über den Augen und mit Baumwolle in den Ohren, und gestützt auf den Stab des Meisters, vom Leben eine Ahnung gehabt? Wenn ich einen Mann in der Lage sehe, so bedaure ich die Schwäche des Alters, aber ich halte ihn nicht für ein passendes Beispiel menschlicher Existenz, und wenn man mir eine ganze Nation zeigt, die nicht nur in diesen Zustand gefallen ist, sondern sich dessen als des vollkommensten Zustandes der Gesellschaft rühmt, so fliehe ich sie wenigstens mit Herz und Kopf und eile in jene glücklicheren, leider so seltenen Gegenden, wo das Volk längst die Windeln der Kindheit verlassen hat, ohne sich deshalb auf das Bett des verkrüppelten Alters zu strecken." . .

Besonders viel Beifall von demjenigen Theile der Presse, der noch gesund geblieben ist, erfährt denn auch die folgende Stelle Montalembert's: „Die englische Literatur beginnt der Macht, welche durch Gewalt erlangt ist, Beifall zu klatschen, und sie scheint diejenigen Nationen, welche ihre öffentlichen Rechte, ihre Geschichte und ihre Ehre der brutalen, in einem Mann verkörperten Kraft geopfert haben, zu beneiden."

„Diese verworfene Unterwürfigkeit gegen menschliche Idole unter dem Namen von Heroen, dieser Cultus des Genius, heroworship, wie es jetzt genannt wird, hat einen beredten Advocaten in Mr. Carlyle gefunden, dessen unbestrittenes Talent erwähnt zu werden verdient, als desjenigen, welches mehr als irgend etwas Anderes versucht hat, den öffentlichen Geist Englands zu depraviren und die Hoheit seiner alten Einrichtungen zu untergraben. Nachdem er (Carlyle) die Geschichte der französischen Revolution im Style Rabelais' travestirt hat und in ihr die Grausamkeit der Handelnden und die Unschuld der Opfer mit einer empörenden und geschmacklosen Bouffonerie verwirrt und verlacht hat, versuchte Carlyle in England eine Art von Cromwell-Schwärmerei einzuführen. Er hat manche Bewunderer und manche Nachbeter. Eine

Zahl von Revuen wurden das Echo seiner Weisheit. Diese Anbetung der Macht, dies Küssen der eisernen Hand, ist in Wirklichkeit nur eine tief logische Folgerung aus dem Geiste der Demokratie . . . Nicht nur für den Meridian von Frankreich preisen demokratische Blätter wie „Daily News" und „Examiner", die Segnungen eines Despotismus, der so gerecht, so zeitgemäß und verständig ist, wie der unsrige (französische), auch in Fragen der eignen innern Politik finden wir diese revolutionäre Schule, im Widerspruch mit den alten Einrichtungen Englands, nach einer schrittweisen Entwickelung der Bureaukratie und Centralisation verlangen . . . Wir könnten mehr als einen demokratischen Schriftsteller namhaft machen, der noch kürzlich directe und ausführliche Einladungen und Provocationen an die Krone richtete, mit dem Versprechen, daß die Demokratie ihr helfen würde, und mit der Empfehlung einer Vereinigung zwischen Krone und Volk, zu dem Zwecke und Ziele einer Revolution, wie die von 1660 in Dänemark. Besonders an Prinz Albert, der Königin Gemahl, werden diese Einladungen gerichtet."

Bis jetzt hat sich weder Carlyle noch „Leader", noch eines der andern in diesem Angriffe gemeinten Blätter bewogen gefunden, eine Antwort zu geben.

Nur eins hat die Tory-Presse an dem trefflichen Buche Montalembert's auszusetzen:

„Die Treue gegen die römische Kirche," sagt „Preß", „ist für Herrn von Montalembert eine Quelle unaufhörlichen Irrthums. Am Schlusse seiner beredten Arbeit stellt er den Zustand Spaniens dem Zustande Englands 1510 gegenüber, wo das letztere Land, erschöpft durch die Kriege der beiden Rosen und ohne Entwickelung nach außen, kaum unter die bedeutenden Mächte Europas gerechnet wurde, während Spanien, geleitet durch Ximenes, und Herrin der neuen Welt durch die Entdeckung des Columbus, auf der Höhe der Weltherrschaft stand. Drei Jahrhunderte darauf war Spanien Nichts, während England mit Frankreich um den ersten Platz kämpfte."

„Die Protestanten haben eine schnelle Antwort für diesen Wechsel: der Protestantismus machte England groß, der Katholicismus verursachte Spaniens Verfall. Herr v. Montalembert dagegen sucht die Erklärung in der politischen Freiheit, die England seine wunderbare Macht gegeben hat, während der Despotismus in Spanien die Volkskraft niedergeworfen hätte. Aber kann Herr v. Montalembert so unwissend sein, um nicht die innige Wechselwirkung zwischen religiöser und politischer Freiheit zu verstehen und nicht zu wissen, daß die letztere die Tochter der ersteren ist. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts trat der Wechsel in der Lage beider Staaten ein. Elisabeth regierte England, Philipp Spanien. Beide waren despotische Souveraine. Aber die eine erkannte den Geist der religiösen Freiheit an, und der andere dachte nur daran, die Inquisition einzurichten."

Unseres Bedünkens ist freilich mit dieser Erwiderung der „Preß“ auch nicht das Richtige gesagt. Nicht bloß darum, weil England protestantisch war, ward es frei, sondern weil in der ersten Anlage Englands der verfassungsmäßigen Freiheit in den Geschlechtern und mächtigen Corporationen, die doch vor dem Protestantismus waren, ein so kräftiger Halt gegeben war. England blieb, weil es eine Insel ist, von der militairischen Periode, durch welche alle mittelalterlichen Staaten des Continentes auf ihrem Wege in die moderne Zeit hindurchgehen mußten, befreit. In dieser Periode aber wurden die Fürsten als erste Heerführer Herr über das Ganze.

Das Buch Montalemberts hat uns so sehr in Anspruch genommen, daß uns für eine andere wichtige Erscheinung des Tages nur ein verhältnißmäßig kurzer Raum bleibt. Und doch wird sie auch grade die Damen recht sehr interessiren. So eben erschienen nämlich zu London die „Memoirs of Mrs. Fitzherbert: with an Account of her Marriage with H. R. H. the Prince of Wales, afterwards King George the Fourth. By the Hon. Ch. Langdale. London. Bentley.“

Die schöne und unglückliche Dame, der dieses Buch gilt, ist bekannt. Mary Ann Smythe war die Tochter von Walter Smythe Esq. von Brambridge, einem zweiten Sohn des Baronet Sir John Smythe. Sie wurde im Juli 1756 geboren, heirathete 1775 einen Esq. E. Weld, einen reichen Landlord, ward in folgendem Jahr schon Wittwe, heirathete 1778 Sir Thomas Fitzherbert, aber noch ehe sie fünfundzwanzig Jahr alt war, ward sie zum zweiten Male Wittwe. Sie residirte nun, von einem großen Einkommen zehrend, auf Richmond-Hill. Hier lernte sie der Kronprinz (Georg IV.), der Adonis seiner Zeit, kennen und faßte für sie eine heftige Zuneigung. Aber sie blieb fest und rein, wie laut auch der Prinz seine Liebe erklärte, so laut, daß die Volksballade des Tages davon sang. Ein solches Lied, unter dem Titel: „Sweet Lass of Richmond-hill“ (die süße Maid von Richmond-Hill) ist uns noch geblieben, in dem der Vers vorkommt:

„Ich will nicht die Krone, wäre sie mein
Die süße Maid von Richmond-Hill.“

Der Prinz nahm endlich mit Hülfe seiner Freunde zu verzweifelten Mitteln seine Zuflucht, machte einen Versuch, sich das Leben zu nehmen und ließ sie einst bitten, als er sich verwundet hatte, zu ihm zu eilen, und ihn zu retten. Sie kam, begleitet von Freunden, er drängte ihr einen Ring auf, aber um weitere Annäherungen zu vermeiden, floh sie nach Holland, wo sie vom alten Statthalter und seiner Familie sehr freundlich aufgenommen ward, reis'te dann nach Frankreich, wo aber Georg sie mit Briefen, deren Besorgung der Herzog von Orleans übernommen hatte, weiter bestürmte. Endlich versprach sie dem Prinzen, wenigstens keinen andern Mann heirathen zu wollen. Bald darauf kehrte sie nach England zurück und ward wirklich dem Prinzen nach dem

Ritus ihrer, der katholischen, Kirche angetraut. Ihr Onkel Harry Ebrington und ihr Bruder Jack Smythe waren Trauzeugen zusammen mit dem protestantischen Pfarrer, der die Ehe einsegnete. Kein katholischer Priester leitete die Ceremonie. Ein Certificat von des Prinzen eigner Hand existirt, mit seiner und Mary Fitzherbert's Unterschrift. Die Unterschriften der Zeugen hat Mary einst selbst, in einer Zeit der Gefahr, ausradirt, um ihre Verwandten nicht in's Unglück zu stürzen. Von dieser Zeit an theilt ihr Leben sich in drei Theile. Erstens, von ihrer Heirath bis zu des Prinzen Heirath mit der künftigen Königin Caroline, zweitens, von ihrer Wiederversöhnung mit ihm bis zum schließlichen Bruche, — das waren acht Jahre, die sie die glücklichsten ihres Lebens nennt, — drittens von dieser Zeit bis zu ihrem in Paris 1837 erfolgten Tode. Daran, daß der Prinz mit ihr wirklich kirchlich getraut ist, herrscht kein Zweifel mehr, aber wohl ist die Frage zu beantworten, ob eine Frau an einen Mann verheirathet werden kann, ohne daß der Mann an sie verheirathet wird? Denn durch den Royal marriage Act von 1772 war jede Ehe eines königlichen Prinzen vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre von vornherein für null und nichtig erklärt.

Das Buch nun, dessen Titel wir oben nannten, ist ein Werk der Pietät. Lord Stourton hatte der Dame versprochen, nach ihrem Tode ihre (zu ihren Lebzeiten schon durch Fox im Parlamente) angefochtene Ehre zu wahren. Lord Stourton hat dies Vermächtniß seinem Bruder hinterlassen, und er erfüllt es in diesem Werke, nachdem in den Memoiren des Lord Holland ärgerliche Raisonnements über die Dame, die stets bis in die spätesten Jahre ihres Lebens mit Hochachtung und Theilnahme am englischen und an anderen Höfen empfangen ward, bekannt geworden waren. König Georg IV. tritt in diesem Buche in kein günstiges Licht. Man sieht, wie der Leichtsinn eines heftigen Temperamentes eine schöne Seele verbraucht und dann bei Seite liegen läßt.

Tages-Ereignisse.

Man thut im liberalen Lager ganz überrascht, daß Rußland sich durch seine Bevollmächtigten den gräflich Cavour'schen Meliorations-Plänen für Italien gar nicht ungünstig zeigt, im Gegentheil, auch davon durchdrungen scheint, daß in Italien Veränderungen wünschenswerth sind, ja vielleicht bereit ist, durch eine Art von December-Vertrag eine nachbarliche Pression in Podolien auszuüben. Wie kann man sich aber wohl darüber wundern! Rußland wird doch aus den verschiedenen Phasen des jetzt beendeten Kampfes so viel gelernt haben, daß man durch eine Pression, gleichviel ob diplomatique oder stratégique, sehr viel mehr erlangt, als Andere durch ungeheure Opfer und selbstthätigen

Antheil. So gute Lehren, wie Rußland sie erhalten hat, werden doch nicht ganz verloren gegangen sein, und um so weniger, als sich auch die Westmächte zu erinnern scheinen, daß trotz eilfertigster Gratulation ein eigentliches Betheiligen Oesterreichs an den Anstrengungen der Westmächte nicht stattgefunden hat. Lord Clarendon billigt in hohem Grade die rein constitutionellen Anschauungen der Auftraggeber des Grafen Cavour, und Rußland beeilt sich diesmal der englischen Regierung zu dem Aussprechen dieser Ansicht zu gratuliren. Es hat eben in der Geschichte wie in der Diplomatie, im Staatsleben wie im Familienleben jeder Avers auch seinen Revers, und je nach Zeit und Umständen kann selbst das Bequeme unbequem, das Lästige brauchbar werden. Wenn auch das Interesse über Undankbarkeiten hinweghilft, so hilft doch zuverlässig Undankbarkeit nicht über Interessen hinweg. Der neue Freund Sardinien ist deswegen noch nicht der wirkliche Freund Oesterreichs, der alte Freund Rußland aber desto entschiedener sein Widersacher geworden. Aus Paris wurde vor einigen Tagen gemeldet, daß man dort ganz verwundert gewesen sei, zu hören, daß Rußland gar keine besonderen Bedenken gegen ein Einschreiten civilisirender Ideen in Italien habe, auch soll der Barbarenstaat geneigt sein, die sich immer reiner entwickelnde constitutionelle Staatsform in Spanien freudig zu begrüßen und einen Gesandten dorthin zu schicken, kurz, es ist augenscheinlich, das so lange hinter der Zeit zurückgebliebene Rußland geht ganz und entschlossen auf dem Wege der Civilisation vor. Es ist da noch mancher Sieg zu erringen, mancher Vortheil zu erlangen, wenn man die erhaltenen Lehren nur benutzen will. In der Türkei zeigt sich bereits, daß das, was Rußland gewollt, möglich gewesen wäre, und das, was die Westmächte durchgesetzt, unmöglich ist. Schon die Anfänge des unausbleiblichen Beweises dafür zeigen, was sich dort entwickeln muß, wenn die Alliirten den angeblich Geheilten verlassen, und wir wiederholen unsere schon einmal ausgesprochene Ansicht, daß es gar nicht unmöglich ist, wie schon einmal nach erbittertem Kampfe, ein russisches Hülfsheer bei Konstantinopel erscheinen zu sehen. Ueberhaupt ist es merkwürdig, zu sehen, wie die Stimmungen jetzt, wo der Friede wiederhergestellt ist, sich auf überraschende Weise ändern. Man fängt an, neben der augenblicklichen Nützlichkeit auch die Dauer der gerade vorhandenen Bündnisse zu betrachten, und wundert sich, daß plötzlich ganz andere Gruppirungen der Allianzen wahrscheinlich werden, ganz andere Interessen hervortreten, ganz andere Zwecke zunächst erreicht werden sollen. Man begräbt in Gedanken die wenigen Hunderttausende, welche dieser Krieg hingemordet, man verschmerzt die wenigen Millionen, die das öffentliche Vermögen in Europa jetzt ärmer ist, kann aber über das Erstaunen nicht hinwegkommen, daß durch diese außerordentlichen Anstrengungen doch eigentlich so sehr wenig erreicht worden ist. Für diese vollkommen getäuschten Erwartungen sucht man sich jetzt an neuen Verwickelungen schadlos zu halten,

und an geeigneten Schauplätzen dafür scheint es nicht fehlen zu sollen. Wenn die Bevollmächtigten der Pariser Conferenz auseinander gehen, so stehen die Dinge fast vollständig auf dem Flecke, wo sie 1852 gestanden. Was sich aber jetzt vorbereitet, stellt ernstere Verwickelungen und schwerere Kämpfe in Aussicht, als wir sie in den letzten Jahren sich austoben sahen.

Graf Cavour hat Paris bald nach Mittheilung seines ausbündigen Memoires über die italienischen Zustände verlassen, und zwar, wie die Pariser Zeitungen melden, weil seine Gegenwart in den piemontesischen Kammern, wegen der drohenden Stellung Oesterreichs, nöthig sein dürfte. Daß Graf Cavour mit sammt den piemontesischen Kammern eine drohende Stellung gegen Oesterreich angenommen, und zwar ohne alle zunächst liegende oder irgend wie dringende Veranlassung, davon sagen die Zeitungen nichts. Das würde aber auch freilich nicht in den Apparat passen, der gegenwärtig für weitere Civilisirungen zusammengetragen wird.

„Wozu eine liberale Erziehung doch noch nutzen kann!" so ruft die „Spenersche Zeitung" bei der Erzählung des Umstandes aus, daß unter den vier Candidaten, die sich in England um das Henker-Amt beworben, sich auch Einer befindet, der nach Schilderung wahrscheinlich englischer Blätter eine „liberale Erziehung" genossen hat. Wir haben diesem, tiefe Kenntniß und Durchdringung mit dem Stoffe verrathenden Ausrufe einer Zeitung, die sich selbst mit Stolz und trotz ihrer Altbegründung eine liberale nennt, nichts hinzuzufügen.

Die Russen sind doch eine entmenschte Nation. Selbst die Vornehmen unter ihnen, die im Stande sind, eine ganze Saison hindurch in Paris Löwen des Tages zu sein, entbehren jedes menschlichen Gefühls und tragen statt des Herzens — das Testament Peters des Großen in der Brust. Zum Beispiel der Graf Orloff, dessen Sohn sich zur Heilung gefährlicher Wunden, die er in der Krim erhielt, in Italien befindet, will diesen jedem andern Vater schmerzlichen Umstand zu einem V o r w a n d e benutzen, um gleich nach Beendigung der Pariser Conferenzen nach Neapel zu gehen. Dies Wort V o r w a n d gebraucht eine Berliner liberale Zeitung, ohne dabei anzugeben, daß sie es etwa einer französischen Zeitung nachspricht. Ein sterbender Sohn dem Vater ein V o r w a n d, um russische Eroberungsgelüste in N e a p e l zu befördern!! Nur mühsam halten wir die Antwort zurück, die jenes Blatt auf eine *solche* Aeußerung verdient.

Obgleich der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen in neuester Zeit dem Parlamentarismus in seinen gefallenen wie in seinen aufsteigenden Größen einige Zuvorkommenheiten bewiesen hat, — man erzählt

sich Aeußerungen für die Herren Thiers und Duc de Broglie — so schien doch bisher die Abneigung Louis Napoleon's gegen das constitutionelle System, gleichviel, ob es mehr oder weniger rein war, der leitende Faden seiner Handlungen. Aus Höflichkeit gegen constitutionelle Kriegs-Verbündete sind die Symptome dieser Abneigung in den letzten Jahren etwas mehr zurückgetreten. Bei Gelegenheit dürften sie sich indessen doch wieder bemerkbar machen. Die Ereignisse der neuesten Zeit sind wohl geeignet, diese — vielleicht gewünschte — Gelegenheit herbeizuführen, sie auch wohl je nach Bedürfniß zu unterstützen. In Spanien gestalten sich die Zustände so vollkommen parlamentarisch, daß eine Pacificirung vermittelst einer militairischen Promenade wohl den Ausspruch Ludwig's XIV. wieder modern machen könnte: Il n'y a plus de Pyrenées! — In Belgien stellt die ganz offen besprochene mögliche Abdication des Königs Leopold zu Gunsten des Herzogs von Brabant eine hülfreiche Intervention, und in Piemont noch viel offenkundiger das staatsmännische Beginnen des Grafen Cavour noch etwas mehr als eine Intervention in Aussicht. Alle drei Länder sind aber eminent parlamentarisch und nächste Nachbaren Frankreichs, somit liegt dem politischen Calcul ein weites Feld offen. Natürlich dürften sich sofort einige Aenderungen in Gruppirung der Allianzen ergeben, denn Kriege und Interventionen ohne Uebermacht auf einer Seite scheinen nicht mehr vorkommen zu sollen. Der gegenwärtige Kaiser von Frankreich hat zwar schon viele Beweise von Tact und Mäßigung gegeben, noch viel deutlicher aber bewiesen, daß seine Grund-Anschauungen unerschütterlich feststehen. Seine Ziele sind bisher unverrückt dieselben geblieben, wenn sie auch auf scheinbaren Umwegen erreicht wurden, und diese Ziele sind eine vollkommene und wohlwollende Alleinherrschaft, — tout pour le peuple, rien par le peuple — dann aber ein unversöhnlicher Kampf gegen den Parlamentarismus und dessen kräftigstes Werkzeug, die Tagespresse. Wenn er kann, wird er sie überwältigen, wie er sie in Frankreich auf fast unglaubliche Weise überwältigt. Wir deuten damit Ereignisse an, die möglicherweise, und zwar möglicherweise bald kommen können. Der eine ist schon hülfebedürftig, der andere macht sich selbst so eben hülfebedürftig, der dritte wird vielleicht auf geschickte Weise hülfebedürftig gemacht. Für alle Drei hat Frankreich wenig Hinderndes zu befürchten. Die Befürchtung, daß dergleichen wohl aus der jetzigen Spannung der Verhältnisse hervorgehen könnte, geht in dunklen Andeutungen und unbehaglichen Gefühlen wie der rothe Faden durch alle englische Marine-Tauwerk, durch die selbstständigen politischen leader der englischen Zeitungen. Die Schlüssel der heiligen Stätten in der Hand eines griechischen Priesters waren das Alpha des Kampfes, dessen Omega eben in Paris auseinandergeht. Die Analogie für Beginnende liegt nahe! Wenigstens wird man nie zu erstaunen haben, wenn man bei den Windungen der französischen Politik stets die eigentlichen Zie

ihres geschickten Leiters im Auge behält. Man könnte dann hin und wieder wohl einmal irre werden, aber irren wird man nicht.

Daß man sich bei politischen Sympathieen und Antipathieen gar nicht in die einfachen und unter allen Umständen gleichen militairischen Verhältnisse hineinfinden kann. Ein Weheruf geht wieder einmal durch alle deutschen Zeitungen über die fürchterliche Behandlung, welche der ehemalige königl. dänische Major und Chef der Artillerie in Rendsburg, v. Schytz, von der dänischen Regierung erfahren hat. Er trat — wie die Zeitungen selbst zugehen, — nach der Ueberrumpelung von Rendsburg durch Kieler Studenten in die damalige schleswig-holsteinische Armee, nahm zwar an dem Kriege keinen activen Antheil, und sogar seinen Abschied aus der schleswig-holsteinischen Armee in Folge eines Zerwürfnisses mit dem Ober-Befehlshaber General v. Bonin. Nach dem Kriege wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und als Deserteur und Hochverräther zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber in ein lebenslängliches Staatsgefängniß gemildert. Im vorigen Jahre wurde er der Haft entlassen mit der Bedingung, auf Christiansöe zu bleiben, und gegenwärtig ist ihm sogar gestattet worden, bei seiner Familie in Altona, natürlich unter Aufsicht des Platz-Commandanten, zu leben. Nach diesen fast beispiellosen Gnadenbeweisen wird doch noch die Handlungsweise der dänischen Regierung von deutschen Zeitungen verunglimpft und Deutschland zu inniger Theilnahme an dem Schicksale des alten Mannes aufgefordert, noch dazu da unterdessen seine Frau erblindet ist. Ist es denn wirklich so schwer, die einfachsten militairischen Begriffe zu fassen, die doch in allen Staaten, in allen Armeen unter allen Verhältnissen die durchaus gleichen sind und stets bleiben werden? —

Wappen-Sagen.

Saldern.

War ein edler Römerritter,
Der in manchem Kampfgewitter,
Kreuz und Schwert in fester Hand,
Für den heil'gen Glauben stand;
Den hat Winfried sich erkührt,
Der die heil'ge Flamme schürt,
Die, von Golgatha geflossen,
Auch nach Deutschland sich ergossen.

In den deutschen Götterhainen,
An den blut'gen Opfersteinen,
Die der Heil'ge niederbrach,
Der das Wort von Christo sprach,
War der edle Römerheld
Dem Apostel treu gesellt,
Schirmte ihn mit seinem Schilde
Vor Gefahr und vor Unbilde.

Führt den Heil'gen sich're Stege,
Bahnte ihm die rauhen Wege,
Schlug mit seines Schwertes Macht
Manchen Heiden in der Schlacht,
Kämpfte früh und kämpfte spät
Auch mit Seufzen und Gebet,
Bis nach hundert schweren Wochen
Winfried also hat gesprochen:

„Führ' im Wappen Dein die Rose
„Jetzt und künftig dornenlose,
„Weil durch Deine Ritterthat
„Dornenlos mein rauher Pfad,
„Treuer Sohn, Du Gottesknecht
„Vom Rossinier Geschlecht,
„Mag Dein Stamm in späten Tagen
„Rosen ohne Dornen tragen!"

Prangt noch heut die rothe Rose,
Jene edle, dornenlose,
Die in frommer Glut entflammt
Ehrend das Apostelamt
Einst der edle Römer trug,
Der auf seinem Täuferzug
Bonifacius treu geleitet
Und die Stätten ihm bereitet.

Die von Saldern, die zur Lippe
Sind von jenes Römers Sippe,
Wurden drum im deutschen Land
Auch „de rosis" zubenannt, —
In der Saldern goldnem Schild
Prangt noch heut das stolze Bild
Der Rossinier dornenlose
Edle, rothe Römerrose.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Einundzwanzigstes Capitel.

Erfüllung und Scheidung.

Man sagt, daß Napoleon Bonaparte gleich nach Besiegung Oesterreich's im Sommer des Jahres 1809 die Hand der Tochter des Kaisers, der jugendlich schönen Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich verlangt, und daß ihm dieselbe durch einen geheimen Artikel des Wiener Friedens feierlich zugestanden worden; jedenfalls wurde schon längere Zeit vorher das Gerücht laut, Napoleon beabsichtige sich von der Kaiserin Josephine scheiden zu lassen und eine zweite Ehe zu schließen, aus welcher er hoffen dürfe, einen Erben für den Kaiserthron zu erzielen. Man versichert, die erste Absicht sei gewesen, eine russische Großfürstin, die durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete nachmalige Königin von Württemberg, auf den Thron des großen französischen Imperators zu erheben; Kaiser Alexander sei dem Plan auch nicht abgeneigt gewesen, die Kaiserin-Mutter von Rußland aber habe der Verbindung einen unbesieglichen Widerstand entgegengesetzt. Jedenfalls waren die Augen Napoleon's, selbst wenn von einer russischen Großfürstin die Rede gewesen ist, schon früher auf die Erzherzogin Marie Louise geflissentlich gerichtet worden.

Als der Kaiser durch den Wiener Frieden die Gewißheit hatte, daß man ihm die Hand der Erzherzogin nicht versagen werde, gab er seinem Ober-Kammerherrn, dem Vice-Großwahlherrn des Kaiserreichs, Fürsten von Benevent, den Auftrag, Josephine auf die Scheidung vorzubereiten. Wirklich hatte Talleyrand, bevor Napoleon von Wien nach Frankreich zurückkehrte, in Malmaison eine mehrstündige Audienz bei der Kaiserin, nach welcher Josephine mit Mühe die Ausbrüche leidenschaftlichen Schmerzes unterdrückte.

Ob Talleyrand, der von je ein Gegner der Kaiserin war, seinen Auftrag nur sehr oberflächlich ausgerichtet hatte, oder ob er mit Absicht der gequälten Frau einige Hoffnung gelassen, um dem Kaiser die Sache

nicht allzu leicht zu machen, ist schwer zu sagen. Gewiß ist, daß Talleyrand für die österreichische Heirath war, daß er die Verlegenheiten voraussah, die sie dem Kaiser bereiten werde, und daß er in jener Zeit der Einzige war, der mit Josephine über die Scheidung gesprochen.

Als Napoleon aus Deutschland zurückgekehrt war, nahm er seine Residenz zuerst zu Fontainebleau. Josephine kam von Malmaison aus dorthin; sie hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, den Kaiser wieder zu gewinnen — so oft schon war das Scheidungsproject auf dem Tapet gewesen und ohne Folgen für sie. Von einer Erzherzogin war noch nicht gesprochen worden, wenigstens nicht so, daß Josephine davon gehört hätte, wohl aber hatte man in Paris ziemlich laut von der russischen Großfürstin gesprochen, und zwar, daß sich der Kaiser in St. Petersburg einen Korb geholt. Das Erste hatte die Kaiserin erfahren, das Letztere hatte man ihr verschwiegen. Sofort hatte sich Josephine die Bilder der russischen Großfürstinnen kommen lassen und hatte sie kurz ehe sie nach Fontainebleau ging, erhalten. Nach genauer Besichtigung derselben zeigte sie größere Zuversicht und eine Art von Befriedigung.

Keines der Gesichter glich dem Bilde des jungen Mädchen's, das sie in einem kleinen Etui bei ihrem Schmuck verwahrte. Es war das ein sauberes Kartenblatt; wir wissen bei welcher Gelegenheit es in die Hände der Kaiserin gekommen.

In Fontainebleau zeigte sich Napoleon ganz wie gewöhnlich gegen seine Gemahlin; ohne mit ihr von der Scheidung gesprochen zu haben, verließ er Fontainebleau am 13. November, um den König von Sachsen zu begrüßen, der in Paris angekommen und im Palast Elysée-Bourbon abgestiegen war. Josephine folgte ihrem Gemahl in die Tuilerien und bezog dort ihre gewöhnlichen Zimmer.

In der Bonapartischen Familie wußte man, was sich ereignen werde, aber Niemand wollte mit der Kaiserin darüber reden, selbst die Königin Hortense nicht, die in Paris, von ihrem Gemahl, dem König Louis, getrennt lebte. Ihr Bruder, Eugen von Beauharnais, der Vice-König Italiens, wurde in Paris erwartet. Von den ältern Freunden der Kaiserin hatten sich die beiden ehemaligen Consulcollegen Bonaparte's, der Erzkanzler des Reichs Cambacérès, Fürst von Parma, und der Erzschatzmeister Lebrun, Fürst von Piacenza, geradezu geweigert, mit der von ihnen so hochverehrten Josephine von der Scheidung zu sprechen. Diesen Weigerungen gegenüber schien Napoleon sich endlich entschlossen zu haben, was unter diesen Umständen jedenfalls das Würdigste war, nämlich seine Sache selbst zu führen.

Donnerstag, am 30. November 1809, erwartete die Kaiserin Josephine den Kaiser zum Diner. In den Tuilerieen, sowie zu Saint-Cloud, speisten Napoleon und Josephine stets allein an Wochentagen; Sonntags nur war größere Tafel, an welcher die Mutter des Kaisers,

Madame-Mère, wie sie officiell genannt wurde, die gute alte Frau Lätitia Bonaparte, geborene Ramolino, sowie die Königin Hortense, die Schwestern und Brüder des Kaisers, Theil nahmen. Madame-Mère bekam bei solchen Gelegenheiten auch einen Armstuhl, wie der Kaiser und die Kaiserin hatten, die anderen Mitglieder der Familie saßen auf gewöhnlichen Stühlen.

Die Tafel war servirt, die Pagen, die Kammerdiener, die maitres d'hôtel und écuyers tranchants vom Dienst standen auf ihrem Platz, und der Palast-Präfect, Baron von Bausset, den Federhut unter dem Arm, war an ihrer Spitze.

Josephine ging langsam auf und ab in dem kleinen Salon, und wer sie so sah, mußte zugeben, daß eine Dame in ihrer Haltung unmöglich mehr Grazie entfalten konnte. Sie hatte etwas Roth aufgelegt; das Ganze ihrer Züge verrieth die äußerste Sanftmuth, der Blick ihrer Augen war bezaubernd. Josephine war wenigstens achtundvierzig Jahre alt, aber ihre Figur war noch immer edel, geschmeidig und tadellos; ihre Toilette war im besten Geschmack und von unübertroffener Zierlichkeit. Sie trug ein weißes Atlaskleid mit einer hellgrünen Tunica von Sammt darüber, sowie einen weißen Hut, der unter dem Kinn zugebunden war. Ihr reicher Schmuck bestand aus lauter Smaragden.

Es war sechs Uhr und Josephine hatte nur wenige Augenblicke gewartet, als die Bewegung der Dienerschaft in den Vorzimmern das Nahen des Kaisers verkündete. Sie that einige Schritte der Thür zu, als diese sich öffnete und der Kaiser eintrat.

Napoleon war, wie gewöhnlich, in der Uniform der Chasseurs der Kaiser-Garde; sein Gesicht war nachdenklich, er faßte die Hand Josephinens, erkundigte sich zerstreut nach ihrem Befinden und führte sie zur Tafel.

Schweigend saß das Kaiserliche Paar, mit stummen Winken leitete der Palast-Präfect den Dienst, der übrigens sehr einfach und zweckmäßig geordnet war. Der Kaiser aß hastig einige Löffel Suppe und trank ein Glas Chambertin; Josephine, welche ein wenig Gutschmeckerin war, hatte einen maitre d'hôtel neben ihrem Couvert, der ihr vorlegte und ihr leise die Speisen nannte. Nach der Suppe servirte man, wie gewöhnlich, zwei Zwischenspeisen, eine von Fleisch, die andere von Fisch, aber weder der Kaiser noch die Kaiserin aßen davon; dann kamen vier Vorgerichte, und erst als Josephine bemerkte, daß Napoleon von einem Hühner-Fricassée à la chevalière aß, beeilte sie sich, seinem Beispiel zu folgen. Den Vorgerichten folgten zwei Gemüse-Schüsseln, dann zwei Braten und vier Beiessen, aber es blieb zur höchsten Verwunderung und zum Mißvergnügen der maitres d'hôtel Alles unberührt.

Als das Dessert aufgesetzt wurde, erhob sich Napoleon und Josephine folgte sofort seinem Beispiel. Ein Page trat vor die Kaiserin mit einer silbernen, reich vergoldeten Platte, auf welcher eine Tasse und eine Zucker-

schale standen, der Palast-Präfect empfing von einem maitre d'hôtel die silberne Kaffeekanne und füllte die Tasse des Kaisers bis zur Hälfte etwa, die Kaiserin gab den Zucker zu und goß die Mischung dann in die Untertasse aus, die sie dem Kaiser anbot. Josephine hatte Thränen in den Augen, Napoleon schien es nicht zu sehen, er nahm die Tasse, trank und fragte den Palast-Präfecten: „Was ist heut für Wetter, Bausset?“

Diese Frage war Alles, was er gesprochen, seit er bei seinem Eintritt Josephine begrüßt.

Als der Kaiser seine Tasse zurückgegeben, winkte er dem Palast-Präfecten zu, ihn mit der Kaiserin allein zu lassen. Dieser entfernte sich sofort und nahm im ersten Vorzimmer auf einem Sessel neben der Thür zum Salon Platz, indem er der Dienerschaft zusah, welche die Tafelgeräthe wegräumte, die hier zum Dienst während des Diners bereit gehalten wurden. Herr von Bausset wußte sich sehr gut die Traurigkeit der Kaiserin, sowie die finstre Schweigsamkeit Napoleon's zu erklären, es war ihm nicht unbekannt, daß die Schreibung eine beschlossene Sache war, aber er hatte keine Ahnung davon, daß der Kaiser in diesem Augenblick Josephinen seinen Willen verkünde.

Plötzlich drang aus dem Salon ein lauter Schrei, ein einzelner Aufschrei nur, der aber von Allen, die im Vorzimmer waren, vernommen wurde; Herr von Bausset sprang auf und trat vor die Thüre, um den wachehaltenden Schweizer zu hindern, dieselbe zu öffnen.

„Lassen Sie mich, Herr Präfect, bitte, Ihre Majestät ist unwohl!“ rief der Schweizer, der, wie fast alle Leute im Pallast, die Kaiserin sehr liebte, und höchst verwundert war, daß ihn der Präfect an der Ausübung seiner Pflicht hinderte.

Herr von Bausset hatte rasch überlegt, daß es dem Kaiser im höchsten Grade unangenehm sein müsse, bei dieser Scene Zeugen aus der Dienerschaft zu haben, deshalb sagte er, um die Diener, die eine gewisse Aufregung zeigten, zu beruhigen: „Der Kaiser wird Hülfe verlangen, wenn er es für nöthig hält.“

In diesem Augenblick öffnete Napoleon selbst die Thür, warf einen raschen Blick in das Vorzimmer und sagte lebhaft: „Treten Sie ein, Bausset, und schließen Sie die Thür hinter sich!“

Der Präfect trat in den Salon, die Kaiserin lag lang ausgestreckt auf dem Teppich nicht weit vom Fenster.

„Sie ist ohnmächtig geworden,“ äußerte Napoleon ohne viel Theilnahme zu verrathen, „sind Sie stark genug, die Kaiserin über die innere Treppe nach ihren Zimmern tragen zu können? Dort allein kann sie den Beistand und die Hülfe finden, welche ihr Zustand erheischt.“

Bausset gehorchte auf der Stelle; er hob Josephine auf vom Boden und faßte sie in seine Arme. Napoleon nahm einen Leuchter und öffnete die Salonthüre, aus der man über einen dunkeln Gang zu der geheimen Treppe gelangte.

„Sire," bemerkte der Pallast-Präfect, an den ersten Stufen stehen bleibend, „die Treppe ist zu enge, ich bin in Gefahr, beim Herabsteigen zu fallen!"

Napoleon klopfte an die geheime Thüre seines Cabinets, die auf diese Treppe führte, und rief den gardien du portefeuille, der bei Tage und Nacht hier die Wache hatte, dem gab er den Leuchter und hieß ihn vorausgehen, er selbst faßte die Füße Josephinen's und half sie so dem Präfecten hinunterbringen. Bausset hielt die Kaiserin um den Leib gefaßt, ihr Rücken lehnte an seiner Brust und ihr Haupt lag auf seiner rechten Schulter. Mitten auf der engen Treppe sperrte sich der Degen des Pallast-Präfecten; derselbe mußte einige Bewegungen machen, um das Hinderniß zu beseitigen, da flüsterte Josephine leise: „Sie halten mich zu fest!"

Josephine war nicht ohnmächtig, sie hatte die Besinnung nicht einen Augenblick verloren, es war nicht ihr Herz, was bei der Scheidung von Napoleon litt, sie fühlte nur den Schmerz der Mutter darüber, daß ihrem Sohne und ihrer Tochter eine große Zukunft verloren ging.

Napoleon öffnete die geheime Thür des Schlafzimmers der Kaiserin und befahl dem Präfecten, sie auf ihr Bette zu legen. Dasselbe stand auf einer vergoldeten Estrade und war mit Umhängen von rosenfarbener Seide und ostindischem Mull mit goldenen Franzen darüber versehen. Erst als Josephine auf ihrem Bette lag, rief Napoleon die Frauen vom Dienst, dann kehrte er auf dem Wege zurück, auf welchem er gekommen, und winkte Bausset, ihm zu folgen.

Der Kaiser war sichtlich mehr verdrießlich, als bekümmert, doch hatte die Scene, erklärlich genug, einigen Eindruck auf ihn gemacht, er gerieth in eine gewisse Aufregung und verrieth das, indem er sich gewissermaßen vor dem Pallast-Präfecten zu rechtfertigen suchte; er stieß Alles, was er sagte, in kurzen Sätzen heraus, wie das immer der Fall war bei ihm, wenn er erregt war: „Im Interesse Frankreichs" — sagte er — „im Interesse meiner Dynastie — thue ich mir Gewalt an, ich liebe Josephine. Die Scheidung ist Pflicht für mich. Unangenehmer Auftritt, sehr schmerzlich für mich. Glaubte sie durch Hortense vorbereitet. Hatte Talleyrand Befehl gegeben. Gebieterische Nothwendigkeit, die uns zur Trennung verdammt. Ich beklage die Arme, hatte ihr doch mehr Stärke zugetraut. Höchst ärgerlich, war nicht vorbereitet auf solche Ausbrüche des Schmerzes!"

Erschrocken hörte der Pallast-Präfect, der dem Kaiser sonst so fremd stand, diese Aussprüche oder Ausbrüche an. Er zitterte bei dem Gedanken, daß Napoleon diese Mittheilungen selbst im nächsten Momente unpassend finden und darüber in Zorn gerathen werde. Der arme Beamte hatte auch ganz richtig geahnt, denn nachdem Napoleon etwa zehn Minuten sich in diesen kurzen Mittheilungen ergangen, blieb er plötzlich vor dem Präfecten stehen, blitzte ihn an mit seinem zornigsten Blick und

fragte grimmig: „Was stehen Sie hier, können Sie nicht Corvisart rufen lassen?"

Gleich darauf aber hatte sich der Gewaltige besonnen und sagte gleichgültig: „Bausset, benachrichtigen Sie sofort J. M. die Königin Hortense, den Fürsten Erzkanzler und den Fürsten Erzschatzmeister, das waren immer ihre Freunde, ja! lassen Sie auch den Herzog von Otranto rufen; Fouché wird sie beruhigen, sie ist, glaube ich, die einzige Person auf der Welt, die diesem Manne traut, sie hat immer zu viel Vertrauen zu den Menschen gehabt!"

Die letzten Worte sagte Napoleon leise; Bausset vernahm sie in dem Augenblick, wo er den Salon verließ; sie machten einen ganz eigenen Eindruck auf ihn, und vielleicht hat sich der Egoismus Napoleon's nie nackter gezeigt, als in diesem Moment, wo er, selbst Josephinen's Vertrauen auf's Allerempfindlichste täuschend, ihr einen Vorwurf daraus machte, daß sie den Menschen immer zu viel Vertrauen geschenkt habe.

„Ihre Majestät die Kaiserin haben einen heftigen Nervenzufall gehabt, befinden sich jetzt aber besser!" sagte der Palast-Präfect, als er in das Vorzimmer trat. Er wich dadurch klüglich jeder Nachfrage aus und hatte nicht nöthig, Erklärungen zu geben.

Eine Viertelstunde später waren die Personen, die der Kaiser zu rufen befohlen hatte, in dem Schlafzimmer der Kaiserin zusammen; sie hatten nicht nöthig, sich anzustrengen, um ihre Gebieterin zu trösten. Josephine ergab sich sehr würdevoll in das Unvermeidliche; sie verließ den Platz an der Seite des Mannes, dem sie die ersten Stufen zu seiner Macht geebnet hatte, ohne sich über ihn zu beklagen. Die ungewisse Zukunft ihrer Kinder war ihr einziger Schmerz, und ihr Auge wurde nur feucht, wenn sie in das Antlitz ihrer Tochter Hortense blickte, die ein trauriges, unglückseliges Leben führte, längst getrennt von einem Gemahl, der ihr völlig unerträglich war; wer hätte in der nun völlig reizlosen, ungemein corpulenten Königsfrau mit den verweinten Augen und den vergrämten Zügen die einst so hinreißend schöne, die bezaubernde Hortense von Beauharnais wiedererkannt? Die arme Hortense hatte kürzlich ihren ältesten Sohn verloren, den Liebling des Kaisers, der zum Erben des neuen Reiches bestimmt war, und nun saß sie am Bett ihrer Mutter, die den Platz auf dem Throne geräumt hatte, auf daß ihn eine andere Frau einnehme, eine Frau, bestimmt dem Kaiser einen Erben zu geben!

Fouché machte die meisten Worte, er gab sich als den ergebensten Diener der Kaiserin; sie traute ihm, weil er sich oft als ein guter Beistand für sie erwiesen gegen die Familie Bonaparte, die niemals ein Hehl aus ihrer Abneigung gegen die Kaiserin gemacht hatte; die Beauharnais und die Tascher de la Pagerie haben sich trotz Napoleon's eisernem Willen nie mit den Bonaparten in herzlichem Einverständniß be-

funden; sie stießen sich gegenseitig ab, sie waren über fast alle Dinge verschiedener Ansicht, ihr Widerwillen lag im Blute. Die Beauharnais und die Tascher de la Pagerie waren Edelleute und Franzosen, adelige Franken, die Bonaparten aber waren weder Edelleute noch Franzosen, sondern Corsen, und die Corsen sind eine Nation, bei der von Adel überhaupt nicht die Rede ist. Napoleon selbst war in eminentem Sinne Corse; in vielen Beziehungen ist sein Benehmen nur dann erklärlich, wenn man das nicht vergißt; die Corsen aber haben mit den Juden und anderen morgenländischen Völkern auch die Verachtung gemein, die sie gegen alle fremde Völker hegen. Solche Gefühle pflegen aber eine Erwiderung zu finden, und im ganzen Mittelalter war den Italienern, mit diesen kamen die Corsen fast allein oder doch hauptsächlich in Berührung, kein Volk so verhaßt, wie das corsische. Auch Napoleon verachtete die Franzosen eigentlich, das kam, trotz aller Phrasen, bei mehr als einer Gelegenheit zum Vorschein, und würde noch öfter und klarer zu Tage getreten sein, wenn bei ihm nicht die specielle Franzosenverachtung so oft mit der allgemeinen Menschenverachtung zusammengefallen wäre. Vergeblich hatte Napoleon sich selbst mit der Tochter der Tascher de la Pagerie vermählt, vergeblich seinen Bruder Louis mit der schönen Beauharnais, vergeblich hatte er die junge Stephanie Tascher de la Pagerie, die nachmalige Großherzogin von Baden, adoptirt, vergeblich hatte er diesen beiden Familien ein gemeinsames Interesse mit den Bonaparten gegeben, sie gingen doch auseinander, bei jeder Gelegenheit. Der alten Frau Lätitia waren die Beauharnais viel zu vornehm; Eugen von Beauharnais hat nie auf einem auch nur leidlich guten Fuße mit irgend einem Bonaparte gestanden, und Louis Bonaparte trennte sich von Hortense mit einer Willfährigkeit, die nur ein mächtiger Widerwillen zu erklären vermag. Fouché hatte diese Abneigung von Anfang an richtig erkannt und klug genug benutzt; er hatte Josephine Dienste geleistet, so lange es sein Vortheil war, sie zu halten; er hatte sie geopfert von dem Augenblicke an, wo es ihm nothwendig dünkte, die Herrschaft Napoleon's durch eine Heirath mit einer fremden Prinzessin noch mehr zu untergraben. Hauptsächlich war es Talleyrand, der Napoleon zur Scheidung von Josephine drängte, aber Fouché secundirte ihm; nur war Fouché für eine russische Prinzessin im Gegensatz zu Talleyrand, der von Anfang an eine Erzherzogin wollte.

Cambacérès, der joviale Lebemann, und Lebrun, ein guter, bequemer Freund, waren ohne allen Einfluß bei Bonaparte; er hatte sie zu Großwürdenträgern des Kaiserreichs gemacht, weil sie einst seine Mitconsuln gewesen, sonst bekümmerte er sich wenig um sie und würde es noch weniger gethan haben, wenn nicht eben Josephine die alte Freundschaft mit diesen beiden Männern, die aus den blutigen Tagen der Schreckenszeit herstammte, aufrecht erhalten und mit gewohnter Freundlichkeit gepflegt hätte.

Der Fürst Erzkanzler sowohl, wie der Fürst Erz-Schatzmeister waren Josephinen wirklich treu ergeben; sie sahen mit Schmerz ihre Freundin von dem Thron steigen, auf welchem sie dieselbe nicht zu erhalten vermochten; aber sie freuten sich der Resignation Josephinen's und erschütterten dieselbe nicht durch ihre Klagen.

Außerordentlich peinlich war es Josephine, daß sie in den nächsten Tagen noch die kaiserliche Repräsentationspflicht im weitesten Umfange ausüben mußte, denn Napoleon hatte alle Könige und Fürsten des Rheinbundes nach Paris eingeladen, um mit ihm das Fest wegen des glorreichen Wiener Friedens zu feiern. Cambacérès rieth ihr, sich sofort nach La Malmaison zurück zu ziehen und unter dem Vorwande von Krankheit den Festen auszuweichen; er selbst und Lebrun waren sofort bereit zu dem Kaiser zu gehen und dessen Einwilligung zu verlangen.

Das war ein großmüthiges und muthvolles Anerbieten, aber Fouchés Dazwischenkunft überhob sie der Nothwendigkeit, ihre Freundschaft für Josephine einer so harten Probe zu unterwerfen; er redete der armen Kaiserin so lange zu, bis dieselbe erklärte, sie werde ihre Pflicht als Gemahlin Napoleon's, treu ausharrend bis zum Ende, in ihrem ganzen Umfange erfüllen.

Die Herren entfernten sich endlich, auch die Königin Hortense blieb nur kurze Zeit allein noch mit ihrer Mutter, die sie weit gefaßter gefunden, als sie gehofft.

Nach dem Weggange der Königin Hortense entfernte ein Wink der Kaiserin auch ihre Kammerfrauen, Madame Saint-Hilaire und Demoiselle Avrillon; nach ihrer Entfernung lauschte Josephine einige Augenblicke, dann setzte sie, indem sie auf einen goldenen Knopf drückte, der sich über dem Kopfende ihres Bettes befand, eine Klingel in Bewegung, deren scharfer Ton im Zimmer deutlich zu vernehmen war.

Auf den gellenden Klingelruf sprangen, geräuschlos wie Tigerkatzen, zwei junge Mohrinnen durch eine Tapetenthür ins Gemach und lagen mit gekreuzten Armen auf den Knieen vor dem Bett der Kaiserin, in stummer Ehrfurcht die Befehle der Gebieterin erwartend.

Beide Mädchen waren schwarze Schönheiten von erstem Rang, die üppige Fülle und das vollendete Ebenmaß ihrer Körper wurde noch gehoben durch die phantastische Kleidung von weißem Mousselin, die sie in dichten Falten wolkenartig umwogte, dazu schaukelten sich brennendrothe Corallen an den goldenen Ohrringen, dichte Schnüre rother Corallen bedeckten fast den schwarzen Busen und rothe Corallen schlangen sich um die nackten Arme. Diese Mohrinnen, von der schönsten Race der Schwarzen, hatte man Josephine zwei Jahre früher von Martinique, der Insel, auf der sie geboren war, zugesendet. Sie hatten namentlich den Dienst bei dem Bade der Kaiserin und wurden überhaupt von ihr mit großer Vorsicht in den innern Gemächern gehalten, denn die dunkeln Reize der beiden Mädchen hatten manchen sonst recht hellen

Kopf verwirrt und die Mohrenmädchen der Kaiserin galten bei der Palastdienerschaft von allen Diensten für die ersten Schönheiten bei Hofe.

Josephine blickte ernst auf die phantastischen Gestalten, die vor ihr knieten, dann fragte sie in dem tollen Jargon, den man Creolenfranzösisch nennt, ob eine fremde Dame bei Madame Fourneau sei. Sie erhielt die Antwort, die große Zauberin sei bei Madame La Regle mit dem Beifügen, daß Zoë und Chloë Madame La Regle gar nicht lieb hätten, Chloë habe gestern und Zoë heute erst Strafe von Madame La Regle bekommen.

Josephine mußte lächeln, es waren die steten Klagen der Mohrenmädchen; sie wußte, daß die erste Kammerfrau Madame Fourneau, sie war es, welcher der Creolenwitz den Beinamen La Regle gegeben, einen schweren Stand hatte und nicht selten zu derben Züchtigungen ihre Zuflucht nehmen mußte, um die unbändigen, wilden Geschöpfe, deren Aufsicht und Erziehung ihr ganz besonders übertragen war, nur einigermaßen im Zaume zu halten. Die gute und treue Madame Fourneau befand sich dieser Mädchen wegen eigentlich fortwährend in einem Zustande fieberhafter Aufregung und der komische Zorn der etwas steifen, immer förmlichen Kammerfrau gehörte eben so zu den kleinen häuslichen Vergnügungen der Kaiserin, wie die naive Abneigung der schönen Naturkinder gegen Madame La Regle. Josephine war sehr unparteiisch in diesem Falle, sie nahm ihre schwarzen Pflegekinder niemals in Schutz gegen die schulmeisterliche Strenge der ersten Kammerfrau, aber sie that auch den Ausbrüchen des jugendlichen Zornes der Bestraften nie Einhalt, sie amüsirte sich über beide Parteien. Ehrfurcht hatten die Mädchen nur vor dem Abbé de Marolles, ihrem Beichtvater, Entsetzen fühlten sie in der Nähe des Kaisers, aber mit allem Feuer ihres heißen Blutes liebten sie die Kaiserin.

Auf einen Wink Josephinens hoben sie dieselbe aus dem Bett, schlugen einen weiten, warmen Flaumfedermantel um sie und trugen sie durch die Tapetenthür und eine kleine, wohlerwärmte und mit seltenen Blumen ausgeschmückte Vorhalle in das Badezimmer.

Das Badezimmer der Kaiserin in den Tuilerieen war in Form eines Zeltes mit blau, roth und weißem Tuch ausgeschlagen und drapirt, gerade über der Wanne, die silberne Einsätze hatte, hielt ein vergoldeter Kaiseradler die goldenen Zeltstangen mit seinen Fängen zusammen. Die Mädchen trugen ihre Herrin in ihren kräftigen Armen bis zu einer weichen Ruhebank, welche indeß auch die Form der Soldatenpritsche hatte, wie man sie in Zelten zu finden pflegt.

Als die Kaiserin auf dem Ruhebette lag, näherten sich ihr zwei Frauen, die sich im Hintergrunde des Zeltes befanden und sie erwartet zu haben schienen.

Madame Fourneau war's, die erste Kammerfrau, und mit ihr Madame Lenormand, die Kartenlegerin.

Mit komischer Furcht zogen sich die Mohrenmädchen vor der Lenormand zurück, vor der großen Zauberin.

Die Fourneau küßte die Hand ihrer Herrin und sah ihr mit nassen Augen besorgt in das Gesicht.

Josephine streichelte mit ihrer Linken sanft die welke Wange der treuen Dienerin, die mehr erschüttert war als sie selbst.

„Nimm die Mädchen fort und laß den Vorhang nieder!“ befahl die Kaiserin nach einer kleinen Pause.

Widerwillig und einen weiten Umweg um die Lenormand machend, folgten die Mohrenmädchen dem gebieterischen Winke der ersten Kammerfrau in den vordern Theil des Badezimmers, ein Vorhang sank nieder, der das Zelt in zwei Hälften schied; Josephine war allein mit der Kartenlegerin, die zwei Schritt von ihr stehen geblieben war.

Die beiden Frauen sahen sich lange an.

Welch' seltsamer Contrast in den beiden Gesichtern!

Die Kaiserin sah leidend und sehr blaß aus, die Schminke war abgefallen von ihren Wangen, ihre Züge waren schlaff, ein stummer Schmerz zuckte von Zeit zu Zeit um die Lippen, die blutlos schienen, die sonst immer so frische und elegante Toilette war zerdrückt, zerknittert, chiffonnirt, ein Stück Spitzenbesatz war abgerissen und hing an der Brust nieder. Wer Josephine kannte, mußte aus diesen kleinen Umständen allein schon errathen, daß ihr etwas ganz Außerordentliches begegnet.

Und gegenüber dieser Leidensgestalt die Lenormand mit ihrer eleganten Figur, mit dem frischen, hübschen Gesicht und den großen Augen, wie fast immer, in einfacher, aber kokett sauberer Toilette!

„Setzen Sie sich doch, liebe Lenormand!“ sagte Josephine endlich und deutete auf einen Feldstuhl.

Die Lenormand aber trat, statt sich zu setzen, einen Schritt näher, kniete vor dem Ruhebett nieder und bot der Kaiserin eine kleine Rolle die sie in der Hand hielt.

„Was ist das, meine Liebe?“ fragte Josephine, ohne die Rolle zu nehmen.

„Das Bild der künftigen Gemahlin des Kaisers der Franzosen!“ flüsterte die Lenormand.

Hastig nahm die Kaiserin die Rolle und wickelte sie auseinander. Ihre Finger zitterten, ihr ganzer Körper bebte.

„Es ist das blonde Mädchen auf dem Kartenblatt!“ rief Josephine und knitterte das Bild in der Hand.

„Haben Ew. Majestät daran gezweifelt?“ fragte die Lenormand traurig.

Die Kaiserin antwortete nicht, aber hastig fragte sie dagegen: „Ihr Name? Wie heißt sie?“

„Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich!“ lautete die geflüsterte Antwort.

Die Kaiserin sah das Bild wieder an, dann flüsterte sie: „Armes unschuldiges Opfer!“

„Marie Louise von Oesterreich“, sagte jetzt die Lenormand, „wird nicht so glücklich sein, wie Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig XIV., aber auch nicht so unglücklich, wie Marie Antoinette von Oesterreich, die Mutter Ludwig's XVII.“

„Zwischen dem höchsten Glück und dem tiefsten Unglück liegt viel Schmerz für ein Frauenherz!“ sprach leise Josephine.

„Mehr Schmerz noch für das Mutterherz!“ entgegnete die Lenormand und sah die Kaiserin voll und groß an.

Diese seufzte, dann sagte sie hastig: „Sie haben Recht, was habe ich verloren? Nichts! Selbst von dem äußern Glanz nichts; ich könnte glücklicher leben allein in Malmaison, unbeengt von tausend Rücksichten; ich habe viele Freunde und treue Freunde, der Kaiser kann mich verstoßen und sich scheiden von mir, niemals aber werde ich mich von Frankreich scheiden, und meine Freunde werden mich nicht verlassen. Ja, ich könnte glücklich sein, in der Erinnerung auch, aber welche Mutter ist glücklich, die ihren Sohn um den Kaiserthron Frankreichs gebracht hat, ihren einzigen lieben Sohn, der einer solchen Krone so würdig ist? Welche Mutter ist glücklich, wenn sie eine geliebte Tochter hat, die in der Gegenwart unglücklich einer dunklen und ungewissen Zukunft entgegen seufzt?“

„Oh! der Kaiser wird nie vergessen!“ wollte die Lenormand trösten.

„Der Kaiser“, rief Josephine heftig, „schweigen Sie, ich möchte mich nicht vermessen, aber ich trage das Gefühl in mir, daß mit mir das Glück von ihm geht; die Trümmer seines zusammenbrechenden Thrones werden auch die Reste von Glück zerschmettern, die er meiner armen Tochter bestimmt haben mag.“

Die Lenormand sah sich ängstlich um.

„Sie brauchen sich nicht ängstlich umzusehen, Lenormand,“ sprach die Kaiserin zornig und mit geröthetem Antlitz, „ich fürchte ihn nicht mehr, denn er hat das Band zerrissen, das mich mit ihm verband; doch seien Sie ruhig,“ setzte sie milder hinzu, „auch Sie haben nichts zu fürchten hier, wo uns höchstens die Fourneau hört und die schwarzen Kinder, die uns nicht verstehen alle Drei!“

Josephine schwieg eine Weile, aber es war ihr unmöglich, sich zu beherrschen; das heiße Creolenblut war einmal in Wallung, und so faßte sie den Kopf der Lenormand und flüsterte ihr leidenschaftlich in's Ohr: „Ich habe keine Hoffnung mehr, aber ich muß meine Pflicht als Mutter thun; so lange der Kaiser herrscht, wird meinen Kindern wenigstens ein kleiner Theil der ungeheuren Erbschaft bleiben, die ich für sie errungen zu haben glaubte, deshalb muß von meiner Seite Alles geschehen, was möglich ist, ihn zu erhalten. Ich will diese arme junge Dame,“ sie hob das Bild auf, „lehren, wie sie sich dem Kaiser gegenüber benehmen

muß, um ihn, nicht um ihn zu beherrschen oder zu leiten, denn das ist unmöglich, sondern um ihn dem Einflusse, dem verderbenbringenden Einflusse seiner Familie, so weit das möglich ist, zu entziehen. Sie wissen nicht, Lenormand, was diese Bonaparten für ein Geschlecht sind, er hat Manches gemeinsam mit seiner Familie, und das zieht ihn immer wieder zu ihr, aber er, der Kaiser, ist über seine Familie hinausgegangen, deshalb ist er auch andern Einflüssen zugänglich, er ist besser geworden, als Alle, die den Namen Bonaparte tragen, er ist besser, weil er größer, gewaltiger ist. Welch' ein Geschlecht! Es ist etwas räthselhaft Dunkles in ihnen, in Allen; es geht ein heidnischer Zug durch all' ihr Denken, Dichten und Trachten; sie begehren Alles und nehmen Alles, was sie begehren, wenn sie können, sie erlangen viel, aber sie können nichts behalten, es ist kein Segen bei ihren Erwerbungen; dabei halten sie sich für besser, klüger und edler, als alle anderen Geschlechter, sie sind gegen Jedermann und Jedermann wird bald gegen sie sein. Hören Sie, Lenormand, dieses arme junge Mädchen, das nun meine Stelle einnehmen soll, wird hier viele Feinde haben, ihre schlimmsten Feinde wird sie in dem Geschlecht der Bonaparte selbst finden. Madame Pauline hält kein Weib für würdig, den Thron ihres Bruders zu theilen, außer sich selbst; hat sie doch jüngst noch ganz offen gesagt: Warum sind wir nicht das herrschende Geschlecht in Aegypten, statt in Frankreich; dort konnte die Schwester des Bruders Gemahlin sein! Ist das nicht ganz heidnisch? Kennen Sie die Gemahlin Joachim Murat's, dieses guten Haudegens? Das ist die gefährlichste in der Familie, selbst der Kaiser scheut sich vor dieser Frau. Alle Brüder fürchten sich vor dieser Schwester, auch Lucian, der doch selbst Napoleon's Zorn herausforderte."

So sprach die Kaiserin noch lange, ihre Pulse klopften fieberisch, ihre Wangen brannten, aber es that ihr wohl, sie erleichterte ihr Herz in diesen fliegenden Mittheilungen. Der Krieg der Damen und der Brüder war wieder entbrannt, aber auch geendet, weil Napoleon selbst die Partei der Damen verlassen. Es war in Josephinens Mittheilungen der ganze lang verhaltene Widerwillen des Französischen Adelthums gegen das corsische Bonapartenthum.

Endlich schwieg die aufgeregte Frau, ein befehlender Wink zwang die Lenormand, die bis dahin gekniet, aufzustehen, sie klatschte in die Hände nach bekannter Creolenweise, der Vorhang rauschte, und wie Tigerinnen schossen die Mohrenmädchen herein, sich katzenartig schmeichelnd, um ihre Herrin windend.

Auf der Kaiserin Befehl wurden zwei Feldtischchen an das Ruhebett gesetzt und die kostbaren Holz-Mosaikplatten mit einigen Erfrischungen besetzt.

In dem Augenblick trat die erste Kammerfrau herein und meldete, daß sich der Kaiser in Person nach dem Befinden Ihrer Majestät erkundigt habe.

„Und was hast Du gesagt, Fourneau?" fragte Josephine.

„Ew. Majestät befinde sich wohl und schlafe!" lautete die Antwort.

„Gut," entgegnete die Kaiserin, „es ist sehr freundlich von ihm, selbst zu kommen," setzte sie dann mit einem Anflug von Weichheit hinzu, „ja, er ist besser, als die Andern; gewiß, er wird es an Rücksichten für mich nicht fehlen lassen, er kann doch auch nicht ganz vergessen, daß" — Josephine schwieg eine Weile, dann nahm sie aus einem antiken Filigrainkörbchen eine der prachtvollen Trauben, wie sie in Fontainebleau gezogen werden und wie man sie mit großer Mühe fast den ganzen Winter hindurch für Josephine conservirte, und sagte mit ganz seltsamer Betonung — „ja, ich zweifle sogar nicht, daß er Befehl geben wird, mich den ganzen Winter hindurch mit Trauben von Fontainebleau zu versorgen!"

Mit spitzem Lächeln legte Josephine die Traube wieder in den Korb, sie aß keine Beere davon.

Nach einer langen Pause sagte die Kaiserin: „Liebe Lenormand, seit dem Tage, an welchem Sie mir zu Mayntz zum ersten Male aus dem Fallen der Kartenblätter die Zukunft deuteten, haben wir uns oft gesehen, Sie wissen, daß ich Sie liebe" — die Lenormand küßte der Kaiserin die Hand — „ich liebe Sie, weil Sie mich lieben und nie versucht haben, mich zu täuschen; ich weiß, daß Ihre Kunst keine Zauberei ist, Sie haben mir bei unserer ersten Zusammenkunft offen gesagt, daß Ihre Zauberei nichts sei, als eine glückliche Combinationsgabe; eine Begabung, die nur durch Karten, Bilder, Zahlen, oder ähnliche andere Dinge einer Anregung bedarf; Sie haben mir gesagt, daß man mit klarem Kopf und warmem Herzen meist richtig combiniret; ich habe es oft genug bestätigt gefunden, und dennoch, trotz dieses verständigen Raisonnements, sind Ihnen und mir Dinge vorgekommen bei unsern Versuchen, in der Zukunft zu buchstabiren, die weit über das hinausgehen, was wir begreifen können."

„Ich weiß, daß Ew. Majestät vorzüglich auf das Kartenblatt mit dem Bilde der Erzherzogin Marie Louise deuten," nahm die Lenormand das Wort, „ich wußte, daß Ew. Majestät heute versuchen würden, Einiges über die Zukunft der Erzherzogin zu erfahren; als ich gestern das Bild der jungen Prinzeß erhielt, von der ich seit mehreren Wochen ahnete, welches Schicksal ihr bestimmt, da wußte ich, daß Ew. Majestät mich heute rufen lassen würden."

„Und woher die Ahnung, daß die Erzherzogin die zweite Gemahlin des Kaisers werden würde?" fragte Josephine ernst.

„Ich hörte in Gesellschaft von einer russischen Großfürstin reden als der künftigen Kaiserin," antwortete die Lenormand, „da sagte Jemand, den ich nicht kannte: das wird Talleyrand nie zugeben! Da schoß mir der Gedanke durch den Kopf, die Erkorene müsse eine Erz-

herzogin sein. Weiter vermag ich nichts zu sagen, Ew. Majestät wissen, daß diese plötzlichen Gedanken, die mir in dieser Weise kommen, meist richtig sind, Sie haben es bei kleinen Gelegenheiten oft genug erprobt."

„Wollen wir Karten legen, um die Zukunft der künftigen Kaiserin zu erfahren?" fragte Josephine hastig.

„Ich bitte Ew. Majestät," rief die Lenormand fast flehend, „denken Sie an Mayntz! Keine Karte mehr, wenn es sich um die Erzherzogin handelt!"

„Aber was sollen wir thun?"

Josephine war offenbar ungeduldig.

Die Lenormand sann einen Augenblick, dann sagte sie: „Lassen Ew. Majestät sich dort aus dem Schranke ein Buch reichen von einem der Mohrenmädchen, irgend ein Buch, zählen wir die Buchstaben des Namens der Erzherzogin, die Zahl der Buchstaben ist die Seitenzahl im Buche, wo wir vielleicht Antwort finden werden."

Die Kaiserin zögerte keinen Augenblick, dem erhaltenen Winke Folge zu leisten; Chloë brachte ihr alsbald einen Band, köstlich in blauem Sammet gebunden, mit dem Kaiserlichen Adler und Josephinens goldener Namens-Chiffre geziert.

Josephine schlug den Titel auf, es war der fünfte Band von Jean Racine's Werken, in der Herhan'schen Ausgabe, vom Jahre IX. der Republik.

„Marie Louise sind eilf Buchstaben," sprach die Lenormand leise und nicht ohne eine gewisse feierliche Würde, die sie, ohne es zu wissen, allemal bei diesen Versuchen annahm, die ihr aber wohl kleidete, weil sie verrieth, daß ihr Herz wenigstens an die Möglichkeit glaubte, auf diese Weise in der Zukunft lesen zu können — „Marie Louise sind eilf Buchstaben, auf der eilften Seite werden wir Antwort finden."

„Es ist die Rede des Coadjutors von Rouen an den König," sagte die Kaiserin blätternd.

„Haben Ew. Majestät die eilfte Seite?"

„Ja!"

„So bitte ich Sie, die eilfte Zeile zu lesen!"

„Que votre Nom, Sire, sera éloigné de ce reproche!" las Josephine und wurde bleich, das Buch fiel ihr aus der Hand.

„Das ist sehr klar!" flüsterte die Lenormand überrascht.

„Ja, möge nicht auf seinen Namen der Tadel fallen, den die Geschichte über seine Scheidung von mir und seine Vermählung mit der Erzherzogin aussprechen wird, möge er auf die fallen, die ihn dazu verleitet haben!"

Josephine declamirte, sie war in einer Art von Ekstase.

„Gehen wir weiter," drängte jetzt die Lenormand, „befehlen Ew. Majestät ein anderes Buch!"

Chloë brachte ein zweites Buch.

Es war der dritte Band der Oeuvres de Monsieur Molière, die Amsterdamer Ausgabe mit der Sphäre von 1684.

Die Kaiserin schlug ihn auf.

„Marie Louise d'Autriche," bemerkte die Lenormand feierlich, „sind zwanzig Buchstaben."

„Ich habe die zwanzigste Seite!" rief Josephine.

„Nehmen Ew. Majestät die Namen einzeln," bat die Lenormand, „Marie hat fünf Buchstaben, die fünfte Zeile, wenn ich bitten darf."

„Zähle ich die Ueberschrift mit und die Namen der Personen?" fragte die Kaiserin, „es ist l'Avare!"

„Jede Zeile muß mitgezählt werden," entgegnete die Lenormand, „ich bitte Ew. Majestät, zu lesen!"

„Le mariage peut nous faire peur à tous deux!" las Josephine.

Die Lenormand zuckte zusammen.

„Das ist nur zu klar!" sagte Josephine traurig.

„Louise sind sechs Buchstaben," fuhr die Zauberin mit einer Hast fort, die jedem Andern aufgefallen sein würde, die nur der Kaiserin in ihrer Aufregung entging, „wollen Ew. Majestät nicht sechs Zeilen weiter zählen?"

„Je sais qu'il faut à tous deux!"

„Ich weiß es aber nicht!" rief die Kaiserin entmuthigt.

„Aber ich weiß es," entgegnete die Lenormand sicher, „doch Ew. Majestät wollen die Person der Erzherzogin kennen lernen, nehmen Sie ihren Namen ganz und den des Kaisers dazu! Marie Louise d'Autriche sind zwanzig Buchstaben, Napoleon sind acht, ich bitte Ew. Majestät um die achtundzwanzigste Zeile."

„Une fort charmante personne!" las Josephine.

„Weiter nichts? ich bitte Ew. Majestät weiter zu lesen!"

„Sa phisiognomie? Toute honneste et pleine d'esprit
Son air et sa manière? admirables, sans doutes."

„Das habe ich schon in dem Bilde sehen können," sagte Josephine verdrießlich — die Lobeserhebungen der Nachfolgerin mißfielen ihr — „ich will die Folgen dieser Heirath wissen!"

„Befehlen Ew. Majestät ein drittes Buch," rieth die Lenormand, ohne die Ruhe zu verlieren.

Josephine klatschte in die Hände, Chloë brachte den dritten Band der Haart'schen Ausgabe von Lafontaine.

„Schlagen Ew. Majestät nach Belieben eine Seite auf und lesen Sie nach der Zahl der Buchstaben in des Kaisers Namen die achte Zeile, dort werden Sie finden, was das Schicksal dieser Heirath ist."

Die Kaiserin zögerte einen Moment, dann schlug sie entschlossen eine Seite auf: zählte die Zeilen bis acht, ein Moment, dann schrie sie laut auf, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie sank zurück.

Madame Lenormand nahm ihr das Buch aus der Hand — „Seite 189", sagte sie leise für sich, „Zeile acht, „„oh! perte irréparable!"" das ich Alles, ja, Alles, es ist genug! es ist zu viel!"

Die Lenormand blickte mit unverhehltem Schmerz auf die arme Frau, die laut weinte.

Da wurde die Thür des Badezimmers mit großem Geräusch geöffnet und die erste Kammerfrau meldete mit lauter Stimme: „Ew. Majestät verzeihen, freudige Botschaft! Seine Kaiserliche Hoheit der Vice-König von Italien ist so eben angekommen und wird sofort hier sein!"

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief die arme gequälte Frau entzückt und im Ton der vollsten Liebe, „mein Sohn, mein einziger Eugen!" Sie sprang auf und eilte der Thür zu; in dem Vorgemach aber ging sie langsamer und flüsterte leise in sich hinein, seltsam dazu lachend: „was werde ich ihm antworten, wenn er mich fragt, wo ich seine Kaiserkrone verloren habe?"

In ihrem Schlafzimmer traf die Kaiserin auf ihren Sohn. Der schöne, ernste, stattliche Mann, fest und gemessen in seinem ganzen Auftreten, schlang seine Arme um die arme Mutter, die in wirklichen Fieberschauern zitterte und bebte, er küßte sie zärtlich und sagte: „Meine liebe, theure Mutter!"

Sie aber machte sich leise ledig seiner Umarmung, stellte sich vor ihn hin und sprach halb weinend, halb lachend: „Guten Abend, mein Sohn, guten Abend, lieber Vicomte, guten Abend, Herr Eugen Rose von Beauharnais, guten Abend, mein theurer Vicomte!"

„Mutter, liebe Mutter!" rief der Vicekönig von Italien besorgt.

„Ach ja! Herr Vicomte," nahm Josephine das Wort wieder, „wir haben Kaiser geträumt, Kaiser gespielt; aber das Spiel ist aus, der Traum vorbei."

„Mutter!"

„Ob wohl die neue Kaiserin dem Vicomte von Beauharnais eine Offizierstelle giebt?" — die Augen Josephine's glänzten in jenem wilden Feuer, das die Aerzte wohl kennen. — „Wir haben ja Fürsprecher bei Hofe, könnte nicht der General Bonaparte ein gutes Wort einlegen und Dir helfen; mein armer Vicomte, siehe, ich habe so viel für ihn gethan, er ist uns noch viel Geld schuldig, Vicomte!"

Die erste Kammerfrau hatte das mit angehört, sie stand wie vom Donner gerührt, erst als ihr der Vicekönig zuherrschte: „Gehen Sie, rasch, Corvisart soll augenblicklich kommen!" gerieth sie wieder in Bewegung und flog davon.

Josephine lag in den Armen ihres Sohnes, sie sprach immer fort, bald lachend, bald weinend: „Nein, geh' zu keinem Bonaparte, mein Sohn! Der Vicomte von Beauharnais muß viel zu vornehm sein, um von diesen Ausländern ein Amt zu begehren; denke, was Deine Väter

waren, mein Sohn, treue Diener der allerchristlichsten Könige, laß Dich nicht mit dem Usurpator ein. Oh perte irréparable!“

Mit diesem Worte fiel Josephine in Ohnmacht.

So fand sie Corvisart, so fand sie der Kaiser, der zum dritten Male kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Eugen von Beauharnais, der treue Sohn, wachte an dem Bette seiner Mutter.

Am andern Morgen war Josephine leidend noch, aber gefaßt, vollständig gefaßt.

Sie schöpfte Sicherheit und Ruhe aus dem sichern, ruhigen Benehmen ihres Sohnes, der seine Mutter in den nächsten Tagen fast gar nicht verließ.

Bei dem Tedeum für den Wiener Frieden erschien Josephine mit allen Prinzessinnen der kaiserlichen Familie in Notredame, sie zeigte sich zum letzten Male öffentlich als Kaiserin bei dem Banquett, welches die Stadt Paris aus Anlaß des Friedensfestes gab. Dann ist sie aus der großen Welt verschwunden. Man sagt, sie habe in ihrer Zurückgezogenheit zu Lamalmaison glücklich gelebt.

Die Scheidung wurde durch einen gerichtlichen Act verkündet und von der Kirche ausgesprochen; am 12. Januar 1810 war Alles vorüber.

Von den Grundlagen des Gemeindelebens.

Selbst die parlamentarischen Kämpfe bei Revision unserer Verfassungs-Urkunde sind kaum ausdauernder und erregter geführt worden, als die jüngsten Verhandlungen im Abgeordneten-Hause über die rheinische Städte- und Gemeinde-Ordnung. Die Opposition hat mannichfache Niederlagen erlitten. Sie fühlt sich innerlich verletzt und hofft kaum noch auf eine gedeihliche Entwickelung unseres Staatslebens. Die Rechte hat keine Freude an ihren Siegen, ihr fehlt das Bewußtsein, daß sie etwas Dauerndes geschaffen, daß sie conservative Politik getrieben hat. Die ganzen Verhandlungen haben einen peinlichen Eindruck zurückgelassen. Suchen wir uns darüber klar zu werden: um was es sich eigentlich gehandelt hat, welche Gegensätze dabei hervorgetreten sind?

Bekanntlich ist die Rheinprovinz derjenige Theil unseres Vaterlandes, in welchem das römische Recht und die doctrinair-liberale Staatskunst ihren, jeder organischen Gliederung widerstrebenden Einfluß vorzugsweise bethätigt haben. Der Grund und Boden ist atomisirt und mobilisirt, daher ein Stand von Grundbesitzern als politisches Element kaum noch vorhanden; die Gegensätze und Eigenthümlichkeiten von Stadt und Land sind vielfach verwischt. Die Anwendung des gleichen Erbrechts auf das ländliche Grundvermögen hatte tüchtig vor-

gearbeitet, die Einverleibung mit Frankreich und die daraus sich ergebende Einführung der französischen Gesetzgebung mußte das Auflösungswerk vollenden. Denn die Männer von 1789 hatten richtig erkannt, daß alles Organische und Historische im Staatsleben zerstört werden müsse, um die Durchführung der Revolution zu ermöglichen, den Rückweg zu den älteren Institutionen abzuschneiden. Das Princip der Trennung der legislativen und der executiven Macht mußte consequent auch auf die unterste Sphäre des Staatslebens, auf das Dorf, auf die Landgemeinde angewendet werden. Der Gemeinderath sollte beschließen, die Municipalität ausführen, beide Behörden von den Gemeindegliedern gewählt werden. Es ist aber bekannt, daß in den ersten Jahren der Revolution in Frankreich eigentlich gar keine Administration existirte, Alles ging durch Klubs, Parteien rc.

Als nun die Revolution auf den Sand gerathen und die Autorität an deren Stelle getreten war, hatte man auch bereits erkannt, daß mit dem Wahlprincip nicht administrirt werden könne. Die Autorität ließ den ganzen Apparat des Sieyes bestehen und änderte im Princip der Wahlen nur die Kleinigkeit, daß diese nicht mehr von unten herauf, sondern von oben herab vollzogen wurden, d. h. die Staatsregierung ernannte die Gemeindevertreter (den Gemeinderath) und die Municipalität, vereinfacht in einen Maire (den Mayor Englands). Da inzwischen in den kleinen Ortschaften die geeigneten Persönlichkeiten sich in ausreichendem Maße nicht vorfanden, und da zugleich die über größere Bezirke sich erstreckenden Verwaltungs-Angelegenheiten erledigt werden mußten, so hatte schon Sieyes die Verbindung benachbarter Ortschaften zu einem Administrativbezirk: die Sammtgemeinden vorgezeichnet. Dabei ist es denn auch unter dem Consulat und dem Kaiserreich verblieben. Die Verwaltung war unter diesem überaus einfach, die Anforderungen, welche an dieselbe gestellt wurden, waren sehr bescheiden. Prompte Rekrutengestellung, prompte Sicherheitspolizei, prompte Befriedigung der Armeebedürfnisse genügten. Geschrieben ward wenig, die Stellung des Maire war ein Ehrenamt, dessen Salair beschränkte sich auf einige hundert Franken Bureaukosten, von der Sammtgemeinde aufgebracht. Der Maire wurde regelmäßig aus den Notablen der Sammtgemeinde ernannt. Seine Befugnisse waren nicht unbedeutend, seine Stellung war geehrt, der Präfect verkehrte mit dem Notablen, nicht mit dem untergeordneten Staatsdiener. Unter dem Kaiserreich war kein Mangel an Maires.

Anders wurde dies in der Rheinprovinz unter dem preußischen Gouvernement, im sittlichen Princip dem Kaiserreich unendlich überlegen, in der ausführenden Verwaltung demselben nachstehend. An die Stelle der Präfecten traten die Regierungen und Landräthe; die Maires, Bürgermeister genannt, blieben. Das nun collegialische Gouvernement verkehrte nicht mehr mit dem Notablen, sondern mit dem Bürgermeister.

Eine unendliche Fülle administrativer Gegenstände, um welche sich das Kaiserreich nicht gekümmert hat: Schulen, Armenpflege, Medicinalpolizei, Wegebau ꝛc., tauchten auf, die Berichte, das Schreibewerk vermehrten sich in geometrischer Progression. Natürlich ging dies nicht mit den notablen Maires, sie verschwanden, und Schreiber traten an deren Stelle, die unter der Form erhöheter Bureaukosten von den Gemeinden bezahlt wurden. Der ganze übrige Gemeinde-Apparat blieb bestehen, Gemeinderäthe und Bürgermeister wurden ernannt. Während man durch diese Einrichtung nichts als einen äußeren administrativen Mechanismus erlangt hatte, dem jede Grundlage und jede Bedingung eines Gemeindelebens fehlte, und während von diesem nichts vorhanden war als der Name, hat eben die Beibehaltung dieses Namens bis auf den heutigen Tag zu den ärgsten Verwirrungen und Täuschungen Anlaß gegeben, sie macht auch den peinlichen Charakter erklärlich, der den jüngsten Verhandlungen im Abgeordnetenhause beigewohnt hat.

Zunächst wurde es dem preußischen Geiste und daher der preußischen Verwaltung überaus schwer, sich in die Verhältnisse der Rheinprovinz zu finden, als diese dem preußischen Staatsverbande einverleibt worden, da sich in den alten Provinzen etwas Analoges nicht vorfand. Zwar waren die Reformen von 1807—1811 bereits gesetzlich eingeleitet, sie waren jedoch noch nicht zur practischen Geltung gelangt. Noch saßen die ländlichen Familien auf den geschlossenen Höfen, welche sie seit Jahrhunderten inne gehabt; noch war von einer Belastung der Bauerhöfe mit Privat-Hypotheken nicht die Rede; noch waren die Mitglieder der Landgemeinden durch gemeinsamen Besitz und durch gemeinsame Interessen aneinander gekettet, sie fanden in dem Dominium ihre Einigung und ihren Schutz. In den Städten bestanden die Innungen noch vielfach fort, die Gewerbefreiheit hatte das corporative Leben noch nicht gänzlich zerstört, der Begriff der angestammten Obrigkeit war noch nicht untergraben. Die Verwaltung hatte es im Allgemeinen noch mit Dominien und Gemeinden und nur ausnahmsweise mit Individuen zu thun. Im Gegensatz zu diesen Zuständen boten die rheinischen Verhältnisse bereits das Bild des vollständig ausgeprägten Individualismus dar; hier waren die Bande bereits zerstört, welche die Familien aneinander ketten, die ein organisches Staatsleben bedingen. Gleichwohl glaubten die Regierungen der Rheinprovinz in den Sammtgemeinden wirkliche Gemeinden erkennen zu müssen, und man ging im Regierungs-Bezirk Aachen sogar so weit, das Vermögen und die Schulden der einzelnen polizeilich verbundenen Ortschaften auf die Sammt-Gemeinden zu übertragen. Natürlich erhoben die solcher Art beschädigten Ortschaften die eindringlichsten Beschwerden, welche endlich den Erfolg hatten, daß der Geh. Regierungs-Rath, Freiherr von Harthausen, zur Untersuchung der Reclamationen an Ort und Stelle entsendet wurde. Das Gutachten dieses ausgezeichneten Kenners der agrarischen und Gemeinde-Verfas-

sungen (881 Seiten als Manuscript gedruckt) geht nun dahin, daß die Sammtgemeinden lediglich Polizei-Bezirke mit entsprechender Verwaltung wären, daß darin von einem Gemeindeleben nicht die Rede sein könne, weil die Grundlagen zu einer organischen Gliederung, zur Entwickelung eines Gemeindelebens nicht vorhanden seien. Dem Bestreben der Aachener Regierung, das Vermögen und die Schulden der polizeilich verbundenen Ortschaften in einen Topf zu werfen, ward nun zwar Einhalt gethan, im Uebrigen aber hat jenes Gutachten einen weiteren Erfolg nicht gehabt. Vielmehr ist man noch heute der Ueberzeugung: eine Gemeinde und ein Gemeindeleben lassen sich bei fortbestehendem Einfluß liberaler Doctrinen auf das Grundvermögen und die Familienbildung, bei unbeschränkter Freizügigkeit, durch einen bloßen Wahl-Formalismus herstellen.

In der That bieten die Verhandlungen, welche wir seit einer Reihe von Jahren über Landgemeinde-Ordnungen erlebt haben, ein überaus trübes Bild dar. Zu einer auf conservativen Grundlagen beruhenden organischen Gemeinde-Ordnung sind die Elemente in der Rheinprovinz nicht vorhanden, zu einer derartigen Entwickelung ist auch die öffentliche Meinung nicht herangereift und blieb der Staatsregierung daher nichts übrig, als zunächst die Gemeinden durch einen äußeren Mechanismus zusammenzuhalten, die polizeiliche Ordnung innerhalb derselben zu sichern. Die Entwürfe zu den Gemeinde-Ordnungen beschränkten sich fast ausschließlich auf Feststellung der Rechtsverhältnisse bei der Wahl der Gemeinde-Vertreter und der Gemeinde-Vorsteher, der Rechte, welche der Gutsherr, der Landrath oder die Regierung bei Ernennung oder Bestätigung des Gemeinde-Vorstandes auszuüben habe, ob derselbe Jude sein dürfe oder nicht u. s. w. Noch ist die öffentliche Meinung in keiner Weise zu dem Bewußtsein gelangt, daß, um ein gesundes und fruchtbringendes Gemeindeleben herstellen zu können, es vor Allem der befestigten Grundlagen für dasselbe bedürfe; daß mindestens ein Kern von Familien in der Gemeinde vorhanden sein müsse, welche für Generationen, oder doch wenigstens für die Dauer eines Menschenalters derselben erhalten bleiben; daß ein Gemeindeleben nicht denkbar ist, wo die Familien, welche durch Grundbesitz einen entscheidenden Einfluß üben müssen, nach wenigen Jahren durch andere ersetzt werden; wo diese Familien überschuldet und daher der Gefahr ausgesetzt sind, der nächsten Geldkrisis zu erliegen; wo in Folge zügelloser Concurrenz Jedermann durch Erwerbssorgen so absorbirt wird, daß ihm keine Muße und kein Sinn für Gemeindethätigkeit bleibt; wo jede Gemeinde in dem Maße sich der Gefahr aussetzt, durch den Anzug von Proletariern erdrückt zu werden, wie sie in der Vorsorge für Kranke und Arme, für das Schulwesen, für die Beschäftigung der Erwerbslosen u. s. w. sich auszeichnet. Man hat noch nicht erkannt, daß ein Gemeindeleben sich nur gedeihlich und fruchtbringend entwickeln kann, in dem Maße, wie es

gelungen ist, die Gemeindeglieder durch wichtige gemeinsame Interessen an einander zu ketten, daher sowohl durch gemeinsames Vermögen und gemeinsame Lasten, wie dadurch, daß dem Gemeinde-Vorstande, resp. den Gemeinde-Deputationen einflußreiche Staatsfunctionen übertragen werden. Von dem Allen ist aber bei den bisherigen Verhandlungen über Gemeinde-Ordnungen gar nicht die Rede gewesen. Man hat kaum versucht, wirkliche Obrigkeiten in den Gemeinden herzustellen, was auch nicht möglich ist, so lange das Princip der Theilung der Verwaltungs-Ressorts sich bis auf die untersten Sphären des Staatslebens in unbeschränkter Geltung erhält, die Trennung der Justiz von der Verwaltung sich auf jedes Dorf erstreckt; so lange die Strafgewalt, die Entscheidung über Pfändungen, Feldbeschädigungen, Injurien, kleine Diebereien, Gesindestreitigkeiten u. s. w. den dem übrigen Leben fern stehenden gelehrten Richtern verbleibt.

Wenn unter solchen Umständen abermals mit dem Versuch vorgegangen worden, in Rheinland ein Gemeindeleben herzustellen, so ist es erklärlich, daß die Fractionen der Rechten an die Verhandlungen gingen, ohne von dem Glauben an die Sache erfüllt zu sein. Sie hatten in ihrem Programm sich über das Gemeindewesen und über die Grundlagen desselben ausgesprochen. Insbesondere die Vertreter der Rheinprovinz hatten in dieser Auffassung der conservativen Politik etwas Ungeheuerliches erkannt; etwas, wodurch die Rückkehr in das finsterste Mittelalter angebahnt werden müsse. Die Idee einer Beschränkung der absoluten Freiheit des Individuums, einer Beschränkung der Familienbildung, der Geschäfts-Etablirung, der Freizügigkeit widerstrebte ihrer politischen Anschauung im höchsten Maße; von der Nothwendigkeit einer Befestigung des Grundbesitzes in den Familien haben sie keine Vorstellung.

In der That ist es zu bewundern, wie der rheinische Geist, oder vielmehr der Liberalismus, befähigt ist, die unvereinbarsten Dinge in sich zu combiniren und daraus Grundlagen für die Entwickelung des Staatslebens zu formuliren. Es machte auf uns einen wahrhaft wehmüthigen Eindruck, als hervorragende Vertreter dieser Richtung sich in enthusiastische Schwärmereien über Gemeindefreiheit und Self-Government ergingen, während es dem nüchternen Verstande klar sein mußte, daß es sich hier lediglich um Polizei-Verfassungen handelte, daß der conservative Geist unermeßliche Fortschritte machen muß, bevor in der Rheinprovinz, wo die Grundlagen einer solchen mehr denn irgendwo in Preußen fehlen, von Gemeindefreiheit überhaupt nur die Rede sein kann. Den Nagel auf den Kopf traf die Bemerkung, daß die Rheinprovinz der regierungsbedürftigste Theil des preußischen Staates wäre. Er ist dies in der That, weil der Liberalismus seine politische Aufgabe dort am vollständigsten gelöst hat. Die Angaben über die Höhe der Gemeindesteuern, welche im Rheinland aufgebracht werden müssen, haben uns ein überaus trübes Bild von den finanziellen Wirkungen desselben geboten und gezeigt, was

dem Osten unseres Vaterlandes bevorsteht, wenn es nicht gelingen sollte, die conservative Politik zur entscheidenden Geltung zu bringen. Von dieser Anschauung geleitet, ist das Verhalten der Rechten während der vierzehntägigen Verhandlung über die rheinischen Gemeinde-Ordnungen wohl gerechtfertigt, und wir hätten nur eine festere Haltung derselben bei der Abstimmung über die Trennung von Stadt und Land gewünscht, da es nicht gebilligt werden kann, daß bei den alten landtagsfähigen Städten von weniger als zehntausend Einwohnern das Stadtrecht auch nur in Frage gestellt wird. Es ist vornehmlich der Name, welcher die Verwirrung und den peinigenden Verlauf der Verhandlungen hervorgerufen hat. Während die Linke der Meinung war, daß es sich um eine Gemeinde-Ordnung handele, erkannte die Rechte, daß lediglich von einer Polizei-Ordnung die Rede sei. Bei allem Streben nach Gemeinde-Freiheit mußte die Letztere sich sagen, daß in einem atomisirten, jeder organischen Gliederung entbehrenden Lande die Gesellschaft nur durch einen starken administrativen Mechanismus zusammengehalten werden könne, der seine Impulse und seine Leitung von Oben herab empfängt. Die Rheinlande, bei Frankreich verblieben, würden der Nothwendigkeit cäsarischer Herrschaft unterliegen, zu der die Social-Verhältnisse derselben naturgemäß hindrängen, und sie verdanken das freiere Staatsleben, dessen sie sich erfreuen, nur der Verbindung mit Preußen, dessen Ost-Provinzen noch die conservativen Grundlagen enthalten, insbesondere die in dem Preußengeiste waltenden Grundlagen, die ein freies Verfassungsleben überhaupt möglich machen. Mögen unsere rheinischen Staatsgenossen sich daher mit Ernst dem Studium der Gesellschafts-Wissenschaft und der darauf sich gründenden Staatskunst widmen. Mögen sie daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß auf dem Gebiete der Gesetzgebung die Willkür eben so nothwendig ausgeschlossen bleiben muß, wie auf dem Gebiete der Technik; daß man nicht Institutionen schaffen kann, denen die Grundlagen fehlen, durch welche sie bedingt werden, und daß endlich alle Staats-Institutionen in der Luft schweben und der Lebensfähigkeit entbehren, die nicht in der Familie und in der Wirthschaft, in einem geordneten Productions-, Social- und Culturleben ihre feste Basis finden.

Wir richten diesen Zuruf nicht an die unheilbaren Doctrinäre, nicht an diejenigen, welche weder etwas lernen, noch vergessen können. Wenn ein Vertreter dieser Richtung am Schlusse der Verhandlungen über die rheinische Gemeinde-Ordnung ausrufen konnte:

„Die Gemeinde-Ordnung und die Grundsteuer sind die beiden „großen Axen, um welche sich die Zukunft des Vaterlandes dreht,"

so hat uns die Naivetät dieser Anschauung mit Erstaunen erfüllt, wiewohl wir uns längst daran gewöhnt haben, in der Politik nichts für unmöglich zu halten. Während es grade die Doctrinen des Liberalismus sind, welche das gleiche Erbrecht auf das ländliche Grundvermögen

übertragen und dieses zum Gegenstande des Schachers gemacht haben, und während dadurch eine Ueberwucherung desselben mit Privat-Hypotheken hervorgerufen worden, welche jede Erhöhung der Grundsteuer nur vermöge eines Rechtsbruches möglich macht, ist man unbefangen genug, diese Wirkungen der eignen Politik zu ignoriren und gegen das Grundvermögen Ansprüche zu erheben, die nur gerechtfertigt sein könnten, wenn die großen Reformen vom 9. October 1807 unter der Aegide der conservativen Politik durchgeführt worden wären; die nur zu realisiren sind, nachdem das Grundvermögen von den Schäden wiederum frei geworden ist, welche der Liberalismus nicht aufhört demselben zuzufügen.

Aehnlich verhält es sich mit der Gemeinde-Ordnung, als einer Axe, um welche die Zukunft des Vaterlandes sich dreht. Auch wir erkennen die unermeßliche Bedeutung an, welche lebensfähige Gemeinde-Ordnungen für Preußen haben würden. Zunächst weil sie eine gesunde Regelung des socialen und ökonomischen Lebens, daher die Herrschaft der conservativen Politik voraussetzen; dann aber, weil sie den Anker bilden, welcher unsern Staatshaushalt auf seiner abschüssigen Bahn zu lawinenartigem Anwachsen aufhalten muß. Das Self-Government allein ist im Stande, dem täglich an Ausdehnung gewinnenden System der besoldeten Beamtenschaft Einhalt zu thun, und erst, nachdem die Ueberzahl der richterlichen und administrativen Bagatell-Sachen den Gemeinde- und Kreis-Organen zur unentgeltlichen und ehrenamtlichen Verwaltung übertragen worden, wird an eine Minderung der besoldeten Beamtenschaft und eine zeitgemäße Erhöhung der Gehalte zu denken sein. Dieses Ziel ist inzwischen nur unter Durchführung der Grund-Gesetze der conservativen Politik erreichbar. Der in kindlicher Unschuld schwärmende Liberalismus aber möchte die Süßigkeiten der Ungebundenheit des Individuums genießen, das freieste Ergehen desselben auf den Gebieten des socialen und wirthschaftlichen Lebens gestatten, gleichzeitig aber auch die Segnungen der politischen Freiheit in Anspruch nehmen, die naturgemäß nur die edle Frucht einer auf Beschränkung beruhenden conservativen Politik sein kann. Dies sind inzwischen Anforderungen, welche den Geboten Gottes, wie sie in den Gesellschafts-Gesetzen sich offenbaren, widersprechen, nnd unsre Gegner werden dieser politischen Gourmandise entsagen müssen. Es bleibt keine andere Wahl: entweder socialer und national-ökonomischer Liberalismus mit Säbelherrschaft, oder Beschränkung des Individuums in der gesellschaftlichen Organisation, d. h. Social-Politik und Freiheit! Dies wollen die Gefühls-Politiker endlich begreifen, sie wollen nach endlicher Erlösung von einer fast unheilbar scheinenden Sprach- und Begriffs-Verwirrung ringen, die nur denkbar ist, sofern sie sich entschließen, die Lehren der Erfahrung und der Geschichte mit Unbefangenheit in sich aufzunehmen.

Vergleichung der Finanzen Oesterreichs und Preußens.

Da unten aber ist's fürchterlich.
Schiller.

I.

Wiederum hat die Regierung des sich verjüngenden Oesterreichs eine Uebersicht der Staats-Einnahme und Ausgabe im verflossenen Jahr veröffentlicht, obgleich ihr Inhalt nichts weniger als tröstlich ist. Das konnte er durchaus nicht sein, bei den militairischen Anstrengungen, welche — wie heute scheint, en pure perte — gemacht, und erst während der letzten Monate etwas ermäßigt wurden. Dennoch mögen Viele ein günstigeres Resultat erwartet haben, namentlich von dem Augenblicke ab, als Freiherr v. Bruck die Leitung der Finanzen übernahm. Allein die Zeit der Wunder ist längst vorüber, wenn auch höchst ehrenvoll bleibt, was der talentvolle Staatsmann wirklich leistete.

Betrachten wir zunächst die Hauptsummen.

Ordentliche Einnahmen	258,508,915	Gulden,
Außerordentliche „	5,277,970	„
	263,786,885	„
Ordentliche Ausgaben	300,875,669	„
Außerordentliche „	101,810,513	„
	402,686,182	„
Daher Deficit	138,899,297	„

Zur Deckung desselben und sonstiger Bedürfnisse, welche nicht abzuweisen waren, wurde die fundirte Schuld um 253,693,903, die schwebende um 2,799,448 vermehrt, und ein Vorschuß von 87,521,576 Fl. bei der Bank erhoben. Außerdem lieferte der Eisenbahn-Verkauf 22,489,220, die Grundentlastung (nur vorübergehend) 6,688,440 Fl. Sonach betrug, was in der Berechnung als „anderweite Zuflüsse“ aufgeführt ist, die bedeutende Summe von 373,192,587 Fl., welche bei völlig geordnetem Staatshaushalte allerdings nicht vorkommen darf.

Nachdem davon das Deficit gedeckt war, behielt der Finanz-Minister 234,203,290 Fl. und konnte daher 164,303,730 auf Einlösung von Staats-Papiergeld, 16,466,875 auf Tilgung von Passiv-Capitalien verwenden. Etwas mehr als vier und dreißig Millionen wurden dem Bau und Ankauf von Eisenbahnen, so wie den Telegraphen, beinah vier dem Wechselgeschäft gewidmet, und über funfzehn zu Vorschüssen oder Vermehrung der Kassen-Bestände benutzt.

II.

Anfangs hatten wir keine andere Absicht, als einfach die hauptsächlichsten Capitel der Einnahme und Ausgabe durchzugehen. Bald jedoch zeigte sich, wie interessant und zugleich nützlich eine Vergleichung

der österreichischen mit der preußischen Finanz-Wirthschaft sein könne, wenngleich sie nicht ganz genau durchzuführen ist. Ueber die wirklichen Einnahmen und Ausgaben der preußischen Monarchie im Jahre 1855 liegen noch keine amtlichen Nachweisungen vor, können auch erst später zu Tage kommen. Deshalb legen wir der Vergleichung den Staats-haushalts-Etat für 1856 zum Grunde, bei welchem naturgemäß die Ergebnisse des verflossenen Jahres benutzt werden, so weit sie der Behörde bekannt sind.

Vorher noch zwei Bemerkungen:

1) Von Oesterreich kennen wir die Bevölkerung am Schlusse des Jahres 1854, wo sie beinahe 39½ Millionen betrug. Die der preußischen Monarchie wurde bei der Zählung gegen Ende des Jahres 1852 mit 16,935,470 ermittelt; das Resultat der Zählung im vorigen Jahr ist heute (Anfangs April) noch nicht vollständig zusammengestellt, weshalb wir 17½ Millionen als wahrscheinlich annehmen. Gleiche Leistungsfähigkeit in beiden Ländern vorausgesetzt (wobei jedoch der größere Bodenreichthum unter dem Doppel-Adler zu suchen sein möchte) verhält sich also die Möglichkeit Lasten zu tragen wie 1 : 2⁹⁄₃₅.

2) Alle nachfolgenden Ziffern sind in preußischen Thalern zu anderthalb Gulden ausgedrückt. Gegen Conventions-Münze wäre das nicht genau richtig, bei der gegenwärtigen Banknoten-Wirthschaft aber wird es der Wahrheit sehr nahe kommen.

Ehe man die Hauptsummen der Ausgaben der beiden Staaten vergleicht, sind beim österreichischen 68,873,675 Thaler außerordentlicher Aufwand abzusetzen. Wegen der Kriegsbereitschaft lastete bisher auch auf der preußischen Monarchie ein ähnlicher, nur von geringerem Betrage; wie bekannt, liegt er jedoch außerhalb des Budgets, und wird besonders verrechnet. Ueberhaupt kann hier lediglich von regelmäßigen Zuständen die Rede sein.

Sonach bleibt für den Kaiserstaat eine Gesammt-Ausgabe von 200,875,779 Thalern den diesseitigen 118,864,071 gegenüber.*) Derselbe giebt daher etwa ein Drittel weniger aus, als die früher gefundene Verhältnißzahl andeutet, d. h. nach preußischem Maßstabe könnte das Budget Oesterreichs mehr als 268, dagegen dürfte nach österreichischem das von Preußen nicht volle 89 Millionen Thaler betragen. Durchaus unerfreulich an sich, wie beim Hinblick auf die Vergangenheit beider Staaten! Unter dem Doppeladler bereits vor 1848 und im tiefen Frieden das Deficit ein stehend gewordenes Uebel, sodann die Anstrengungen von 1848—49, mit denen die unsern nicht entfernt

*) Freilich befinden sich darunter 5,555,853 sogenannte einmalige und außerordentliche, wonach die dauernden Ausgaben auf 113,308,218 Thlr. herabgehn. Allein jene werden sich für dieselben oder andere Bedürfnisse immer wiederholen, während das außerordentliche Budget Oesterreichs lediglich auf dem halben Kriegszustande beruht, in welchen man den Staat versetzt hat.

zu vergleichen sind. Preußen gegentheils am Vorabend der politischen Wahnsinns-Periode in blühendster Finanzlage, seine verzinsliche Staatsschuld binnen sechsundzwanzig Jahren um 78 Millionen vermindert, von dem Papiergelde (beinahe 26 Millionen) nur 11,242,347 Thlr. nicht fundirt.

III.

Entschiedener Feind des Grundsatzes, daß in der Staatswirthschaft die Einnahme stets nach den Ausgaben zu regeln sei, betrachten wir zunächst die bedeutenderen Capitel der ersteren.

A. Directe Steuern.

Grund- und Häusersteuer in Oesterreich 47,558,058, Grund-Steuer in Preußen 10,066,826 Thlr., wonach auf die Quadratmeile hier 1977, dort 3923 entfallen. Obgleich der kleinere Theil des preußischen Staates die Grundsteuer nicht ihrem ganzen Umfange nach entrichtet, ist das Verhältniß für die Unterthanen doch ein günstigeres.

Einkommen-Steuer in Oesterreich 4,892,848, Einkommen- und Klassensteuer in Preußen 13,317,000 Thlr., also vom Kopfe der Bevölkerung 3⅔ Silbergroschen, beziehungsweise 22¾ Sgr., was allerdings eine empfindliche Differenz begründet. Von der Hauptsumme gehören 2,663,400 Thlr. dem Zuschlage an, welcher hoffentlich mit Ende des laufenden Jahres wegfällt; dann würde sich die auf jeden Kopf treffende Last um 6⅔ Sgr. vermindern.

Erwerbsteuer in Oesterreich 6,104,204, Gewerbe-Steuer in Preußen 3,894,000 Thlr., d. i. vom Kopfe dort beinahe 4⅔ Sgr., hier 6⅔ Sgr.

Ziehet man die vorstehenden Summen zusammen, so ist das Ergebniß für Oesterreich 58,555,110, für Preußen 27,297,826 Thlr., oder für den Kopf ziemlich 44½ resp. 46 Sgr.

Die Erbsteuer-Rückstände mit 40,624 und „andere directe Steuern" 47,769 Thlr. in Oesterreich können wir so wenig vergleichen als: preußischer Seits 25,123 verschiedene Einnahmen, 491,248 Eisenbahn-Steuer und 840,055 Bergwerks-Gefälle. Alles in Allem zahlt der österreichische Kopf 1 Thlr. 14 Sgr. 6½ Pf., der preußische 1 Thlr. 19 Sgr. 1½ Pf. an directen Steuern.

B. Indirecte Abgaben.

Zoll- und Mauthgefälle in Oesterreich 14,910,329, in Preußen Eingangs-, Durchgangs-, Uebergangs-Abgaben 11,810,000 Thaler. — Obgleich das Tabacksgefäll als k. k. Staats-Monopol nicht hierher gehört, müssen wir es dennoch mit 16,777,320 Thlr. einfügen, weil der preußische Eingangszoll auf fremden Taback in der

obigen Summe enthalten ist, wozu noch 144,000 Steuer vom inländischen Tabacksbau treten. *)

Zusammen: in Oesterreich 31,687,649, in Preußen 11,954,000 Thaler, d. i. etwas über 24 Sgr. beziehungsweise 10 Sgr. 11 Pf. Dieser bedeutende Unterschied beruht hauptsächlich auf dem Monopol; ginge es nach den Wünschen Herrn Diergardt's und Genossen, so würde er bald genug beseitigt sein.

Verzehrungs-Steuer in Oesterreich, mit Einschluß der Abgaben vom Rübenzucker, Branntwein und Bier 19,518,351 Thlr. In Preußen: Rübenzucker-, Branntwein-, Braumalzsteuer 9,400,000, Mahl- und Schlachtsteuer 3,080,000, einschließlich 614,764 Zuschlag, welcher im gegenwärtigen Augenblicke vom Landtag noch nicht über den 31. März hinaus bewilligt ist. Zusammen 12,480,000 Thlr., also dort beinahe 14 Sgr. 2 Pf. hier, etwas mehr als 21 Sgr. 4 Pf. auf den Kopf der Bevölkerung.

Stempel, Taxen und Gebühren von Rechtsgeschäften. Oesterreich 18,306,739, Preußen: Stempel 3,450,000, Justiz-Verwaltung 8,851,323, Hypotheken- und Gerichtsschreiber-Gebühren in der Rheinprovinz 170,000, in Summa 12,471,323 Thlr. Also fast 14 Sgr. jenseits und über 21 ⅕ diesseits.

Vereinigte Gebühren im lombardisch-venetianischen Königreiche 199,619 und Punzirung, was jedenfalls einen Stempel auf Gold- und Silbergeräth bedeutet, 54,178 Thlr. finden keine Gegenstücke in Preußen. Diesem sind wiederum eigenthümlich Schifffahrts-Abgaben 450,000, Steuer vom Weinbau 91,000, Brücken-, Fähr-, Hafengelder 870,000, vermischte Einnahmen 263,167 Thlr.

In der vorliegenden Berechnung sind noch unter den indirecten Steuern aufgeführt: Salzgefäll, Lottogefäll, Postgefäll, doch werden diese Einnahme-Quellen besser abgesondert besprochen. Alle bisher verzeichneten liefern 69,766,536, und 38,579,490, d. i. nahe an 1 Thlr. 23 Sgr. in Oesterreich, und wenig mehr als 2 Thlr. 6 Sgr. 1 Pf. in Preußen für jeden Einzelnen.

C. Salzgefäll.

Dasselbe hat in Oesterreich 17,052,214 ertragen, und ist in Preußen zu 8,564,720 Thlr. veranschlagt, so daß beinahe 13 Sgr., resp. 14 Sgr. 8 Pf. auf den Kopf fallen.

D. Postgefäll.

Oesterreich 1,634,872, Preußen 1,424,005 Thlr. Reinertrag.

---

*) Um einen ungefähren Maßstab zu liefern, erwähnen wir, daß im Jahre 1852 bei 16,935,420 Einwohnern des preußischen Staats die Steuer vom inländischen Tabacksbau 133,067, die Uebergangs-Abgabe von vereinsländischem Taback 41,678, der Eingangszoll vom fremden 1,213,057 Thlr. betrug. Zusammen 1,387,802 Thlr.

E. Lottogefäll

ist keine indirecte Auflage, sondern Spielgewinn, und betrug 4,340,773 Thlr. Die preußische Einnahme von der Lotterie: 1,236,000 Thlr., beruht wirklich auf Besteuerung der Gewinnenden. Darin stehen aber beide Regierungen gleich, daß sie, nicht eben folgerichtiger Weise, ihren Unterthanen jedes sogenannte Glücksspiel untersagen, und doch selber Gelegenheit dazu liefern.

F. Einnahmen von Staatseigenthum u. s. w.

Staatsgüter in Oesterreich 2,413,999 Thlr. Ohne Zweifel sind die Erträge der an die Bank verkauften Güter während acht oder neun Monaten des verflossenen Jahres noch in die Staatskasse geflossen, und sehr bedeutende Liegenschaften befinden sich noch immer im Besitze der Regierung. Hiernach erscheint die obige Summe als ganz unverhältnißmäßig gering, und wenn eine Aenderung dabei nicht möglich ist, dann wäre gerathen, den Rest der Güter so bald als möglich zu versilbern. In Preußen beträgt die Einnahme von Domainen und Forsten 13,097,165 Thlr.

Staatsgüter-Verkauf in Oesterreich 96,410 Thlr., wobei also das Geschäft mit der Bank unberücksichtigt bleibt; in Preußen soll die Ablösung von Domainen-Gefällen und der Verkauf von Grundstücken 1,500,000 Thlr. ertragen.

Staats-Eisenbahnen 4,074,448 in Oesterreich, was sehr bedeutend, weil das Einkommen von dem verkauften Theile der Staatsbahnen bereits in Wegfall gebracht ist. *) Von den preußischen Eisenbahnen, welche der Regierung gehören, wird der Netto-Ertrag zu 2,071,178 veranschlagt.

Staats-Telegraphen 113,817, beziehungsweise 202,467 Thlr.

Staats-Fabriken ergeben in Oesterreich ein Minus von 332,086, während die Berliner Porzellan- u. s. w. Manufactur 20,000 Thlr. abwirft, die Staatsdruckerei dagegen eines kleinen Zuschusses (2900) bedarf.

Bergwesen. Bei den bedeutenden Aerarial-Bergwerken des Kaiserstaats überrascht es außerordentlich, dieses Capitel mit 42,527 Thlrn. Zuschuß abschließen zu sehen. Dabei ist überdies die Summe von 532,992 zum Bau einer „Montan-Eisenbahn" im Banate nicht in Anschlag gebracht, welche künftig wegfällt, weil die Bahn verkauft ist. Dagegen bringt der Betrieb von Bergwerken, Hütten und Salinen dem preußischen Staate netto 2,334,080 Thlr. ein.

Münzwesen. In Oesterreich betrug der Gewinn dabei 593,452, in Preußen wird er zu 7913 Thlrn. berechnet. — Da die preußische Münze im Laufe des Jahres 1856 beinahe zehn Millionen Thaler aus-

*) Die Ursache liegt hauptsächlich darin, daß im Verwaltungs-Jahre 1855 die Ausgleichung hinsichts der Auslagen erfolgte, welche 1853 aus den Betriebs-Einnahmen für Erweiterung der Betriebsmittel gemacht wurden.

prägen wird, und die Brutto-Einnahme derselben mit nur 77,959 Thlrn. veranschlagt ist, so müssen der großen Differenz Umstände besonderer Art zum Grunde liegen.

Auf preußischer Seite sind hier noch aufzuführen: Antheil an dem Gewinne der Seehandlung 100,000, desgleichen an dem der Bank 225,000 Thaler.

Will man die Einkünfte aus Staats-Eigenthum Behufs der Vergleichung summiren, so muß der Erlös für veräußerte Nutzungen und Grundstücke wegbleiben. Dann ergeben sich für Oesterreich 6,821,103, d. i. nicht volle vier Procent der ordentlichen Gesammt-Einnahme. Preußen bezieht aus seinem Staats-Eigenthum 18,057,803, also über fünfzehn, oder vielmehr fast sechszehn Procent, weil der vorübergehende Zuschlag bei einigen Steuern (3,272,764 Thlr.) als außerordentliche Einnahme gelten muß.

G. Ueberschüsse des Tilgungs-Fonds

werden in Oesterreich mit 6,838,653 Thaler berechnet. Dieser Einnahmezweig muß auf besonderen, uns unbekannten Einrichtungen beruhen, denn das K. K. Schuldenwesen scheint wirklich nicht so angethan, um Ueberschüsse des Tilgungs-Fonds für die laufende Ausgabe liefern zu können.

H. Verschiedene Einnahmen.

„Fiscalitäten und Heimfälligkeiten" 362,744, Beiträge aus verschiedenen Fonds 476,994, Münz- und Wechsel-Gewinn 3,502,979, eigene Einnahmen der Militair-Verwaltung und andere Einnahmen 3,362,349, im Ganzen 7,705,066 Thaler. — Unter dem Titel: Allgemeine Kassen-Verwaltung führt der preußische Staatshaushalts-Etat 272,535 Einnahmen verschiedener Art auf, deren sich überdies bei jedem Ministerium finden.

Die Reformation. Dem deutschen Volk erzählt von Dr. Philipp Marheineke. Berlin, 1846, und

Geschichte der Reformation. Von Heinrich Ernst Ferdinand Guericke. Berlin, bei Schindler. 1855.

Indem ich hier zwei Reformationsgeschichten neben einander stelle, verbinde ich Schatten und Licht. Die von Marheineke ist das unübertreffliche Muster von Kirchengeschichtsschreibung, wie sie nicht sein soll, und die von Guericke ist in ihrer Art ein Meisterwerk.

Marheineke ist der bekannte Rationalistenstern, der vor etlichen Jahren in Berlin des Todes verblich. Er hat die Reformation in einem

vierbändigen Werke behandelt, und daraus giebt er hier einen Auszug fürs Volk, angeblich, weil er dasselbe inbrünstig liebt. Vielleicht hatte die Sache auch noch andere Gründe, allein — de mortuis nil. Er setzt der Schrift das Motto vor: „Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arme, elende, verachtete, verrathene und verkaufte Deutschland ꝛc." — Dies ist nämlich ein Ausspruch von Luther, und in dessen Mund hat er Sinn, aber die Lateiner sagen: „Quod decet Jovem, non decet bovem." Auch in der Vorrede biedert Marheineke, daß Einem schlimm danach wird: „Die Erhebung des Volkes zur Geistesfreiheit habe ich euch, ihr geliebten Deutschen, schlicht und einfach, in aller Kürze, doch der Wahrheit gemäß, auf's Neue beschrieben. Nicht oft genug kann das geschehen. Luther hat uns die Bahn gebrochen, und wir müssen nicht bei dem von ihm erreichten Ziel stehen bleiben, sondern fortfahren, Bahn zu brechen der Wahrheit und ihrer tiefsten Erforschung, der Freiheit und ihrer weitesten Verbreitung." — Man sieht schon aus dieser cum gratia in infinitum fortgesetzten Bahnbrecherei, daß Luther in der vorliegenden Schrift zum Herold des Rationalismus und seiner Milchschwester, der Revolution, gemacht werden soll. Das Hauptmotiv der Reformation liegt nach Marheineke darin, daß sich „Nach und nach eine öffentliche Meinung bildete, welche in Bezug auf herrschende Mißbräuche ein schweres, sich zusammenziehendes Gewitter ist: sie ist, bevor sie zu großen Erfolgen kommt, eine Macht, wie das Recht eine solche ist, ehe es in Gesetze übergeht." — Bisher hat Männiglich gedacht: das in Gesetzen ausgedrückte Recht würde erst dann eine effective Macht, wenn diese Gesetze in die Sitten des Volks übergingen: jetzt erfahren wir, daß es, noch ehe es in concrete Fassung gelangte, schon als Abstractum eine Macht war. Dies ist so wunderbare Mähr, wie etwa die Historie, daß Herr Marheinike schon ein großer Theologe gewesen wäre, noch ehe sein Vater die Bekanntschaft seiner Mutter gemacht. Und nun vollends die siegende Gewißheit, daß die Reformation Product eines Ungewitters in der öffentlichen Meinung gewesen! Um bei dem Gewitterbilde stehn zu bleiben, kommt mir der Schluß: „Die öffentliche Meinung von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Reformation ging dieser Reformation vorher; folglich ist diese Reformation von der öffentlichen Meinung bewirkt worden," eben so vor, als ob die Leute bei einem natürlichen Gewitter sagten: „Dies Gewitter ist durch unsere Meinung hervorgebracht worden: den ganzen Tag haben wir uns über die Hitze beschwert, folglich mußte jetzt Abkühlung in der Atmosphäre eintreten!" — Nachhaltige Bewegungen können nicht durch die öffentliche Meinung bewirkt werden, vielmehr wird sie selbst durch die Bewegungen, welche stets und überall von Individuen ausgehen, erweckt und bestimmt: von ihr ist wahr, was Brutus fälschlich von der Tugend sagte, als er sich erstach: sie gilt für etwas Wirkliches, ist aber wesenlos, das Echo des Erfolgs.

Marheineke's Tendenz ist ausgesprochen in folgendem Passus: „Der Augenblick, in welchem Luther zu Worms vor Kaiser und Reich stand, gehört unstreitig zu den erhabensten und folgenreichsten der Kirchen- und Weltgeschichte. Luther erklärt sich für frei der Autorität gegenüber. . . . . Die Freiheit der Autorität gegenüber ist aber in seinem Sinne nicht Verwerfung der letzteren überhaupt; nur das Recht der Prüfung derselben behält er sich vor; derjenigen, welche in näherer Untersuchung sich als wahrhafte Autorität bewähren kann, legt er alles ihr gebührende Gewicht bei, und er beruft sich selbst auf zweierlei Autorität: auf Schrift und Vernunft. . . . . Die Vernunft versteht er unter den öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen, welche er der Schrift zur Seite stellt. . . . . Die Freiheit des vernünftigen Forschens in der Schrift spricht er als das Gewissen aus, gegen welches Niemand sich Etwas aufdringen zu lassen verpflichtet ist, und dieser Grundsatz der Denk- und Glaubens-Freiheit ist seitdem die Grundlage der evangelischen Kirche geblieben."

Diesem Begriffe von Luther als dem angeblichen Sündenvater des Rationalismus entspricht die Vorstellung, welche Marheineke von dem Ideal eines evangelischen Landesfürsten hegt. Natürlich erscheint ihm als solches kein anderer als Philipp von Hessen, das enfant terrible der Reformation: „Eines solchen Bekenners, Rathgebers und Anführers unter den Fürsten bedurfte die evangelische Sache. Auch die Bischöfe hatten vor den Einsichten, der Frömmigkeit und Energie des Landgrafen solchen Respect, daß sie sich nicht im Mindesten regten." — Hierin ist so viel historische Treue, wie wenn man erzählte: „Karl Albert von Piemont war der glücklichste Feldherr des neunzehnten Jahrhunderts. Nachdem er den Marschall Radetzky in offener Feldschlacht überwunden, nahm er Mantua mit einer Cavalleriecharge, überschritt die Alpen und vertilgte bei Linz den Rest der österreichischen Streitmacht." Das Läppischste dabei ist, daß Marheineke selbst die „Energie" Philipp's im schmalkaldischen Kriege, dessen Seele er sein wollte und sollte, folgendermaßen herausstreicht: „Der schmalkaldische Bund war erschlafft zu einer Zeit, wo er berufen war, seine ganze Kraft zu entwickeln. . . . . Nach einem ersten glücklichen Zuge an die Donau trat Unsicherheit in der Bewegung und Leitung des Ganzen ein. Man ließ dem Kaiser Zeit, seine Hülfsvölker heranzuziehen. Tapfere Feldherren, wie der berühmte Schärtlin, wurden in ihren kühnen Unternehmungen gelähmt. . . . . Nach geschehenem Fußfall und Abbitte vor dem Kaiser ging der hessische Löwe in seine Gefangenschaft."

So kläglich nun auch der Totaleindruck ist, den diese Schrift macht, so hat doch ein berühmter Rationalistenheros neuester Zeit aus ihr Most geholt, um ihn in neue Schläuche zu füllen. Wenn man Bunsen's Zeichen der Zeit gelesen und wenn man danach die in Rede stehende Broschüre durchblättert, so sieht man, daß wenigstens bei Einem „geliebten

Deutschen" Marheineke's Lehren fruchtbaren Boden gefunden. Selbst der Ausdruck „Zeichen der Zeit" kommt wiederholt bei Marheineke vor. Folgender Satz Marheineke's aber bildet fast den ganzen Inhalt von Bunsen's Zeichen der Zeit: „Man kann es nur beklagen, daß man gänzlich unterließ, die Rechte und Freiheiten des Volks in Ansehung des Cultus und Dogma gegen die Eingriffe des Staats zu sichern, da doch schon anerkannt und von Luther wiederholt ausgesprochen war, daß die Gemeinde der Ursprung aller Rechte der Kirche, auch der dem Staat übertragenen, sei." — Es ist nicht abzusehen, warum Bunsen diese Worte inhaltschwer nicht als Motto über sein Buch gesetzt hat. Da wäre endlich einmal ein Motto am rechten Orte und von tiefer Bedeutung gewesen, denn es hätte den Sinn gehabt: siehe, o du vielgeliebter deutscher Leser: Alles, was ich dir nun im Umfang von zwei Bänden breittreten will, das hat vor mir schon ein Anderer gesagt, nur kürzer und besser!

Von ganz entgegengesetzter Art ist das überschriebene Werk Guerickes, Professors der Theologie zu Halle und mit Recht berühmten Verfassers eines mehrbändigen Handbuchs der Kirchengeschichte, welches bereits die achte Auflage erlebt hat und durchaus vom positiven und orthodoxen Standpunkt geschrieben ist. Aus dem dritten Bande dieses klassischen Werkes ist diese Reformationsgeschichte ein Separatabdruck, der zur dritten Säkularfeier des augsburgischen Religionsfriedens 1855 erschien. Hier ist Luthers Sinn, Charakter und Werth in seiner wahren Bedeutung erkannt und geschätzt. Es ist nicht Abgötterei mit ihm getrieben, sondern von vornherein anerkannt: „daß neben großen Tugenden das deutsche Volk wie sein Heros Luther auch eigenthümliche Schwächen zeigt", dafür aber sind auch jene großen Eigenschaften ins rechte Licht gestellt worden. Guericke weist nach, daß Luther das kommende Unwesen des Rationalismus voraussah und so scharf geißelte, wie nur irgend Einer heutzutage es vermag, wo es freilich keiner prophetischen Gaben, sondern nur des, den jüngeren Rationalisten mangelnden, hausbackenen Alltagsverstandes bedarf, um den Baum an seinen Früchten zu erkennen. Mit eben so viel Klarheit als Gründlichkeit leitet Guericke den Ursprung der Reformation aus der inneren Entwicklung der Kirche ab, und hierbei finden auch die großen individuellen Geistespotenzen des Reuchlin und Erasmus, welche prinzipiell außerhalb der Kirche standen, ihre Stelle. Mit künstlerischem Scharfblick ist Luthers psychologisches Wachsthum an Kraft und Geist dargestellt, und der Zusammenhang davon mit der äußeren historischen Entwickelung der Sache des Evangeliums nachgewiesen. Luther erscheint als Klosterbruder in der Schwachheit der Fleisches, der Anfechtung fast erliegend, und richtet sich auf am Troste seines Priors Johann von Staupitz. — Dann sehen wir ihn im Kampfe mit Tezel und Eck, ohne daß er ahnt, zu welcher Bedeutung sein Werk heranwachsen werde. Erst in Worms vor Kaiser und Reich erhebt er sich zum Bewußtsein seiner welthistorischen Sendung, aber ohne

jene demüthige, fast unterwürfige Bescheidenheit sogleich überwinden zu können, die ihm noch von der Zelle des Augustinerklosters her anklebt. Es bedarf der lautwerdenden Sympathie der deutschen Stände, ihn emporzurichten. Hieran aber fehlt es nicht. Er hatte bei der Verhandlung von der Hitze viel ausgestanden. „Der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier in seine Herberge, damit er sich erquicke. „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht“, antwortete Luther, „so gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampf!“ — und der Herzog gedachte dieses Wortes noch in seiner letzten Stunde.“ — Hierauf folgt die Wandelung, welche sein unfreiwilliger Aufenthalt auf der Wartburg in ihm erweckte. „Der größte und segensreichste Erfolg erwuchs dem Reformationswerke aus Luthers Aufenthalt auf der Wartburg dadurch, daß Luther selbst hier noch ein anderer ward, nicht negativ nur, indem er so der Gefahr einer verderblichen Wendung seiner eigenen inneren Entwicklung glücklich entging, sondern positiv, indem nun in der Seele des Reformators sich neue Elemente vollständig entwickeln konnten, ohne welche das ganze Werk der Reformation nothwendig theils mangelhaft geblieben sein, theils eine schiefe Richtung genommen haben würde. . . . . Die Stille der Wartburg, wo sein Gemüth vom Streit sich erholen und neu in Gott sich sammeln konnte, das hier ungestörte Studium, welches den Wachsthum seiner geistlichen Erkenntniß an reinem Licht und ruhiger Klarheit mächtig förderte, empfindliche leibliche Beschwerde und geistliche Anfechtung, die ihn von Neuem heilsam demüthigte, beugende Erfahrungen, wie er beim Anschauen des Fortgangs des begonnenen Werkes sie jetzt machen mußte........ kräftigten den Keim der neuen Ueberzeugung je mehr und mehr, so daß binnen weniger Jahre Luther eben so consequent, als er zuvor in lauterem, subjectivem Interesse nur den Aberglauben bekämpft hatte, nun in subjectivem und objectivem zugleich, den ganzen Umfang und Inhalt der christlichen Wahrheit lebendig erfassend, die Waffen des Glaubens, zum Segen für ihn selbst und für die verjüngte Kirche, auch gegen alle Richtungen einseitiger Subjectivität, auch gegen alle Formen mystischen und rationalisirenden Unglaubens kehrte.“ — Luther's Verhältniß zu den geistig hervorragendsten dieser Apostel des Subjectivismus — Schwarmgeister nannte er sie —, zum Doctor Karlstadt und zu Thomas Münzer, wird in folgenden Zügen geschildert: „Ueberhaupt raschen, hitzigen und dabei unlenksamen Geistes, ein Gefühlsmensch ohne das Bedürfniß und die Fähigkeit recht klarer objectiver Erkenntniß, hatte Karlstadt auf der Höhe so günstiger Erfolge des Reformationswerks zu schwindeln begonnen, und gewährt nun, eine bisherige Richtung der Reformation einseitig in sich festhaltend, ein Bild dessen, was, nur großartiger und erhebender, auch aus Luther hätte werden können, wäre nicht die Wartburger Ausklärung erfolgt... Bald fing auch Thomas Münzer an, auf

die Reformatoren heftig zu schelten, daß sie auf den Buchstaben des Gesetzes nach pharisäischer Weise verwiesen, daß sie durch ihr äußerlich buchstäbisches Wesen ein neues Papstthum einführten, daß die durch sie gesammelten Gemeinden nicht rein und heilig seien u. s. w...... Luthern mußte diese neue augenscheinliche Erfahrung von der Trüglichkeit des eignen Geistes auch bei aller etwaigen Erleuchtung, sobald er von der normativen, objectiven Autorität des göttlichen Wortes und sodann der geschichtlichen Kirche ganz zu einem subjectiven Princip sich hingewandt, auf dem neu betretenen Wege seiner innern Entwicklung nur immer kräftiger fördern..... Ueber Ursprung, Wesen und Gefährlichkeit dieser Richtung äußert er: „So geriethen sie auf das Geschrei: Geist, Geist! Der Geist muß es thun; der Buchstabe tödtet!..... Da doch in Wahrheit das äußerliche Wort dazu dienet, daß man zum Glauben komme und den Geist empfahe!..... Denn der heilige Geist hat ja seine Weisheit und Rath und alle Geheimnisse in das Wort gefasset und in der Schrift offenbaret, daß sich Niemand zu entschuldigen, noch etwas Anderes zu suchen und zu forschen hat......... Es sind bereits Rottengeister vorhanden, und werden noch mehr kommen, die sehr klug sein und scharf disputiren, und die Osterhistoria zu Schanden machen werden, daß wir darüber diese Person werden verlieren. Sie werden Christum predigen, wie einen andern Propheten, und mit eitel Geisterei umgehen und sagen: Geist, Geist. Damit werden sie diesen Artikel verdunkeln, und es also machen, daß wir diese Osterhistoria verachten, und mit der Historia diese hohe Person Christi verlieren werden..... Und wird noch dazu kommen, daß sie Christum nicht für Gott werden halten und für einer Jungfrauen Sohn." — Wie im dogmatischen Streit, so widerlegte Luther auch im politischen die auf subjective Willkür begründeten Bestrebungen. Selbst dem Churfürsten, seinem Landesherrn, der ihn mit Gewalt gegen den Kaiser beschützen will, räth er an: „Vor den Menschen soll Eure churfürstliche Gnaden sich also halten: nehmlich der Obrigkeit, als ein Churfürst, gehorsam sein und kaiserliche Majestät lassen walten in eurer churfürstlichen Gnaden Städten und Ländern, an Leib und Gut, wie sich gebühret nach Reichsordnung, und ja nicht wehren, noch widersetzen, noch Widersatz oder irgend ein Hinderniß begehren der Gewalt, ob sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll Niemand brechen noch widerstehn, denn allein der, der sie eingesetzt hat; sonst ist's Empörung und wider Gott." — Als die empörten Erfurter ihm ihre parlamentirenden Artikel zur Begutachtung senden, in denen sie die Concessionen zusammengefaßt haben, die sie begehren, schreibt er ihnen: „Item, ein Artikel ist ausgelassen: daß ein ehrbar Rath Nichts möcht thun, keine Macht habe, ihm Nichts vertraut werde, sondern sitze da wie ein Götze und Zapfen, und lasse ihm vorkäuen von der Gemeinde wie einem Kinde, und regiere also mit gebundenen Händen und Füßen. Und daß der Wagen die Pferde

führe, und die Pferde den Fuhrmann zäumen und treiben; so wird's dann fein gehen nach dem löblichen Vorbild dieser Artikuln." — Kurz vor seinem Tode, zum letzten Mal auf der Wittenberger Kanzel, predigte Luther: „Bisher habt ihr das rechte wahrhaftige Wort gehört, nun sehet euch vor vor euren eigenen Gedanken und Klugheit. Der Teufel wird das Licht der Vernunft anzünden und euch bringen vom Glauben, wie den Wiedertäufern und Sakramentschwärmern (den Reformirten) geschehen ist. Ich sehe vor Augen: wenn uns Gott nicht wird geben treue Prediger und Kirchendiener, so wird der Teufel durch die Rottengeister unsere Kirche zerreißen!" — So also zeichnet Guericke Luther aus seinen eigenen Worten. Und diesen Mann entblöden die Rationalisten sich nicht hinzustellen als den Apostel der subjectivistischen Vernunft gegen die objective Autorität? —

Ich sagte oben, Guericke's Schrift sei „in ihrer Art" vollendet. Sie hat nämlich auch Schwächen, freilich blos formelle, in sofern sie ein Volksbuch sein will. Der Stil ist, wie auch die angeführten Beispiele schon beweisen, ein zu gelehrter, um volksthümlich zu sein. Fremdwörter, wie „sich korrobirend", „Parrhesie", versteht das Volk nicht. Andere hätten recht gut übersetzt werden können. Ferner vermißt man neben der so schätzenswerthen Blumenlese aus Luther's prosaischen Schriften ungern eine ebenso reichliche aus seinen Poesieen. Ein bloßes Versehen mag es sein, daß der Text der Augsburgischen Confession nicht in die Erzählung mit aufgenommen ist. Durchgehend gestört wird aber der Eindruck durch die fehlerhafte Anlage, nach welcher der ganze Inhalt seitenweis in zwei Hälften, ohne allen Zweck und Grund, eingetheilt ist: eine großgedruckte überm Strich, und eine, in Anmerkungen verzettelte, unter demselben. Doch alles dies sind freilich nur Aeußerlichkeiten. Der innere Werth des Buches wird gleichwohl ein bleibender sein, weil er ein absoluter ist. Verdienstlich aber wäre die Herausgabe einer wirklich populären Reformationsgeschichte, welche sich auf Guericke's Buch als auf ihren wissenschaftlichen Leitfaden stützte.

Die Schöpfung.

Ein Gedicht in sechzehn Gesängen, von Eugenius Hermann. Berlin, 1855. Huber.

Dem Traume hab' ich mich anvertraut,
Auf das Gefühl in der Brust gebaut
Und keck mein Lied geschrieben.
Den Blick beflügelte Phantasie;
Des Stoffs gewaltige Poesie
Hat blindlings mich getrieben.

Begeistert schlug ich die Saiten an,
Ich lag gefesselt in ihrem Bann
Und schwelgte in den Tönen.
Manch' alter Klang, manch' alte Weis'
Haucht duft'ge Blüthen darüber leis':
Die kann kein Wort verschönen!
Und zieht mein Lied durch ein weites Meer,
Wie Sonnenstrahlen sie vor ihm her
Hinglitzern auf den Wogen.
Das Meer, es rauscht und murmelt laut —
Das ist der Traum, dem ich vertraut,
Der mir durch's Herz gezogen.

Wir haben uns nicht enthalten können, diese schönen Verse, mit denen der Dichter seine Dichtung einleitet, ganz hierher zu setzen, denn sie enthalten eine wirkliche Kritik des Gedichtes selbst, dem jede andere Kritik beinahe gezwungen ist, Unrecht zu thun. Der Dichter entwickelt in demselben in sechszehn Gesängen (1. der Anfang und das Ende, 2. Religion, 3. die Religionen, 4. die Erde und der Mensch, 5. das Leben, 6. Seele und Geist, 7. das Herz und das Gewissen, 8. Eigenschaften des Geistes, 9. Eigenschaften der Seele, 10. die Unschuld, 11. Gesundheit, 12. Sprache, 13. die Geschlechter, 14. die Ehe, 15. die Liebe, 16. die Freiheit) seine Ansichten über die höchsten Fragen, welche das geistige Leben der Menschheit beschäftigen. Wir staunen vor der Kühnheit solchen Beginnens, vor der Riesenhaftigkeit solcher Aufgabe, und bewundern wahrhaft, was der Dichter wirklich geleistet hat, obwohl es nur winzig ist der gewaltigen Aufgabe gegenüber. Sehen wir ab von dem, was da hätte geleistet werden müssen, um dieser Aufgabe auch nur einigermaßen zu genügen, bekümmern wir uns nicht um das, was nicht geleistet werden konnte der Vielseitigkeit des Stoffes wegen, halten wir uns nur an das, was uns der Dichter gegeben, so haben wir unser Urtheil über ein poetisch-philosophisches System in Versen, denn das ist es, was uns vorliegt, abzugeben. Hier ist es, wo wir, wie schon oben angedeutet, ungerecht werden müssen entweder gegen den Dichter, oder gegen den Philosophen. Es klingt wie ein leichter Scherz, wenn wir sagen, der Philosoph Eugenius Hermann hat die Verse gemacht und der Poet Eugenius Hermann das System entwickelt, aber es giebt hundert Stellen, wo das die ernste Wahrheit ist, nichts als die Wahrheit. Gewiß vermag die Poesie, die Alles kann, Alles das zu sagen, Alles das zu schildern, was wir in vorliegendem Gedichte finden; aber es gehört mehr dazu, als ein Dichter zu leisten vermag, auch Alles das zu verbinden und zwar poetisch zu verbinden, was den Inhalt dieses Gedichtes ausmacht. Daher kommt es, daß dicht neben den schönsten poesiereichsten Stellen plötzlich die gräulichste Trivialität hervortritt und durch den Contrast nicht hebt, sondern geradezu vernichtend wirkt. Um Belege für diese unsere Behauptung zu finden, brauchen wir gar nicht zu suchen, wir schlagen eine beliebige Seite auf, pag. 92:

Schwach ist das Weib und schön in ihrer Schwäche,
Die ihr Natur, wie aller Schönheit wies —
Ob's unter'm Sturme auch zusammenbreche:
Ihr nur die Kraft sie des Gebärens ließ!
Gemacht für Schwäche, Mängel zu ersetzen,
Und auszugleichen Schwäche mit der Kraft —
Wir nach dem Reize alle Schönheit schätzen,
Die sie dem Aug' und dem Gefühl verschafft.

Das ist so prosaisch, so platt und auch in der Form so unglücklich, daß man wirklich nur den Philosophen Eugenius Hermann als den Verfasser dieser Verse betrachten kann. Wie anders klingt es, wenn es gleich in der folgenden Zeile weiter heißt:

Im Weibe tief begründet ist die Lüge,
Wie ihre Schönheit nur ein Sinnentrug —
Und doch auf ihre kindlich reinen Züge
Natur den Stempel ew'ger Wahrheit schlug.

So tritt wieder der Poet heraus. Solcher Stellen könnten wir hundert anführen; jede Seite des Gedichts zeigt diesen Zwiespalt. An anderen Stellen mag er noch greller hervortreten, für unsern Zweck wird's genug sein. Wir sehen mit einer Art von Wehmuth auf die vielen schönen und hochpoetischen Schilderungen, die aus dieser Fülle von gereimter Trivialität und Unverdaulichkeit auftauchen; wir beklagen, daß der Dichter auch nicht einen kundigen Freund zur Seite gehabt, der ihn gewarnt hat, seine Blumen so wegzuwerfen. Es ist nicht möglich, daß der Dichter mit diesem Gedicht die Anerkennung findet, die seinem Talent gebührt, wir wollen nur wünschen, daß er mit demselben nicht die finstern Mächte des Vorurtheils heraufbeschwört gegen seine Productionen. Damit das nicht geschehe, hauptsächlich darum, beschäftigen wir uns ausführlicher mit seinem Werke, als wir sonst gethan haben würden. Der Muth, mit dem er sich die unermeßliche Aufgabe gemacht, verdient alle Anerkennung, als Studie ist sein Gedicht bewundernswürdig, aber Studien giebt man nicht an die Oeffentlichkeit, und ein Dichter, wie Eugenius Hermann wirklich ist, darf nicht vergessen, daß er für das Publicum Schiller's und Goethe's schreibt. Gewöhnlichen Versemachern verzeiht man das, Dichtern nicht. Es klingt vielleicht recht hart, was wir hier aussprechen, deshalb wollen wir uns enthalten, auf eine Kritik des philosophischen Stoffes, auf die Ansichten des Dichters einzugehen, wir müßten da in eine Controverse, die nicht hier ausgefochten werden kann, oder auch wieder nur Einzelnes tadeln. Der Dichter hat sich zu Großes vorgenommen, er hat Einiges geleistet, aber obwohl das, was er geleistet, oft mißlungen ist, so hat er doch eine Probe seines Talents abgelegt, die wohl bezeugt, daß er Bedeutendes leisten kann, wenn er sich mit seiner Kraft an einen möglichen Stoff macht. Das ist unsere Meinung, die wir sine ira et studio aus-

sprechen, hoffentlich dem Dichter und seiner Zukunft zu Nutz und Frommen. Möge er sich nicht durch die Zustimmung banaler Höflichkeit, von wem sie auch komme, bethören lassen gegen die ernste Stimme der Wahrheit.

Tages-Ereignisse.

Nun ist ja das Friedens-Document bekannt, aber wie eine Demüthigung Rußlands sieht es nicht aus. Wir lassen die Eingangs-Phrase von ewigem Frieden und Freundschaft bei Seite, denn wir haben ja mitten im Kriege oft genug darauf hingewiesen, daß sie endlich kommen würde; in so verbindlichen, schonenden Formen für den allgemeinen Feind der europäischen Civilisation haben wir das ganze Document aber in der That doch nicht erwartet. Der bei Weitem größere Theil der Paragraphen beschäftigt sich mit künftiger Regelung der Schifffahrt auf der angeblichen Puls- und Lebensader Deutschlands, die jener verrätherische russische Dampfbagger so lange unterbunden. Wenn das die Errungenschaften eines zweijährigen, mit unerhörten Mitteln und mit für unmöglich gehaltener Verbündung geführten Kampfes sind, so bleibt in der That die Frage gerechtfertigt, ob dieses Resultat sich nicht ungleich leichter hätte erreichen lassen? Es wird an Commentaren zu diesem merkwürdigen Actenstück nicht fehlen und wir können seine Beurtheilung ruhig der Zukunft überlassen, sprechen aber trotz dieser feierlichen Verbriefung die Ueberzeugung aus, daß mehrere sehr wesentliche Punkte des einstweiligen Uebereinkommens nie ausgeführt werden dürften.

Während die meisten englischen Zeitungen auf unverantwortliche Weise die Italiener zur Empörung aufstacheln und jene unbegreifliche Denkschrift des Grafen Cavour auf ihre Weise commentiren — denn da der Krieg zu Ende ist, und die Abonnenten abnehmen, muß für neue Aufregung, für neues Interesse gesorgt werden — mahnen wenigstens einige derselben an die Gefährlichkeit eines solchen Beginnens. Der „Morning Herald" sagt z. B. „Mögen die Italiener sich wohl bedenken, ehe sie dem wohlfeilen Liberalismus unsers ersten Ministers trauen, denn Lord Palmerston hat schon oft genug — gleichviel ob aus Leichtsinn oder aus Absicht — den agent provocateur gespielt. Lassen sich die italienischen Patrioten wirklich zu einem verzweifelten Streiche verleiten, so werden sie nur ihre unverbesserliche Leichtgläubigkeit beweisen und zuverlässig eben so wie bisher schon so oft, ihrem blutigen Schicksale überlassen werden." Allerdings ist „Morning Herald" mit dieser Ansicht eben so in der Minorität, als es zwei Jahre lang Cobden ge-

wesen ist, der den Unsinn und die innere Haltlosigkeit des nun beendeten Krieges ohne Scheu gepredigt hat. Dergleichen Minoritäten haben den Vortheil, später einmal Recht gehabt zu haben, wenn sie auch lange überschrieen werden. Das Urtheil des „Morning Herald“ über den Lord Palmerston ist ein einschneidendes, weil es in einem Worte einen Theil der politischen Thätigkeit des Mannes zusammenfaßt, der das mächtige England zu einem solchen Friedensschlusse gebracht hat, wie er jetzt der Beurtheilung Aller vorliegt. Mit Amerika scheint die agence provocateur doch ein zu gefährliches Spiel zu sein — darin zeigt England, daß es auch nachgeben kann; — Italien ist aber in der That für Provocationen ein zu einladendes Feld, um nicht im Augenblicke kriegerischer Muße die Blicke eines Staatsmannes auf sich zu ziehen, der selbst geäußert hat, daß es für England keine glücklichere Zeit und Stellung gäbe, als wenn der Continent Europa's von Revolutionen zerfleischt wird. Wenn ein Minister, wie Graf Cavour, sich nicht scheut, sich zum Colporteur revolutionärer Manifeste zu machen und ein Minister wie Lord Palmerston das Feuer schürt, so ist es den Italienern wahrlich nicht zu verübeln, wenn sie zu der gerechten Klage über vieles Unerträgliche, idealen Wünschen folgen, selbst auf die Gefahr hin, unbewußt der Demokratie in ihren entschiedensten Formen in die Hände zu arbeiten. Sardinien spielt ein gefährliches, wenn auch bei der Unhaltbarkeit seiner inneren Zustände nur zu leicht begreifliches Spiel, und wenn es nicht in Paris vollständige Abweisung seines Vorgehens gefunden hätte, so wäre vielleicht der blutige Kampf schon entbrannt. Mit welchem endlichen Erfolge? ist bei der tausendjährigen Geschichte Italiens unschwer voraus zu sehen. Die Abkühlung nach dem Krimfeldzuge ist zu empfindlich, als daß Sardinien sich nicht nach irgend einer andern Ableitung des in seinem Innern zum Bersten aufgehäuften Brennstoffes umsehen sollte. Leider sind die Plätze zu bequemer Ablagerung nur zu leicht gefunden und die mordlustige Nichtsnutzigkeit des carbonaristischen Bodensatzes kommt der Provocation von außen nur zu bereitwillig entgegen. Wenn schon oft, so muß man der Haltung des gegenwärtigen Beherrschers der Franzosen besonders in Bezug auf das Benehmen Sardiniens gegen das übrige Italien die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß schweres Unglück dadurch vermieden, wenn auch vielleicht nur aufgehalten wird. Schon tönt der laute Vorwurf aus der fast gesammten englischen Presse hervor, daß Polen, Ungarn und Italien stärker als je zuvor gefesselt wären, und mit jedem Tage werden die Commentare des Friedens-Documents unmuthiger, erbitterter. In Ungarn und Polen kommen die Stimmungen und Ereignisse dem Provociren dieser Erbitterung und dieses Unmuthes nicht entgegen, während in Italien jedes Wort der Aufstachelung ein bereitwilliges Ohr findet.

Glücklicherweise: l'Italia fara giammai da se!

Was von den französischen Zeitungen während des Krieges nie in diesem Umfange eingestanden und zugegeben wurde, — die eigenthümliche Zusammensetzung des französischen Orientheeres, — tritt nun durch die neuerdings verfügte Reduction der Armee überhaupt deutlich in die Erscheinung. Die französische Regierung nahm aus allen Regimentern die besten Mannschaften, formirte sie theilweis in neue Truppentheile, reducirte die in Frankreich stehen bleibenden Bataillone von 8 auf 6 Compagnieen, verringerte die Kopfzahl der Compagnieen auf das für Ausbildung der Rekruten unumgänglich nöthige Maaß und machte so aus einem bedeutenden Theile der Armee das, was in Preußen durch die Bildung von Ersatzbataillonen erreicht wird, das Depot für den Nachschub. Diese Maßregel, deren Anwendung nur dann möglich ist, wenn die Regierung ihre ganze Kraft auf einen bestimmten Punkt richten kann und für die im Lande zurückbleibenden Truppen keine andere kriegerische Beschäftigung in größerer Nähe zu befürchten hat, machte das französische Orientheer zu dem, was es unstreitig und nach dem übereinstimmenden Urtheile aller sachverständigen Augenzeugen wirklich war. Das Experiment ist ein gefährliches, unter diesen Umständen war es aber ein Glückliches. Nach dem Gelingen scheint warnende Kritik freilich sehr an unrechter Stelle. Doch wird ein Sachverständiger sie kaum zurückhalten können. Ist man so durchaus Herr der Situation und der Mittel, wie es Frankreich unzweifelhaft während dieses Krieges war, so mag das System einer Concentration der Kraft immerhin empfehlenswerth sein. Das Auffallende ist nur, daß der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen es gleich von Anfang an angewendet, wo denn doch die Erfolge noch nicht so vollkommen gesichert erschienen, daß nicht auch eine Complication in dem Mutterlande möglich gewesen wäre. Man muß in Paris sehr genau gewußt haben, daß von Deutschland her nichts, — nicht einmal eine „Pression" zu besorgen war, um diese Maßregel anzuwenden, die allerdings eine Concentration der Kraft, zugleich aber auch eine Kraft-Entziehung ist. Unter 600,000 Mann lassen sich begreiflich 100,000 Mann besonders tüchtiger Soldaten leichter aussuchen, als den Rest gleich tüchtig und verläßlich machen. In wie viel üblerer Lage befand sich dagegen Rußland! Auf fünf Kriegstheatern mußte es nicht allein gute, sondern auch große Armeen haben. In der militairischen Bildungsfähigkeit steht der Russe dem Franzosen nach, — schon die längere Dienstzeit gesteht das ein — und für rasche Formationen eignet sich die ganze russische Militair-Organisation nicht. Ein Extract, wie ihn Frankreich aus seiner Armee gemacht hat, wäre aber vollends räumlich wie organisatorisch in Rußland eine Unmöglichkeit gewesen. — Wir glauben nicht, daß man in Frankreich unter anderem Verhältniß zum zweiten Male den Versuch machen wird, eine ganze Armee zu einer Depot- und einen Theil derselben zu einer Elite-Truppe zu machen, obgleich man sich dort am längsten gegen die Einführung eines Reserve-Systems nach

dem Muster der preußischen Landwehr sträubt und eben in der raschen Bildungsfähigkeit des Rekruten den Ersatz für das Einberufen schon gedienter, durch die Armee durchgegangener Mannschaften zu finden glaubt. Rußland hätte ohne die Annahme dieses Reserve-Systems den jetzt beendeten Krieg überhaupt gar nicht führen können, und es läßt sich daher fast mit Bestimmtheit voraussehen, daß man in nächster Zukunft in Rußland das Reserve-System bis in die Consequenz der jetzt entlassenen Druschinen vorzugsweise sorgfältig ausbilden wird. Frankreich reducirt, ohne eine Verpflichtung zur Reserve auszusprechen, England dankt einfach ab, Rußland aber wird wahrscheinlich Alles, was seit 2 Jahren unter Waffen gewesen, zu gelegentlicher Einberufung verpflichten.

Was wir vor wenigen Wochen ausgesprochen — daß die Zustände in Spanien zu einer Pacificirung durch französische Truppen einladen — wiederholt neuerdings auch der „Constitutionnel". Er sagt, nachdem er die ganze Gefährlichkeit und Bedrohlichkeit der Vorgänge auf der Halbinsel geschildert: „Da ist denn allerdings ein tieferes Eingehen auf die Verhältnisse Spaniens unerläßlich und die Frage an die Kaiserliche Regierung gerechtfertigt, welche Maßregeln sie zur Beseitigung dieser seit zwei Jahren währenden Unruhen zu treffen gedenkt?" Da seit etwas länger als zwei Jahren keine Zeitung in Frankreich die Regierung nach etwas fragen darf, wonach diese nicht gefragt sein will, so scheint es fast, als wäre man mit der Antwort schon fertig. Die politischen Zustände Spaniens im Jahre 1823, welche den Einmarsch einer französischen Armee unter dem Herzog von Angoulème veranlaßten, waren nicht so vollkommen trostlos und ohne Aussicht selbstthätiger Besserung, als es die jetzigen sind, und der Trocadero diente für einige Jahre zu militairischer Befriedigung der französischen Nation, die nun einmal dergleichen braucht, um zeitweise Ruhe zu halten. In der That hat der Einmarsch einer pacificirenden französischen Armee so viel Chancen eines vollständigen, wahrscheinlich sogar opferlosen, Erfolges, daß er vielleicht nicht lange mehr auf sich warten läßt. Zuvörderst würde er sich der moralischen Zustimmung so ziemlich aller europäischen Staaten erfreuen und keine voraussichtlich thätig dagegen remonstriren. Frankreich hat überdies in neuester Zeit so viel Mäßigung, so richtiges Einhalten auf abschüssiger Bahn gezeigt, daß sogar ein Mißbrauch des jedenfalls nicht schwer zu erringenden Sieges kaum zu fürchten ist. Daß es auf die Länge weder mit Espartero, noch mit O'Donnell in Spanien geht, scheint auch der liberalsten Anschauung nachgerade klar zu werden. Wären die Interessen des Grafen Montemolin nicht vorhanden, denen ein Einmarsch möglicherweise in die Hände arbeiten könnte, so wären vielleicht die Befehle dazu schon gegeben. — Unter mannichfach Traurigem wird auch Erheiterndes aus Spanien berichtet. So die interessante Debatte der Cortes am

16. April über die „schwierige" Frage der Ruhegehalte für constitutionelle Minister. Bekanntlich ist in sogenannten Uebergangs-Perioden aus einer mehr oder weniger reinen Entwicklungsphase des Constitutionalismus in die andere, der Verbrauch an Ministern außerordentlich stark und in Spanien vorzugsweise ist dem Finanzminister schon seit längerer Zeit keine dauernde Anstellung oder, um parlamentarisch zu spre-chen: kein nachhaltiges Gelangen zur Macht beschieden gewesen. Das wissen die Minister-Candidaten in unruhigen Zeiten ebenfalls und pflegen in demselben Moment, wo sie zur Macht gelangen, sich ansehnliche Pensionen oder irgend einen einträglichen Posten zu reserviren, von dem aus sie ruhiger in das Weltgetümmel herabschauen zu dessen „Anbahnung" sie früher meist aufopfernd und hingebend mitgeholfen. Da sich auf diese Weise die Ex-Minister mit oder ohne Excellenz, mit oder ohne beschaulichen Ruheposten in Spanien sehr gehäuft haben, so fand die Cortez endlich ein Gesetz über Ex-Minister-Pensionen zweckmäßig und löst diese Frage, wie die Gaceta — der spanische Moniteur — sagt, auf „versöhnliche und kluge Weise." Danach muß nun ein Rathgeber der Krone zwei Jahre Minister gewesen, oder drei Mal zum Deputirten gewählt worden sein, ehe er 2000 Thaler, also 1000 Thaler weniger Pension bekommt, als früher ein Minister nach 20jähriger Dienstzeit erhielt. Damit ist, wie gerade gegenwärtig die Sachen dort stehen und wohin sie die Herren Minister selbst gestellt haben, die Nichtpensionirung der Minister überhaupt ausgesprochen und jedenfalls eine wesentliche Ersparniß erreicht. Vergleiche mit anderweitigen, bereits der Geschichte verfallenen Vorgängen liegen nahe, sind aber eben wenig erfreulich. Jedenfalls scheinen in den meisten Formen des Constitutionalismus, die Minister nicht allein da zu sein, um getadelt zu werden, sondern auch um Ersparnisse an den Staats-Pensionen zu machen.

Bei diesmal noch gelungener Unterdrückung der Unruhen in Valencia begegnen wir in den spanischen Zeitungen wieder den alten Phrasen von den Schwierigkeiten, welche das Militair bei Kämpfen gegen empörte Volksmassen zu besiegen hat, und den schon so oft gehörten Entschuldigungen des Nichtgelingens. Es heißt dort: „Der General Villalongo konnte in der That nicht mehr thun, als er gethan hat, um den Aufruhr zu unterdrücken. Er hatte nur 1800 Mann unter seinen Befehlen, von denen 800 verfügbar, die andern waren genöthigt, auf den verschiedenen strategischen Punkten vertheilt zu bleiben." Diese „strategischen Punkte" sind es in der That, welche einzig und allein die ganze und nachdrückliche Gewalt militairischer Gewalt hindern können, denn wer Alles halten will, kommt leicht in die Gefahr, nichts halten zu können. In Hauptstädten kann der Aufruhr hin und wieder siegen — und die Geschichte ist nicht arm an Beispielen, daß dies auch wirklich geschehen ist — in Provinzialstädten aber kann, bei richtiger Anwen-

dung militairischer Kraft, der Aufruhr nie siegen, wenn er auch für Augenblicke partielle Vortheile erringt. In einer Hauptstadt, und namentlich bei Anwesenheit des Landesherrn, ist der militairische Befehl nicht in dem Maße selbstständig, wie dies durchaus dem Aufruhr gegenüber nöthig ist. Höhere, wenn auch nicht unmittelbar commandirende Befehlshaber, Behörden, Rücksichten mannichfacher Art rechtfertigen in der Hauptstadt allerlei Bedenken, die in einer Provinzialstadt gar nicht vorkommen können. Für den Sieger und für das kräftige Niederwerfen eines Aufstandes giebt es keine Verantwortung, wird der Commandirende nie zur Rechenschaft gezogen. Für das Mißlingen entschädigen aber auch die vernünftigsten „strategischen Punkte" nicht. Wer nur 1800 Mann unter seinen Befehlen hat, muß sie zuvörderst zusammenhalten, und nicht durch Besetzen einzelner Punkte seine Kraft zersplittern. Nur Waffenvorräthe und Staatskassen können auf Schutz Anspruch machen. Alles Andere schützt sich am Besten, wenn die Truppen zusammengehalten werden. Dem Plane nach und auf dem Papiere mögen sehr viele einzelne Puncte einer aufrührerischen Stadt sich sehr gut mit einer militairischen Besetzung ausnehmen, in der Wirklichkeit sind sie die Ursache der Niederlage. Wie eine Barrikade sehr bald lächerlich und hinderlich wird, wenn man sie nicht angreift, so ist es fast der sichere Sieg, wenn die Truppen dem Kampfe in den Straßen ausweichen, sich außerhalb der Stadt concentriren und nur die Thore besetzt halten. Der Aufruhr wächst und stäh't sich am Kampfe; an der Ruhe und Enthaltsamkeit scheitert er meistentheils, denn die Drohung ist immer wirksamer als die That, wo Leidenschaft zu ungesetzlicher Kraftäußerung stachelt. — Man hat in den Jahren 1848 und 1849 viel darüber geschrieben — aber allerdings nur wenig gedruckt, — welches die besten Mittel wären, mit militairischer Macht gegen eine aufrührerische Stadt vorzugehen? Immer mußte die Kritik dieser Pläne und Combinationen darauf zurückkommen, daß der Sieg nur dann ganz sicher sei, wenn man den Muth habe, den Kampf überhaupt aufzugeben und sich sofort aus der Stadt zurückzuziehen, sie zu cerniren, nur die Thore zu beherrschen, keine Milch hinein und keine Zeitung heraus zu lassen und dem Aufruhr allenfalls eine Unthat zu gestatten. Nur Louis Napoleon hat bewiesen, daß man im Innern einer Stadt den Stier auch bei den Hörnern fassen kann, weil er von vornherein den Kampf wie einen Feldzug betrachtete, Alles lange vorher dafür geordnet und vorgesehen hatte, keinerlei Rücksichten zu nehmen brauchte und vor allen Dingen für eine musterhafte Verpflegung der Truppen gesorgt hatte. Wo die Verhältnisse nicht so bestimmt ausgeprägt liegen, wie es beim Staatsstreiche in Paris der Fall war, wird es immer besser sein, daß die militairische Gewalt — so schwer ihr das naturgemäß auch werden muß, — den Kampf in den Straßen vermeidet und die Stadt, die sie bändigen soll, von außen beherrscht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch im englischen Parlamente sich männliche Stimmen gegen den schamlosen Raub erhoben, den die ostindische Compagnie, mit Vorwissen und Billigung der englischen Regierung, an dem Könige von Oude begangen. Sie werden verhallen, und Oude, wie Aden am rothen Meer, wird annexirt bleiben. Auch der Ruf lautester Entrüstung über die Torturqualen, welche britische Unterbeamte über indische Unterthanen verhängen, wird verhallen, wie schon so Vieles verhallt ist, trotz Presse, Tribüne und glorreicher Constitution, nichts desto weniger wird jeder Rechtlichdenkende doch den Trost haben, daß in England nicht Alles so unglaublich verrottet ist, wie es allerdings oft den Anschein hat. Am meisten freut uns, daß Mr. Phillimore — sonst kein Mann der Opposition — im Unterhause auf den tollen Contrast hinwies, der zwischen dem Kriege über Pfandbesetzung der Donaufürstenthümer und der Annexation von Oude, dann aber zwischen dem laut proclamirten Civilisationszwecke gegen Rußland und der Tortur in Indien herrscht. In derselben Sitzung bedauerte Mr. Hogg, daß der indische Opiumhandel nach China wegen der dort ausgebrochenen Revolution so sehr gelitten habe, aber es erhob sich keine Stimme, um die furchtbare Immoralität einer solchen Aeußerung zu rügen. Natürlich, der von China durch Blutvergießen erzwungene Handel mit diesem entnervenden Gifte ist ja ein fait accompli, auch schon verhallt, und die englischen Kaufleute annexiren jährlich dafür enorme Summen. Wir verlieren kein Wort über die widerwärtigen Zwiegespräche im Unterhause bei Gelegenheit des Friedensfeuerwerks, aber wir freuen uns, daß solche Argumente, solch ein Staats- und Völkerrecht, wie in England, in unserer Heimath nicht möglich und glücklicherweise auch nicht nöthig sind.

Ein vortreffliches Pröbchen ächt liberaler Schreib- und Darstellungsweise lieferte vor Kurzem das „Risorgimento“, ein Turiner Blatt, indem es von den Zuständen in Parma Folgendes erzählt:

„Eine Person, welche das Unglück hatte, einen Officier anzusehen, wurde von diesem in das Gesicht gespieen und geprügelt.“

Wie empörend! Nur ansehen, und sogar das Unglück haben, nur anzusehen, und eine so cannibalische Züchtigung. Aber es liest sich drastisch und verfehlt auch seine Wirkung nicht.

„Die Patrouillen verhaften nach Willkür.“

Das pflegt überhaupt von allen Patrouillen zu geschehen, denn eine richterliche oder discernirende Gewalt haben sie nicht, sondern können nur nach eigenem Ermessen, entweder in flagrantem Fall einschreiten, oder wahrscheinlich Drohendes verhindern.

„Alle Briefe, die mit der Post ankommen, werden geöffnet.“

Es wäre nun zwar ein viel sichereres Mittel, alle Briefe zu öffnen, welche abgehen. Dann hätte der Brief aber, welcher diese Schreckens-

zustände aus Parma meldet, nicht abgehen und das „Risorgimento“ seinen Inhalt nicht drucken können.

„Eine arme Frau, deren Sohn verhaftet war, wurde zu Boden geworfen und mit Schlägen überhäuft, weil sie sagte, daß ihr nun nichts übrig bleibe, als Hungers zu sterben.“

Hätte die „arme“ Frau das ihrem Sohne gesagt, ehe er verhaftet wurde, oder vielmehr, ehe er Ursache zu seiner Verhaftung gab, so würde diese schreckenvolle Scene, die augenscheinlich ein Einschreiten der Westmächte rechtfertigt, gar nicht vorgefallen sein.

„Verhaftungen werden zu Hunderten vorgenommen.“

Mit anderen Worten: Ruhestörungen, Widersetzlichkeiten, Unordnungen kommen zu Hunderten vor.

„Diese Verhaftungen geschehen weniger, um vorgeblich Schuldige zu strafen, als um Schuldlose zu schrecken. Die Gefängnisse des Herzogthums reichen nicht mehr aus, und Mantua's Casematten halten mehrere Züge parmesanischer Bürger hinter ihren Riegeln, Bürger, welche ohne Urtel und Recht ihren Familien und ihrem Hause entrissen worden sind.“

Wenn noch kein Urtheil gesprochen worden ist, wie kann da das „Risorgimento“ wissen, ob die entrissenen Bürger unschuldig sind oder nicht.

Erinnert dieses ganze Phrasengeklingel nicht an die Tage vor dem 18. März 1848? — Dieselben Beschuldigungen, dieselbe lügenhafte und absichtliche Entstellung der Vorgänge, sogar dieselben Worte! — Liberale Zeitungsschreiber bleiben doch stets dieselben! —

Wappen-Sagen.

Korff.

Vorüber war der heiße Tag,
Doch heißer war die Nacht,
Ward matter auch manch Schwerterschlag,
Ward wilder doch die Schlacht.

Das Lilienbanner, hoch am Schaft,
Stolz weht's und wieget sich,
Das trägt voll frommer Heldenkraft
Der heil'ge Ludewig.

Rings stürmet, wie ein brandend Meer,
Des Feindes Reiterei,
Die Christen stehen Speer an Speer,
„Dieu volt!“ das Feldgeschrei.

Doch dünner ward die Heldenschaar,
Die um den König stund,
Es wankt und schwankt die Lilie klar,
Hoch blüht der Türkenbund.

Es brandet wild am Fels die Fluth
Und überstürzet sich,
So steht, ein Fels, der Heidenbrut
Der heil'ge Ludewig.

Und als vom Nil der Nachtwind pfiff,
Steht er noch immer fest,
Das Kreuz, das war des Schwertes Griff,
Still an das Herz gepreßt.

Bunt wogte rings der Türkenbund,
Die Lilie schwankte matt,
Die Ritter um den König wund,
Des Kampfes übersatt.

Und wieder rauscht der Feind heran
Wie sturmgepeitschte Fluth —
Da vor den König sprang ein Mann
Mit unbesiegtem Muth.

Der Fluth, die ihm entgegenschwamm,
Warf er entgegen sich
Und schützt', ein fester Eisendamm,
Den heil'gen Ludewig.

Von seinem Helm, von seinem Schild
Sprang jäh die Woge ab,
Sie trennte sich und rauschte wild
Dann rechts und links hinab.

Auf's neue dröhnt Trompetenton,
Auf's neu' die Woge schwillt,
Auf's neue steht vor Kreuz und Thron
Der Korff mit Schwert und Schild.

Noch ein Mal focht im harten Streit
Der vielgetreue Mann,
Da tönt's, es war die höchste Zeit!
Von fern: „Ha beau séan!" *)

Der König sinket fromm auf's Knie
Dem Höchsten Dank und Preis!
Ha beau séan! gentilhomm'rie!
Das dunkle Feld wird weiß;

---

*) Ha beau séan oder séant! der schwer zu erklärende Schlachtruf des Templer-Ordens.

Wird weiß vom weißen Kriegsgewand
Mit rothem Kreuz daran,
Die Templer kommen her vom Strand,
Die Templer: beau séan!

Die weiße Wog' vorüber rauscht,
Die Rosse stampfen den Grund,
Das Tempelbanner im Nachtwind bauscht —
Zertreten der Türkenbund;

Die Lilien blüh'n im Mondenlicht,
So hold wie im Sonnenglanz,
Der heil'ge König Ludwig spricht:
„Mein Korff, Dein sei der Kranz!

„Dein Schild, Dein Schild, ob blutig roth,
„Soll doch ohne Makel sein,
„Ich setze dem Retter in höchster Noth
„Die Lilie von Frankreich hinein!

„Die blühe mit Ehren in Deinem Schild
„Bis in die späteste Zeit!" —
Sie blühet mit Ehren im Korffischen Schild,
Und blühet in Ewigkeit.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Einundzwanzigstes Capitel.

Felix Meritis.

In einem saubern Winkel hinter der neuen Kirche zu Amsterdam, nicht weit von dem mächtigen Palast, der einst das Stadthaus der hochmögenden Herren war, lag ein kleines Haus, über dessen Schieferdach zwei alte Linden ihre mächtigen Aeste ausstreckten.

Das war das alte Stammhaus der van Trymen van Wassenaer, die holländische Junker waren, aber sich in Amsterdam seßhaft gemacht hatten; eine Reihe von hohen Beamten der Sieben-Provinzen-Republik, mächtigen Parteiführern, Seehelden und fürstlich reichen Kaufherren war aus dem kleinen Hause hervorgegangen, bis das berühmte Geschlecht mit Mynheer Adrian van Trymen van Wassenaer, der als Schout by Nacht in der Seeschlacht bei La Hogue geblieben, im Mannesstamme erlosch, und die Erbtöchter des eifrigen Seehelden die Namen, Titel und Güter der Wassenaer an andere Familien brachten, bei denen sie, zum Theil wenigstens, bis auf den heutigen Tag verblieben sind.

Das alte Erb- und Stammhaus hinter der neuen Kirche, wo de Ruyter und Vondel, der erste Seeheld und der erste Dichter der Niederlande, in Lorbeeren begraben liegen, war damals an die Jonkherren van der Dillen van Dreckfnute, ein altes Geschlecht im Lande Drenthe, gekommen und war bei dieser Sippe verblieben, obwohl selten und nur bei gelegentlichen Besuchen, welche die Besitzer in Amsterdam machten, von denselben bewohnt.

Gleich dem schmackhaften und an feinen Tafeln hochgeschätzten Moorhuhn von Drenthe, hielt sich die Ritterschaft jenes Landes nur auf den Gütern der heimathlichen Provinz stattlich, und die Jonkherren van der Dillen van Dreckfnute führten auch in dieser Beziehung mit großem Recht ein Moorhuhn in natürlicher Farbe im silbernen Feld ihres alten Wappens. Kamen die Jonkherren nach Amsterdam, so bewohnten sie beschei-

den das ihnen zugefallene Stammhaus der Wassenaer und trugen kein Verlangen, sich im Wetteifer mit dem Reichthum der fürstlichen Ostindien-Kaufherren zu ruiniren.

Dennoch war das kleine Haus sauber und wohlerhalten, weil zufolge einer testamentarischen Verfügung ein Erb-Castellan darin saß, der in demselben seine bestimmte Wohnung hatte und mit seiner Löhnung auf den Ertrag eines feinen Grundstückes zu Broek eingetragen war.,

Dieser Erbcastellan war eine sogenannte ewige Last; er vererbte seine Stelle mit allen ihren Einkünften wie sonstiges freies Eigenthum in seinem Mannesstamme, so lange noch Einer des Namens Kladdendrop vorhanden, erst danach war die Last erloschen. Das aber hatte Herr Adrian van Trymen van Wassenaer verfügt zum Gedächtniß des ehrlichen und getreuen Mannes Dirk Kladdendrop, der ihm im scharfen Seegefecht das Leben gerettet hatte und danach an den dabei erhaltenen Wunden verstorben war.

Dirk Kladdendrop, der Vierte dieses Namens, war Erbcastellan in dem kleinen Hause im Winkel, als man 1811 schrieb und ganz Amsterdam in einer Bewegung war ohne Gleichen, weil der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Marie Louise eingezogen waren mit großem Pomp in die dritte Stadt ihres Reiches.

Sonst hatten sich die Herren des Hauses, die dreuthe'schen Jonkherren, wenig bekümmert um ihre amsterdamischen Erbcastellane; Rechte und Pflichten waren beiderseits genau bestimmt und wurden mit niederländischer Genauigkeit von beiden Seiten nach dem Buchstaben erfüllt, kein Deut zu viel, kein Deut zu wenig; seit aber die alte Republik der Generalstaaten zusammengebrochen im Revolutionssturm, der die Länder Europa's von Frankreich her durchtobte und das hochberühmte Fürstenhaus der Oranier sein ganzes Glück, seine Zukunft und Hoffnung auf die Yacht geladen, die in einer dunklen Nacht von Helfoetsluys nach England unter Segel ging, seit die neue batavische Republik im Fahrwasser der französischen Republik gefährlich geschwankt und Altniederland endlich, mit der Königsflagge Louis Bonaparte's am Mast, gekentert, da hatte sich, nicht auf ein Mal, sondern nach und nach, ein eigenthümlich lebhafter Verkehr zwischen dem Jonkherr Wilhelm Mauritz van der Dillen van Dreckfnute und seinem Erbcastellan Dirk Kladdendrop hergestellt.

Der Jonkherr war sehr häufig in Amsterdam, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit und Dirk Kladdendrop war nicht nur sein Castellan, sondern auch sein Geheimschreiber geworden. Schon in der Zeit der alten Republik hatten die Jonkherrn stets zur Partei des Statthalters gehört und die Kladdendrop waren, den Traditionen des Hauses Wassenaer getreu, ebenfalls eifrige Oranier gewesen, jetzt vermittelten der Jonkherr und sein Castellan nicht nur die Verbindungen, welche die

Oranier mit ihren Getreuen in den Niederlanden unterhielten, sondern sie standen in's Geheim mit an der Spitze der Patrioten, welche die Befreiung vom französischen Joch, das ihnen unter der batavischen Republik, wie unter dem Königthum Louis Bonapartes und unter dem Kaiserthum selbst gleich schwer und schimpflich dünkte, mit großer Energie und löblicher Ausdauer anstrebten.

Der Einfluß des Erbcastellan's war groß unter der kleinen Bürgerschaft Amsterdam's, die mit kühler Zähigkeit die oranische Tradition festhielt, der Jonkherr stand an der Spitze der patriotischen Ritterschaft von Drenthe und gehörte zu dem Ausschuß der Oranisch-Gesinnten im Lande, welche die Verbindung mit dem Auslande aufrecht erhielt, das heißt nicht nur die Verbindung mit den Prinzen des Hauses Oranien selbst, sondern auch mit den Gegnern Napoleon's in Deutschland und England.

Wir haben den Jonkherrn Willem Mauritz zu Erfurt drei Jahre früher in Verbindung mit den deutschen Patrioten gesehen.

Seitdem war das Kaiserthum viel glänzender geworden und das französische Joch lastete schwerer als je auf Niederland. Napoleon hatte den letzten Rest scheinbarer Selbstständigkeit, das Königreich seines Bruders Louis, vernichtet und das alte stolze Land in ein paar Departements seines Riesenreiches verwandelt; jetzt war er selbst gekommen, um seinen neuen Unterthanen seine neue Kaiserin zu zeigen, er war gekommen mit der blendenden Pracht des großen Kaiserthums, aber die niederländischen Patrioten hatten ihn empfangen kühl und ruhig und ohne ein Tüttelchen ihrer Hoffnungen auf die Herstellung des Hauses Oranien aufzugeben.

In einem kleinen Cabinet des Hauses im Winkel finden wir den Jonkherrn; es ist noch sehr früh, und das sonst für gewöhnlich kalte und gleichgültige Gesicht des holländischen Edelmannes zeigt nicht nur Spuren von Aufregung, sondern auch von Erschöpfung. Er ist erst seit einer Stunde in Amsterdam, er hat sich nur Zeit zum Umkleiden genommen und sitzt nun vor dem dicht besetzten Tisch, um seinen Körper zu stärken nach langer Entbehrung. Der Jonkherr trägt einen orangefarbenen Schlafrock von schwerer ostindischer Seide, seine lange, magere Gestalt bildet einen auffallenden Gegensatz zu der kleinen, kugelrunden Figur, die in Schnallenschuhen und weißen Strümpfen, orangefarbenen Sammetbeinkleidern an den kurzen, dicken Beinen, der die ebenfalls orangefarbene Weste und der schwarze Tuchrock zu eng zu sein scheinen, mit gepudertem Kopf vor ihm steht.

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich!“ sagt der Edelmann ungeduldig und deutet auf einen Sessel.

„Mynheer wollen verzeihen,“ entschuldigt der förmliche Diener.

„Kladdendrop, ich wünsche, daß Sie sich setzen,“ befiehlt der Jonkherr, „sagen Sie mir, was seit gestern geschehen.“

Der Erbcastellan setzte sich jetzt, reservirte sich indessen, indem er sagte: „Ich setze mich auf Mynheers. Begehr und weil wir so zu sagen in diesem Augenblick beide in dem Dienste eines Herrn sind."

Der Edelmann lächelte leise.

Der Erbcastellan aber wurde, nachdem er diese Förmlichkeiten, die er vielleicht mehr sich und seiner Würde, als der des Hausherrn schuldig zu sein glaubte, beseitigt hatte, plötzlich ein ganz Anderer, er neigte sein volles, blühend rothes Gesicht so weit, als möglich, vorwärts gegen das magere, in scharfen Zügen vertiefte Antlitz des Edelmannes und flüsterte, indem er die wasserblauen Augen halb zukniff: „Die Kaiserin, Mynheer, kam zwei Stunden früher an, als der Kaiser, sie saß in einem sehr schönen Wagen, sehr schöne Pferde davor gespannt. Die Kaiserin ist eine schöne, schlanke Dame, ein roth und weißes frisches Gesicht, blondes Haar; ihr Kleid war von Goldbrokat mit Blumen in natürlichen Farben brochirt, mit vielen Diamanten geschmückt, so fuhr sie dahin zwischen zwei Barrièren, die mit blau-roth-weißem Tuch beschlagen waren. Alle Häuser bekränzt, auch die unserer Freunde, es ging nicht anders."

Der Erbcastellan sagte das gleichsam entschuldigend.

Der Jonkherr nickte.

„Das Gefolge war sehr imposant," fuhr der Diener fort, „und Vivat wurde viel geschrieen; Mynheer wissen, wie viel Vivats man für eine Flasche haben kann!"

„Ich kenne diesen Pöbel!" murrte der Edelmann.

„Gott sei's geklagt," bemerkte der Erbcastellan, „und seit der Nacht von Helfoetsluys wird der Pöbel immer zahlreicher hier und andern Orts, die Schifffahrt ist jetzt ganz hin! Und das Volk, das dieser französische Kaiser zu Pöbel macht, das schreit ihm jubelnd vive l'empereur! zu. Es ist zum Erbarmen, Herr!"

„Es wird besser werden, Kladdendrop!" tröstete der Jonkherr.

Der Alte nickte, dann fuhr er fort: „Das Geschrei war schon groß, als die Kaiserin kam, aber es war über alle Begriffe, als es hieß: der Kaiser kommt; auf dem Damm-Platze ritt die Ehrengarde zu Pferde auf, dann kamen eine Menge Generals und Offiziere, das Gesindel schrie vive l'empereur! wie besessen, denn es dachte, der Geputzteste von allen diesen Generalen sei der Kaiser, es schrie sich heiser, wirklich heiser; Mynheer wissen, der Branntwein befördert die Heiserkeit; als nun endlich der Kaiser wirklich kam in einer grünen Uniform, hinter sich einen Türken mit blauer Jacke, da war das Kaisergeschrei lange nicht so groß, wie vorher, ja, es klang sehr dünn, denn das Gesindel kannte ihn nicht."

Der Edelmann lächelte spöttisch, der Erbcastellan lachte derb und kräftig und fuhr dann fort: „Er schien sich etwas zu verwundern, dieser Mynheer Kaiser, aber die Ehrengarde schrie so lange, bis er wieder freundlich aussah; die armen Kerle schrieen so laut, und doch lagen den

meisten die fünfzig Procent von den englischen Waaren auf der Brust so schwer, daß es ihnen schier den Athem versetzte. Mynheer, die Menschen sind doch elende Kerle!"

„Mitunter, mitunter, Kladdendrop!" mäßigte der Jonkherr die Entrüstung seines Dieners.

„Das Stadthaus, oder, wie wir jetzt sagen müssen, der Palast," setzte der Erbcastellan seinen Bericht fort, „war von oben bis unten mit Dienerschaft gefüllt, Mynheer, ich bin auch in Haag gewesen und habe Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbstatthalterin, Gott segne sie und das ganze durchlauchtige Haus, oft genug hier im Prinzenhof gesehen, aber ein solcher Schwall von Bedienten ist mir nie vorgekommen, und Ihre Königliche Hoheit waren doch auch eine vornehme Dame, sehr vornehm, eine Nichte des großen Friedrich, der der größte König auf Erden war. Es ist ein Wirrwarr in dem Stadthause gewesen, denken Sie sich, Mynheer, man hat alle Putzweiber hinausgewiesen, und heute ist das Stadthaus, seit es steht, zum ersten Male nicht gescheuert worden. Die Franzosen müssen doch sehr unreinlich sein, wenn sie das aushalten."

Der Erbcastellan wiegte bedenklich sein Haupt.

Der Edelmann lächelte leise, dann fragte er ernst: „Nun, weiter, wo bleiben die Spanier, die Ihr mir versprochen habt, Kladdendrop; es wäre mir nicht lieb, wenn Ihr dem hochmüthigen Manne nicht diesen Tropfen Wermuth wenigstens in seinen Freudenwein geträufelt, und wenn Ihr dieser jubelnden Menge nicht ein kleines Stück wenigstens von der Kehrseite dieser glänzenden Medaille gezeigt hättet?"

„Eure Gnaden können sich beruhigen," versetzte der ächte Holländer kalt, „die Spanier kommen jetzt eben an, aber langsam; stellen Sie sich vor; der Kaiser am Fenster des Stadthauses, er hielt die Hand der schmucken Kaiserin in seiner Hand, sie sahen beide sehr heiter aus, denn ringsum donnerte Vivatgeschrei und alles Elend verschwand unter Blumen, da plötzlich erlosch der Jubelruf, langsam nur, nach und nach, zuletzt klang er nur noch wie das Röcheln eines Sterbenden, dann stand er ganz stille. Mynheer, es war ein schauerlicher Moment, die junge, hübsche Kaiserin droben war weiß wie die Seide ihres Mantels; der Kaiser ließ ihre Hand ledig und drehte sich um nach dem Innern des Zimmers. Aber wenn er Befehle geben wollte, so kam er zu spät damit, denn die Unserigen hatten Alles gut genug eingerichtet. Die gefangenen Spanier kamen, ganz wie es angeordnet war, von Haarlem an und defilirten auf ihrem Weitermarsche nach Utrecht gerade an dem Stadthause vorüber in dem feierlichsten Moment. Mynheer, es war ein entsetzlicher Anblick, die vielen Blumen, die Pracht, die irdische Herrlichkeit und daneben diese schier endlose Reihe, man hatte sie mit Absicht zwei und zwei marschiren lassen, von zerlumpten Jammergestalten, todesbleich, von Wunden entkräftet, von Schmerz und Haß aufgerieben, dieser furchtbare Gegensatz, etwas so Schreckliches habe ich mein Lebtage

nicht gesehen! Und die französischen Offiziere auch nicht, denn sie standen da oder hielten auf ihren Rossen wie vom Donner gerührt. Droben aber am Fenster stand starr wie eine Bildsäule die junge Kaiserfrau, und der Kaiser selbst schaute finster hinunter, aber auch er vermochte den Blick nicht abzuwenden von dem jammervollen Anblick. Stolz und verächtlich blickten die Hispanier in Lumpen auf die prächtig geschmückte Ehrengarde; mich schmerzten diese Blicke bis tief hinein in mein holländisches Herz, und das alte niederländische Blut begann zu rumoren; zu dem Fenster hinauf schauten sie alle diese gelben, spitzen Gesichter mit den langen Schnurrbärten, Blicke tödtlichen Hasses schleuderten sie ihrem Feinde, ihrem Besieger zu, aber Keiner grüßte, und als unter dem Fenster die Spitze der Colonne vorüber war, da begannen sie zu singen, eintönig und verzweifelt klang's, und es ging durch Mark und Bein; waren Wenige da, die Spanisch konnten, aber verstanden haben's die Meisten, was die Spanier sangen. Einer oder ein paar sangen immer allein, dann fiel die ganze Colonne heulend ein: Eine Feile für die Kette und ein Messer für die Faust! Herr, es war schauerlich!"

Dem alten Menschen graus'te bei der Erinnerung an den Anblick und den Gesang der spanischen Gefangenen; der Jonkherr van Drecksnute rieb sich die Hände, er freute sich, daß ihm sein Plan so gut gelungen, dem französischen Kaiser seinen Triumph zu verkümmern.

„Weiter! weiter!" drängte er.

„Nun," sagte der Erbcastellan, „ich bin zu Ende fast; französische Gensd'armen sprengten her und wollten die Gefangenen mit Säbelhieben vorwärts treiben, um so dem traurigen Schauspiel so bald als möglich ein Ende zu machen, das aber konnte das niederländische Blut denn doch nicht vertragen; der reiche Mynheer 'ten Ginkel, der Offizier bei der Ehrengarde ist, trabte vor und ihm folgte sein ganzer Zug und stellte sich zwischen die Spanier und die Gensd'armen. Als die Gefangenen vorüber waren und Mynheer 'ten Ginkel wieder in Reihe und Glied stand, kam ein General, ließ ihn vorreiten und belobte ihn mit vielen Worten, zugleich reichte er ihm im Auftrage und Namen des Kaisers den Orden der Ehrenlegion am rothen Bande. Da hätten Sie den guten Mynheer 'ten Ginkel sehen sollen, sein Gesicht war fast noch einmal so lang, als vorher; er wog den Orden in der Hand, dann sagte er sehr ernsthaft zu seinen Leuten: „Keine vier Gulden Silber schwer!" und schob ihn in die Tasche. Die Gesichter ringsum verzogen sich wohl zum Lachen, aber Keiner wagte laut zu lachen, denn der französische General war durch die Art, wie unser Landsmann den Orden annahm, schon so aufgebracht, daß er mit einem grimmigen Fluche seinen Schimmel herumwarf und davonsprengte."

Der Jonkherr that sich keinen Zwang an; er lachte gehörig und trank ein großes Glas Liqueur auf die Gesundheit des wackern Patrioten Mynheer 'ten Ginkel. Erst als er sich satt gelacht, sein Erbcastellan

unterstützte ihn dabei, fragte er: „Nun, Kladdendrop, sagen Sie, was war nun gestern Abend?“

„Nichts, Ew. Gnaden, die französischen Herrschaften waren von der Reise ermüdet; heute Vormittag war Parade und heute Abend giebt die Kaufmannschaft ihr großes Fest in felix meritis. Ew. Gnaden sind geladen als Mitglied.“

„Bin ich denn Mitglied von felix meritis?“ fragte der Edelmann verwundert, „ich bin nie Kaufmann gewesen, und so viel ich weiß, sind nur Handelsherren Mitglieder dieser Gesellschaft.“

„Das ist richtig,“ antwortete der Erbcastellan, „aber Ew. Gnaden wolle sich erinnern, daß Myfrouw Cornelia van der Marsch van Wassenaer, Firma Augustus van den Bosch u. Compagnie, ihren Platz bei felix meritis an den jedesmaligen Besitzer des Wassenaer'schen Hauses in Winkel vermacht hat. Das ist allerdings lange her, mein Vater lebte noch, aber der Vorstand von felix meritis schickt regelmäßig seine Currende in's Haus, wie's seine Pflicht ist.“

„Indessen habe ich noch nie Beiträge verrechnet gefunden, Kladdendrop!“ bemerkte der Jonkherr.

„Das ist in der Ordnung,“ nickte dieser, „denn das große Hospital muß diese Beiträge für Ew. Gnaden zahlen, dafür hat es nicht als Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch die Wassenaer'schen Wiesen in Tilland; sobald felix meritis aufhört, fallen die Wiesen an Ew. Gnaden oder Dero Erben zurück.“

„Ich bin hier in der Stadt reicher, als ich dachte,“ meinte der Jonkherr ohne allen Spott, er ehrte das etwas wunderliche Vermächtniß der alten Base, denn er hatte ein Gefühl für den conservativen Sinn, der selbst bei Weggabe von Erbstücken zu Zwecken der Wohlthätigkeit die Rechte der Nachkommenschaft, oder der Familie, von der das Erbstück kam, im Auge behielt. Ueberdem war es ihm in diesem Augenblick sehr angenehm und erwünscht, Mitglied der mächtigen Kaufmanns-Gesellschaft felix meritis zu sein, denn es lag ihm viel daran, den französischen Kaiser, noch mehr aber, seine Landsleute gegenüber dem französischen Kaiser zu sehen.

„Wie kleide ich mich an zu dem Fest?“ fragte der Edelmann den Erbcastellan.

„Die älteren Herren,“ entgegnete der, „erscheinen in ihrer alten Magistratstracht und den Bürgermeister-Röcken, die Mitglieder der Provinzial-Ritterschaften wahrscheinlich in der seidenen Uniform, wenigstens hörte ich, daß der Freiherr van Pallandt und der Freiherr van Fagel und der General von Hosthuys so erscheinen würden.“

Darauf entfernte sich der Erbcastellan und ließ den Edelmann allein mit einem Haufen von Briefen und Scripturen auf einem Nebentisch, auf den er seinen Herrn vor dem Weggange noch mit großer Bescheidenheit aufmerksam gemacht hatte.

Der Jonkherr zog diesen Tisch heran und überblickte flüchtig die Briefe; einige legte er unerbrochen zurück, andere entfaltete er, verglich ihren Inhalt, wenn er aus Chiffren bestand, mit einem Schlüssel, den er auf einem Elfenbeinblättchen bei sich trug, machte sich Notizen und vertiefte sich mehr und mehr in seine Arbeit.

„Bah!“ rief er plötzlich, ein ziemlich umfangreiches Paquet nehmend, „vom Hause van der Valcke u. Comp., was ist das? doch kein Brief von Graf Vavel de Versay, es ist nicht sein Posttag!“

Der holländische Edelmann überflog den ziemlich umfangreichen Brief hastig und seufzte, dann begann er denselben noch einmal von vorne langsam zu lesen; mit dem Ausdruck der Trauer und des Aergers zugleich legte er die Blätter endlich hin und sagte: „Ich habe es wohl vorhergesagt, aber so war dieser prächtige Mensch immer, er leistete stets schon Außerordentliches, und dennoch war er nie zufrieden, weil er sich immer etwas mehr zugetraut hatte. Er, der so viel Umgang mit Frauen gehabt hat, der sich wenigstens den Frauen gegenüber kennen sollte, sperrt sich mit einem jungen, wahrscheinlich auch sehr schönen, geistreichen und liebenswürdigen Mädchen in die absoluteste Einsamkeit ein und verlangt von sich selbst Ruhe und Selbstbeherrschung! Phantast! Er würde sich in das Mädchen, schon weil sie seine Schülerin, zum Theil sein Werk ist, verliebt haben in dieser Einsamkeit, selbst wenn sie häßlich wäre wie die Nacht. Narren ist nicht zu helfen! Oh, Louis, warum bist Du nicht bei mir geblieben, Du mit deinem warmen Herzen für Dein Vaterland, mit der Begeisterung für Deine Familie, die mit Dir zu Ende geht! Meine arme Schwester Trina vergrämte nicht einsam ihr Leben zwischen Sumpf und Moor in Drenthe; das arme Mädchen liebte Dich so, und sie ist alt und häßlich geworden in den zehn Jahren, seit sie Dich nicht gesehen! Doch was nützen Klagen! Dabei ist der unglückliche Mann, von Leidenschaft gefoltert, nicht einmal sicher in seiner Einsamkeit. Mein armer Louis, und ich kann nichts thun, als Dir einen Trostbrief schreiben!“

Der Jonkherr schrieb eine Weile, dann warf er die Feder weg und sagte: „Nein, das will ich ihm nicht schreiben, der Gedanke an die arme Trina braucht ihm die Erinnerung an die Heimath nicht zu verbittern; aber warum heirathet er denn nicht diese junge Dame?“

Der holländische Edelmann schwieg eine Weile und zählte an den Fingern.

„Er hat freilich höchstens zwanzigtausend Gulden Revenuen und sie ist eines Herzogs Tochter, aber sie ist nicht anerkannt und wenn das auch, wenn sie ihn liebt und welches Weib liebte diesen Mann nicht? Ueberdem bin ich ja da und Trina; freilich würde der stolze Geselle nichts von uns annehmen, aber wir könnten ihm unsere Güter gegen eine Leibrente abtreten, er könnte in Drenthe wie ein Fürst leben und ganz zurückgezogen, wer kommt nach Drenthe? wer kennt dort das Ge-

sicht seiner Prinzessin? Trina wird nie heirathen und ich wahrhaftig nun auch nicht mehr."

Der Jonkherr schwieg und schrieb hastig weiter, er schrieb eifrig und lange und hörte nicht die Klänge des Glockenspiels auf dem nahen Stadthause, welche die Mittagsstunde singend verkündeten. Unwillig fuhr er auf, als die Thür zu seinem Cabinet, an der schon lange ein immer verstärkteres Geräusch stattgefunden, endlich geöffnet wurde und der Erbcastellan mit besorgter Miene eintrat.

„Was ist's?" fragte der Edelmann barsch.

„Entschuldigen Ew. Gnaden," entgegnete der Diener, „aber die Sache drängt, unten ist der Diener des Freiherrn van Pallandt, er hat zwei Männer mitgebracht, sie sind glücklich ohne Aufsehen durch die Hinterthür hierhergekommen, zwei der spanischen Gefangenen, der Freiherr van Pallandt hat sie seit gestern versteckt, doch scheinen ihnen jetzt die Gensd'armen auf der Spur zu sein; die beiden Männer sollen so bald als möglich nach England und der Herr Freiherr läßt Ew. Gnaden bitten, dieselben so gut als es geht zu verstecken."

„Nun, was besinnt Ihr Euch denn, Kladdendrop?" fragte der Jonkheer die Stirne runzelnd.

„Ich verstehe Ew. Gnaden, aber es sind gemeine Leute und unser Versteck . . ."

„Ist nur für vornehme Patrioten," unterbrach der Jonkherr den zögernden Mann, wider Willen lächelnd, „tröstet Euch, gemeine Leute schickt der Freiherr van Pallandt nicht zu mir, gemeine Leute müssen nicht so schnell als möglich nach England, das sind verkleidete spanische Generale wenigstens, führet sie in das Versteck und lasset dem Freiherrn van Pallandt meinen Empfehl machen!"

Der Erbcastellan ging immer noch kopfschüttelnd, der Edelmann brendete und siegelte seinen Brief an den Grafen Bavel de Versay, dann ging er, die spanischen Deserteurs aufzusuchen, die ihm der Freiherr van Pallandt gesendet.

Das Versteck des Hauses im Winkel war in einer Ecke zwischen dem Hause selbst und der Kirche, außerordentlich kunstvoll angelegt, es war ziemlich geräumig, obwohl wenig hoch, unter demselben befand sich ein Stall, über demselben ein Boden, dasselbe zu finden war außerordentlich schwer, wenn auch gerade nicht unmöglich.

Der Jonkherr hatte, bevor er sich über den engen und finstern Boden des Hinterhauses nach dem Versteck begab, nur seinen Schlafrock abgeworfen und einen langen und weiten englischen Surtout angezogen, er trat ziemlich rasch in das mit dem höchsten Luxus und holländischer Reinlichkeit ausgestattete Geheimzimmer, und hätte beinahe die Gefühle seines Erb-Castellans getheilt, denn da lagen auf den kostbarsten Sammetpolstern zwei schmutzige, bleiche Männer, deren Kleidung nur noch eine Lumpensammlung von allen Farben war.

Aber die beiden schmutzigen Deserteure erhoben sich beim Eintritt des Edelmanns und grüßten mit vornehmer Weltsitte, die seltsam gegen ihre Erscheinung abstach.

Der Holländer schwieg verlegen.

„Sie erschrecken vor uns,“ nahm einer der Herren das Wort, „das ist begreiflich, es war im Hause des Freiherrn van Pallandt unmöglich, uns Kleidung und Wäsche zu verschaffen, die französischen Gensd'armen waren uns auf der Spur, gestatten Sie, daß ich meinen Gefährten und mich vorstelle. Mein Begleiter ist der spanische Obrist Don Rodrigo von Vicalvar, ich bin ein deutscher Edelmann aus Preußen, Hauptmann in des Königs von England deutscher Legion, mein Name ist von Massow.“

„Aber, mein Gott, meine Herren,“ rief der Holländer entrüstet, „geht der Bonaparte mit gefangenen Offizieren so um?“

„Sie thun ihm dieses Mal zu viel,“ entgegnete Herr von Massow leise lächelnd, „den Gefangenen vom Offizierrang läßt er das Ehrenwort abnehmen, nicht weiter gegen ihn zu fechten, wir hatten aber durchaus nicht die Absicht, unser Schwert einzustecken, deshalb verschwiegen wir bei der Gefangennahme unsern Rang, und sind als gemeine Soldaten hierher transportirt worden. Hoffentlich gelingt es den holländischen Patrioten, uns nach England zu schaffen, von wo aus wir auf der Stelle nach Spanien zurückkehren werden, um den Tyrannen zu bekämpfen.“

Ergriffen von der zähen Energie, die sich in den Worten nicht nur, sondern in dem ganzen Wesen des Herrn von Massow kund gab, streckte der Holländer den beiden Flüchtlingen die Hand entgegen und rief, als er ihre Hände mit kräftigem Drucke festhielt: „So wie wir drei Männer jetzt hier fest zusammen stehen, so werden auch bald Deutschland, Holland und Spanien fest zusammenstehen gegen den Tyrannen!“

„Das walte Gott!“ sagte Herr von Massow feierlich.

Darauf entfernte sich der Jonkher, um für seine Gäste Sorge zu tragen, was in dem einsam stillen Erbhause in aller Weise viel besser und ausreichender der Fall sein konnte, als in dem von Spionen umringten großen Hotel des Freiherrn van Pallandt.

Einige Stunden später, in deren Verlauf der gute Edelmann noch einen längern Besuch in dem Versteck gemacht, saß derselbe vor der Toilette, um sich zu dem Fest bei felix meritis ankleiden zu lassen. An den Füßen trug er Schuhe mit goldenen Schnallen und weiße Strümpfe, die von den goldenen Schnallen des Beinkleides von weißem Moirée unterhalb des Knie's festgehalten wurden. Sein Hemd vom feinsten holländischen Leinen hatte ein vierfaches Jabot von brabanter Spitzen. Um den Hals band ihm der Kammerdiener ein schmales Tuch mit gestickten Säumen, darum legte er ein blaues Ordensband mit einer in Brillanten blitzenden Decoration. Darauf stand der Jonkherr auf und

zog eine lange Schoosweste an von weißem Atlas, welche um die Taschen und Knopflöcher reich mit Gold gestickt war, gürtete sich den Degen um, dessen Gefäß von Edelsteinen funkelte. Endlich zog er den Rock an, von blauem Sammt mit weiß schmal eingefaßt, mit goldenen Knöpfen und goldenen Schlingen statt der Knopflöcher. Darauf wurde ihm eine Platte von ciselirtem Silber präsentirt, von dieser nahm er zuerst ein kleines Taschenbuch, das er in die linke Brusttasche seines Rockes steckte, dann eine Uhr mit einer langen Kette und vielen Berloques, sie kam in eine besondere Uhrtasche an der linken Seite des Beinkleides; dann eine goldene Tabatière mit dem Brustbild einer Dame in Brillanten, diese fand Platz in der linken Westentasche; in die rechte Westentasche kam eine zweite Dose von geschnitztem Elfenbein, man nannte dieselbe Printanière, ein feiner Blumengeruch verbreitete sich, sobald sie geöffnet wurde; neben dieselbe steckte der Edelmann ein goldenes Zahnstocher-Etui, und endlich eine Börse von grüner Seide, mit weißer Seide gefüttert, sie enthielt dreißig Stück holländische Ducaten. Noch lagen auf der Platte zwei reichgestickte Taschentücher, das eine wurde mit Carmeliterwasser stark befeuchtet und kam in die rechte Schoostasche des Rockes, das andere wurde leichter und flüchtiger parfumirt und um eine Bonbonnière aus Bergcrystall geschlagen, welche die linke Schoostasche des Rockes füllte. Weiße Handschuhe, ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf und ein Hut mit weißer Plümage vervollständigten die Kleidung des Mitgliedes der Ritterschaft von Drenthe.

So oder ähnlich war die Kleidung aller Leute von Stande zur Zeit unserer Väter und Großväter.

Die weiten Räume von Felix meritis waren mit ungeheuerem Aufwande und mit den kostbarsten Seltenheiten aller Zonen ausgestattet, in dem Meer von Licht, unter einem Himmel von Blumen wogte eine Menge, die aus lauter Personen bestand, die auf irgend eine Art, durch Geburt oder Wissenschaft, durch Reichthum oder Kunst, durch Ruhm oder Fleiß ausgezeichnet waren. Felix meritis versammelte an jenem Tage wirklich die Elite der holländischen Gesellschaft um sich, denn selbst die starrköpfigsten Patrioten waren erschienen, aus Politik meist, oft auch nur, um sich über den fremden Herrn zu ärgern, Einige vielleicht sogar in der Hoffnung, ihm zu imponiren durch Hollands gediegene Pracht.

Man hatte den Quai verbreitert, um eine bequemere Auffahrt für die Kaiserlichen Equipagen zu schaffen; in der That war nichts versäumt, um äußerlich ein großartiges und glänzendes Fest herzustellen. Die Festgenossen freilich waren nur zum kleinen Theil in festlicher Stimmung, in den gerunzelten Gesichtern der ehemaligen Mitglieder der Generalstaaten sprach der Jammer über den Untergang der von den Vätern ererbten Freiheit, die ernsten Augen der älteren Officiere der Land- und Seemacht beklagten den Verlust der eigenen Armada, die Kaufleute

zwangen sich, über den Verfall des eigenen und des National-Wohlstandes hinweg zu sehen, die Edelleute flüsterten von dem Prinzen von Oranien, und sie Alle waren da, um den fremden Herrn zu begrüßen, der ihnen Freiheit und Vaterland, die Waffenehre und den Wohlstand und das heimische Fürstenhaus genommen.

Ein lautes Freudengeschrei verkündete endlich die Ankunft des Kaiserlichen Paares, die Musik rauschte durch die der Harmonie hauptsächlich geweiheten Säle von Felix meritis, und Napoleon betrat mit Marie Louise den großen Festsaal.

Der Kaiser war in Schuh und Strümpfen und sah heiterer aus als gewöhnlich, er war den ganzen Tag über heiterer Laune gewesen, und man erzählte sich schon vor seiner Ankunft, daß er selbst an der Toilette der jungen Kaiserin mit geholfen habe.

Marie Louise war wunderschön, ihre hohe und vollkommene Gestalt zeigte die lieblichsten Formen in der weißen Seide ihres ziemlich knapp anliegenden Gewandes, ihr bewundernswürdig schönes blondes Haar war künstlich mit Edelsteinschnüren durchflochten und von einem Federdiadem überragt; die blauen Augen blickten heiter und gütig aus dem zarten frischen Gesichtchen. Wer die Kaiserin so sah, der konnte begreifen, daß Napoleon verliebt sein mußte in diese reizende junge Frau.

Marie Louise trug am rothen Bande der Ehrenlegion um ihren weißen Hals ein Bild Napoleons, das mit sechszehn großen Solitairs eingefaßt war, die zusammen 500,000 Fr. kosteten.

Hinter der Kaiserin erschienen die Herzogin von Montebello, ihre erste Ehrendame, die Gräfin von Lucay, erste Kammerdame, die Herzogin von Bassano, des Staatssecretairs Maret geistreiche Gemahlin; dann folgten drei Damen vom ältesten Adel Frankreichs und durch große Schönheit zugleich ausgezeichnet, die Gräfinnen von Montmorency, von Mortemart und von Bouillé; dann der Almosenier der Kaiserin Bischof Jauffert von Metz, ihr Ehren-Cavalier Graf von Beauharnais, ferner ihr erster Stallmeister Fürst Aldobrandini Borghese, dann ihre Kammerherren die Grafen von Aubusson, Bearn, Angosse und Barroll, der Maréchal de Logis Graf Philipp von Ségur, der Ceremonienmeister Graf Seyssel, der Pallast-Präfect Baron von Bausset, die Cavalcadour-Stallmeister Baron von Lur-Salnces und Baron von Audenards.

Dem Kaiser folgte der Marschall Marmont Herzog von Ragusa und alle Offiziere seines Stabes.

Es wäre interessant gewesen, die leise geführten Gespräche zu belauschen, die im Saale geführt wurden, während das kaiserliche Paar die Huldigungs-Anrede der Vorsteher der Amsterdamer Kaufmannschaft mit freundlicher Geduld anhörte.

Hier versicherte ein Kaufmann, dem man wohl Sach- und Fachkenntniß zutrauen konnte, die Kaiserin Marie Louise trage selbst englische Fabrikate und bezeichnete ziemlich ungenirt einzelne Theile ihrer Toilette.

Der Mann mochte nicht Unrecht haben, wenigstens wird auch von anderen Seiten her versichert, daß Marie Louise englische Waaren, trotz des kaiserlichen Verbotes und der Continentalsperre, getragen habe; der kaiserliche Kammerdiener Constant soll ziemlich offen für die Kaiserin geschmuggelt haben. Wahrscheinlich hat er sich selbst dabei nicht vergessen!

Während man in einem Kreise das traurige Thema der Continental-Sperre abhandelte, das jedem Niederländer wie ein Alp auf der Seele lag, erkundigte man sich in einer anderen Gruppe nach der Prinzessin Pauline, der Schwester des Kaisers; man wußte, daß diese lebhafte junge Dame bestimmt gewesen, das kaiserliche Paar zu begleiten, [illegible] sie sich auch bis Brüssel in der Begleitung befunden, von dort aber [illegible] Paris zurückgekehrt sei; man erzählte, daß die Prin[illegible] auf die Liebe ihres Bruders gegen seine Ge[illegible]tig gegen die Kaiserin benommen und in Brüs[illegible]n Marie Louise die Zunge herausgestreckt [illegible] nach Paris zurückgeschickt worden.

[illegible] van Dreckfnute ging ziemlich einsam [illegible] Leute genug unter den Anwesenden, aber er [illegible]t an und die Leute wußten ihm Dank dafür. Der Edel[illegible]athe beobachtete scharf und ein finsteres Lächeln ließ seine schar[illegible] noch spitzer hervortreten, als er die unverhehlte Freude bemerkte, mit welcher Napoleon auf seine junge Kaiserin blickte und die Huldigungen, welche man ihr darbrachte.

Mit feiner Berechnung näherte er sich dem mächtigen Freiherrn van Pallandt, der als einer der Häupter der Patrioten bei den Franzosen bekannt war; der Jonkherr flüsterte dem Freiherrn einige unbedeutende Bemerkungen zu, dann ging er weiter. Er hatte die Freude, seinen Zweck sofort erreicht zu sehen, denn alsbald sah er, daß ein stattlicher, reichgekleideter Herr mit einem feinen, schönen Gesicht ihm erst mit den Augen, dann wirklich folge. Der Jonkherr war überzeugt, daß er beobachtet werde, deshalb trat er zu einem etwas tauben Edelmann aus Overyssel und sagte ziemlich laut: „wer hätte geglaubt, daß diese Kaufleute, die heute in Huldigungen sich überstürzen, daß sie gestern dem Kaiser den abscheulichen Possen mit den spanischen Gefangenen gespielt haben.“

Der harthörige Edelmann war etwas ungläubig, der Jonkherr aber wußte ihn zu überzeugen, daß die Amsterdamer Kaufleute es so eingerichtet hätten mit dem Durchmarsch der gefangenen Spanier.

Der Jonkherr überzeugte sich durch einen Blick, daß er gehört worden sei, und nun drängte er sich so nahe als möglich an das kaiserliche Paar, um die Wirkung der von ihm so kunstvoll angelegten und gefüllten Mine zu beobachten.

Während nach einander junge Mädchen und Frauen, die Städte Hollands vorstellend, der Kaiserin Blumensträuße überreichten und dabei

die zierlichsten Complimente, mühsam auswendig gelernt, in der fremden Sprache hersagten, war Napoleon etwas zurückgetreten und sprach, ohne einen Blick von der Kaiserin zu wenden, mit den holländischen Herren. Einzelne der Anreden der Deputationen, die ihm gefielen, begleitete er auch wohl mit einem leichten Lächeln.

Eine Sprecherin sagte: „Nie schmückte eine größere Krone ein schöneres Haupt!"

Eine Zweite rief enthusiastisch: „Du bist der gute Engel Napoleon's, dessen schöpferischer Geist Hollands Handel und Gewerbfleiß von Neuem beleben wird."

Eine Dritte wünschte ihrem Vaterlande Glück zu der neuen Regierungsform, betrachtete die Vereinigung Hollands mit Frankreich als eine ausgezeichnete Gunst der göttlichen Vorsehung, und sah in Napoleon einen Gesandten Gottes für das Glück Hollands.

Eine Vierte meinte: Die guten Fürsten seien die köstlichsten Geschenke, welche der Himmel den Menschen geben könne; die Holländer seien von jetzt an berufen, sich des Wohlwollens des neuen erhabenen Herrschers zu erfreuen, und hätten nun jeden Tag Gott für die Güte zu danken, mit der er ihre heißesten Wünsche erfüllt habe.

Das weite Feld der Schmeichelei war offen, selbst die redlichsten holländischen Patrioten hüllten sich in den Mantel der Heuchelei und verläugneten schnöde ihre wahren Gefühle.

Man verstand es, sich in die Zeit zu schicken.

Huldreich nahm die Kaiserin alle diese Schmeicheleien und diese Blumensträuße an; sie befahl, mit diesen Blumensträußen ihre Zimmer zu zieren.

Der Jonkherr verfolgte indessen mit scharfen Augen den Mann, von welchem er sich ganz geflissentlich hatte belauschen lassen, er sah ihn zu einem hohen Beamten des Kaiserlichen Hofstaates treten und mit diesem eilig und eilfertig reden. Gleich darauf bemerkte der Jonkherr, daß der Beamte dem Herzoge Duroc von Friaul, dem Großmarschall des Palastes, einige Worte zuflüsterte, und wenige Minuten später nur sah er den Großmarschall in eifrigem Gespräch mit dem schönen Manne, von dem er sich hatte belauschen lassen.

Der schöne Mann war der Graf d'Anethan d'Entragues.

„Es geht nach Wunsch!" sagte sich der holländische Edelmann vergnügt.

Ja, es ging nach Wunsch.

Der Jonkheer sah den Großmarschall zu dem Kaiser treten, er sah, wie der Kaiser seinem Getreuen aufmerksam zuhörte, er sah mit inniger Genugthuung, wie der Sonnenschein schwand von Napoleon's Antlitz, und wie finstrer Groll an die Stelle der Zufriedenheit trat.

„Sie wollten mir die Räume dieses Hauses zeigen, vorwärts!" sagte Napoleon plötzlich brusque zu den vornehmen Holländern, die

um ihn standen, und zwang sie, mit raschen Schritten voranzugehen, während er selbst, ohne viel Antheil zu nehmen, durch die prachtvollen Räume schritt.

Der Kaiser war mehr als übler Laune, er war zornig; der Jonkherr rieb sich die Hände und folgte von Weitem.

Kein Zeichen des Wohlwollens, kein Wort der Zufriedenheit wurde den Häuptern der Stadt und den Vorstehern von felix meritis zu Theil, stumme Diener folgten sie ihrem zornig schweigenden Gebieter.

Nirgends blieb Napoleon stehen, er hielt sich nirgends auf, für nichts hatte er einen freundlichen Blick, mit flüchtiger Hast streifte er an den Wunderwerken der Kunst und der Pracht vorüber; die Rathsherren von Amsterdam und die vornehmen Kaufleute waren tief verletzt, tief beschämt. Manches blaßblaue Auge, das Jahre lang ziemlich gleichgültig auf Alles geblickt, schleuderte heute seitwärts einen zornigen Blick auf den fremden Zwingherrn.

„Sie haben jetzt den Lohn für ihre liebedienerische Aufmerksamkeit gegen den Tyrannen!" flüsterte der General van Hoefthuys dem Jonkherrn van der Dillen zu.

Der ehrliche Soldat hatte keine Ahnung davon, daß der Jonkherr es gewesen, der den Handelsherren diese Suppe eingebrockt.

„Er ist aber wirklich sehr übler Laune!" antwortete der Edelmann aus Drenthe dem General.

„Ich habe noch keinen Mann gesehen," flüsterte der General wieder, „der es verstanden hätte, sich in so kurzer Zeit so viele Männer auf ein Mal zu Feinden zu machen. Hatte ihn auch eben Keiner geliebt hier, so haßte ihn doch auch Keiner persönlich; von heute ab aber giebt es kein Mitglied von felix meritis, das nicht persönlichen Groll trüge wider den Zwingherrn."

„Er wird sich wenig daraus machen!" meinte der Jonkherr listig.

„Es kommt einst doch ein Tag der Abrechnung!" murrte der alte General, dem's heiß vor der Stirn wurde.

Eben war man in dem letzten Salon angekommen; es ist möglich, daß einige alte Herren, die sich hier sicher geglaubt vor dem Besuch des Kaisers, ganz in der Stille eine Pfeife Tabak geraucht hatten, es ist möglich, daß der Kaiser den Tabak gerochen, obwohl es von den Vorstehern der Gesellschaft stets beharrlich in Abrede gestellt worden ist, — jedenfalls wäre Napoleon, der im Lager sowohl, wie an den Bivouacs und in den Wachtstuben seiner Soldaten sicher viel schlechtern Tabak schon oft gerochen hatte, unter andern Umständen nicht so in Zorn gerathen. Er riß sein Taschentuch heraus, hielt sich die Nase zu und herrschte dann dem Grafen Philipp von Ségur zu: „Graf Ségur, kehren Sie sogleich zur Kaiserin zurück und sagen Sie Ihrer Majestät, daß ich mich entferne, da ich unmöglich länger an einem Orte aushalten könne, wo es so nach Tabak stinkt, wie hier!"

Die holländischen Herren standen wie vom Donner gerührt.

Der Kaiser ging wirklich, von seinen Generalen begleitet.

Die Kaiserin, durch Ségur's Botschaft ängstlich gemacht, verweilte nicht länger.

Das Fest hatte ein Ende.

Umsonst waren große, sehr große Summen dafür aufgewendet worden, — auch das verzieh der rechnende Holländer nicht.

Also war der Ausgang des vielbesprochenen Festes in „felix meritis“, mit welchem nur der Jonkherr van der Dillen und sein Erbcastellan zufrieden waren. Beide begriffen, wie nützlich es ihrer Sache sein müsse, dem Kaiser so viel wie möglich persönliche Feinde zu erwecken im Lande.

Die Folgen zeigten sich schon am andern Tage, an welchem ein Wasserfest ganz im holländischen Styl stattfinden sollte.

Auf der Brücke der Verliebten, welche über die Amstel führt, deren Ufer hier mit geschmackvollen Wohnungen besetzt sind, hatte man prächtige Zelte errichten lassen, unter denen das kaiserliche Paar verweilen sollte, um den Wettfahrten und Kampfspielen der Matrosen und Fischer zuzuschauen. Das Alles hätte sehr schön werden können und war auch anfänglich ganz gut eingerichtet worden, da aber die Festordner fast dieselben Männern waren, die der Kaiser am Tage zuvor bei felix meritis so unhöflich behandelt hatte, so fehlte ihnen natürlich die Lust, auch heute für viele Mühe Beleidigungen einzustecken. Die hochmögenden Mynheers hatten sich nicht vollzählig eingefunden, einige hatten sich als krank entschuldigen lassen und ein paar waren wirklich krank aus Wuth und Aerger. Dadurch kam in alle Anordnungen eine gewisse Verwirrung, welche nicht gehoben, sondern verschlimmert wurde durch die diensteifrige Einmischung der französischen Herren, welche sich mit dem holländischen Schiffervolke nicht zu verständigen vermochten.

Die Boote fuhren durcheinander, das ganze Fest bot einen Anblick der grausamsten Verwirrung, aber Napoleon war heute guter Laune, er schien sich außerordentlich zu amüsiren und sagte den Behörden viel Freundliches; es war ihm sichtlich viel daran gelegen, den übeln Eindruck, den er gestern gemacht, wieder zu verwischen.

Das aber gelang ihm nicht, die Eindrücke haften fester bei den Holländern als bei den Franzosen.

Als die Dämmerung einbrach, sollte ein brillantes Feuerwerk abgebrannt werden, das aber gänzlich mißglückte, weil eben aus Mangel an Aufsicht die Feuerwerkskörper dem feuchten Nebel ausgesetzt gewesen waren und nun nicht nach Wunsch zündeten.

„Lassen Sie mich irgend ein Bonmot sagen, um diese guten Holländer zu trösten!“ befahl der Kaiser leise dem Grafen Philipp von Ségur, welcher der Urheber vieler geistreicher Bonmots ist, welche man Napoleon zuschreibt.

Am Abend erzählte man sich, der Kaiser habe bei dem Anblick des verunglückten Feuerwerkes ausgerufen: „Ach nein, diese ehrlichen Holländer sind keiner Arglist (artifice und feu d'artifice) fähig!"

Aber das Bonmot verfehlte gänzlich seines Zweckes, die Holländer nahmen es übel und betrachteten es als eine neue Beleidigung.

Bei der Rückkehr von diesem Feste, das ihm viele Hunderte von Herzen entfremdet, erhielt Napoleon durch einen Pariser Courier die Nachricht, daß sein Sohn, der kleine König von Rom, seinen ersten Zahn bekommen habe.

Die Freude über diese Nachricht mochte bei ihm und bei der Kaiserin menschlich und verzeihlich sein, die maßlose Uebertreibung aber, mit der sie von dem Hofstaate gefeiert wurde, hätte er nicht dulden dürfen, geschweige denn sich gewissermaßen zum Mitschuldigen derselben machen.

Die ernsthaften Holländer zuckten höhnisch die Achseln über den ersten Zahn des Königs von Rom.

Ueberhaupt war der Besuch des Kaisers in Holland nicht günstig für ihn, überall fast sorgten die holländischen Patrioten dafür, daß er die Leute beleidigte, kränkte, oder sonst durch irgend eine Handlung, oder auch nur durch ein Wort dem Nimbus Eintrag that, der ihn in den Augen der Holländer umgab, bevor sie ihn gesehen.

Der Jonkherr van der Dillen und sein Erbcastellan entwickelten eine unglaubliche Geschicklichkeit in der Herbeiführung von Verlegenheiten und schlimmen Zufällen.

Was in felix meritis geschehen, das wiederholte sich in kleinerem Maßstabe, aber in ähnlicher Weise, fast an allen kleineren Orten Hollands.

Napoleon wurde verdrießlich, herrisch, boshaft und bitter, und die junge Kaiserin nebst ihren Damen langweilte sich entsetzlich in dem ernsthaften Holland.

Dazu war fast immer schlechtes Wetter, es war überall schlechtes Wetter, nur in den Spalten des „Moniteur" lächelte ewiger Sonnenschein. —

Die Civilehe.

I.

Der neunzehnte Artikel der Verfassungs-Urkunde für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850 enthält die Bestimmung:

> „Die Einführung der Civilehe erfolgt nach Maßgabe eines besonderen Gesetzes, was auch die Führung der Civilstands-Register regelt."

Nach diesem Artikel wäre demnach auch für diejenigen Provinzen des preußischen Staates, in welchen die Civilehe noch nicht durch den

Code Napoléon zur Uebung gekommen ist, dieselbe in Aussicht gestellt, und nur über die Art und Weise ihrer Ausführung wären noch die näheren gesetzlichen Bestimmungen zu treffen.

Allerdings ist es der Liberalismus, von dem die Forderung einer Civilehe besonders hervorgehoben worden ist, und es läßt sich nicht verkennen, welche Gründe und Interessen er gerade hat, unter den übrigen Instituten des Staates seiner Construction und Anschauung auch die Civilehe nicht vermissen zu lassen; allein auf der anderen Seite ist zu untersuchen, ob nicht Zustände eintreten können, ja bereits eingetreten sind, in denen die Civilehe, wenn auch nur ausnahmsweise und für jetzt, ein kaum zu umgehendes Ausgleichungs-Mittel für sonst nicht zu lösende Widersprüche sein möchte. Viel wichtiger aber noch ist die Frage, was ist, von conservativer Seite aus, der ganz unberechtigten Forderung einer allgemeinen Einführung der Civilehe gegenüber zu stellen. Nur der „religionslose Staat“ kann dazu kommen, die Ehe auf solche Weise der bürgerlichen Obrigkeit in die Hände zu geben.

Welche Betheiligungen bei der Schließung der Ehe sind aber von den bürgerlichen und staatlichen Ordnungen nicht bloß zu dulden, sondern bei unseren sittlichen und socialen Zuständen wünschenswerth, ja, auf welche kann auch die Kirche ohne Besorgniß oder Eifersucht blicken, sie vielmehr als eine Hülfe und nothwendige Ergänzung ihrer eigenen Functionen bei der Schließung der Ehe mit Dank annehmen?

Von jeher ist es anerkannt worden, daß die Ehe nicht bloß eine religiöse, sondern eben so sehr und noch zuvor eine natürliche Seite hat. Sie ist das wunderbare Verhältniß, welches auf gleiche Weise Familie, Staat und Kirche berührt. Keine dieser drei Sphären, die das gesammte Leben der Menschheit bilden und umschließen, kann sich gleichgiltig gegen sie verhalten, jede derselben hat ihr, im vollkommen entwickelten Zustande der menschlichen Gesellschaft, ihre besondere Anerkennung und Berechtigung zu ertheilen, und wir werden nur dann die Ehe als in jeder Beziehung vollkommen und rechtmäßig vollzogen ansehen können, wenn sie durch die Sanction aller jener Sphären hindurch gegangen ist.

Nun findet es sich freilich im Laufe der Geschichte, auch selbst noch der christlichen Völker, daß bald die eine, bald die andere jener Lebenssphären bei der Schließung der Ehe zurückgedrängt, beeinträchtigt und nicht zu ihrem Rechte gekommen ist. Offenbar war es eine Beeinträchtigung der ersten aller Lebensordnungen, der Familie, ja jeder bürgerlichen Ordnung und sogar der Kirche selbst, wenn nach dem canonischen Rechte des Mittelalters auch eine solche Ehe schon als gültig und unantastbar angesehen wurde, die ohne Erlaubniß und Einwilligung der Eltern, ohne Anzeige bei irgend einer weltlichen Obrigkeit, ohne Zuziehung von irgend welchen Zeugen, ohne Anmeldung bei der Kirche, ohne Nachsuchung ihres Segens auf Nichts beruhte, als auf der Absicht zweier — selbst unmündiger — Personen, sich ehelich zu verbinden — nur

daß keine kirchlichen Hinderungsgründe vorhanden waren. Daß man dazu kam, selbst eine solche Ehe als gültig anzuerkennen, entsprang aus dem immer mehr und immer einseitiger sich ausbildenden Begriffe derselben als Sacrament, und zwar, indem man das Wesen dieses Sacramentes nicht in die kirchliche Segnung der Ehe versetzte, sondern in die Eheschließung durch die betheiligten Personen selbst. Sie selbst vollzogen durch ihre innere und gegen einander ausgesprochene Einwilligung das Sacrament, das als solches nun durch kein Mittel, weder der Kirche, noch des Staates, noch der Familie aufzulösen und als nicht geschehen zu erklären war, natürlich auch nicht durch die betreffenden Personen selbst. Hierdurch unterschied sich diese Ehe immer weit von allen Concubinaten. Allein wie läßt es sich verkennen, daß hier jener gegenseitigen Absicht zur Eingehung einer Ehe nicht eine sacramentliche, sondern eine magische Wirkung untergeschoben ist, daß Gottes Freiheit, der doch allein ein Sacrament macht, und der in Uebereinstimmung handelt mit allen seinen Ordnungen und Gesetzen, in eine Abhängigkeit von dem Willen von Personen gebracht ist, die das erste aller Gebote, welche auf die irdischen Verhältnisse sich beziehen: „du sollst Vater und Mutter ehren", leichtfertig übertreten. Man darf sagen, daß das heidnische römische Recht, welches umgekehrt die Ehe für völlig ungültig erklärte, welche von Personen, die unter väterlicher Gewalt standen, ohne Bewilligung des Vaters der Familie geschlossen war, mit den natürlichen und vernünftigen Ordnungen Gottes mehr in Uebereinstimmung stand, als das Eherecht der Kirche des Mittelalters. In der älteren Kirche war die Ansicht und der Gebrauch in Bezug auf die Ehe ein ganz anderer. Es wurde erwartet, daß jede Ehe zuvor bei dem Bischofe angemeldet wurde und daß sie die Billigung der Eltern habe. Bekanntlich hat nun auch das Tridentinische Concil, ohne im Geringsten jenen sacramentlichen Begriff der Ehe aufzuheben, doch die Uebelstände, die aus demselben für die bürgerliche und Familien-Ordnung entstanden, möglichst zu beseitigen und dadurch einen Hauptvorwurf und Beschwerdepunkt der Protestanten, „die heimlichen Ehen", hinwegzuräumen gesucht. Denn wenn es auch in seiner 24. Session, in dem Decret über die Reformation der Ehe damit anhebt, die heimlichen Ehen, die nur durch die freie Zustimmung der Betheiligten geschlossen wären, als vollkommen gültig anzuerkennen, und das Anathem über diejenigen ausspricht, die das Gegentheil behaupten oder die Meinung aufstellen würden, daß Ehen von Söhnen oder Töchtern, ohne Einwilligung der Eltern geschlossen, ungültig seien, oder daß die Eltern sie irgenwie zu gültigen oder ungültigen machen könnten, so bestimmte es dennoch, um dem Uebel zu begegnen, das sich gezeigt hätte, daß nämlich manche sich heimlich mit einer Frau verbunden hätten und nachher öffentlich mit einer zweiten, ohne daß die Kirche, „welche das Verborgene nicht richte", im Stande sei, diesen fortwährenden Ehebruch zu bestrafen — erstens, daß jede Ehe

vor ihrer Vollziehung dreimal an drei aufeinander folgenden Fest- oder Sonntagen von dem Pfarrer des Orts bekannt gemacht werden sollte, um rechtmäßige Einsprüche zu hören, und zweitens, was noch viel wichtiger ist, und selbst die Form des Sacraments wesentlich ändert, daß jene gegenseitige Einwilligung und Absicht, in der Ehe zu leben, nicht als gehörig festgestellt angesehen werden sollte, wenn sie nicht abgegeben wäre in der Gegenwart des zugehörigen Pfarrers und zweier oder dreier Zeugen. Die heimlichen Ehen, welche ohne Beobachtung dieser Vorschrift geschlossen wären, erklärt das Concil für ungültig und nichtig. So suchte sich dasselbe, ohne das Dogma antasten zu wollen, doch mit den Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft und der Familie möglichst in Uebereinstimmung zu setzen. Die Nothwendigkeit des Hinzutretens der kirchlichen Segnung, um das Sacrament der Ehe zu vollenden oder ihm den eigenthümlichen christlichen Charakter zu verleihen, behauptet übrigens die römisch-katholische Kirche auch jetzt noch nicht. Sie erwartet und setzt voraus, daß Jeder, der in der Gemeinschaft der Kirche steht, den Segen für seine Ehe von der Kirche begehren werde, und schreibt vor, daß dies vor dem zugehörigen Pfarrer geschehen solle, doch bleibt sie sonst bei dem schon von Thomas Aquinus ausgesprochenen Satze, daß die christliche Segnung nicht zur Nothwendigkeit, sondern nur zur Feierlichkeit des Sacramentes der Ehe gehöre. —

Merkwürdiger Weise berührt sich in dieser Beziehung die römisch-katholische Kirche mit derjenigen unter den protestantischen, die sonst in diametralem Gegensatze zu ihr steht, mit der schottischen. Diese letztere hat das canonische Eherecht des Mittelalters in sich aufgenommen mit dem Unterschiede, daß, während dort die Ehe wegen ihres sacramentlichen Charakters ganz vor das Forum der Kirche gezogen wurde, sie hier, weil man sie ihrer sacramentlichen Bedeutung ganz entkleidete, vielmehr vor das Forum der weltlichen Obrigkeit wies, als eine menschliche Angelegenheit. Darin stimmt nämlich die schottische Kirche mit der römischen überein, daß sie die Einwilligung der Eltern für die Gültigkeit der Ehe nicht für nothwendig hält. Dies kann um so weniger gerechtfertigt werden, wenn man die gegenseitige Verbindung der Eheschließenden selbst nicht mehr als ein Sacrament ansieht. Wie man dann dazu kommt, die natürlichen, durch alle Völker, die zu einiger sittlichen Bildung gelangt sind, herrschenden und durch Gottes Wort geheiligten Gesetze von der väterlichen oder elterlichen Gewalt über die Kinder und der Ehrfurcht, die diese jenen schulden, bei Seite zu setzen, ist nicht wohl zu erklären. Nach schottischem Gesetz nämlich ist weiter nichts nöthig, als daß die Personen, welche eine Ehe eingehen wollen, ihr Vorhaben vor einem Friedensrichter aussprechen und nachweisen, daß sie noch Beide unverheirathet sind und in keinem verbotenen Verwandtschafts-Grade zu einander stehen. Die Erklärung des Friedensrichters, daß dies geschehen, macht dann die Ehe unauflöslich und gültig gegen

alle Reclamationen der Eltern und vor allen Gerichtshöfen.*) Die kirchliche Segnung wird dem zufolge in der schottischen Kirche nicht als zum Wesen und Bestande der Ehe nothwendig, doch als ein Gebrauch angesehen, den kein Christ, der seine Ehe im Herrn anfangen will, unterlassen wollte. Uebrigens existirt gar keine liturgische Form der Segnung, diese ist ganz in die Willkür des Geistlichen gestellt, sie wird zu jeder beliebigen Tageszeit, oft auch spät Abends, und niemals in der Kirche, sondern entweder im Hause des Geistlichen oder der Braut oder sonst einem Privathause vollzogen.

In Schottland begegnen wir also zuerst wieder seit den christlichen Zeiten einer Civilehe, wenn wir diesen Namen einer Ehe geben wollen, welche die Erklärung ihrer Legitimität nicht von der kirchlichen, sondern von der weltlichen Obrigkeit erhält. Dasselbe geschah nun auch durch die Reformation in Holland. Auch in diesem reformirten Lande wurde die Eheschließung vor die weltliche Ortsobrigkeit gewiesen. Es wurde nichts weiter erfordert, als daß die Parteien sich vor der Obrigkeit über ihre Absicht erklärten.

Waren keine rechtlichen Ehe-Hindernisse vorhanden, so geschah die Einzeichnung in das betreffende Ehe-Register, und die Ehe war nun eine bürgerlich vollkommen legitime, die kirchliche Segnung blieb den Parteien überlassen. Es ist bemerkenswerth, daß selbst die römische Kirche dazu kam, solche in Holland geschlossene Civilehen anzuerkennen. Auf die Vorstellung hin, daß in diesem Lande die Beschlüsse des Tridentiner Concils nie der Vorschrift gemäß publicirt und der katholischen Pfarrer überhaupt dort nur wenige zu finden wären, fand sich Benedict XIV. veranlaßt, durch eine Bulle vom Jahre 1741 nicht nur die Ehen, die zwischen Reformirten selbst, sondern auch die gemischten Ehen, die zwischen Katholiken und Akatholiken daselbst vor der weltlichen Obrigkeit oder einem Geistlichen der Landeskirche eingegangen wären, nur mit einigen Gewissensbedingungen für den katholischen Theil, für gültig zu erklären.

Anders gestalteten sich die Angelegenheiten in den lutherischen Kirchen Deutschlands. Wenn man auch die Ehe nicht mehr als ein Sacrament betrachtete, so sah man sie doch nach einigen Schwankungen als eine Sache an, die der Kirche zukäme. Diese habe nach der heiligen Schrift die Grundsätze für die Eheschließung sowohl, wie für die Ehescheidung aufzustellen und sie auf die vorkommenden Fälle anzuwenden. Da man nun eine so wichtige Angelegen-

*) Bekanntlich hat man dies in England benutzt zu den berüchtigten Gretna-Green-Trauungen. Gretna-Green ist nämlich ein Flecken auf der schottisch-englischen Grenze, wo das Friedensrichter-Amt von einem Grobschmied ausgeübt wird. Hierher begeben sich von England aus die, welche ohne elterliche Erlaubniß sich verheirathen wollen. Gelang es ihnen, Gretna-Green zu erreichen und durch die schnelle Verhandlung vor dem Friedensrichter verbunden zu werden, so war ihre Ehe auch vor englischen Gesetzen nicht mehr anzufechten, da diese eine Ehe, die in einem anderen Lande nach den dort geltenden Gesetzen geschlossen ist, als gültig anerkennen. In neueren Zeiten sollte diesem Uebel durch eine Parlaments-Acte abgeholfen werden.

heit nicht den einzelnen Pfarrern selbstständig überlassen konnte, so wurde man, in Ermangelung der Bischöfe und ihrer Capitel, zur Errichtung einer neuen höheren Instanz der Kirche gedrängt. Bekanntlich verdanken die Consistorien in den lutherischen Ländern ihre Entstehung besonders den Ehesachen. Diese bestimmten nach der heiligen Schrift die Hinderungsgründe, z. B. die verbotenen Verwandtschaftsgrade u. dgl., sie setzten fest, in welchen Fällen die Scheidung auf Grund der Schrift erlaubt wäre, und sprachen danach ihre Urtheile. So bildete sich dem canonischen Rechte der römischen Kirche gegenüber ein Eherecht der lutherischen Kirche aus, das unangefochten fortbestand, bis mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine andere, dem bis dahin vorherrschenden religiösen Geiste fremde und feindliche Zeit eintrat, aus deren Schooße neue Gesetzgebungen hervorgingen und neue Verhältnisse sich entwickelten. Oesterreich, Preußen und Frankreich, die, dem Zuge der Zeitströmung folgend, ihren Rechtszustand derselben gemäß umzugestalten suchten, bilden in Bezug auf die Ehe-Gesetzgebung eine Art von Entwickelungsreihe. Das österreichische Ehegesetz aus der Josephinischen Zeit steht, wenn es auch schon die Bahn einschlägt, das Recht der Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit in Ehesachen dem Staate zuzueignen, doch dem Inhalte der Gesetze nach noch in vollkommener Einheit mit der Kirche. Nur in unwesentlichen, von der Kirche selbst bei der Eheschließung nicht für unbedingt nothwendig erklärten Stücken nimmt der Staat das Recht in Anspruch, die Diener der Kirche zur Einsegnung oder Dispensation allenfalls zu zwingen. Auf ganz anderem Standpunkte befindet sich die preußische Gesetzgebung des Landrechts. Hier herrscht eine völlige Trennung des Staates von der Kirche in Bezug auf die Ehe-Gesetzgebung. Ohne auf die Gründe zu achten, welche die Kirche für die Eheschließung oder Ehescheidung aus der heiligen Schrift herleitete, ist seine Rechts- und Erkenntniß-Quelle für die Ehe lediglich das, was damals als Vernunft oder Humanität angesehen wurde, daraus, nicht aus irgend einem objectiven, göttlichen, geoffenbarten Gesetz schöpft es seine Bestimmungen, die von den Erklärungen des göttlichen Wortes und von dem Eherechte, das die lutherische Kirche daraus entwickelt hatte, abweichen. Der Widerspruch bei dieser Gesetzgebung ist nun aber der, daß trotz dieses Gegensatzes, in den der Staat durch seine Gesetzgebung über die Ehe mit der der Kirche trat, er dennoch die Segnung der Ehe durch die Diener der Kirche, deren Gesetze er umstieß, für eine Nothwendigkeit erklärte, die Kirche also nöthigte, ihre Sanction auch auf Ehen zu drücken, die ganz wider ihr Recht geschlossen wurden. Daß der Staat dennoch nach kurzem und ohnmächtigem Widerstande der Consistorien, die darüber selbst für eine Zeit zu Grabe getragen wurden, sein Recht durchsetzte und zu allgemeiner Uebung und Anerkennung brachte, mag als ein Zeichen von dem traurigen Zustande, in dem sich damals die Kirche befand und seither befunden hat, gelten.

Von jenem Widerspruche nun, der sich in der preußischen Ehe-Gesetzgebung des Landrechts findet, hat sich das französische Ehegesetz schon der Revolutionszeit und dann des Code Napoléon frei gemacht; es kann als die Spitze dieser Entwickelungsreihe angesehen werden, es hat einen in sich klaren Standpunkt gewonnen, es entläßt die Kirche gänzlich, es zwingt sie zu keiner ihr widerstrebenden Betheiligung, es behandelt die Ehe nur als einen bürgerlichen Act, es führt die Civilehe, doch in einer Art und Weise ein, die sich von der älteren, in Schottland und Holland gebräuchlichen, nach Form und Princip wesentlich unterscheidet.

Vergleichung der Finanzen Oesterreichs und Preußens.

IV.

Bei den Ausgaben angelangt, beobachten wir gleichfalls die Reihefolge der Capitel in der österreichischen Darstellung. Behufs größerer Uebersichtlichkeit sind jedoch einzelne Beträge dahin versetzt, wohin sie diesseitigem Brauche nach gehören, so z. B. die Akademie der Wissenschaften und eine landwirthschaftliche Lehr-Anstalt vom Ministerium des Innern zu denen des Cultus und Ackerbaues.

1) Hofstaat Sr. K. K. Apostolischen Majestät 4,499,208 Thaler. Dem entspricht auf preußischer Seite der Revenuen-Antheil des Kron-Fideicommiß-Fonds mit 2,573,099.

2) Cabinets-Kanzlei Sr. M. 26,648, in Preußen das Geheime Civil-Cabinet 18,750 Thlr.

3) Minister-Conferenz 21,005 Thlr. Diesseits: Bureau des Staats-Ministeriums 40,125, Staats-Secretariat 11,300 Thlr.

4) Reichsrath und Archiv 120,284 Thlr. Wir haben keinen Reichsrath, und der Staatsrath kostet nichts, weshalb bloß die Archive mit 22,382 aufzuführen sind.

5) Ministerium des Aeußern 1,476,628; das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bedarf (nach Abzug des Beitrags für die Bundes-Festungen, welcher in Oesterreich beim Kriegs-Ministerium verrechnet wird) 818,740 Thlr.

6) Ministerium des Innern:

Central-Leitung 325,666 und 110,956 Thlr., wovon 20,500 auf einen Bau am Ministerial-Gebäude fallen.

Geologische Reichs-Anstalt 22,376 Thlr., welche bei uns nicht existirt. Dagegen sind aufzuführen: Statistisches Bureau 12,865, Meteorologisches Institut 3300, Kalender-Verwaltung 1947 Thlr.

Politische Verwaltung 9,507,174, in Preußen: Ober-Präsidien und Regierungen 1,783,238, Landraths-Aemter und Districts-Commissarien 836,581 Thlr.

Straf-Anstalten 2,131,507 und 1,865,093 Thlr.

Wohlthätigkeits-Anstalten und öffentliche Unterstützungen 327,428. Diesseits für Wohlthätigkeits-Zwecke 206,032, zur Begründung von Damenstiftern 10,173. Außerdem ist ein Dispositions-Fonds zu Gnadenbewilligungen von 400,000 Thlrn. ausgeworfen. Zusammen 616,205, d. i. ziemlich das Dreifache obiger Summe.

Landstände 51,836. Den Aufwand für unsre Provinzialstände tragen, wie bekannt, die Provinzen unmittelbar; die beiden Häuser des Landtags sind zu 279,769 Thlr. veranschlagt, wovon 40,000 extraordinair zur Erweiterung der Localien.

Hauptsumme des sechsten Capitels 15,355,997 und 5,509,981 Thaler, d. h. $7_{,84}$ und $4_{,03}$ Procent der regelmäßigen Gesammt-Ausgabe.

7) Finanz-Ministerium:

Central-Leitung 760,124, beziehentlich 160,770 Thlr.

Finanz-Directionen und Procuraturen 3,769,859, Haupt- und Länder-Kassen 541,414, Steuerämter und Inspectionen 2,993,884, andere Finanzbehörden 443,180, Finanzwache 4,630,276, in Summa 12,378,613 Thlr. — Preußischer Seits: Erhebungskosten der directen Steuern mit Einschluß der Kreiskassen 1,075,343, Provinzial-Steuer-Directionen und sämmtlichen Erhebungs-Personals 3,560,267, sonstiger Aufwand (einschließlich 50,000 extraordinair) 394,900. Zusammen 5,030,510.

Kataster- und Grundsteuer-Provisorien 1,564,309. Dieser Summe stehen in Preußen augenblicklich nur 187,802 Thlr. Kosten der Grundsteuer-Veranlagung nach dem Gesetz vom 24. Februar 1850 gegenüber, doch werden sie bald genug lavinenartig wachsen.

Geldtransport-Auslagen 7634; Papiergeld-Erzeugung und Einlösung 3726; diesseits Kosten der unverzinslichen Schuld 6000 Thlr.

Verzehrungssteuer-Entschädigungen 483,555 Thlr.

Pensionen und Quiescenten-Gehalte der zu keinem der bestehenden Verwaltungszweige gehörenden Individuen 367,258 Thlr. — Ihnen sind gegenüberzustellen: Pensionen für Civil-Beamtete 1,604,000, desgleichen für Wittwen und Waisen von Civil-Beamteten, sowie Unterstützungen 157,585, Wartegelder für Civil-Beamtete 64,407 Pensions-Aussterbe-Fonds 530,000, zusammen 2,355,992 Thlr.

Aequivalente und receßmäßige Abfuhren, Patronats-Auslagen, Zahlungen an fremde Regierungen und verschiedene andere Auslagen 1,564,401 Thlr., lassen sich nicht füglich mit Posten des preußischen Etats vergleichen.

8) Justiz-Ministerium:

Central-Leitung, Oberster Gerichts- und Cassations-Hof 400,325,

Justiz-Verwaltung in den Kronländern 9,774,772, zusammen 10,244,097 Thaler. — In Preußen: Ministerium 99,070, Ober-Tribunal 186,736, Ober- und Unter-Gerichte 8,134,119, Justiz-Exam-Comm. 8038, Criminalkosten und baare Auslagen in Parteisachen 2,284,328, Umzugs- und Reisekosten 15,000, Neubauten und Unterhaltung der Gerichts-Locale und Gefängnisse 440,000, Hauptsumme 11,167,292 Thlr.

Für Oesterreich beträgt daher der Justiz-Aufwand beinahe fünf, für Preußen über neun Procent der regelmäßigen Ausgaben.

9) Ministerium des Cultus und Unterrichts.

Central-Leitung 166,975 resp. 109,150 Thlr.

Religions-Anstalten 1,417,930, in Preußen: evangelischer Cultus, mit Einschluß des Ober-Kirchenraths und der Consistorien 256,922, katholischer Cultus 723,315.

Stiftungen und Beiträge für Schul-, Erziehungs- und fromme Anstalten 359,334. Diesseits: zur Verbesserung der Lage des geistlichen und Lehrstandes 219,978. Zum Bau des Kölner Doms und einer katholischen Kirche in Berlin 60,000, Kirchen und Schulgebäude 450,762, Taubstummen- und Blinden-Anstalten 13,536, Waisenhäuser und Wohlthätigkeits-Anstalten 77,160, Zuschüsse für Kranken- und Irrenhäuser 77,162, sechster Jahresbeitrag für die oberschlesischen Typhus-Waisen 50,000 Thlr.

Studien-Anstalten 1,045,084 Thlr. gegen 478,994, welche die sechs Universitäten des preußischen Staates nebst der theologischen Akademie zu Münster erhalten. (Ihre Einnahme aus eignen Mitteln beträgt 251,728).

Schul-Inspectoren 102,007, Schul-Anstalten 350,659 Thlr. In Preußen: Schul-Collegien 113,428, Gymnasien, Realschulen 356,581, Schullehrer-Seminare 175,837, Elementar-Unterricht 205,532, verschiedene Ausgaben 71,714.

Akademie der Wissenschaften in Wien 43,553, Akademieen der Wissenschaften im lombardisch-venetianischen Königreiche 17,464, Akademieen der bildenden Künste 78,458 Thlr. — Akademie der Wissenschaften in Berlin 20,743, Akademie der Künste ebendaselbst 32,367, Kunst-Akademieen zu Königsberg und Düsseldorf 12,260, Berliner Museen 49,085, Bau des neuen Museums 50,000; Berliner Bibliothek 24,080, sonstige Kunst- und wissenschaftliche Institute 46,810.

Es ist undenkbar, daß die österreichische Regierung gar keine Ausgaben für das Sanitäts-Wesen mache, obgleich dieselben in der Rechnung nicht aufzufinden sind. Preußen verwendet auf die Medicinal-Collegien, Kreis-Physiker, Chirurgen, Thierärzte 165,805, für Hebammen-Institute, die Thierarznei-Schule, sonstige sanitäts-polizeiliche und unvorhergesehene Ausgaben 81,966 Thlr. Hauptsumme dieses Capitels in Oesterreich 3,537,920, in Preußen 4,123,119 Thlr. oder ungefähr $1_{,78}$ beziehungsweise $3_{,46}$ pCt. der Gesammt-Ausgabe.

10) Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten:

Central-Leitung 512,688, in Preußen Ministerium, technische Bau- und Gewerbe-Deputation 155,943 Thlr.

Central-Seebehörde, Consulate und Hafenämter 526,712, Baubehörden und Hauserfordernisse 1,279,118. In Preußen: Bautechnisches Personal, Hafen- und Schifffahrts-Beamtete 559,097 Thlr. (der Aufwand für die Consulate wird beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verrechnet.)

Straßenbau 6,922,594, Wasserbau 2,217,173. Der preußische Voranschlag besagt: Unterhaltung der Chausseen 2,230,225, Neubauten 1,420,000, Unterhaltung der Wasserwerke, unchaussirten Wege u. s. w. 1,097,897, Land- und Wasser-Neubauten, öffentliche Arbeiten 1,000,000, Schutzarbeiten für den Nieder-Oderbruch 100,000 Thlr.

Subvention für den österreichischen Lloyd 500,000, denen man diesseits gegenüber stellen kann: Förderung allgemeiner gewerblicher und Handelszwecke 170,300 Thlr. — Zuschuß für die Bau-Akademie 8860, Potsdamer Immediat-Bauten 20,000.

11) Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten:

Das früher bestehende „Ministerium für Landescultur und Bergwesen" ist im Jahre 1853 weggefallen, seine Geschäfte werden bei den Ministerien des Innern und der Finanzen versehen. Davon sind hier aufzuführen:

Höhere landwirthschaftliche Lehranstalt zu Ungarisch Altenburg 7066, Monten- und Forst-Lehranstalten 37,848, Landescultur 11,885, Grundentlastungs-Commissionen 176,026 Thlr. — In Preußen sind veranschlagt für das Ministerium 41,399, Revisions-Collegium 24,500, Auseinandersetzungs-Behörden 1,120,764, Rentenbanken 130,489, Landes-Oeconomie-Collegium 11,975, Förderung der Landcultur, Preisaufgaben, Lehranstalten 112,528, Daichwesen 139,916, Meliorationen, Deichbauten, Waldcultur 196,000, Gestüt-Verwaltung 501,918, Förderung der Pferdezucht 24,200 Thlr.

12) Armee-Ober-Commando:

Armee-Auslagen im Inlande 73,777,020, worunter nothwendig der sonst nirgend erwähnte Aufwand für die Marine mit begriffen sein muß. Aufwand der Truppen in den deutschen Bundes-Festungen 1,213,333, Beitrag zum Bau und zur Erhaltung der deutschen Bundes-Festungen 534,888, Militair-Pensionen und Provisionen von Camerale 688,568 Thlr.

Befleißigt man sich bei Darlegung des preußischen Kriegsbudgets derselben summarischen Kürze wie vorstehend, so erscheinen folgende Summen: Land-Armee, Festungen u. s. w. 25,432,046, Marine 1,394,531,

Beitrag zum Bau und zur Unterhaltung der Bundes-Festungen 161,726, Militair-Pensionen und Inactivitäts-Gehalt 3,248,355 Thlr.

Gesammtbetrag dieses Capitels in Oesterreich 76,213,810, in Preußen 30,146,657 Thlr. das heißt dort über $37_{,88}$, hier $25_{,36}$ pCt. aller Staatsausgaben. Dabei ist zu bemerken, daß der preußischen Regierung jeder einzelne Posten des Budgets mehr kostet als der österreichischen, und daß namentlich für unsere Invaliden ungleich besser gesorgt wird.

13) Oberste Polizei-Behörden:

Central-Leitung und außerordentliche Dienstes-Auslagen 444,380, öffentliche Sicherheit 2,052,666, Gensd'armerie 4,472,080, zusammen 6,969,127 Thlr. — Diesseits: Polizei 846,816 (einschließlich 80,000 „für höhere Zwecke"), Gensd'armerie 761,014, zusammen 1,607,830. Außerdem Pensionen für dienstunfähige Offiziere und Mannschaften derselben 162,589 Thlr. — Es sollen bei uns Manche geglaubt haben, daß hinsichts der Polizei des Guten etwas zu viel geschehe; sie können nun ausrechnen, daß in den K. K. Staaten jeder Unterthan nahe an 5 Sgr. 4 Pf., in Preußen aber nur 2 Sgr. 9 Pf. zu überwachen kostet.

14) Controll-Behörden:

Central-Behörde und Central-Buchhaltungen 1,259,237, Staats-Buchhaltungen in den Kronländern 1,238,228, zusammen 2,497,465 Thaler. In Preußen ist nur die Ober-Rechnungskammer mit 115,005 Thalern anzuführen, da die Kosten der Calculatur bei den Ministerien wie bei den Provinzial-Behörden schon in den Etats derselben enthalten sind.

15) Erforderniß der Staatsschuld:

Zinsen 43,221,531, Gewinne der Lotterie-Anleihen 1,631,201, Dotation des Tilgungs-Fonds nach Abschlag der zu Obligations-Ankäufen verwendeten Beträge 1,361,490, Zinsen von den im Besitz desselben befindlichen Staats-Effecten 5,390,799, Summa 51,665,021 Thlr.

In Preußen sind erforderlich 8,360,168 für Zinsen, 4,205,562 für regelmäßige Tilgung, zusammen 12,565,720 Thlr. oder 10½ Procent aller Ausgaben, während die österreichische Regierung 25⁷⁄₁₀ Procent derselben darauf verwenden muß.

Ueberdies begegnet man noch anderen Passiven, z. B. jenseits 1,522,277 Thlr. Laudemial-Entschädigungen. Ebenso ist das Capitel im preußischen Etat vertreten: Renten und Entschädigungen für aufgehobene Rechte und Nutzungen 329,263, sonstige Renten 305,512, Staatszuschuß zur Verzinsung und Tilgung von Provinzial- und Communal-Schulden 22,134, Zuschuß an die Civil-Wittwenkasse 653,800, Ablösung von Passiv-Renten 50,000 Thlr.

Wir brechen ab, weil es nicht darauf ankommen kann, für jeden einzelnen Ansatz des preußischen Staatshaushalts-Etats den entsprechenden in der österreichischen Rechnung aufzusuchen. Dies wäre zum Theil

unmöglich, zum Theil unnütz, da außer den Hauptsummen auch die bedeutenderen Capitel mitgetheilt worden sind. Dagegen wolle man einige Schlußbemerkungen gestatten.

V.

Oesterreich hat seit dem Jahre 1848 einige Abgaben erhöht — die Grundsteuer sogar um ein Drittheil, und überdies das Königreich Ungarn mit mehr als zehn Millionen Einwohnern den Steuern und Monopolen der übrigen Kronländer unterworfen. Demnach betrugen die regelmäßigen Einnahmen im verflossenen Jahre 172,339,276 gegen 107,825,434 Thlr. im Jahre 1847. Damals lieferten die directen Steuern 31,981,956, jetzt ertrugen sie 58,602,879, während die indirecten (einschließlich Salz, Tabak u. s. w.), ungeachtet der Milderungen des Grenzzolls, von 62,676,928 auf 92,460,512 Thlr. gestiegen sind.

Indeß auch die Ausgaben sind von 139,427,334 auf 200,583,779 angeschwollen, d. h. die gewöhnlichen der Friedenszeit. Der gesammte Mehraufwand für die Truppenmassen, welche an der Ostgrenze vereinigt waren, oder die Moldau und Walachei besetzten, ist, wie der Leser sich erinnert, nicht darin einbegriffen. Also schon im Frieden ein Ausfall von 28,244,503 Thlr., der mit Nothwendigkeit durch erhöhete Zinszahlungen jährlich wachsen muß. Dabei ein bedeutender Theil der Domainen und Eisenbahnen verkauft, die italienischen Schienenwege der Veräußerung nahe, Bergwerke und Staatsfabriken für jetzt ohne Ertrag, sondern eines Zuschusses bedürftig. Mithin ist alles Heil allein von dem höheren Ertrage der Steuern zu erwarten, die jetzt über 87 Procent der Gesammt-Einnahme liefern.

Man wird zugeben, daß der österreichische Finanz-Minister ein großes Vertrauen zur eigenen Leistungs-Fähigkeit und der des Landes haben müsse, um nicht an der Zukunft zu verzweifeln. Jenes erkennen wir gern als begründet an, und hoffen auch das andere bewährt zu sehen, obgleich die immer wiederholten Phrasen von der Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel Oesterreichs nachgerade langweilig werden. Sollte ein schwarzgelber Publicist hierin eine Mißachtung seines Paniers wittern, so befindet er sich in großem Irrthum, — wir sind entfernt von jedem Uebermuth und hätten auch wenig Grund dazu.

Wahrlich, auch der Finanz-Minister Preußens, und in Folge dessen die Masse der Steuerpflichtigen ist nicht auf Rosen gebettet! Zweihundert siebenzehn Millionen verzinslicher Schuld, ein Budget von hundert und achtzehn Millionen, welches nur durch Steuer-Zuschläge im Gleichgewicht erhalten wird, und dabei die Aussicht auf 30,598,000 Thaler neue Anleihen. — Oesterreich, früher schon finanziell erschüttert, dann zwischen 1831—1848 wiederum fast regelmäßig mit einem Deficit abschließend, konnte in neuerer Zeit unerhörten Anstrengungen nicht ausweichen. Preußen, im Jahre 1847 mit einem Budget von nicht

vollen 85 Millionen, und etwa 134 Millionen verzinslicher Schuld, hat binnen acht Jahren auf dem Wege des Constitutionalismus den Standpunkt von heute erreicht. Diesen Umstand sollten die Mitglieder des Landtags nicht aus den Augen verlieren, vielleicht sogar in Erwägung ziehen, wohin der bisherige Gang führen müsse. Zum finanziellen Heil gewiß nicht!

Jeder Steuerpflichtige empfindet, daß seine Last bedeutend gestiegen ist. Ueberdies begreifen die Einsichtigeren, daß es einer durch Stände nicht beschränkten Regierung platterdings unmöglich gewesen wäre, binnen acht Jahren das Budget um vier und dreißig Millionen, d. h. vierzig Procent hinaufzuschrauben. Dadurch wird aber die Bevölkerung viel stärker berührt als durch anderweite Gesetze, und namentlich der kleine Mann leidet unter dem Steuerdruck ungleich mehr als der Wohlhabendere oder Reiche.

Dessen eingedenk zu sein, fordert nicht allein die Pflicht des Landtags, sondern auch sein wohlverstandenes Interesse. Bereits ist die Theilnahme an seiner Thätigkeit auf ein geringstes Maß gesunken, und muß gänzlich verschwinden, oder vielmehr in Widerwillen übergehn, wenn die Behandlung finanzieller Angelegenheiten dem bisher eingehaltenen Geleise auch ferner folgt. Anfänge des Besseren sind allerdings bemerkbar — jedoch nur im Herrenhause. Gerade die Erwählten des Volkes verhalten sich dem dringendsten Bedürfniß desselben gegenüber fortwährend so passiv wie früher, was uns der conservativen Partei wegen wahrhaft leid thut.

Groß-Görschen. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Koeppen. Berlin, 1856. Mittler.

Herr v. Koeppen ist kein Fremder für die Leser der „Berliner Revue“ — das vorliegende neue Gedicht ist die Fortsetzung eines großen poetischen Werkes, an welches der Dichter nicht nur seine beste Kraft, sondern voraussichtlich einen großen Theil seines Lebens zu setzen entschlossen scheint. Die Epopöe Preußischen Waffenruhms, die Herr v. Koeppen zu singen begonnen, heißt auf dem Titel „die Freiheitskriege“. Uns wäre der Titel „die Befreiungskriege“ lieber gewesen; einmal ist der letztere Name richtiger und bezeichnender und überhaupt des Mißbrauchs mit dem Worte Freiheit genug in der Welt, dann aber sagt Cardinal Fleury so schön: „Die Heiden starben nur für die Freiheit, die Christen aber sterben für die Religion!“ Das aber thaten die Helden und die Streiter der Befreiungskriege, ja, die Religion

ist so recht eigentlich der leitende Grundgedanke jener Bewegung, und nicht umsonst verwarf Friedrich Wilhelm III. das schier spartanische, von Hippel vorgeschlagene Landwehr-Motto: Wehrlos — ehrlos! und setzte dafür: Mit Gott für König und Vaterland! Welcher Segen aber in der Wahl dieses Wahlspruchs gewesen, das haben nicht nur die damaligen, sondern viel spätere, nicht längst erst vergangene Zeiten bewiesen. Also deshalb wäre uns „Befreiungskriege" lieber gewesen, doch wir wollen nicht um den Titel hadern mit dem Dichter.

Vor Jahresfrist etwa erschien der erste Gesang dieser Epopöe, betitelt: „Preußens Erhebung", und nun nach so langen Monden folgt dieser zweite, „Groß-Görschen", jeder ein Gedicht für sich, jeder ein Buch beinahe. Man kann daraus einen Schluß machen auf die Größe der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt. Das vorliegende Gedicht schließt sich dem ersten nicht nur würdig an, sondern es verräth auch einen entschiedenen Fortschritt, der Dichter ist nicht umsonst ein Jahr älter geworden, und wir glauben, daß Herr v. Koeppen der Dichter ist, welcher die Bestimmung hat, das eigenthümliche Genre der poetischen Schlachtbeschreibung auszubilden und zu vervollkommnen. Der Erfinder dieses Genre's, das in neuester Zeit vielfach beliebt worden und große Anerkennung gefunden hat, ist Chr. Friedr. Scherenberg, der es durch sein Heldenlied von Waterloo, dann durch die beiden Episoden aus seinem Epos vom großen Friedrich: Leuthen und ein Ziethenritt und endlich durch Abukir gewissermaßen der Nation aufgezwungen hat. Aufgezwungen, sagen wir, nicht um den Dichter und seine Dichtungen herabzusetzen, sondern um damit ihr eigenthümlichstes Wesen zu treffen. Das Auge gewöhnt sich schwer an die colossalen Dimensionen dieser riesigen Schlachtgemälde, man muß scharf hinsehen, um die Schönheiten und Herrlichkeiten zu erkennen in diesem Gewimmel von Farben, in diesem Chaos von Figuren, man muß das Riesenbild in allen seinen Theilen erst kennen, bevor man den vollen Genuß von demselben haben kann. So ist es uns und Vielen mit Scherenberg's Dichtungen gegangen, bei dem ersten Lesen, bei dem ersten Anhören derselben fesselten und entzückten uns nur Einzelnheiten, eben so viele aber stießen uns ab, machten uns verlegen, spät erst fanden wir den ganzen Scherenberg, empfanden die ganze Vollgewalt seiner Schöpfung. Solche Gedichte aber munden nicht Jedermann, es sind recht unbequeme Gäste anfänglich, die Bequemlichkeit des Denkens, mit der man jetzt gewöhnlich Mittags nach Tisch an die Poesie geht, findet ihre Rechnung nicht bei diesem Genre, und darum sagten wir, daß es der Dichter der Nation aufzwinge, daß es ihm aber gelungen ist, daß er ihr es wirklich aufgezwungen hat, das ist ein neuer Beweis von der Gewaltigkeit seiner Begabung.

Natürlich hat Scherenberg Nachahmer gefunden, genannte und ungenannte, glückliche und unglückliche, Herr von Koeppen ist unseres

Erachtens der glücklichste Nachahmer Scherenberg's. Das soll sein Verdienst nicht verkleinern, denn es ist eine Ehre, nachzustreben den Vorgängern in Allem, was löblich ist und groß; auch war Herr von Koeppen sehr selbstständig nach gewissen Seiten hin schon in seinem ersten Gesange: „Preußens Erhebung", und mit großer Freude erkennen wir an, daß er es in dem vorliegenden Gesange überall mehr geworden ist. Die ungefügen, oft geradezu falschen Satzbildungen, die wir auch bei Scherenberg nicht billigen, aber dem titanenhaften Wurf verzeihen, werden schon sehr selten, die gezwungenen Wortbildungen sind bis auf wenige ausgemerzt, und der Artikel ist doch nicht mehr so ganz mit der souverainen Verachtung behandelt, die ihm Scherenberg gewidmet zu haben scheint. Ueber den Versbau urtheilen wir milder, das Sujet verlangt gebieterisch größere Freiheit; wenn wir indessen bei Scherenberg wie bei von Koeppen über manche schier unbegreifliche Versmessung hinwegsehen und uns manchen schlimmen Reim gefallen lassen, so giebt es doch Dinge, über die man kaum hinaus kann (wie z. B. über den Reim Feldherrnsorg' und York), und überhaupt ist der Wunsch nach einiger Besserung auf diesem Felde gewiß nicht ganz unberechtigt. Abgesehen von einzelnen prosaischen Stellen erscheinen uns in dem vorliegenden Gedicht vollständig mißlungen die heiter sein sollenden Episoden, namentlich wenn in demselben Patois gesprochen wird, sie unterbrechen den ehernen Heldengang des Gedichtes auf eine geradezu das Gefühl verletzende Weise. Die Berliner Spießbürger sind schon schlimm, schlimmer noch einzelne sonst gewiß recht wackere Krieger im Bivouac, empörend aber ist die Backofengeschichte mitten in der furchtbaren Blutarbeit. Wir zweifeln nicht, daß solche Dinge vorkommen im Kriege, aber im Kriegsgesange dürfen sie nicht vorkommen. Bei Scherenberg kommen solche Episoden auch vor, aber hier zeigt sich die Schwäche des Nachahmers; es ist schlechter Geschmack, wenn man dergleichen Dinge bei Scherenberg als Glanzpunkte hervorhebt, das ist geschehen, z. B. mit der bekannten Zwiebacksmühle in Abukir, aber was bei Scherenberg allenfalls passirt, ist bei v. Koeppen geradezu unerträglich. Fort mit diesen Episoden, selbst mit den ernstern, selbst mit den schönen, wie z. B. die des Verwundeten ist, dem seine Kameraden den Degen suchen müssen, sie halten das Gedicht auf, unterbrechen den Donnergang der Schlacht und erscheinen winzig klein und geschmacklos an ihrer Stelle, während sie sonst oft ein schönes Gedicht für sich bilden würden.

Dagegen müssen wir unsern Dichter in Schutz nehmen gegen einen Vorwurf, den man ihm schon gemacht hat, den man ihm gewiß fürder machen wird, aber mit Unrecht. Man wird ihm Anklänge an Scherenberg vorwerfen, übler Wille wird Plagiate daraus machen, es liegt das ja in der Zeit. Man hat aber sehr Unrecht, denn erstlich ist der alte Spruch: Les beaux esprits se rencontrent, keine leere Phrase, und dann führt hier das Sujet diese sogenannten Anklänge mit sich.

Es ist der Donner der Geschütze und der jubelnde Hurrahruf der anpreschenden Reiter, der durch alle Schlachtschilderungen klingen muß; in jedem Gedicht, welches mit: Gewehr zur Attacke rechts! vorgeht, rauscht die Fahne über dem Taktschritt der Colonnen, in das Klirren der Säbel mischt sich das Pfeifen der Kugeln, das Röcheln der Verwundeten, das leise Gebet der Sterbenden, der hallende Donner des Commando's, das Krachen der Salven und endlich das Victoriarufen der Sieger — das Alles ist jeder Schlacht und jedem Schlachtgemälde eigen, und darum halten wir es für unrecht, v. Koeppen in Bezug darauf Anklänge an Scherenberg vorzuwerfen.

Wir haben oben angedeutet, daß wir von unserm Dichter die Vervollkommnung des Genre's erwarteten, das Scherenberg gefunden. Von Scherenberg selbst erwarten wir sie nicht, denn bei ihm ist das Schlachtgemälde nur Medium, nicht Hauptsache, Scherenberg bekümmert sich in seinem großen Liede vom einzigen Friedrich nur in so weit um Schlachten, als sie seinen Helden angehen, ganze Partieen seines Epos haben nichts auf dem Schlachtfelde zu suchen, wie z. B. die, welche zunächst in die Oeffentlichkeit gelangen wird, das Jugendleben des großen Königs in Rheinsberg behandelt. v. Koeppen aber verspricht uns eine Reihe von Schlachtgemälden, und er ist auch weit mehr geeignet, das specielle Genre auszubilden. Er hat lange nicht so viel von dem, was bei Scherenberg zu überwinden ist, er ist viel leichter als sein Vorgänger auf diesem Gebiet, er ist übersichtlicher, systematischer könnte man sagen, und das sind unschätzbare Eigenschaften für den, der ein solches Genre weiter ausbilden will. Die Zeit wird lehren, wie weit der Dichter unsere Voraussetzungen wahr macht.

Im Einzelnen haben wir in dem vorliegenden Gedicht viel weniger zu tadeln als im ersten Gesang, Einiges aber möge hier doch seinen Platz finden. In der schönen, schwungvollen Dedication an des Königs Majestät steht „Herzeblut“ für „Herzblut“, das klingt abscheulich; bei „des Märzen's“ statt „des Märzen“ ist ein übelklingendes „'s“ ganz unnöthig aufgesetzt; „silbergestickte Generale“ sind sehr gewagt, „silberbestickt“ wäre leichter, aber die napoleonischen Generale trugen Goldstickerei; die „schwebelnden Gestalten“ sind unedel, es hätte sich wohl leicht ein besseres Epitheton gefunden; „auseinand“ für „auseinander“ ist geradezu unzulässig; den alten Barbarossa hätte der Dichter doch nun auch endlich in seinem Berge liegen lassen können. Daß doch jeder Dichter die Pflicht zu haben scheint, den alten Kaiser zu wecken! Sätze wie „der Schlaf mit wehendem Flügel weht ihre Wimpern zu“ kommen öfter vor, uns scheint die Wiederholung der Handlung, die das Epitheton ausdrückt, im Verbum weder poetisch noch sprachlich richtig.

Diesen kleinen Ausstellungen gegenüber aber fühlen wir uns auch verbunden, auf eine Anzahl von außerordentlich schönen Stellen aufmerksam zu machen, wo es dem Dichter glänzend gelungen ist, entweder mit

einigen Kraftworten einen Charakter oder ein Gefühl zu zeichnen, oder mit, wenigen Versen eine Situation zu malen. Als solche Perlen vom reinsten Wasser betrachten wir z. B. Seite 2., wo Napoleon sagt:

Was ist der Thron? ein Schemel, beklebt mit rothem Tuch,
Das Glück ist seine Weihe, das Unglück ist sein Fluch!

Napoleon's Thron war freilich nichts weiter. Seite 5. heißt Eugen von Beauharnais ebenso treffend: „ein hohes Muster altfränkischen Ritterthums", wie Seite 12. Kutusow-Smolenskoi der „lorbeersatte Greis". Seite 18. heißt's von York sehr schön:

Der noch im Doppelkampfe sein Recht zu wahren wußt,
Er bot die Stirn dem Franken, dem Russen seine Brust.

Und von demselben Seite 23.:

Der Mann, deß Wille Eisen, deß Wort ein Felsenriff.

Wie mächtig klingt's.:

Das sahen hocherfreuet die preußischen Helden all',
Da sie versammelt saßen hochoben in Wallhall',
Die an der Donau fielen und in der Wälschen Land,
Und die in Schlesien kämpften und auf dem märkischen Sand,
Und wo die Ostseewoge an weißer Düne rollt
Und die auf Kurlands Feldern mit ihrem Blut gezollt,
Und die dem Schill zum Tode zu folgen sich erkühnt
Und deren Blut von Jena noch dampfte ungesühnt,
Sie blicken segnend nieder hoch von Wallhalla's Höh'n —

Die poetischen Charakterzüge Blücher's, Gneisenau's, Horn's, Hünerbein's u. A. sind ganz vortrefflich.

In welchem Geist das Gedicht gesungen, brauchen wir nicht erst zu sagen, aber man kann's aus den majestätischen Schluß-Accorden herausfühlen, in denen es verrauscht:

Wie auch der Würfel falle, entschieden war's fortan,
Sie wollten kämpfen Alle bis auf den letzten Mann,
So lange bis gerochen die Schmach der deutschen Erd',
Oder bis gebrochen das letzte Preußenschwert,
Das war im Grund von Lützen am zweiten Maientag
Das erste Schlachtenblitzen, der Freiheit Donnerschlag;
Ihr aber, die ihr höret und Lützen's Wunden seht,
Die Hände hebt und schwöret beim Gott, der euch umweht;
Wenn euch nicht das Gedächtniß an eure Helden schwand
Und ihr noch das Vermächtniß in blutiger Schrift erkannt:
Wir woll'n als rechte Erben bewahren ihr Gebot,
Und bleibt uns Wahl, zu sterben — wir wählen der Väter Tod!

Literatur und Kunst.

Hausmusik. Funfzig Lieder deutscher Dichter, in Musik gesetzt von W. H. Riehl. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag, 1855.

Der Verfasser der „bürgerlichen Gesellschaft“, der „Naturgeschichte des Volkes“, der „Familie“ als Lieder-Componist — es wird diejenigen nicht überraschen, welche dem deutschen Social-Politiker auch auf jener musikalischen Bahn nachgegangen sind, die er bereits in seinem kunstgeschichtlichen Skizzenbuch: „Musikalische Charakterköpfe“ (Stuttgart bei Cotta, 1853), so wie im fünften Capitel des zweiten Buches seiner „Familie“, und in einzelnen Beiträgen zur „Gegenwart“ wandelte. In den „Musikalischen Charakterköpfen“ lieferte Riehl Proben: wie die Geschichte der Musik, die so isolirt abgehandelt zu werden pflegt, daß man in den meisten Geschichtsbüchern der Tonkunst nichts als Himmel und Musikanten sieht, in ihrem organischen Zusammenhange gefaßt werden müsse mit der übrigen Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte und der gesammten Culturgeschichte. „Das historische Studium der musikalischen Kunstwerke,“ schrieb er im Vorworte jenes Skizzenbuches, „ich möchte es unserer so unbändig viel musicirenden gebildeten Gesellschaft als das köstlichste Bildungsmoment in der mißbrauchten Tonkunst, den Musikern aber als ihre verfluchte Schuldigkeit auf die Seele binden.“ Namentlich auf Johann Sebastian Bach wies er zurück, den „letzten Nachhall mittelalterlicher Größe, der in die Zopfzeit herüberklang“. Die ehrenfeste, strenge Erscheinung gemahnte ihn an jene kunstreichen Männer des Mittelalters, bei denen die bürgerliche Solidität von Zunft und Handwerk mit der künstlerischen Genialität noch Hand in Hand gehen konnte.

„Die Vorfahren des großen Tonmeisters waren ehrsame Handwerksleute und Musikanten, sein Ururgroßvater Veit Bach ein aus Ungarn in Sachsen eingewanderter Bäckermeister, sein Urgroßvater Teppichmacher und Musiker dazu; im dritten und vierten Gliede von Veit abwärts versorgte die Familie schon halb Thüringen mit tüchtigen Musikern; Johann Sebastian's Vater war Hofmusikus zu Eisenach, und da er früher starb, so ward der ältere Bruder Johann Christoph der Musikmeister des Sebastian; dieser aber hat wiederum zehn Söhne in eigener Lehre zu rechtschaffenen Musikern ausgebildet. Solchen Leuten mußte dann freilich die moderne Auffassung, als ob ein nobeles Vagabundiren, als ob die Emancipation von dem heimatlichen Boden und den Banden der Familie zur Künstlergenialität gehöre, ziemlich fern liegen. — Die bürgerliche Ehrenfestigkeit ist jetzt selbst von unserm Handwerkerstande großentheils gewichen; daß aber vollends ein Künstlerwirken seine besten Wurzeln in dem Boden gediegenen Bür-

genthums treibe und seine Weihe in freudiger Gottesfurcht und in dem sittlichen Widerhall eines strengen, reichen Familienlebens finde, das ist heute etwas ganz Fremdartiges geworden."

Diese Sätze aus Riehl's „musikalischen Charakterköpfen", wir haben sie hier wiederholt, weil schon in ihnen der Unterschied klüftet, den der deutsche Social-Politiker zwischen der alten Hausmusik und dem modernen Tonwesen mit seinem „noblen Vagabundiren" statuirt. In gleichem Sinne hat er in seinem Buche: „Die Familie", wie die häusliche Geselligkeit von dem unhäuslichen Salon, so die treuherzige schlichte Hausmusik von der modernen Salonmusik gesondert. „Seit die große Periode der Hausmusik mit Beethoven sich abgeschlossen, ist die überwiegende Masse der musikalischen Production immer mehr diesem verstörten unruhigen Geiste des Salons dienstbar geworden. Das feuilletonistische, abgerissene, geistreich gaukelnde, auf der Oberfläche hinstreichende Wesen des Salons charakterisirt das eigentlich Moderne in unserer Musik. Die wenigen tüchtigen Meister, welche eine Ausnahme machen, kennt die Nation; die sind aber auch nicht recht modern. Ein „ganzes" Musikstück ist heut zu Tage so selten wie ein ganzer Salonmensch. Die übertriebene, überreizte musikalische Schreibart, die jeder melodischen und harmonischen Wendung eine aparte Pointe geben will und der großen Masse bereits den Magen völlig verdorben hat für jede natürliche und einfache Musik, verdankt der Berechnung auf den Effect im Salon großentheils ihren Ursprung. Unsere übrigen Künste sind in neuerer Zeit alle derart wieder erstarkt, daß man sie im Salon nicht mehr recht brauchen kann, nur die Musik ist noch schlecht genug dazu. Der Salon entscheidet über die Erfolge der meisten Musiker, und unzählige Musiker sind noch immer feil genug, um dem Erfolg im Salon ihre bessere künstlerische Ueberzeugung zum Opfer zu bringen." (Die Familie, S. 256.)

Dieser modernen Salonmusik nun stellt Riehl in seinen funfzig Liedern eine Hausmusik entgegen, eine Hausmusik, worin er das im Tonbilde veranschaulicht, was er in seinen Schriften ausgesprochen hat. Er ist in strenger Schule zum Tonsetzer gebildet worden. In seinen ersten musikalischen Lehrjahren fast ausschließlich auf das Studium Händel's und Haydn's angewiesen, lernte er die späteren großen Meister erst kennen, als die Grundlage seiner musikalischen Bildung bereits für das ganze Leben fest stand. Er selbst sagt: „Er wisse sich technisch sicherer im Notenschreiben als im Bücherschreiben."

Ein gepanzertes Vorwort: „Des Tonsetzers Geleitsbrief" überschrieben, geht den Lieder-Compositionen voran. Die musikalischen Grundsätze, zu denen sich Riehl in seinen früheren Schriften bekannt hat, werden darin auf's Neue erörtert, und wie sein Liederbuch ein practischer Protest gegen den modernen Salon-Singsang ist, so geht das Vorwort von der Vertheidigung des „alten Wahren" zum Angriff gegen

den neumodischen Tonlärm über, mag dieser auch für den Augenblick noch so viele enthusiastische Ohren für sich haben. Rückkehr zum Maß! ist Riehl's ästhetischer Feldruf. Nicht Rückkehr zum Maße irgend einer früheren Schule, sondern zu jenem natürlichen Maße, welches jedes ächte Kunstwerk dadurch in sich trägt, daß es die Mittel des Ausdrucks nicht höher spannt, die Formen nicht breiter und reicher entfaltet, als es der darzustellende Gedanke erfordert. „Während bildende Kunst und Dichtung," sagt Riehl, „beherrschend, läuternd, verklärend eingriffen in die moderne Entwickelung, erniedrigte sich die moderne Tonkunst mehr denn jede andere Kunst (die Tanzkunst ausgenommen) zur dienstwilligen Magd aller modernen Blasirtheit, Frivolität, Sentimentalität, Geckerei und Zügellosigkeit. Sie ward namentlich zum Fluch des Hauses. Nichts wirkt so kräftig zur Verdummung des Geschlechts, wie gegenwärtig das viele planlose Musikmachen."

Gegen die modernen Musiker und ihre grellen Dissonanzen, ihre überraschenden Modulationen und sonstige Kunststückchen ficht Riehl mit scharfen Waffen: „Träte heute ein Reformator wie Gluck unter dieses Geschlecht, ein Mann, der große Gedanken in den einfachsten Formen darstellte, sie würden ihn herunter reißen wie einen Schulknaben. Man würde glauben, der gute Mann habe nichts gelernt, weil er nicht in jedem Tacte seine sämmtlichen Kenntnisse ausbreitet. Andererseits würde man Kühnheit des Styles bei ihm vermissen, weil er nicht auf jeder Seite etliche recht geflissentliche und recht große harmonische Schnitzer anbringt, wie Berlioz und Richard Wagner. Denn die Gesetze des Generalbasses und des Contrapunktes gelten nur noch für Schulknaben. So wäre der kühnste Dichter, wer am ungenirtesten schlechte Verse macht, und der originellste Maler, wer sich über die Kleinigkeiten etlicher verzeichneter Arme und Beine am muthigsten hinaussetzt. — Durch den Einfluß von Franzosen, Polaken und Magyaren ist unsere vor funfzig Jahren noch so kerngesunde und frische deutsche Tonkunst in ein wahres Gewinsel ausgeartet, dessen Wirkung auf ein noch unverdorbenes Ohr etwa vergleichbar ist jenem Eindrucke, den die italienische Modemusik vor bald anderthalb hundert Jahren auf die unverfälschten deutschen Sinne der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte gemacht, da sie als Herzogin von Orleans nach Paris kam. Dieselbe schreibt nämlich darüber in ihren Briefen: „Mir deucht, daß es laute, als wenn die Katzen auf dem Dach mit einander miauen." Die Katzen haben nämlich bereits das System der ganzen und halben Töne „überwunden", sie haben jene bekannten „Viertelstöne" bereits emancipirt, die, wie Johanna Kinkel träumt, nach ihrer Erlösung seufzen; die Katzen sind bereits fortgeschritten zu jenen ganz neuen, unerhörten Modulationen, welche jene Schriftstellerin in den Mazurken des französischen Chopin bereits geweissagt findet."

W. H. Riehl ist nun, wie er selbst eingesteht, so „reactio-

när", als Tonsetzer der fünfzig Lieder zu dieser Emancipation der nach ihrer Erlösung seufzenden Viertelstöne nicht entfernt mitzuwirken. Das „Wahre, das schon längst gefunden," das „alte Wahre," nach des Dichters tiefsinnigem Spruch, wollte er nur wieder finden und „anfassen" in seiner Weise. Er glaubt, es sei besser, in wohlklingenden alten Formen zu singen, als in „unerhörten neuen," die das Ohr zerreißen. Die einfache süße Weise Walthers von der Vogelweide klingt ihm bezaubernder, als die in der That unerhörten Dissonanzen, womit der moderne Walther von der Vogelweide seinen armen Tanhäuser im Venusberg bezaubert werden läßt. „Wer in der Socialpolitik aus Ueberzeugung conservativ ist, der wird es auch in der Musik sein, absonderlich in seiner Hausmusik."

Dieser Ausspruch Riehl's stimmt freilich nicht zu der zweideutigen Ausrede, daß die Kunst ein neutraler Boden sei, daß man den Künstler vom Menschen trennen, sein Leben von seinen Werken unterscheiden müsse, und wie die flauen Vorwände alle heißen. Als ob sich nicht gerade in dem künstlerischen Wirken einer Persönlichkeit, wenn anders diese aus sich selber heraus schafft, ihr inneres Leben am urkundlichsten äußere! Niemand kann zweien Herren dienen, Niemand gleichzeitig aus voller Seele zwei entgegengesetzte Richtungen verfolgen, ein Anderer im Leben und ein Anderer in der Kunst. Riehl hat Recht: „wer in der Socialpolitik aus Ueberzeugung conservativ ist, der wird es auch in der Musik sein." Und — folgern wir daraus — wer in der Politik ein Revolutionär ist, der wird auch in der Musik eine unruhige Zucht- und Formlosigkeit an die Stelle der auf der Autorität der alten Meister beruhenden Kunstgesetze schieben, wird auch in der Tonwelt jene Anarchie anzurichten suchen, auf welche er in der politischen Welt hingearbeitet hat. Ja, auch im Reiche der Kunst wird eben so wie im Reiche der Natur ein arger Baum niemals gute Früchte tragen, wird ein Dornenstrauch niemals Trauben hervorbringen, und wenn eine ideenverwirrte Zeit den Künstler vom Menschen trennt, so beweist sie damit nur ihre laxe Moral, die bereits jenen „Standpunkt überwunden" hat, von dem aus auch die Kunstwelt als eine sittliche Welt erscheint. Bei Riehl finden wir den Social-Politiker und Cultur-Historiker in innigster Uebereinstimmung mit dem Componisten, den Schriftsteller in Harmonie mit dem Tonsetzer, und im Bewußtsein dieses geistigen Gleichklanges schreibt er: „Ich glaube fast, wer meinen Büchern Freund ist, der wird es auch meinen Liedern werden, und wer meine Bücher nicht leiden mag, dem werden auch meine Lieder nicht gefallen. Denn beide verkündigen ganz das gleiche Bekenntniß."

Gewiß nur solche Kunstwerke, die den innern Frieden des schaffenden Künstlers als sogenannte künstlerische Ruhe in sich tragen, können Andern hinwiederum zur inneren Befriedigung gereichen. Denn gleichwie nur das erwärmt, was selber warm ist, und wie nur das die

Herzen brennen macht, was selber inbrünstig ist, eben so kann nur der Geist, der selber Frieden hat, Andere befriedigen. Die Unruhe, das unstete Wesen, das fieberhaft Aufgeregte der modernen Musik, welche mit verstimmender Absicht nach Dissonanzen hascht: das Alles beweist, daß ihre Componisten mit sich selber noch uneins sind und den Grundton der inneren Uebereinstimmung noch nicht gefunden haben. Allerdings ist dies zum Theil mit die Eigenschaft der Zeit, deren Kinder sie sind. Ihre Musik ist in gewissem Sinne das treue Echo der Mißklänge im Gemüthe vieler Zeitgenossen, und Riehl sagt in dieser Beziehung treffend:

„Das blasirte, kranke, zerrissene, überweibliche Wesen der feinen Welt hat sein erschreckend wahres Spiegelbild in dieser mark- und knochenlosen, von einer abenteuerlichen Modulation zur anderen umspringenden Moll-Musik gefunden. Unsere Nervenschwäche und die damit verbundene Ueberreizung der Nerven hat man solchergestalt in Noten gesetzt.“

Daraus erklärt sich denn auch der augenblickliche Erfolg, den die moderne „Katzenmusik“ erringt. Viele Zeitgenossen finden darin den Klang der geistigen Sphäre, worin sie selber fiebern, und wenn sogar die Masse stellenweise von diesem musikalischen Schwindel befallen wird und in „Zukunftsopern“ strömt, so ist das weiter nicht zu verwundern. Zur Zeit, wo die Cholera gerade grassirt, leiden ja auch viele sonst ganz gesunde Leute mehr oder weniger am Bauchgrimmen. — „Die Hausmusik auf falscher Spur,“ sagt Riehl, „führte weiland zur Verflachung unserer Kunst; auf der rechten Spur kann sie allein aber auch wieder zur Vertiefung derselben führen. „So Ihr nicht werdet wie die Kindlein, so kommt Ihr nimmer in's Himmelreich.“ Das ist auch ganz besonders den Tonsetzern gesagt!“

Eine ganze Aesthetik offenbart sich in diesen Worten. Sie zeigt das Eine, was, wie aller Kunst, so auch der Tonkunst Noth thut, wenn sie den Namen, der so oft gedankenlos und unnütz von ihr gebraucht wird, wenn sie den Namen einer „himmlischen Kunst“ wieder zu Ehren bringen will. Nur die, welche reinen Herzens sind, können, wie in der Religion, so nicht anders in Wissenschaft, Poesie und Kunst Gott schauen, und der frivole Ausdruck flacher Enthusiasten: „Das ist göttlich!“ ist ein trüber und unbesonnener Nachhall jener lauteren Wahrheit. Möge man sich auf den tiefen Sinn derselben besinnen, um wieder zur Erkenntniß jener „Reinheit der Tonkunst“ zu gelangen, wie sie A. F. J. Thibaut in seinem Buche beschrieben hat. — In den funfzig Liedern Riehl's klingt ein reiner, treuherziger Grundton, wie der Pulsschlag eines frischen und gesunden Lebens. Sie wurden ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben: daher ihr unbefangenes, ungezwungenes Wesen, das sich zu der unausstehlichen Gemachtheit moderner Compositionen verhält, wie ein holder Abendstern zu einer fabrikmäßigen Gaslaterne, an der noch die Leiter lehnt, die hinauf der Lichtanzünder geklettert ist. Die Lieder, deren Tonsetzer den Culturhistoriker nicht ver-

leugnet, sind chronologisch geordnet, Gesänge aus dem siebenzehnten Jahrhundert machen den Anfang, Nr. 1.: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall", aus dem Simplicissimus, verschmilzt die Volksweise mit Anklängen aus der Melodie des Chorales: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern", eine Verbindung, die durch die metrische Form des Liedes gerechtfertigt und von lieblichem Eindruck ist. Mit Recht schöpft Riehl da, wo es sich wie von selbst macht, aus dem frischen Born der alten Volks- und Kirchenweisen, der ein wahrer Gesundbrunnen für die nervenkranke Musik von heute sein könnte, wenn die Musikanten nicht lieber an künstlichen, vom Dampf getriebenen Wasserwerken säßen. — Die zweite Abtheilung bilden „Lieder aus der klassischen Zeit", Lieder von Goethe, Schiller, Claudius, Bürger, Hölderlin, Joh. Falk; der dritte Abschnitt umfaßt Lieder aus den Tagen der Romantiker, Lieder von Clemens Brentano, Arnim, Tieck, Novalis, Eichendorf; sodann folgen Gesänge aus der Periode nach den Befreiungskriegen von Uhland, Wilhelm Müller, Rückert, Platen, Hebel, Heine, Chamisso, und daran reihen sich zum Schluß die Poeten der Gegenwart: Geibel, Lenau, A. Grün u. A. m.

Familienkreise, die sich ein gesundes, gemüthliches häusliches Leben bewahrt haben und dabei je zuweilen auch in einer einfachen ehrlichen Musik ihre Freude und Erbauung suchen, das sind die Kreise, denen Riehl seine funfzig Lieder bietet. Der blasirten musikalischen großen Welt gegenüber steht er einsam, das fühlt er selbst, er richtet sich an diejenigen Freunde der Musik, die, selber reinen Sinnes, auch in dem Tongebilde vor Allem noch den reinen Sinn und die schlichte keusche Form suchen und ehren. „Sie erkennen sich unter einander und fühlen sich vereint, auch ohne daß sie zu einer Clique zusammentreten. Sie haben noch Verständniß und Würdigung für die großen nationalen Meister der Vergangenheit und beurtheilen die musikalische Production nicht nach dem Maßstabe der Production einer Kattunfabrik, wo allemal das neueste Muster auch das schönste ist. Diesen unbekannten und doch bekannten Freunden, die zwar keine Musiker der Zukunft sind, aber Hüter und Wächter für eine bessere Zukunft der Musik, widmen sich diese Lieder." —

Möglich, daß eine steife Gelahrtheit, die an des Kopfes Statt eine Perrücke trägt, und bei der das dürre Wissen die Stelle gesunder Erkenntniß vertritt, die Achsel zuckt darüber, daß ein berühmter Cultur-Historiker wie Riehl unter die Musikanten gegangen, daß ein Mann von seiner geistigen Bedeutung es nicht unter seiner Würde gehalten, solche „Allotria" zu treiben und als Lieder-Componist öffentlich aufzutreten. Jene grauen Theoretiker, die aus der „dürren Haide" ihrer speculirenden Weltweisheit niemals den Schritt „in die Welt hinein" thun, wollen wir nur daran erinnern, daß schon das graue Alterthum anerkannt hat, wie magisch gerade die Tonkunst auf des Menschen Gemüth

wirke. Wird nicht von Pythagoras erzählt: er habe einen Jüngling durch die spondäische Tonweise, die er einen Flötenspieler anstimmen ließ, von einem Anfall wilder Leidenschaft, habe das Thier in ihm geheilt? Nicht von Empedokles: er habe einen Mordlustigen durch den musikalischen Vortrag eines Verses von einer Blutthat abgehalten? Und die straffe spartanische Zucht, die eine Wohlthat sein würde für unser schlaffes, nervenschwaches Geschlecht, verbannte sie etwa die Tonkunst aus den Bildungskreisen ihrer Jugend? Nein, sie wollte nur, daß die Gesänge der Väter in der alten Einfachheit von Mund zu Mund gepflanzt würden, und sie strafte hart die eitlen Knaben, die sich einfallen ließen, die schlichten Lieder durch unnütze Zierrathen zu verschnörkeln, so daß die modernen Coloratur-Sänger und Sängerinnen von Glück sagen können, nicht von Spartanern recensirt zu werden. Die Geschichte der Tonkunst ist für Riehl ein Stück von der Herzensgeschichte des Volks, und indem er werkthätig das Seine dazu beiträgt, die Tonkunst von Hause aus zu reinigen, darf er von seiner Hausmusik die nämliche Rückwirkung auf das häusliche Leben hoffen, wie sie dem Volksliede in Bezug auf das Volksleben längst zuerkannt worden. Das künstlerische und sociale Leben einer Nation, sie sind beide Glieder eines Leibes, fühlen beide das Wohl und Wehe des Ganzen, und wo das eine krankt, da siecht auch das andere. Riehl untersucht und unterscheidet nicht bloß den krankhaften Stoff, er begnügt sich nicht mit der socialen Diagnose allein, nein, er schafft auch selbst Mittel, das Kranke gesund zu machen, indem er den Charlatanen des musikalischen Raffinements gegenüber auf die Heilkraft des Einfachen und Natürlichen in der Tonkunst zurückgreift. Möge denn seine Hausmusik sich als ein echtes und rechtes Hausmittel bewähren und kräftig zur guten Besserung des schlechten musikalischen Geschmackes wirken!

Deutsche Wochen- und Monatspresse.

Deutsche Geschichtsschreiber. — Mommsen. — Die „Grenzboten" und ihr Haß gegen die Romantik. — Eine Probe aus Mommsen. Sulla. — Helmine von Chezy.

Die deutsche Geschichtsschreibung macht anerkennenswerthe Fortschritte. Von allen Seiten kommen die besseren Elemente des deutschen Volkes zusammen, um den hohen Sinn, auf den es bei jeder Wiedergeburt des Volkslebens ankommt, den historischen Sinn zu fördern und neu zu beleben. Die Epoche der Geschichtsschreibung bezeichnete in der Literatur einer Nation nicht bloß, sondern im ganzen Gange derselben öfters ein Sinken und einen Verfall, aber wie sie gegenwärtig in Deutschland eingetreten ist, nämlich die Erkenntniß des Wesens der

eigentlichen Mächte der deutschen Entwickelung fördernd, kann und wird sie nicht ein Vorbote des Verfalls, sondern ein Herold neuer Rückkehr zu dem alten guten Wege der deutschen Volksthätigkeit. Wir haben schon bei früherer Gelegenheit einer Reihe von Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur gedacht, welche sich durch solche Vorzüge auszeichneten, wir haben in allen diesen schon genannten Schriftstellern das Bestreben bemerkt, die Frucht der Gelehrsamkeit dem Volke genießbar zu machen, ein Bestreben, das, so sehr es auch meist von Erfolg gekrönt war — wir erinnern nur an die Werke Ranke's, Leo's rc. —, doch der Tiefe und der Gewissenhaftigkeit der Forschung keinen Abbruch that, und wir werden auch dann noch nicht unwillig, wenn wir sehen, wie in diesem Streben nach Popularisirung und nach weitmöglichster Ausdehnung der gelehrten Mittheilung der Geschichtsschreiber den althergebrachten Kothurn einer gemessenen Darstellung ganz aufgiebt und über längst vergangene Tage z. B. mit uns redet, als spräche er von den Ereignissen der neuesten Zeit. So macht es Mommsen in seiner römischen Geschichte, die vor uns liegt, und welche in den letzten Wochen in den kritischen Organen so vielfach besprochen ist.

Die „Grenzboten" erkennen das „Zeichen der Zeit", das mit dieser und vielen ihr ähnlichen Erscheinungen gegeben ist, ganz richtig, indem sie ebenfalls der Klage, die klassische Zeit sei vorüber und die Epigonen herrschten heut über ein dunkeles Reich, entgegentreten. „Es waltet in diesen neueren Historikern," sagen sie, „der historisch entwickelte bon sens der Nation, den sie durch ihre Einsicht und Bildung weiter entwickeln, den sie aber bereits in ihrer Gesinnung vorfinden.... Das Gefühl, das in unsern Geschichtsforschern lebt, ist nicht schwermüthig, wie bei Tacitus, der als geist- und gefühlvoller Romantiker die Welt seines Innern gegen die Wirklichkeit herauskehrte, ihr Tadel, ihre Ironie und ihre Klage ist nicht hoffnungslos, sie wird vielmehr getragen von einem mächtigen, siegesgewissen Glauben, der die Zukunft in freudiger Gewißheit vorausnimmt. Die häßlichen und widerwärtigen Erscheinungen unseres staatlichen Lebens spielen nur auf der Oberfläche; der innere Kern unseres Denkens und Empfindens ist noch nicht angegriffen, und darum werden wir, so schwer und gefährlich sie ist, die Krankheit unseres Organismus überwinden."

Ganz vortrefflich gesagt, nur müssen wir einen Mittelsatz zurückweisen, den wir in der obigen Anführung hinwegließen, und der also lautet:

„Im Zeitalter der Romantik schien es, als habe die Nation diesen gesunden Menschenverstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpft, verloren, aber sie hat ihn wiedergefunden, und das ist uns die sicherste Bürgschaft für ihre Zukunft."

Wollen die „Grenzboten" sich wirklich darauf capricioniren, nicht zu wissen, wer diese verschrieene Romantik war? Wollen sie wirklich noch

länger leugnen, daß aus ihr diese Grimm und Savigny und diese ganze Reihe der deutschen Kern- und Volksmänner hervorgegangen sind, welche Deutschland wieder zu Deutschland zurückführten? Wer war es denn, der dem Kosmopolitismus und Universalismus der Aufklärungsperiode wieder die gesunde Begränztheit des Nationalismus und die besondere und tiefe Werthschätzung des deutschen, als des vorzugsweise christlichen Nationalismus entgegensetzte? Die Romantiker waren es, aus deren Büchern, Liedern und Sammlungen sich ein frischer und breiter Strom des Lebens über das dürre Land ergoß.

Wir selbst fühlen uns zu sehr in unserer Abstammung von den bewegenden großen Geistern der Periode, welche der Aufklärungszeit entgegentrat, um eine Förderung und Regenerirung ignoriren zu lassen, welcher, abgesehen von der Reformation, nichts Aehnliches an die Seite gestellt werden kann.

Und so feindselig die einzelnen liberalen Schriftsteller uns zu sein meinen, so müssen sie es doch schon hinnehmen, von uns als Mitverwalter und Mitgenießer des geistigen Schatzes der Romantiker betrachtet zu werden. Auch mit Mommsen und mit seinem Werke über römische Geschichte, das an vielen Punkten sich aufmacht, um eine politische Polemik gegen neueste und allerneueste Zustände zu wenden, thun wir so. Grade der Umstand, daß er so ganz den gelehrten Schulstaub beseitigt und ohne Rückhalt unter das Volk tritt und mit ihm in vertraulichster, meist freilich auch glänzendster Art redet, zeigt einen Einfluß der Bestrebungen der Romantiker auf ihn, die doch grade dadurch groß wurden, daß sie das Volk und sein gutes Recht auf Theilnahme an den geistigen Interessen und Genüssen wieder würdigten.

Um den Lesern einen Einblick in die Art Mommsens zu geben, theilen wir seine Charakterisirung des Sulla mit. Sie lautet:

„Sulla ist eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen, eine einzige Erscheinung in der Geschichte. Physisch und psychisch ein Sanguiniker, blauäugig, blond, von auffallend weißer, aber bei jeder leidenschaftlichen Bewegung sich röthender Gesichtsfarbe, übrigens ein schöner, feurig blickender Mann, begehrte er vom Leben nichts, als heitern Genuß. Aufgewachsen in dem Raffinement des gebildeten Luxus, wie er in jener Zeit auch in den minder reichen senatorischen Familien Roms einheimisch war, bemächtigte er rasch und behend sich der ganzen Fülle sinnlich geistiger Genüsse, welche die Verbindung hellenischer Feinheit und römischen Reichthums zu gewähren vermochten. Im adeligen Salon und unter dem Lagerzelt war er gleich willkommen als angenehmer Gesellschafter und guter Kamerad; vornehme und geringe Bekannte fanden in ihm den theilnehmenden Freund und den bereitwilligen Helfer in der Noth, der sein Gold weit lieber seinen bedrängten Genossen, als seinem reichen Gläubiger gönnte. Leidenschaftlich huldigte er dem Becher, noch leidenschaftlicher den Frauen; selbst in seinen spätern Jahren war

er nicht mehr Regent, wenn er nach vollbrachtem Tagesgeschäft sich zur Tafel setzte. Ein Zug der Ironie, man könnte vielleicht sagen, der Bouffonerie, geht durch seine ganze Natur. Noch als Regent befahl er, während er die Versteigerung der Güter der Geächteten leitete, für ein ihm überreichtes schlechtes Gedicht zu seinem Preise dem Verfasser eine Verehrung aus der Beute zu verabreichen, unter der Bedingung, daß er gelobe, ihn niemals wieder zu besingen. Als er vor der Bürgerschaft Ofella's Hinrichtung rechtfertigte, geschah es, indem er den Leuten eine Fabel erzählte von dem Ackersmann und den Läusen. Es ist bezeichnend, daß er seine Gesellen gern unter den Schauspielern sich auswählte und es liebte, nicht bloß mit Quintus Roscius, dem römischen Talma, sondern auch mit viel geringeren Bühnenleuten beim Weine zu sitzen, wie er denn auch nicht schlecht sang und sogar zur Aufführung für seinen Zirkel selbst Possen schrieb. Doch ging in diesen lustigen Bacchanalien ihm weder die körperliche noch die geistige Spannkraft verloren; noch in der ländlichen Muße seiner letzten Jahre lag er eifrig der Jagd ob, und daß er aus dem eroberten Athen die Aristotelischen Schriften nach Rom brachte, beweist doch wohl für sein Interesse auch an ernsterer Lectüre. Das specifische Römerthum stieß ihn eher ab. Von der plumpen Morgue, die die römischen Großen gegenüber den Griechen zu entwickeln liebten, und von der Feierlichkeit beschränkter großer Männer hatte Sulla nichts, vielmehr ließ er gern sich gehen und machte sich nichts daraus, zum Scandal mancher seiner Landsleute in griechischen Städten in griechischer Tracht zu erscheinen oder auch seine Freunde zu veranlassen, bei den Spielen selbst die Rennwagen zu lenken. Noch weniger war ihm von den halb patriotischen, halb egoistischen Hoffnungen geblieben, die in Ländern freier Verfassung jede jugendliche Capacität auf den politischen Tummelplatz locken; in einem Leben, wie das seine war, schwankend zwischen leidenschaftlichem Taumel und mehr als nüchternem Erwachen, verzetteln sich rasch die Illusionen; Wünschen und Streben mochten ihm eine Thorheit erscheinen in einer Welt, die doch unbedingt vom Zufall regiert ward und wo, wenn überhaupt auf etwas, man ja doch auf nichts spannen konnte, als auf diesen Zufall. Dem allgemeinen Zuge der Zeit, zugleich dem Unglauben und dem Aberglauben sich zu ergeben, folgte auch er. Seine wunderliche Gläubigkeit ist nichts, als der gewöhnliche Glaube an das Absurde, der bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen sich einstellt. Sein Glaube ist nicht der plebejische Köhlerglaube des Marius, der von dem Pfaffen für Geld sich wahrsagen und seine Handlungen durch ihn bestimmen läßt, noch weniger der finstere Verhängniß-Glaube des Fanatikers, sondern der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegirt erachtet, jedesmal und überall die rechte Nummer zu werfen. In praktischen Fragen verstand Sulla sehr wohl, mit den An-

forderungen der Religion ironisch sich abzufinden. Als er die Schatzkammern der griechischen Tempel leerte, äußerte er, daß es demjenigen nimmer fehlen könne, dem die Götter selbst die Kasse füllten. Als die delphischen Priester ihm sagen ließen, daß sie sich scheuten, die verlangten Schätze zu senden, da die Zither des Gottes hell geklungen, als man sie berührt, ließ er ihnen zurücksagen, daß man sie nun um so mehr schicken möge, denn offenbar stimme der Gott seinem Vorhaben zu. Aber darum wiegte er nicht weniger gern sich in dem Gedanken, der auserwählte Liebling der Götter zu sein, vor Allem jener, der er bis in seine späten Jahre vor allen den Preis gab, der Aphrodite. In seinen Unterhaltungen wie in seiner Selbstbiographie rühmte er sich vielfach des Verkehrs, den in Träumen und Anzeichen die Unsterblichen mit ihm gepflogen. Er hatte, wie wenig Andere, ein Recht, auf seine Thaten stolz zu sein; er war es nicht, wohl aber stolz auf sein einzig treues Glück. Er pflegte wohl zu sagen, daß jedes improvisirte Beginnen ihm besser angeschlagen sei, als das planmäßig angelegte, und eine seiner wunderlichsten Marotten, die Zahl der in den Schlachten auf seiner Seite gefallenen Leute regelmäßig als Null anzugeben, ist doch auch nichts, als die Kinderei eines Glückskindes. Es war nur der Ausdruck der ihm natürlichen Stimmung, als er, auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt und all seine Zeitgenossen in schwindelnder Tiefe unter sich sehend, die Bezeichnung des Glücklichen, Sulla Felix, als förmlichen Beinamen annahm und auch seinen Kindern entsprechende Benennungen beilegte. . . . Eine halb ironische Leichtfertigkeit geht durch sein ganzes politisches Thun. Es ist immer, als sei dem Sieger, eben wie es ihm gefiel, sein Verdienst um den Sieg Glück zu schelten, auch der Sieg selbst nichts werth; als habe er eine halbe Empfindung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des eignen Werkes und behandle die Reorganisation des Staates nicht wie der Hausherr, der sein zerrüttetes Gewese und Gesinde in Ordnung bringt, sondern wie der zeitweilige Geschäftsführer, dem am Ende auch die leibliche Uebertünchung der Schäden genügt. Wenn Mangel an politischem Egoismus ein Lob ist, so verdient es Sulla, neben Washington genannt zu werden; aber es ist doch ein Unterschied, ob man aus Bürgersinn nicht herrschen mag, oder aus Blasirtheit das Scepter wegwirft."

Aus dieser Charakteristik Sulla's spricht ein lebendiger, im Leben viel erfahrener Geist, der sich ein Endurtheil über seinen Helden um so eher sparen kann, als er ihn an das Ende eines rettungslosen Zustandes des römischen Staates stellt, wo Recht und Volksthum schon ganz beseitigt sind und nur noch die genialisch launenhafte Person eine gewisse Autorität hat.

Wir machen auf das Mommsen'sche Buch ganz nachdrücklich aufmerksam; es enthält viel Gewagtes, viel Paradoxes, aber es regt an und zeigt einen großen Fortschritt auf dem Felde deutscher Geschichtsdarstellung. —

Vor Kurzem starb arm und halbvergessen Helmine von Chezy. Das „Morgenblatt" widmet ihr einen schönen Nachruf. Sie ist die Enkelin der Karschin und ein gebornes Fräulein von Klencke. Ihr Vater verließ die Mutter, als eben das Dichterkind geboren war, und in Noth und Wunderlichkeiten aller Art ward es erzogen. Siebenzehn Jahre alt, verheirathete sie sich mit einem Offizier, einem Herrn von Hastfer; die Ehe war unglücklich, und die junge geschiedene Frau ward Gesellschafterin der Madame de Genlis; in Paris heirathete sie dann den Orientalisten de Chezy, aber auch diese Ehe ward bald getrennt, und Helmine zog sich nach Deutschland zurück. Sie war ein Liebling des Publicums der Taschenbücher, mit Clauren, v. d. Velde und Caroline Pichler zusammen hat sie manches der goldschnittbeglänzten eleganten Bändchen gefüllt, welche jetzt durch die politische Sündfluth beseitigt sind. Am längsten wird ihr Namen wohl auf den Theaterzetteln erhalten bleiben, denn sie ist die Verfasserin des Textes der C. Maria von Weber'schen Oper „Euryanthe". Von ihr sagt kurz und wahr der Verfasser einer Skizze ihres Lebens im „Morgenblatt":

„Ein liebevolles und mehr noch liebebedürftiges Gemüth und ein rastlos wetterwendischer Sinn haben den siebenzigjährigen Kampf beendigt, der sie zugleich vereinte und trennte, so daß sie das Bild eines Ehepaares darboten, welches sich übel verträgt und dennoch nicht ohne einander leben kann. Das Wesen, in dem diese Mißtöne walteten, war eine deutsche Dichterin, berühmt zu ihrer Zeit und lange schon vor ihrem leiblichen Ende der Vergangenheit angehörig, so daß sie die letzten Jahrzehnte ihrer Pilgerfahrt in Gesellschaft der Nachwelt zurücklegte und von sich selbst wie von einer Todten sprechen hörte, die bereits in gutem Andenken stand, unberührt mehr von Haß und Neid einer „mitstrebenden Nation". Manches ihrer Lieder klingt fort im Munde des Volkes, wenn auch der Dichterin und des Tonsetzers Namen den Sängern längst entfallen sein mögen; andere werden in jenen Sammlungen aufbewahrt, die als Perlenschnüre deutscher Dichtung zum literarischen Hausschatz der deutschen Poesie gehören."

Tages-Ereignisse.

Auch die gloriosefte aller Constitutionen — die englische — scheint denn doch eben so wenig „la meilleure des republiques" zu sein, als irgend eine andere Staatsverfassung, die menschlicher Witz zu Stande gebracht, wenigstens hat bis auf die neueste Zeit kein Engländer so unumwunden seine Meinung über dieselbe geäußert, als das erweislich gegenwärtig geschieht. Sie war nicht allein unter allen Umständen

glorious, sie war auch erbweise, sie war unverbesserlich und vor allen Dingen das Modell, nach dessen Erringung alle anderen Nationen streben sollten, und wenn sie nicht wollten, zum Streben danach von dem sacrosanten Liberalismus angetrieben und aufgestachelt wurden. Auch in den ersten Stadien der großen französischen Revolution sollte ja nur das englische Muster nachgeahmt werden, gleichviel, ob die französische Nation auch die Grundbedingungen besaß, auf denen sich nicht allein diese gloriose, sondern alle anderen Constitutionen erhalten können. Und wie oft wurde sie seit 1820 in Deutschland als mustergültig gepriesen? Gegenwärtig, nach allerdings unangenehmen Erfahrungen, kommen Anschauungen zum Vorschein, die wenigstens schlecht zu der Gloriole passen, mit welcher das englische Wort in Schrift, Druck und Rede bisher die „Charter of the land“ priesen. Wir haben schon längst auf die vollständige Zersetzung der Parteien in England hingewiesen und sind mit Besorgniß dem Prozesse gefolgt, der eine Auflösung alles bisherigen politischen Gleichgewichtes herbeizuführen droht. So rücksichtslos, wie „Daily News“ über das Haus der Gemeinen, würden wir uns doch aber nie ausgesprochen haben, und da dasselbe während des letzten Krieges ja Alles gethan hat, was der „Volkswille“ nur irgend von ihm verlangte, so ist diese Abfertigung von Seiten „Daily News“, die sich ja einen Repräsentanten des Volkswillens nennt, um so verwunderlicher. Es heißt dort: „Das Land hat kein Vertrauen zu diesem Unterhause. Es ist im buchstäblichen Sinne des Wortes ohne Charakter; einer ungeheueren Mehrheit seiner Mitglieder fehlt es an entschiedenen Meinungen, an festen Grundsätzen. Es ist durchaus anarchisch, tumultuirend, ohne Unabhängigkeitssinn, vorwitzig ohne Originalität, und es wimmelt von Speculanten, die ihre Käuflichkeit unter dem Deckmantel vornehmer Verachtung alles Parteiwesens verbergen. Es hat mehr als ein ministerielles Arrangement gesprengt, und will weder deutlich zu erkennen geben, welche Art von Regierung ihm genügen würde, noch irgend einer Regierung offenherzig seinen Beistand leihen.“ Das klingt allerdings übel, und um so übler, als man fast Wort für Wort dasselbe von dem Ministerium sagen kann, so lange Lord Palmerston einen Sitz darin hat oder an der Spitze desselben steht. Wir sind allerdings nicht im Stande, zu beurtheilen, wie weit „Daily News“ mit seiner Charakteristik des Unterhauses, dieses eigentlichen Wetterglases jeder constitutionellen Verfassung, Recht hat, obgleich auch dem bescheidensten Zeitungsleser wohl schon ähnliche Gedanken aufgestiegen sein mögen; aber die Zersetzung gesunder Regierungs-Principien im englischen Ministerium können wir im Auslande sehr wohl beurtheilen, namentlich so weit sie sich in der auswärtigen Politik erkennen läßt. Wenn dies aber die endliche Entwickelung eines bisher mustergültigen constitutionellen Systems ist, so muß man sich unwillkürlich fragen: Paßt diese augenscheinliche Consequenz zu den Empfehlungen des constitutionellen

Systems überhaupt, die der Liberalismus stets dafür in Bereitschaft hat? Sein Bestehen und seine Erhaltung in England beweist nichts, denn für den gesunden, practischen, christlichen und arbeitsamen Engländer paßt jede Regierungsform. Eines wenigstens wird durch die neueste Phase politischer Entwickelung in England bewiesen. Nicht die Chablone einer constitutionellen Form ist es, welche absolute Sicherheit vor jedem Mißbrauch gewährt, sondern die Tüchtigkeit der Nation ist es, die jede wenn auch mißbräuchliche Form der Regierung zum Besten wendet.

Wenn Alledem, was nach und nach von den Unterhaltungen der Friedens-Gesandten zu Paris verlautet, zu trauen ist, so hat Lord Clarendon in der That curiose Dinge über Italien gesagt. Das Curioseste darunter, weil es ziemlich unfreundlich gegen einen der December-Verbündeten ist, scheint wohl die Aeußerung, daß die englische Regierung allerdings zugäbe, wie die Räumung Rom's von französischen Truppen gegenwärtig noch ihre Schwierigkeiten habe, daß man aber dafür den Versuch machen könne, die Legationen von den österreichischen Truppen räumen zu lassen. Die dafür angeführten Gründe zeugen von so vollendeter staatsmännischer Anschauung, daß sie wohl verdienen, dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden, weil man darin vielleicht die Erklärung für eine künftige politische Handlungsweise der britischen Regierung finden könnte. „Man kann hoffen, — meinte Lord Clarendon, — daß, wenn in diesem Theile des Kirchenstaates ein weltliches und von der geistlichen Gewalt ganz gesondertes Verwaltungs- und Gerichtswesen eingeführt und eine nationale bewaffnete Macht daselbst organisirt wird, die Sicherheit und das Vertrauen sich bald wieder herstellen werden. Um nun den Versuch dazu zu machen, könnten die österreichischen Truppen einstweilen immer schon aus den Legationen abrücken, dann aber diese „Ansicht" dem Papste als Gegenmittel gegen unbestreitbare Uebel vom Friedens-Congresse zu ernstlicher Erwägung empfohlen werden." Wenn der Leitartikel irgend einer liberalen Zeitung dergleichen Phrasen von sich giebt, so würde man kaum das Recht haben, sich darüber zu wundern; wenn aber bevollmächtigte Gesandte so vollkommen unverdautes Wortgeklingel zu Markte bringen, dann hat der Kanzler Oxenstjerna doch wohl Recht gehabt. Wäre es eben möglich, daß der Papst die Verwaltung seines weltlichen Reiches weltlich gestaltete, wäre es eben möglich, dort eine nationale bewaffnete Macht zu organisiren, ließen sich in Italien überhaupt Sicherheit und Vertrauen wiederherstellen, dann wären die österreichischen Truppen gar nicht in die Legationen eingerückt. Ist irgend etwas Staatsmännisches in dieser Expectoration des britischen Friedens-Gesandten, so ist es die zarte Rücksicht, die er gegen Frankreich nimmt, und für die französischen Besatzungs-Truppen in Rom wenigstens die Möglichkeit zugiebt, daß ihr Zurückziehen vor der Hand doch wohl noch mit Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte. Aber freilich

mit Oesterreich braucht ein englischer Staatsmann nicht so viel Façons zu machen, als mit Frankreich, das hat sich schon bei der Anwesenheit des Generals Haynau in London herausgestellt. Die Folgen liberaler Anwandlungen und reformatorischer Experimente in Italien hat Pio nono so vollgültig aus eigener Erfahrung kennen gelernt, daß auch die ernstlichste Erwägung, die ihm der Friedens-Congreß empfehlen könnte, schwerlich im Stande sein wird, die Erinnerungen an die Jahre 1848 und 1849 aus seinem Gedächtnisse zu verlöschen. Was im Kirchenstaate gegen die Mißbräuche des geistlichen Regiments überhaupt noch zu erreichen oder aufrecht zu erhalten ist, wird eben nur durch die fremden Truppen erreicht und erhalten, und man sollte doch vor allen Dingen nicht aus den Augen verlieren, daß die Anwesenheit fremder Truppen im Kirchenstaate nicht die Ursache, sondern die Folge der allgemeinen Zustände ist. In Aude befolgt bekanntlich die britische Regierung wesentlich andere Grundsätze, als ihr Gesandter sie in Paris ausspricht.

Was die Errichtung einer nationalen bewaffneten Macht in den Legationen betrifft, so giebt die — fast gleichzeitig mit der Conversation des Lord Clarendon in Paris — in Valencia erschienene Proclamation des General-Capitains dazu eine brauchbare Illustration. Es heißt darin von der nationalsten aller Bewaffnungen, den Nationalgarden: „Da die Nationalgarden den Dienst, zu welchem sie berufen werden, nicht thun, mit den Deserteuren gemeinschaftliche Sache machen und der Freiheit und Ordnung nicht nützen wollen, so wird hiermit verordnet, daß Alle, welche freiwillig aufhören wollen, der Nationalgarde anzugehören, und sich nicht muthig genug fühlen, ihre Pflicht in dem Augenblicke zu erfüllen, wo das Vaterland ihrer bedarf, ihre Waffen und Munition an das Zeughaus abliefern können."

Eine gewiß eben so sachkundige, als nützliche Proclamation, aber freilich nicht geeignet, nationale Bewaffnungen in anderen Staaten zu empfehlen, deren Zustände ebenfalls nichts weniger als zufriedenstellend sind. Nachträglich müssen wir noch bemerken, daß in Folge dieser ungemein aufrichtigen Proclamation die sämmtlichen Waffen wirklich abgeliefert wurden.

Nun, wenn die Engländer im Parlamente, in den Zeitungen, bei allen Meetings sich selbst die Wahrheit sagen und zugestehen, daß sie sowohl mit der Allianz als mit dem Kriege, für den sie geschlossen, ein ziemlich unproductives Geschäft gemacht haben, so brauchen wir es ihnen ja wohl nicht mehr vorzuhalten. In der That könnten die Herren Cobden, Bright cum aliis neue Auflagen ihrer Broschüren drucken lassen und als Anhang alle die wüthenden Schimpfworte sammeln, welche ihnen von den Zeitungen zugeschleudert wurden. Dummköpfe, von Rußland bezahlte Verräther, Finsterlinge, unwürdige Söhne Englands, das waren so gangbare Ehrentitel für sie, daß man erstaunen mußte, wie sie, so

einstimmiger Abweisung und Mißbilligung gegenüber, es noch wagen konnten, ihre Meinung öffentlich zu äußern. Und doch haben sie Recht, ihre Gegner aber Unrecht gehabt. Wenn Times sogar eingesteht, daß England mit der Zeit Rußland vermißt haben dürfte, wenn es gelungen wäre, diesen „most powerful and youthful state" nach Asien zurückzuwerfen, wenn sie nichts mehr von einer Demüthigung, von Barbarenstaat, von dem Testamente Peter's des Großen wissen will, so kann jeder Unparteiische mit diesem endlichen Siege der gesunden Vernunft nach sehr ungesunder Leidenschaftlichkeit schon zufrieden sein. Wie jede Calamität, wird auch dieser Krieg Gutes erzeugt haben, wenn seine Schrecken verschmerzt sind. Manche Ueberhebung, — und auch Rußland kann die Geschichte davon nicht freisprechen, — wird auf ein richtigeres Maß der Selbsterkenntniß zurückgeführt worden sein. Am tiefsten fühlt der Liberalismus in allen seinen Schattirungen die Wunden, die ihm dieser Krieg und dessen Ausgang geschlagen. Mit allen seinen Phrasen hat er Fiasco gemacht, mit allen seinen Prophezeiungen ist er zu Schanden geworden, mit allen seinen Verheißungen ist er an der Gewalt der Ereignisse gescheitert. Nun holt er Athem und sieht sich nach neuem Stoff für sein Wiederkäuen um. Da eben Alles auf demselben Flecke steht, wo es gestanden, als er sich lärmend auf die Seite der Westmächte gegen Rußland schlug, so wird es an solchem Stoffe nicht fehlen. Vor der Hand ist ihm durch den Schluß des Preußischen Landtages die Gelegenheit genommen, einen Antrag auf volksthümlichere Vertretung beim deutschen Bunde zu formuliren. An Neigung dazu hat es — wie man erzählt — bei einigen Mitgliedern der Linken nicht gefehlt. Die Absicht scheint indessen doch vor der compacten Abweisung zurückgeschreckt zu sein, welche ihr die Majorität bereitet haben würde.

Wir haben vor ungefähr einem Jahre und auf die erste Nachricht von der Bildung einer türkischen Fremdenlegion unter englischen Offizieren und Unteroffizieren auf die eigenthümliche Stellung aufmerksam gemacht, welche dies Corps nach dem Muster der ostindischen Sipahis nach Beendigung des Krieges einnehmen würde, ja daß wir darin einen weiterreichenden Plan zu erblicken glaubten. Damals war freilich jeder Verdacht ein Crimen laese civilisationis. Dessenungeachtet kommen wir jetzt noch einmal darauf zurück, wo die Civilisationszwecke in verbindlichster Weise auf einige Zeit sistirt worden sind. England übernahm bei Bildung dieses englisch-türkischen Contingents die Verpflegung und Besoldung desselben auf 5 Jahre, ohne daß dabei festgesetzt wurde, daß dieses Miethen von Soldtruppen nur für die Dauer des Kriegs gelten sollte. Angesichts der tractatenmäßigen Räumung der Türkei von den Truppen der Alliirten entsteht die Frage: Ist diese englisch-türkische Legion eine türkische oder eine englische Truppe? Ihr vierter Theil besteht aus Engländern und allerlei europäischen Zukunfts-Männern, die sich

aus Mangel anderweitiger Beschäftigung dort zusammengefunden. Dreiviertel sind Türken und christliche Unterthanen der Türkei. Bleibt diese Legion in der Türkei, so gehorcht factisch der türkische Soldat englischen Offizieren. Ziehen diese ab, so löst sich die Truppe aller Wahrscheinlichkeit nach auf und England hat ein Stück Geld verloren, das sich neben den anderen Items der Demüthigungs-Rechnung unerfreulich genug in einem der nächsten Blaubücher ausnehmen dürfte. Jedenfalls würde Frankreich ein Wort mitsprechen, wollte England irgend etwas mit diesem ganz absonderlichen Truppencorps beabsichtigen.

Man ist eifrig beschäftigt, die gegenseitigen Gesandtschaften an denjenigen Höfen wieder zu besetzen, die sich vor zwei Jahren ewige Feindschaft und kürzlich ewige Freundschaft schriftlich zugesichert. Darunter finden sich allerlei eigenthümliche Combinationen. So hatte Sardinien dem General La Marmora den Posten seines Gesandten in Petersburg angeboten, der General aber mit ungleich richtigerem Tacte, als das Ministerium, diese Ernennung abgelehnt. Nun soll ein Graf Pralorme und mit ihm ein Neffe des Ministers Cavour dort hingehen. Es scheint fast, als hätten die Erfahrungen, welche Sardinien im Fache diplomatischer Ernennungen mit Toscana gemacht, nicht viel gefruchtet, — mit welchen Gefühlen ein sardinischer Gesandter mit seinen Attachés in der Petersburger Gesellschaft erscheinen, was man ihnen dort sagen und zu verstehen geben wird, das ist eine Frage, die wir wenigstens nicht so kühn sind beantworten zu wollen. Anregend und spannend wird auch das Zusammentreffen des russischen Gesandten in Konstantinopel mit Lord Stuart de Redcliffe sein, und die „Illustrated London News“, welcher zur Zeit der Abreise des Barons v. Brunnow aus London einen schönen Holzschnitt brachte, der den abfahrenden Wagen des Gesandten der Barbarei zeigte, wird hoffentlich jetzt auch den wiedereinfahrenden Wagen eines anderen russischen Gesandten mit derselben künstlerischen Vollendung portraitiren.

Ist auf der einen Seite nicht daran zu zweifeln, daß der Zustand der italienischen Staaten Gegenstand bestimmt ausgesprochenen Tadels und eben so bestimmter Wünsche für Besserung gewesen ist, so wird auf der anderen Seite auch von unterrichtetster Seite zugegeben, daß die Zügellosigkeit der Tagespresse in Belgien, trotz englischer Milderungs-Gründe, von dem Repräsentanten der französischen Regierung als unerträglich für Frankreich bezeichnet worden sind. In Italien also die nothwendige Consequenz des Absolutismus und in Belgien die noch ungleich nothwendigere Folge einer möglichst reinen Form des Constitutionalismus. Allerdings kann Frankreich die italienischen Zustände noch sehr viel länger ruhig ertragen, als die in der That bitterbösen Angriffe der belgischen Presse. Es kam mit der Rede des Grafen Walewski nur

zum Vorschein, was wir schon längst als eine nächste Absicht Frankreichs nach beendetem Kriege bezeichnet. Spanien, Savoyen und Belgien sind mit ihrem sehr entwickelten Parlamentarismus und daraus hervorgehender Rücksichtslosigkeit der Presse ungleich lästiger für die Regierung, welche sich Frankreich gegenwärtig selbst gegeben, als Schlüssel zu heiligen Stätten — namentlich wenn der Papst nicht zur Krönung kommt; oder die Emancipation der Christen in der Türkei, — namentlich wenn diese Emancipation doch nur der griechischen Kirche zu Gute kommt; oder der Wiederaufbau der Festung Bomursund, — namentlich wenn diese Festung bei einer künftigen Allianz Frankreich auch einmal nützlich sein könnte. Das Erreichte sieht nach diesem Kriege so vollständig anders aus, als das Gewollte vor demselben, daß näher liegende Unbequemlichkeit nur um so fühlbarer wird. Wenn Graf Walewski wirklich in dieser Form den Entschluß ausgesprochen hat, die Haltung der belgischen Presse nicht dulden zu wollen, wenn außer dem Bevollmächtigten Englands kein Anderer Erhebliches dagegen geäußert, so läßt sich allerdings erwarten, daß etwas geschehen wird, was dieser unter so bindenden Umständen geäußerten Ansicht auch Nachdruck verschafft. Frankreich hat sich überzeugt, daß ein fester Wille sogar mit der Presse in ihrer frechsten republikanischen Form fertig werden kann. Lenkt daher die belgische Presse nicht von selbst ein, so dürfte auch für sie die Zeit eines väterlichen Einflusses und einer gouvernementalen Regelung gekommen sein.

Als Curiosum theilen die Zeitungen allerlei von einer Versammlung Londoner Diebe mit, denen der Philanthrop Mayhew Vorschläge zur Besserung machte, und knüpfen daran allerlei Betrachtungen, die sich allenfalls jeder Leser selbst macht, wenigstens machen kann. Ist es denn schon so lange her, daß in Berlin ein ganz ähnlicher, nur noch sehr viel schärfer ausgesprochener Scandal stattgefunden. Wir erinnern uns sehr wohl des Sonntags im Mai 1848, wo an allen Ecken der Stadt ein Comité „bestrafter Verbrecher“ ihre Leidensgenossen, alle in der zweiten Klasse des Soldatenstandes oder unter entwürdigender Polizei-Aufsicht Stehende zu einer Versammlung im Wirthshause zur Neuen Welt vor dem Frankfurter Thore einlud. Eben so erinnern wir uns, daß diese Versammlung stattgefunden, indessen eben so wenig etwas darauf erfolgte, als auf jene Londoner Versammlung erfolgen wird. Allerdings liegt der Unterschied zwischen beiden darin, daß die Berliner Diebe sich die Zeit allgemeiner Unordnung und Entsittlichung zu Nutze machten, während ihre Londoner Collegen in Mitte ganz geordneter gesellschaftlicher Zustände ihr Glück versuchen. Nur sollte man nicht vornehm auf das herabsehen, was im Hause des Nachbars vorgeht, während im eigenen die Erinnerung noch so frisch ist.

Wappen-Sagen.

Von der Osten.

Die Krone hat empfangen,
Wie's Recht und Brauch verlangen,
Zu Rom Held Friederich —*)
Doch in des Festes Prangen
Das Volk empörte sich.

Dem Kaiser dünket bitter
Solch' tückisch Ungewitter
An seinem Krönungstag,
Doch halfen seine Ritter
Ihm durch mit manchem Schlag.

Die Nacht war hell und strahlend,
Und Flammen loh'ten prahlend
Am Bord des Tiber hin,
Manch' bleiche Wange malend
Mit feurigem Carmin;

Und durch der Straßen Enge
Wild fluthet das Gedränge,
Es bebt die ew'ge Stadt —
Weh! dem, der in der Menge
Dort was zu suchen hat!

Da, sieh' die einzig Eine,
Die liebliche, die feine,
Die junge Kaiserfrau, **)
Sie stehet schier alleine
An dem Colonnadau.

Rings um sie bleich Entsetzen
Und Lärm und Schwerterwetzen
Und wilde Kampfesgluth —
Da galt kein müssig Schwätzen,
Da galt es That und Muth.

---

*) Am 19. März 1452 empfing Friedrich III. die Kaiserkrone, er war der letzte deutsche Kaiser, der seinen Römerzug that und sich in Rom krönen ließ.

**) Eleonora von Portugal, ihrer Schönheit wegen der „Preis von Portugal“ genannt.

Die Kaiserkrone tragend
Lenore blickte fragend
Auf ihre Führer hin,
Die aber zeigten zagend
Den feigen wälschen Sinn.

„Wer lästern ist, mag kosten —
„Die Pommern sind auf Posten!“
Rief da des Kaisers Rath,
Herr Dinnies von der Osten
Auf Woldenberg und Plath.

Da thät gar muthig schauen
Die Lieblichste der Frauen
Und rief mit holdem Schall:
„Euch, Herr, Euch will vertrauen
„Der Preis von Portugal!“

Herr Dinnies senkt' den Degen,
Der blitzte allerwegen,
Wo Ehre und Gefahr,
Dann rief er: „Gottes Segen!
„Marsch! vorwärts, ganze Schaar!“

Sie trugen um die Wette
Das gold'ne Tragebette
Der hohen Kaiserin,
So stürmt die Eisenkette
Durch Blut und Tod dahin.

Herr Dinnies von der Osten,
Der war auf seinem Posten
Der Erste in dem Zug,
Sein Eisen mußten kosten
Die Römer da genug.

Er kämpfte unverdrossen,
Da schrieen die Genossen:
„Herr, habt Ihr das bedacht?
„Die Pforte ist verschlossen,
„Dazu auch wohl bewacht!“

Herr Dinnies rief mit Lachen:
„Ihr Leute, laßt mich machen,
„Hab' einen Schlüssel fein! —“
Drauf schlug er erst die Wachen
Und dann die Pforte ein.

„Hei! bei des Schlüssels Bilde
„In meiner Ahnherr'n Schilde,
„Mein Schlüssel ist das Schwert,
„Der öffnet das Gefilde
„Der Fürstin hoch und werth!"

Beim Schein von Roma's Brande
Gelangten sie zum Strande,
Der Tiber rauscht dahin,
Doch drüben trug zum Lande
Dinnies die Kaiserin. —

Der Kaiser gab ihm milde
Zum Ehrenwappenbilde
Des Reiches Adlerflug,
Die Krone auf dem Schilde —
Weil er Lenoren trug.

Das Wappen ist's der Osten,
Die stets auf ihrem Posten
Mit Rath und wack'rer That,
Wie Dinnies von der Osten
Auf Woldenberg und Plath.

Inserate.

Für die Herren Gutsbesitzer.

Die unterzeichnete Druckerei hat wieder eine neue Auflage der Wirthschaftsbücher veranlaßt und hierbei alle im Interesse der Sache ihr freundlichst zugegangenen Rathschläge benutzt.

Sämmtliche Rechnungsbücher bestehen jetzt aus:

1) einem Geld-Journal, bestehend aus 30 ⎫
2) einem Geld-Manual, „ 48 ⎪
3) einem Getreide-Journal, „ 55 ⎬ Bogen groß Folio-Format,
4) einem Getreide-Manual, „ 60 ⎪
5) einem Tagelohn-Register, „ 30 ⎭
6) einem Viehstands-Register mit Leder- und Fellberechnung,
7) einem Duplicat der Schäferei für den Schafmeister,
8) einem Molkerei-Conto,
9) einem Düngungs-Register,
10) einem Aussaat-Register,
11) einem Ernte-Register,
12) einer Spiritus-Berechnung,
13) einem Duplicat derselben für den Brenner,
14) einem Faß-Conto,
15) zwölf Dresch- und Scheunenbüchern und
16) einer General-Uebersicht in monatlichen Abschlüssen für den Gutsherrn.

Sämmtliche Bücher sind in blauen Actendeckeln eingebunden, enthalten gutes, starkes Papier von zusammen mehr als 300 Bogen und sind vollständig mit Längs- und Querlinien versehen, so daß ihre ordnungsmäßige Führung einen sehr geringen Aufwand an Zeit und Mühe erfordert. Den Büchern 1 und 16 ist eine genaue Anweisung zur Führung derselben beigefügt. Der Preis der vollständigen Auflage beträgt in der unterzeichneten Druckerei 5 Thlr. 20 Sgr., falls die Brennereibücher 12, 13 und 14 nicht mitgewünscht werden 5 Thlr. Sind für ein Gut mehr als zwölf Dresch- oder Scheunenbücher, die in duplo zu führen, da ein Exemplar in der Scheune verbleibt, nöthig, so werden auf Erfordern je zwei mehr für 1 Sgr. geliefert. Die stärkeren Bücher können auch in Pappdeckeln und Lederrücken gebunden geliefert werden, dann aber kosten sie 2 Thlr. mehr.

Im Buchhandel sind die Bücher durch die Buchhandlung für Gewerbe, Gartenbau, Forst- und Landwirthschaft von Reinhold Kühn in Berlin, Leipzigerstraße Nr. 33, zu beziehen.

Die Heinicke'sche Buchdruckerei
(Druckerei der Kreuzzeitung),
Deßauerstraße Nr. 5.

Für Landwirthe.

Harmonisch abgestimmte Kuh- u. Schafgeläute, Schweizer Art, von vortrefflichem Klang, das Spiel von 16 Glocken 8 Thlr.; dgl. von Metall, das Spiel 6 u. 10 Thlr. u. 18 Thlr. **Thermometer-Butterfässer**, zur Butterbereitung in 15—25 Minuten, wofür garantirt, zu 30 Quart Inhalt 8 Thlr. **Garten-Sonnenuhren** auf Metall 1½ u. 5 Thlr.; dgl. auf Marmor 10 Thlr.; **dgl. mit Kanone**, die Mittags 12 Uhr von selbst abfeuert, 16 Thlr. **Vorzügliche Schafscheeren**, Dtzd. 6 Thlr. Zangen zum Tätowiren der Schafe und zum Ausferben. **Gartenkugeln**, in denen sich Alles panoramenartig wiederspiegelt, von 2—5 Thlr. Glasglocken zum Aufhängen auf die Bäume, Spiel 3 und 6 Thlr. **Fernröhre**, bequem zu tragen, mit achromatischen Gläsern auf eine Entfernung von 1—2 Meilen, 5—12 Thlr.

J. Amuel, Hof-Mechaniker u. Hoflieferant Sr. Majestät des Königs,
Königsstr. 33, Ecke der Neuen Friedrichsstraße.

Fr. Austern, Hummern, so wie sämmtliche **Französische, Englische** und **Ital. Delicatessen,** namentlich alle Sorten Französ. Liqueure, Französ. Geflügel und Genueser Früchte empfiehlt

Julius Ewest, Hof-Lief. Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen, Friedrichsstraße 82, Ecke der Behrenstraße.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der weiße Engel von Kinnaird-House.

Wir befinden uns inmitten des bewohntesten Theiles der Londoner City, und zwar in dem ächt bürgerlichen Prachtzimmer eines wohlhabenden Kaufmanns dritter oder vierter Klasse; eines City-Kaufmann's von altem Schrot und Korn, eines Mannes, der nicht Vormittags auf ein paar Stunden seine Comptoirs und die Börse besucht, um den Rest des Tages den Gentleman zu spielen, sondern der sein Geschäft in dem alten Hause betreibt, das er von seinem Vater erbte, in dem er selbst geboren wurde und heute noch lebt, wie er immer darin lebte, seit er zurückgekehrt von seinen Reisen.

Die Meubles in diesem Prunkzimmer sind von seltenen Hölzern, aus fernen Weltgegenden meist, aber sie passen nicht zu einander, denn die ganze Einrichtung ist nicht auf ein Mal angeschafft, sondern nach und nach entstanden, zufällig, nach Laune der Besitzer, deren Bedürfnisse nichts mit dem Prunkzimmer zu thun hatten, die also die Laune walten ließen an dieser einzigen Stelle des Hauses, die Laune, die sonst nirgend ein Recht hatte.

Aber es sind nicht sowohl die Meubles, die Tische und Stühle, durch welche ein solches Prunkzimmer seinen eigentlichen Charakter erhält, sondern es sind die Dinge, die als Zierrathen und Schmucksachen auf den Tischen und Tischchen, den Rahmen und Simsen, den Consolen und Gueridons, kurz an allen Orten, wo nur irgend etwas liegen oder stehen kann, mit einer Symmetrie vertheilt sind, für welche der Hausherr allein das Verständniß hat.

Da findet man all die hundert Dinge, die vor fünfzig Jahren Seltenheiten waren, eingesendet aus fernen Zonen durch die Correspondenten und Geschäftsfreunde des Hauses, oder überbracht für die Frau

Patronin oder die lieben Kinder durch die Schiffscapitains und Steuermänner aus freiem Antriebe; da liegt das Schild einer Schildkröte von Surinam neben einem hohen Glase voll Kauries, Schlangenköpfchen, einer Muschel, die bei einigen Nationen im Innern Afrikas als Geld gebraucht wurde, hier sieht man Kokosnüsse in allen Gestalten, mit der dicken Bastschaale, ohne dieselbe, geschlossen, geöffnet, in zwei Hälften getheilt, rauh und polirt, sehr lehrreich einst für die Kinder des Hauses, die mit spitzen Lippen den Saft geschlürft und den Kern mit gehobenen Zähnen gespeis't, den Wohlgeschmack schüchtern anerkennend aber demselben doch Porterbier und Plumpudding vorziehend zur Freude des patriotischen Vaters. Seltsame Schilfbüschel und Calmusröhricht knistern in japanischen Vasen von albern nüchterner Form; Riesenmuscheln, auf denen die Neger zur Schlacht trompeten, liegen zwischen Calebassen aus Flaschenkürbiß, aus denen sie trinken, wenn sie als Sclaven das Zuckerrohr pflanzen; Waffen aller Art, die sehr unschädlich scheinen, aber doch den Tod bringen in des Wilden geschickter Hand, hängen neben dem Wampumgürtel und den zierlichen Mocassins einer indianischen Squaw; Geweihe von Hirsch- oder Rehgattungen in allen Formen, Elephantenzähne und Zapfen von Riesentannen und Pinien, ganze Reihen von ausgestopften kleinen Vögeln unter Glasglocken, künstliches Flechtwerk von Bast und Halm, Vogeleier und Versteinerungen, das Alles und noch hundert andere Seltenheiten füllen jeden leeren Fleck des bürgerlichen Prunkzimmers.

Auch die Wände sind nicht verschont, da drängen sich, Glaskasten an Glaskasten, die Geschlechter der Schmetterlinge und Käfer, jeder säuberlich aufgespießt und mit seinem Namenszettel in drei Sprachen versehen; zwischen den Glaskästen aber segelt in goldenem Rahmen das gute Schiff, gewöhnlich heißt es wie die Frau des Patrons, von so und so viel Tonnen Last, das alle diese schmucken Spießgesellen und Raritäten nach Europa gebracht.

Mitten unter diesen Seltenheiten und Seltsamkeiten des Prunkzimmers in der City finden wir an einem ziemlich frostigen Herbstmorgen des Jahres 1811, einen blassen, kränklich und verdrießlich aussehenden alten Mann, sehr bescheiden, ja fast ärmlich gekleidet. Er steht frierend einige Schritte von dem Kamine, in welchem ein lustiges Feuer glüht; man sieht ihm an, daß er gern Platz genommen hätte an dem warmen Plätzchen, aber eine alte Dienerin ist eifrig beschäftigt, das Feuer zu schüren, welches der Nachhülfe gar nicht bedarf.

Der frierende Mann wirft einen bösen Blick auf die eifrige Dienerin und dann einen noch bösern auf seine etwas schäbige Kleidung; er hat den Schlüssel gefunden zu dem Geheimniß der Magd; sie macht sich am Kamin nur zu thun, um ihn nicht allein zu lassen unter all diesen Kostbarkeiten.

Der alte Mann war der Geheime Rath von Beireis.

Er war nie schön, aber jetzt sah er häßlich elend aus; er war stets in seinem Aeußern etwas cynisch, aber so traurig zurückgekommen und vernachlässigt war er sich selbst noch nie vorgekommen.

In heftiger Ungeduld stampfte er leise mit dem Fuße; die Dienerin, welche sich eben vor dem Feuer erhob aus ihrer gebückten Stellung, sah ihn mißtrauisch und mißbilligend an, doch verließ sie das Zimmer nicht aus Achtung vor dem Zeichen der Ungeduld des Fremden, sondern weil eben der vornehme Gast ihres Herrn eintrat, welcher das Prunkzimmer des Hauses bewohnte.

„Wie? sind Sie das wirklich?" rief Graf d'Entraguès, näher kommend und dem Geheimen Rath die Hand entgegenstreckend.

„Zu Befehl, mein Herr Graf!" entgegnete Beireis, sich verneigend.

Die dargebotene Hand des Grafen nahm er nicht an, er that, als bemerke er sie nicht.

Auch der Ton seiner Stimme war ein gänzlich anderer, sie klang gebrochen und wurde fast unverständlich, weil Beireis die Vorderzähne verloren hatte.

Mit einer Art von Cordialität, die etwas Impertinentes hatte, die sich der Graf auch früher nicht gegen Beireis erlaubt haben würde, faßte d'Anethan den Arm des alten Mannes und führte ihn zu dem Kamine.

Dort nahmen die beiden Männer Platz.

„Es ist Ihnen schlecht gegangen, mein Freund?"

Beireis lächelte böse und antwortete nicht:

„Man war in Paris nicht zufrieden mit Ihren Berichten."

„Ich kenne die Verhältnisse hier nicht," entgegnete Beireis, „ich kann nur in Deutschland nützlich sein; ich weiß, was Sie sagen wollen, aber über die Geschichte ist nun Gras gewachsen. Warum ruft man mich nicht zurück? warum hat man mir seit sechs Monaten kein Geld gegeben?"

„Man behauptet, noch im Vorschuß gegen Sie zu sein!" bemerkte der Graf.

„Sonst pflegte man so genau nicht zu rechnen!" Beireis lachte hüstelnd.

„Meine Kasse steht zu Ihren Diensten, mein Freund," sagte d'Anethan mit einer Freundlichkeit, die jeden Andern, als Beireis, entzückt haben würde, weil sie jeden Andern getäuscht hätte, so herzlich klang sie.

„Kann ich auf ein paar hundert Goldstücke rechnen, Herr Graf?" fragte der Alte mißtrauisch.

„Gewiß, lieber Freund. Sie sind recht seltsam heute," entgegnete der Graf süßlich. „Was machen Sie denn für Umstände mit einem alten Freunde? Ueberdem will ich Ihnen sofort den Stoff zu einem

Bericht für Paris geben, der eine schleunige Zahlung an Sie zur Folge haben muß."

„Wirklich?" Beireis beugte sich vor und sah den Grafen stechend an, „und was muß ich dafür thun?"

„Sind Sie krank gewesen, mein lieber Herr Beireis?"

Der Graf zeigte eine rührende Theilnahme.

„Ich war krank," antwortete Beireis langsam, „ich war schlimmer als krank, denn ich war arm." Der alte Mann hielt einen Augenblick inne, sichtlich erlag er einer tiefen Bewegung; dann murmelte er kaum verständlich: „Man kann wohl ein Schurke sein, so lange man Geld hat, aber das ist entsetzlich, ein Schurke zu sein und kein Geld zu haben, und zumal in einem Lande, wo selbst der ehrliche Mann für einen Schurken gilt, wenn er kein Geld hat." — Mit einem kleinen Taschentuch von bunter Baumwolle trocknete sich Beireis die Stirn, auf der dicke Schweißtropfen standen.

Der Graf sah ihm wirklich betroffen zu, das seltsame Wesen des Alten ergriff ihn.

„Herr Graf," nahm Beireis das Wort wieder, und zwar mit größerer Fassung, als vorher, „ich bin lange krank gewesen, indessen hat mein Verstand nicht gelitten, wie Sie zu fürchten scheinen; ich glaube nicht, daß Sie mir Geld und Vortheile gewähren, ohne einen Gegendienst zu fordern."

Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand, dann sagte er verdrießlich: „Es ist allerdings ein Dienst, den Sie mir leisten; ich brauche kein Geheimniß vor Ihnen daraus zu machen, daß es mir nicht paßt, von hier aus nach Paris zu berichten, Sie sollen es für mich thun, und damit leisten Sie sich selbst den größten Dienst, denn Sie erhalten dadurch nicht nur Geld, sondern auch die Möglichkeit, England zu verlassen."

„England zu verlassen!" rief Beireis erregt, „die Hoffnung, England zu verlassen, für diese Hoffnung thue ich Alles. Geben Sie mir Geld und den Stoff zu meinem Bericht, Herr Graf!"

Der Graf nahm sein Taschenbuch und reichte dem alten Manne daraus eine Banknote, die derselbe mit einer Hast und einer Gier an sich nahm und prüfte, welche der Geheime Rath von Beireis, der feine Lebemann, vor zwei Jahren nicht gezeigt haben würde. Auch sicherte er das Geldpapier mit einer seltsamen Sorgfalt in seiner Tasche.

Graf d'Entraguës sah ihm aufmerksam zu.

„Und mein Bericht?" fragte Beireis.

„Hören Sie," nahm der Graf das Wort, „ich bin auf einem kleinen Fahrzeuge aus den Niederlanden hier herüber gekommen; das Schiff heißt der „Preis von Appelborn", sein Besitzer ist ein orangistischer Edelmann, der Freiherr van Pallandt in Amsterdam, der Schiffer heißt

Jan Terbrugghen — das Alles ist wichtig für die Kaiserliche Regierung — das Schiff gehört zu der Zahl derer, welche die Verbindungen der holländischen Patrioten mit England, der englischen Regierung und dem verbannten Prinzen von Oranien vermitteln. Sind diese Schiffe auf hoher See, so werden sie von der englischen Kriegsmarine respectirt, sobald sie einen orangefarbenen Wimpel mit zwei Zungen am Fockmast aufhissen; das ist auch das Zeichen, an welchem sie sich unter einander erkennen. Als wir noch nicht weit von der holländischen Küste waren, begegnete uns ein kleines Schiff, das eine Privatflagge führte, ein braunes Huhn in weißem Grunde; reiche Holländer haben solche Schiffe; es ist zu erforschen, welche holländische Familie ein braunes Huhn im Wappen führt und wer aus dieser Familie ein Schiff hat. Unser Schiffer legte bei auf ein Zeichen, das ihm von jenem Schiffe gegeben wurde; es kam ein Boot und aus diesem drei Männer an Bord. Der Aelteste dieser drei Männer war mit unserem Schiffer genau bekannt und wurde von ihm mit dem Titel „Erbcastellan“ belegt; er hatte mit ihm eine längere Unterredung, dann kehrte er auf sein Schiff zurück. Die beiden anderen Männer blieben an Bord des unserigen und landeten mit mir in England. Diese beiden Männer waren Soldaten, jedenfalls höhere Offiziere; sie sprachen nur Spanisch mit einander. Es ist offenbar, daß die Unzufriedenen in Spanien Verbindungen mit den holländischen Verschwörern unterhalten, durch Englands Vermittelung. Die Sache ist für die Kaiserliche Regierung von höchster Wichtigkeit und muß verfolgt werden; bieten Sie sich dem Minister an, lieber Freund, verlangen Sie Mittel, um nach Holland gehen und dort die Spuren weiter verfolgen zu können.“

Beireis hatte aufmerksam zugehört, er antwortete nicht gleich, er wiederholte im Geist, was er vernommen; erst als er sicher zu sein glaubte, daß er nichts vergessen, sagte er ruhig, wie sonst seine Art war: „Ich danke Ihnen, Herr Graf; ich weiß nicht, wie groß der Dienst ist, den ich Ihnen durch Uebernahme dieses Berichtes leiste, jedenfalls haben Sie mir durch diese Mittheilungen einen außerordentlichen Dienst erwiesen und ich werde dafür dankbar sein.“

Entraguës lächelte mit leisem Spotte.

Beireis bemerkte es doch, aber es schien ihn nicht zu verletzen, denn er meinte trocken: „Es ist nur wenige Jahre erst her, als der Herr Graf gern meine guten Dienste und meine Rathschläge annahm und eine Anweisung auf meine Dankbarkeit nicht mit spöttischem Lächeln abgelehnt haben würde. Die Zeiten ändern sich, Herr Graf, und Sie sind noch nicht in England gewesen.“

„Sie mißverstehen mich, lieber Freund,“ begütigte der Graf, „ich bin immer geneigt, Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ich kenne die Schwierigkeiten dieses Terrains, denn ich bin hier nicht fremd, ich war schon ein Mal in England.“

„Und kommen doch wieder hierher?“ fragte Beireis mit so unverstellter und zugleich so naiver Verwunderung, daß Entraguès nicht umhin konnte, laut zu lachen.

Er bat um Entschuldigung.

Beireis schien nicht viel darauf zu hören; er nahm seinen schäbigen Hut und empfahl sich, nachdem er bemerkt, er werde an jedem Morgen um dieselbe Stunde nachfragen, ob der Herr Graf Aufträge für ihn habe.

Der Graf sah dem so verwandelten Genossen mit einem langen Blicke nach, dann betrachtete er sich wohlgefällig in einem ovalrunden Spiegel, der mit einer Unzahl von Federbüschen und einzelnen Federn von Vögeln aller Zonen geschmückt war.

„Diese Deutschen sind immer unzuverlässig,“ sagte er, leise mit sich selbst sprechend seiner Gewohnheit nach, „Essen und Trinken geht ihnen über Alles; wie schauderte dieses alte Kind bei dem Gedanken an Armuth, wie haßt er dieses arme England, nur weil er hier gedarbt und gelitten hat. Es sind jämmerliche Schurken diese Deutschen, wenn der Hunger über sie kommt, wacht das Gewissen auf in ihnen. Wie wand und krümmte sich dieser spaßhafte Alte vor dem Stachel des Gewissens; er wollte es sich nicht merken lassen vor mir, denn das ist ehrgeizig, das hält mich für einen großen Schurken und will sich meiner nicht unwürdig zeigen —“

Der Graf lachte heiter und selbstzufrieden.

„Indessen,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „das alte Kind hat wahrscheinlich viel leiden müssen; die Engländer sind entsetzlich roh und hart gegen alle, die kein Geld haben; es ist ihm nicht zu verdenken, daß er außer sich geräth, hat er doch nicht wie ich die große Idee, mit der er sich trösten, an der er sich aufrichten kann. Er spielt den Spion und den Verräther, er begeht Verbrechen, um Geld zu gewinnen, für das er prassen und schwelgen kann, ich bin wie er Spion, wenn man von mir das häßliche Wort überhaupt noch brauchen kann, ich bin der Genosse seiner Verbrechen, pah! aber ich handele so, um einer großen Idee Leben zu geben, um den Sturz des napoleonischen Kaiserreichs zu befördern, um Europa von seinem unerträglichen Joche zu befreien; er ist einfach ein Schurke, ich bin ein historischer Charakter. Verbrechen? Ha! Wer die Grundsätze der gewöhnlichen Moral auf die Politik anwenden will, ist ein Schwachkopf; die Geschichte ist niemals mit Mandelmilch und Eau de Cologne geschrieben worden, sondern mit Feuer und Blut.“

Der Graf hatte die letzten Worte ziemlich laut gesprochen, aber glücklicher Weise französisch, denn in demselben Augenblicke trat das alte Dienstmädchen ein, über welches sich Beireis kurz zuvor so sehr geärgert, und meldete: „Die Kutsche ist unten, Sir, der Kutscher will nicht lange warten!“

Entraguès fuhr in der bürgerlichen Kutsche seines Gastfreundes in der City, der übrigens keine Ahnung von dem Charakter des Mannes hatte, dem er das Prunkzimmer seines Hauses eingeräumt, nur bis zu einer bekannten Bibliothek. Dort stieg er aus und verabschiedete seinen mürrischen Automedon, dem er nie, weder durch Geschenke noch durch Freundlichkeit, auch nur ein Lächeln abgelockt. John haßte die Franzosen, und er haßte sie um so gründlicher, als er sich den Grund seines Hasses gegen die Franzosen nie klar zu machen auch nur versucht hatte. Er hegte den echt englischen Bulldoggenhaß, den Haß des Instinctes gegen alle Franzosen und gegen jeden einzelnen Franzosen noch besonders. Hätte John nicht die Pferde und die Kutsche seines Herrn innig geliebt, er hätte mit Vergnügen den eigenen Hals riskirt und den Franzosen umgeworfen an einer recht gefährlichen Stelle; so begnügte sich der grimmige Kaufmannskutscher, seinem verhaßten Passagier eine Faust in der Tasche zu machen und jedes Wort, was derselbe sprach, mit halblauten Flüchen der furchtbarsten Art zu begleiten.

Dieser Raçenhaß, den der Kutscher John hegte, war damals ziemlich allgemein in England; auf diesem Haß basirte, so zu sagen, Pitt sein System, an diesem Haß scheiterten die liberalen Versuche der Fox und Sheridan, an diesem Haß stumpfte sich das Schwert Napoleon's; dieser Bulldoggenhaß war ein Factor in der Weltgeschichte. Jetzt scheint er todt zu sein, aber es giebt Scheintodte, die plötzlich wieder auferstehen und dann erst recht kräftig und gesund weiter leben.

Als Entraguès seines bürgerlichen Kutschers ledig, begab er sich zu Fuß nach einer kleinen Schenke, die in einem sonst ziemlich stillen Square lag; er befand sich dort in größerer Gesellschaft, als er vermuthet haben mochte, und betrachtete sie mit einigem Mißtrauen.

Noch heute gewähren reisende Engländer dem Fremden einen Anblick, der frappirt durch all das Ungewöhnliche und Wunderliche, was auch die gewöhnlichsten und alltäglichsten Engländer zur Schau tragen, sobald sie reisen. Damals war das in noch weit höherem Grade der Fall, denn die englische Reisenarrheit war noch eine Art Privilegium der sogenannten Vornehmen, das heißt hier der Reichen, und der Londoner Bürger rüstete sich noch zu einer Fahrt von zwanzig Meilen auf der Postkutsche mit Mantel und Flaschenfutter, mit Regenschirm und Wärmflasche, nahm Abschied von Weib und Kind, bat die Nachbaren, ein Auge auf sein Haus zu haben während seiner Reise, und schlief dann in der Postkutsche, von all den Gefährlichkeiten der Reise träumend, von denen er je gehört oder gelesen.

Entraguès fand vor der Schenke zehn bis zwölf Reisende in den verschiedensten Costumen, Hochwild für den Crayon der Sayer und Gillray, der Fürsten der Caricatur. Alle harrten mit größerer oder geringerer Ungeduld der Postkutsche, mit welcher sie weiter zu fahren gedachten.

Endlich erschien das ungeheure Gebäude von Eisen und Leder an der Ecke und schwankte dröhnend über das holperige Steinpflaster. Mit raschem Sprung gelangten die Jüngern hinauf und verschwanden im dunkeln Bauche des Unthiers; langsamer und vorsichtiger folgten die ältern Reisenden; die Frauen zögerten schamhaft eine Weile, denn der Auftritt war noch ziemlich hoch vom Boden, mit einiger Ueberwindung entschlossen sie sich endlich, den unteren Theil einer fleischigen Wade den indiscreten Blicken eines alten Pudels Preis zu geben, der vor der Schenke in der Sonne lag und nach Fliegen schnappte. Außer diesem männlichen Vierfüßler sah Niemand nach ihnen, denn die Passagiere waren vor ihnen eingestiegen, und der Conducteur war viel zu eifrig mit einer Mischung von Branntwein und Wasser beschäftigt, welche ihm die Wirthin zur Stärkung auf den Weg mitgab, als daß er sich nach den Schönheiten seiner weiblichen Reisebefohlenen hätte umsehen können.

War die Ungeduld der Reisenden auf eine harte Probe gestellt worden, bevor die Postkutsche kam, so wurde sie es jetzt auf eine noch weit härtere, denn es dauerte noch entsetzlich lange, bevor die Abfahrt wirklich erfolgte. Der Conducteur hatte mit der Wirthin noch so viele Geschäfte abzumachen, so viele Aufträge und Bestellungen von ihr zu übernehmen, daß selbst d'Anethan, der doch viel zu reisen gewohnt war und darum auch viel vertragen konnte, sich nicht ganz der Zeichen der Ungeduld enthielt.

Endlich war auch der Conducteur an Bord, das Horn tönte, die Peitsche klatschte, die Rosse, starkknochige Thiere aus Cumberland, zogen an, dahin rollte donnernd die schwerbepackte Kutsche über das holperige Pflaster. Die Gesichter der Passagiere klärten sich auf, Sonnenschein überall, obwohl sie furchtbare Stöße aushalten mußten, denn Jeder sagte zu sich selbst, der Postillon wird die durch das Warten verlorene Zeit durch verdoppelte Schnelligkeit wieder einbringen. Die großen Pferde griffen tüchtig aus in starkem Trabe, aber die unglücklichen Reisenden täuschten sich doch; seht ihr Bethörten das bunte Schild dort nicht? das Bild auf dem Schilde stellte einst einen stattlichen Reiter dar, Wetter und Wind haben einen Haufen von bunten Klecksen daraus gemacht. Zum Marquis von Granby ist die Schenke genannt; die lustigste Schenke in ganz Middle-Essex und Betsy steht an der Thür, wie alle Tage zu dieser Stunde, und schaut nach dem liebsten Postillon. Da trabt er heran auf brausendem Roß und hinter ihm poltert die Kutsche; im Fluge vorübereilend grüßt er die Bierkannen scheuernde und schäumendes Bier kredenzende Maid. Sie nickt ihm zu mit den lachenden Augen, und wenn er wiederkehrt in der Nacht, empfängt sie ihn mit offenen Armen, den stattlich dahin fahrenden Postillon.

Langsamer fährt die Postkutsche, sobald sie den Marquis von Granby passirt hat, der Postillon hat kein Interesse mehr, stattlich zu fahren, er weiß, daß Betsy keine Zeit hat, ihm lange nachzusehen. Hat

der Postillon keine Eile, seinen Rossen ist's auch recht, und aus dem muntern Trab verfallen sie, genau zwanzig Schritt hinter dem Marquis von Granby, in einen schläfrigen Paßgang, — sieht wie Trab aus, bringt aber nicht vorwärts.

Die Reisenden werden nicht gefragt und unterhalten sich, so gut sie irgend können.

Es geht nur langsam vorwärts, und die Sonne ist bereits nahe daran, unterzugehen am herbstlichen Himmel, als die Postkutsche hält und der wortkarge Conducteur den Grafen mit einem kurzen: „Yorrow, Sir!“ zum Aussteigen einladet.

Der Graf steht, seine Glieder dehnend, vor dem reinlichen Wirthshause des kleinen freundlichen Ortes; nachdem er sich umgesehen rings, folgt er dem buckligen Hausknecht in die Wirthsstube, wo er auf der mit Sand bestreuten Diele eine hübsche junge Frau findet, an deren stattlicher Gestalt die Spuren desselben Ehesegens bemerkbar, den sie in einem prächtig blühenden, vollwangigen Mägdlein schon an der Hand führt.

Der Reisende blickt mit einer Art von Neid auf das Bild häuslichen Glückes, das ihm aus den hellen Augen der schmucken Gastwirthsfrau entgegenlacht; seltsame Gedanken werden wach in ihm, und erst als er den warmen Punsch genossen, der ihm wohlthut nach der Fahrt am kalten Herbsttag, fragt er: „Kann ich einen Wagen hier bekommen nach Kinnaird-House, Madame?“

„Sir, Ihr seid fremd am Ort,“ entgegnete die junge Frau lächelnd, „ich könnte Euch durch meine Pferde auf den Fahrweg nach Kinnaird-House bringen lassen und eine halbe Krone von Euch nehmen, zwei Meilen sind es auf der Straße; wenn Ihr aber „schön Dank, Frau!“ sagen wollt, so laß ich Euch durch meinen Hof führen über den Mühlensteg, und von da seid Ihr mit zwanzig Schritten in Kinnaird-House, der Garten der Lady grenzt dicht an die Mühle.“

Die Frau sagte das so anmuthig einladend, daß der Franzose, gar zierlich und galant dankend, das Anerbieten annahm.

An den Complimenten erkannte die schmucke Wirthsfrau den Franzosen, und mit kleinstädtischer Neugier, die man ihr wohl verzeihen konnte, ihrer schönen Augen wegen, fragte sie: „Ihr seid ein Franzose, Sir, und kommt gewiß, um die liebe französische Dame zu besuchen, die bei der Lady wohnt?“

„Kennt Ihr die Dame, meine gute Frau?“ fragte der Graf und harrte gespannt der Antwort.

„Kennen, Sir?“ rief die Wirthin, „ich liebe und verehre sie, jedes Kind am Ort kennt und liebt die französische Dame, weil sie so lieb und gut, so schön und traurig ist. Ach, Sir, Ihr kennt sie nicht, sonst würdet Ihr nicht so fragen. Die französische Dame heißt in der ganzen Gegend der weiße Engel von Kinnairdhouse, denn Ihr müßt wissen, daß

sie immer ganz weiß gekleidet geht, aber auch ganz weiß, es ist nichts schwarz an ihr als ihre dunkeln schwarzen Augen, denn auch ihr Haar ist nicht schwarz, sondern blond."

„Ich habe einen Brief persönlich abzugeben an die Dame," entgegnete der Graf mit gepreßter Stimme, „die Dame weiß, daß ich komme, ich glaube, daß sie mich schon erwartet."

„Der weiße Engel warten durch meine Schuld, das wäre" — rief die Wirthin hastig und eilte an die Thür.

Gleich darauf erschien ein etwa vierzehnjähriges Dirnlein, das war der jungen Frau wie aus den Augen geschnitten; „da, Polly, führ den fremden Herrn zum weißen Engel hinüber; 's ist meine Schwester, Sir, und wenn Ihr mir 'ne Freude machen wollt, so grüßt den weißen Engel von Lucy O'Higgins; oh, sie kennt mich wohl!"

Kaum eine halbe Viertelstunde später betrat der Graf, von seiner kleinen Führerin geleitet, das Hauptgebäude eines stattlichen Edelhofs. Im Flurgang stand eine kleine corpulente Frau mit muntern Augen; sie näherte sich dem Grafen und sagte, ihn französisch anredend, ohne weitere Förmlichkeiten und mit einem Tone, der eine innere Abneigung wenig verbarg: „Folgen Sie mir, Herr Graf, Madame glaubte nach Ihrer gestrigen Zuschrift Ihren Besuch zu früherer Stunde erwarten zu dürfen, die Zeit ist beschränkt."

Entragues sah die Frau, deren resolutes Wesen ihm imponirte, die ihn überdem so gut zu kennen schien, verwundert an; diese aber faßte ihn bei der Hand und sprach, ihn eine Treppe hinaufführend: „Sie wundern sich, daß ich Sie kenne, hm! mein Herr Graf! und mich kennen Sie nicht und haben doch meiner lieben Freundin so oft Grüße gebracht von mir, die ich freilich nicht bestellt hatte; ich bin Riquette Bassard, die Frau des Haushofmeisters Bassard bei dem Prinzen Lucian Bonaparte."

Diese Begegnung war dem Grafen sehr unangenehm; er wußte zwar, daß der Lucian Bonaparte in einer Art von anständiger Gefangenschaft in England lebte, aber er wußte nicht, zu was die Verbindung führen konnte, in der seine Gemahlin mit dieser Frau aus der nächsten Umgebung Bonaparte's stand.

Indessen hatte er jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken; jedenfalls hatte sie den Anflug von weicher Stimmung verwischt, der ihn überkommen bei der Unterhaltung mit der Wirthin.

Frau Riquette ließ den Grafen in ein mäßig erleuchtetes Zimmer treten und entfernte sich mit einem halben Knix, den dieser mit einer leichten Verbeugung und spöttischem Lächeln erwiderte.

Der Weltmann hatte sich vollständig wieder gefunden, er warf einen flüchtigen Blick auf die einfache Ausstattung des Gemachs.

Da öffnete sich die Thür wieder und Claire trat mit langsamen, leisen Schritten ein.

Sie war ganz weiß gekleidet, wie sie die Wirthin beschrieben, das Köpfchen war leicht nach der linken Seite geneigt, eine kleine weiße Mütze mit langen Bändern lag lose auf dem schlicht gescheitelten blonden Haar, das wachsbleiche ovale Gesicht machte einen tief traurigen Eindruck, und doch war es zugleich zum Entzücken schön.

Der Graf ging seiner Gemahlin einige Schritte entgegen, sie begegneten sich fast in der Mitte des Zimmers in dem vollen Glanze des Kronenleuchters.

Erst als der Graf dicht vor ihr stand, schlug Claire ihre großen dunkeln Augen auf und sah ihm voll in's Gesicht.

Einen Moment stutzten Beide; ein leichtes Roth flog über Claire's liebliches Gesicht, sie erröthete bei dem Gedanken, daß sie ihren Gemahl schöner finde als alle Männer, die sie je gesehen.

Der Graf zitterte unter dem Eindruck, den diese Schönheit auf ihn machte.

Und diese Schönheit war sein Weib.

Zwei Mal öffnete er den Mund und schwieg, doch endlich sagte er ganz leise: „Claire!"

Es war ein Ton, der aus seinem Herzen kam, er heuchelte in diesem Augenblick nicht. Der Ton hatte das Herz der Frau gefunden, sie antwortete nicht, aber sie sträubte sich auch nicht, als der Graf ihre Hand ergriff und sie zwischen seinen beiden Händen drückte.

Die arme Frau kämpfte mit Macht gegen die Gefühle, die sie zu überwältigen drohten, endlich sagte sie stockend und ihre kleine Hand an sich ziehend: „Sie hatten mir einen Brief für Seine Königliche Hoheit zu übergeben!"

Der Graf fuhr zusammen bei dem Klange dieser Stimme, die seinem Ohr schmeichelte, wie süße Musik, er verstand nicht, was Claire sagte, aber er hörte ihre Stimme.

Auf's Neue ergriff er die Hand der bebenden Frau und küßte sie mit flammenden Küssen.

Der weiße Engel von Kinnaird-House war im Moment von einem heißen Roth, wie von dem Wiederschein des Feuers, das aufgegangen in dem Grafen, angeglüht. Claire war jetzt nicht schöner als vorher bei ihrem Eintritt, aber sie war in anderer Weise eben so schön.

„Den Brief! den Brief!" stammelte Claire, ohne eigentlich zu wissen, was sie sagte.

Der Graf, der erkannte, daß er sie nicht weiter treiben dürfe, denn er hatte selbst in diesen Momenten, als er den ersten Sturm seiner Gefühle und Sinne überwunden, eine wunderbare Herrschaft über sich, trat einen halben Schritt zurück, nahm einen Brief aus seiner Tasche und sagte flüsternd: „Claire, nehmen Sie den Brief, es ist ein eigenhändiges Schreiben des Herzogs von Otranto an Seine Königliche Hoheit und von höchster Wichtigkeit; der hohe Prinz wird sich jetzt

vielleicht überzeugen, daß er an mir stets einen treuen Diener hatte, so sehr der Schein auch gegen mich sprach, so Vieles ich auch gethan haben mag, was ihm nicht lieb, was ihm falsch dünkte, was ich aber thun zu müssen glaubte, weil ich stets das letzte Ziel, den Sturz Bonaparte's und die Wiederaufrichtung des Königthums, im Auge hatte. Und wenn ich den hohen Prinzen von meiner Treue überzeugt haben werde, dann wird ja auch wohl in einem andern Herzen eine Stimme laut werden für den verkannten Mann."

Der Graf sprach leise, er flüsterte die Worte, aber berechnete sie wohl und sprach genau rechnend gerade so lange, daß Claire Zeit hatte, sich so weit zu sammeln, als er diese Sammlung für gut hielt.

Claire hielt den Brief in der Hand und entgegnete, dem Grafen schüchtern in's Gesicht schauend: „Ich habe wahrscheinlich schon Unrecht gethan, indem ich mich von dem Manne trennte, dem mich die Kirche gegeben, weil ich ihn für einen Verräther an Ehre und Pflicht hielt; kann er sich reinigen von dem Verdacht, so bin ich es, die um Verzeihung zu bitten hat."

Die Augen der jungen Frau füllten sich mit Thränen.

Der Graf warf sich auf's Knie vor ihr, sie legte ihre Hand auf sein Haupt und sprach vorwärts geneigt: „Adieu für heute, morgen sehe ich Se. Königliche Hoheit, übermorgen erwarte ich Sie, adieu, Anethan!"

Als sich der Graf erhob aus seiner knieenden Stellung, war Claire schon einige Schritte entfernt von ihm, an der Thür drehte sie sich um und sah nach ihm zurück.

„Claire!" rief er.

Sie lächelte ihm mildfreundlich zu, neigte ihr Köpfchen grüßend und verschwand.

Entragues war allein.

„Oh! was ist sie schön!" murmelte er nach einer Weile.

Der volle Ausdruck des Entzückens lag auf seinem Gesicht.

„Ich denke, daß ich zufrieden sein kann!" sprach er nach einer zweiten Pause.

Es war der Ausdruck berechnender Zufriedenheit, der sich statt des Entzückens jetzt in seinem Gesicht kundgab.

Eben wollte er das Zimmer und Kinnairds-House überhaupt verlassen, da öffnete sich die Thür, durch welche sich Claire entfernt hatte, wieder, und eine hohe stattliche junge Frau in tiefer Trauer trat ein.

Sie stutzte einen Moment, als sie den Grafen bemerkte, dann trat sie entschlossen näher und sprach englisch: „Entschuldigen Sie, wenn ich störe, Sir, ich vermuthete Frau von Anethan hier."

„Meine Gemahlin wird wahrscheinlich bald zurückkehren," entgegnete der Graf gewandt, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie allein lasse, aber ich bin eben im Begriff, nach London zurückzufahren."

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr von Anethan, ich liebe Ihre Gemahlin so innig, ich habe bei ihr Trost für meinen Schmerz so oft gefunden in den beiden letzten Jahren."

„Mylady haben einen lieben Todten zu betrauern," der Graf blickte auf das Trauerkleid.

„Einen Todten," rief die Dame erregt, „ich darf das nicht einmal behaupten, Sir! Da Sie es nicht zu wissen scheinen, so will ich es Ihnen sagen; ich bin die unglückliche Lady Bathurst, deren Gemahl vor zwei Jahren auf eine unerklärliche Weise in einer kleinen Stadt Deutschlands verschwunden ist."

Der Graf schwankte rückwärts, als er so plötzlich die Wittwe seines Opfers vor sich sah, er faßte sich indessen gewaltsam, sein Gesicht war aschfahl, er ballte die Fäuste, um das Zittern seiner Hände zu bewältigen.

Welch' häßliche Fratze, welch' jämmerliche Figur der eben noch so schöne Mann.

„Entsetzliches Geschick!" antwortete er halb verständlich nur.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Sir!" entgegnete die Dame und reichte ihm ihre Hand.

Es ertönte keine Stimme: „Weib, das ist der Mörder Deines Mannes, die heiße Hand, in der die Hölle brennt, hat den Vater Deiner Tochter umgebracht, Weib!"

Nein, der Graf küßte die Hand der Lady Bathurst und empfahl sich schweigend.

Die Lady sah ihm mit einem wohlwollenden Blicke nach, sie hatte in der Aufregung des Grafen nur Theilnahme an ihrem gräßlichen Geschick gesehen, sie war ihm dankbar für seine Theilnahme, die ihr bei den Männern ihres Vaterlandes so warm, wie es ihr hier schien, nicht entgegengetreten war.

Der Graf aber taumelte die Treppen fast hinunter, unten empfing ihn die kleine runde Riquette, sie sah ihn mißtrauisch musternd an, aber ihr Blick wurde gut und freundlich, als sie den Zustand sah, in welchem sich Entraguès befand. „Oh! der Mann ist noch nicht schlimm," sagte sie zu sich selbst, „er liebt meine liebe Claire, denn sonst wäre er nicht so erschüttert von ihrem Anblick, oh! meine liebe Claire wird noch glücklich werden!"

Mit diesen freundlichen Gedanken winkte Riquette den Diener zurück und führte den Grafen selbst zu dem Gasthofe.

Aeußerlich fand Entraguès seine Selbstbeherrschung bald wieder, obwohl ihm innerlich immer noch grausete. Er erkannte die Eroberung, die er an Riquette's Wohlwollen gemacht, er sprach einige Worte mit ihr und trug ihr Grüße auf an Claire, aber als ihn die gute Frau an der Hofthür verlassen, eilte er hastig in das Gasthaus, denn allein fürchtete er sich in dem dunkeln Herbstabend.

Die runde Riquette beeilte sich, so weit es irgend ihre Corpulenz gestattete, in die Wohnung Claire's zurückzukehren, um der geliebten Jugendfreundin die günstigen Wahrnehmungen mitzutheilen, die sie bei Entraguès so eben gemacht. Die gute Seele wußte genau, welche Freude sie damit der armen Claire bereiten werde, welche längst schon sich die bittersten Vorwürfe machte, daß sie ihren Gemahl böslich verlassen. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um das Wiedererwachen der Liebe der jungen Frau zu ihrem Gemahl zu bemerken; eben weil Claire den Grafen so unendlich liebte, darum traf sie sein Verrath an den Prinzen des Hauses Bourbon, denen sie sich, wie wir wissen, durch mehr als ein Band auf's Innigste verbunden fühlte, so namenlos schmerzlich; eben weil sie den schönen und bedeutenden Mann so abgöttisch verehrte, war es ihr so entsetzlich, ihn auf kleinen und großen Lügen und Unwahrheiten zu finden; seine Gegenwart hatte ihr Abscheu und Widerwillen eingeflößt; der Mensch, der an die Stelle des Halbgottes getreten war, in dessen Besitz zu sein sie geglaubt, war ein steter Vorwurf, deshalb hatte sie sich von ihm entfernt, deshalb hatte sie sich in der ersten Zeit ihrer Entfernung von ihm erleichtert gefühlt. Aber das blieb nicht so. Monate vergingen der jungen Frau in tiefer Einsamkeit; die seltenen Besuche, welche ihr die Verhältnisse bei dem Grafen von Artois gestatteten, waren nicht im Stande, die Lücken in ihrem Wesen, die Leere in ihrem Herzen auszufüllen. Claire war phantasiereich und ihre Erziehung war vortrefflich gewesen, sie war religiös und das Bewußtsein ihrer Pflichten wurde mehr und mehr lebendig in ihr. Sie lernte nachdenken in ihrer Vereinsamung, und alsbald wurde ihr klar, daß die rechte Stelle des Weibes nur an der Seite ihres Mannes ist. Nach und nach schwanden aus ihrer Seele auch die schmerzlichen Erinnerungen an die letzten trüben Jahre, die verblaßten Bilder aus der ersten Zeit ihrer Liebe zu Entraguès wurden wieder lebendiger in ihrem Herzen, die Farben traten immer frischer heraus, und Claire mußte sich selbst gestehen, daß sie ihren Gemahl wieder liebe, daß ihre Liebe zu ihm eigentlich niemals aufgehört habe. Zugleich aber begriff sie auch, daß ihre Liebe jetzt eine ernstere und würdigere sei als die frühere, daß sie nicht mehr auf einer blinden Vergötterung des Mannes, sondern auf dem Bewußtsein der am Altare übernommenen Pflichten beruhe.

So dachte und fühlte Claire, als sie die ersten Briefe des Grafen erhielt, der, wie wir wissen, mit ihr wieder anknüpfen wollte, um sich die Bourbonen auf's Neue verpflichten zu können.

Entraguès betheuerte seine Unschuld in diesen Briefen.

Claire war weit entfernt, ihm sofort zu glauben und ihn für schuldlos zu halten, sie hatte zu viele Beweise dieser Schuld und war nicht verliebt, aber ihr Pflichtbewußtsein zog sie zu diesem Manne, obgleich sie ihn, vielleicht weil sie ihn für schuldig hielt, denn das liegt im Wesen der Frauen.

Die Briefe des Grafen wurden dringender, er bat sie um Verzeihung und gab ihr zugleich wichtige Nachrichten für die Prinzen, er machte sie, gegen ihren Willen, zu seiner Vermittlerin bei den Bourbonen.

Schrittweise nur, aber sicher, gewann der Graf das verlorene Terrain, und er hatte bereits durch seine sich rasch folgenden Briefe einen bedeutenden Einfluß auf den Geist Claire's wieder erobert, als er endlich seinen großen Schlag wagte, nach England kam und eine Unterredung mit Claire verlangte, weil er ihr einen Brief für den Grafen von Artois zu übergeben habe, den er seiner Wichtigkeit wegen in keine andere Hand geben könne. Dieser Brief, schrieb er, werde zugleich den Beweis seiner unwandelbaren Treue für das Königshaus und seiner Dankbarkeit für die Prinzen liefern.

Claire glaubte diese Zusammenkunft nicht verweigern zu dürfen, eigentlich hatte sie dieselbe längst herbeigewünscht.

Unter diesen Umständen sahen sich Beide wieder, dieses Wiedersehen hatte den Grafen zum Sieger gemacht in einem weit höheren Grade, als er selbst ahnete. Die edle Erscheinung des schönen Mannes hatte ihres Eindrucks auf die Gefühle der jungen Frau nicht verfehlt, sie fühlte sich hingerissen, er war ganz anders erschienen, als sie gedacht hatte, er übte den alten Zauber über sie, sie war plötzlich von seiner Unschuld innerlich überzeugt, sie war gerührt von seiner Bescheidenheit und Großmuth, denn jetzt kam sie sich ihm gegenüber schuldig vor, und als sie, nachdem sie ihn verlassen, die erste Verwirrung bewältigt hatte, glichen ihre Empfindungen denen einer glücklichen Braut, die der baldigen Vereinigung mit dem geliebten Manne sicher ist.

Helle Liebesrosen waren prächtig aufgeblüht auf den sonst immer so bleichen Wangen der jungen Frau, als sie kurz nach des Grafen Weggange mit der Lady Bathurst, die mit ihr Kinnairdhouse bewohnte, welches die Mutter der Lady als Wittwensitz inne hatte, zusammentraf.

Die glückliche Veränderung, die mit Claire, seit sie ihren Gemahl wiedergesehen, vorgegangen, war so groß, daß sich Lady Bathurst nicht enthalten konnte, einige freundliche Anmerkungen zu machen.

Claire erröthete wie ein junges Mädchen und fühlte sich sehr glücklich.

In volle Glückseligkeit aber gerieth sie, als sie später mit ihrer Riquette allein war und diese ganz unerwartet das Lob des Grafen sang.

Der weiße Engel von Kinnairdhouse hatte einen entzückenden Abend und entschlummerte zu lieblichen Träumen. —

Der befestigte Grundbesitz.

Darüber hat ein Zweifel nie bestanden, daß das Verhältniß der Gesetzgebung zu dem ländlichen Grundvermögen einen bestimmten Einfluß auf das wirthschaftliche, das sociale und das politische Leben üben, daß dieses sich anders gestalten müsse, je nachdem die Zersplitterung, resp. das Zusammenschlagen, die Verschuldung und der öftere Besitzwechsel der Landgüter durch die Gesetzgebung begünstigt oder selbst erzwungen, oder je nachdem den Bewegungen des Bodens durch eine entsprechende Agrar-Verfassung mehr oder weniger entgegengetreten wird. Welches Ziel in dieser Beziehung zu verfolgen sei, welche Mittel dieserhalb anzuwenden sind, darüber haben die Ansichten öfter geschwankt, hier stehen sie auch heut noch sich schroff gegenüber. Es handelt sich hier um Fragen von der eminentesten Bedeutung, von einer Bedeutung, die uns täglich gewichtiger entgegentritt, und wir wollen, zunächst mindestens in allgemeinen Umrissen, unsere Stellung zu denselben entwickeln, d. h. die Stellung, welche die conservative Politik zu denselben einzunehmen hat.

Wir beginnen mit einem Klagelied, und zwar über den wahrhaft trostlosen Standpunkt, den die Wissenschaft nicht aufhört, zu diesen bedeutungsreichen Verhältnissen einzunehmen. Welch' unermeßliches Material ist die Geschichtsforschung zur Beantwortung dieser Fragen beizusteuern berufen und wie dürftig sind die Gaben, welche sie uns bietet? Noch fehlt es überall an einer erschöpfenden Darstellung der bewährtesten Gemeinde-Verfassungen, so wie der Agrar- und Social-Verfassungen, worauf sie beruhten, aus denen die Gemeinde-Freiheit emporgewachsen ist. Und doch bieten die germanischen wie die slavischen Verfassungen dieserhalb ein überaus reiches Material dar, selbst im Orient wird der Absolutismus vielfach durch ein hohes Maß von Gemeinde-Freiheit gemildert. Noch fehlt überall der Nachweis des Zusammenhanges der geschichtlichen Ereignisse, der Blüthe und des Verfalls der Reiche, der Freiheit und der Knechtung der Völker mit den Agrar- und Social-Verfassungen. Groß ist die Aufgabe, welche der Geschichtsforschung auf diesem Gebiete vorbehalten bleibt. Für jetzt steht uns dieses Material nur in dürftigster Weise zu Gebote, und wir müssen unsere Argumentation wesentlich aus unmittelbarer Anschauung, wie aus den Erfahrungen herleiten, die das eigne Vaterland darbietet.

Allerdings ist dieses Material ein überaus gewichtiges, weil wir den Uebergang von dem Feudal- zu dem modernen Staat, d. h. von der Natural- zur Geldwirthschaft, selbst erlebt, alle Phasen desselben durchgemacht haben. Der Feudalstaat beruhete auf der Gebundenheit des Grundbesitzes, auf der engen Verkettung der Familie mit demselben. Das Landgut durfte weder zersplittert, noch verschuldet, noch verkauft

werden, mindestens war es immer nur ein geringer Theil des ländlichen Grundvermögens, welcher der freien Disposition unterlag. Im Allgemeinen blieb dasselbe ungestört in den Händen derselben Familie, selbst wo dieser das Eigenthum des Hofes noch nicht verliehen war. Erst mit dem vollen und ungetheilten Eigenthumsrecht trat das Recht der Verpfändung und Zersplitterung des Bodens ein.

Inzwischen hatte die vorgeschrittene Entwickelung der Gesellschaft den Uebergang des Landbaues zur Geldwirthschaft unerläßlich gemacht, das System der starren Gebundenheit des ländlichen Grundvermögens, des getheilten Eigenthums, war mit der Anwendung der großen agrarischen Entdeckungen unvereinbar, und das Edict vom 9. October 1807 gab in Preußen die Losung für den Uebergang zu dem entgegengesetzten System. Die Lehren Adam Smiths hatten den national-ökonomischen Liberalismus zur allgemeinsten Geltung gebracht. Die Idee, daß jede Landfamilie mindestens durch den Besitz einer Landparcelle gegen das Ungemach des Lebens geschützt werden solle, entsprach überdies dem Geiste einer philanthropischen Zeit, die Gefühlspolitik fand in derselben ihre volle Befriedigung. Demzufolge ward das ländliche Grundvermögen durch die Gesetzgebung dem beweglichen Capital, jeder Waare durchaus gleich gestellt; jeder Unterschied in der gesetzlichen Behandlung der verschiedenen Vermögensgattungen ward aufgehoben.

Nach Verlauf eines halben Jahrhunderts sind nunmehr die Wirkungen hervorgetreten, welche diese Stellung der Gesetzgebung zu dem ländlichen Grundvermögen zur Folge haben mußte, sie lassen sich aus der Erfahrung constatiren. Als vorherrschenden Charakter des hieraus hervorgegangenen Zustandes müssen wir den der Thätigkeit, der Bewegung bezeichnen. Eine Rührigkeit hat in der ländlichen Bevölkerung sich entwickelt, wie sie ehedem nur in den Städten gekannt worden. Urbarmachungen, Abgrabungen, Mergelungen, Bauten, Verbesserungen aller Art wurden das Ziel der Bestrebungen. Wo die intellectuellen oder die Capitalkräfte unzureichend, da trat ein anderer Besitzer ein. Oder es wurden die Betriebsmittel und die Meliorations-Kapitalien im Wege der Anleihe beschafft, und wo hierzu die Gelegenheit fehlte, entschloß man sich, einen Theil des Besitzthums loszuschlagen, um den anderen Theil um so productiver machen zu können. Die durch Servituten bisher gebundenen alten Vegetationsschätze gelangten zur Hebung, und so schien es anfänglich in der That, als sei es den national-ökonomischen Liberalismus beschieden, in seiner Anwendung auf dem Landbau seinen Triumph zu feiern.

Wo inzwischen die gesellschaftlichen Bewegungen nicht durch organische Gestaltung begrenzt und geregelt werden, da müssen sie alsbald eine gemeinschädliche, eine krankhafte Richtung annehmen, und kann demnach diese Erscheinung auch hier nicht ausbleiben. Die Speculation bemächtigte sich in großer Ausdehnung des ländlichen Grundvermögens.

Die Höfe der Bauern wurden vielfach angekauft, um demnächst — gemeinhin mit großem Gewinn — in kleinen Parcellen wieder losgeschlagen zu werden. Diese aber gestatten nur eine gartenmäßige, die Productivität des Fruchtwechsels ausschließende Benutzung; sie bringen nur Nahrungsmittel für die Familie des Besitzers, keine Marktproducte. Oder die Bauerhöfe wurden zu Vorwerkswirthschaften zusammengeschlagen, vielfach auch mit benachbarten Rittergütern vereinigt, eine Speculation, die nicht minder gewinnbringend sich erwies, indem häufig der größere Landbau an und für sich rentabler ist, als der kleinere, und weil jenem das Capital wohlfeiler zufließt als diesem. Solcher Art bedrohet die Speculation den Fortbestand der Bauerwirthschaften, d. h. derjenigen, die in Preußen von jeher als die Grundlagen des Staatslebens, insbesondere der Steuer- wie der Wehrkraft, erkannt worden sind. Doch blieben auch die Rittergüter von der Speculation keinesweges verschont. Man kaufte sie, um die Waldungen, öfter auch die Bodenkraft, zu Gelde zu machen, und sie außerdem mit Gewinn wieder loszuschlagen. Gewinn war in dem Maße gesichert, wie man mit geringer Anzahlung sich begnügte und dadurch die Zahl der Concurrenten steigerte. Durch Kaufgelder-Rückstände wuchs die Hypothekenbelastung lawinenartig an, wodurch einerseits die Besitzer den Gefahren der Geld- und politischen Krisen exponirt, sie andererseits aber genöthigt wurden, ihre Wirthschaft auf momentanen Geldgewinn zu basiren, die auf Mehrung des Bodenreichthums beruhende, nachhaltig aber spät rentirende Wirthschaftsführung aber hintenanzusetzen.

Die Speculation fand inzwischen nicht überall in Preußen ein gleich günstiges Terrain vor. Derselben trat zunächst der Familiengeist mächtig entgegen, so wie die Sitte, der conservative Geist der Patrimonialrichter, die zeitraubende Entwickelung des Hypothekenwesens. Wo der Landbau in einem regen Gewerbsleben eine Stütze fand, wo demselben die Capitalien mit Leichtigkeit zuflossen, da erhielten sich die günstigen Einflüsse der unbeschränkten Bewegung des ländlichen Grundvermögens, die jedoch in dem Maße zurücktraten, wie diese Schutzwehren in Verfall geriethen. Nur die durch Familienstiftungen dem Verkehr entzogenen Güter blieben von den verderblichen Wirkungen der agrarischen Reformen im Wesentlichen verschont. Wo derartige Stiftungen fehlen, da waren diese schädlichen Folgen auch unter günstigen Verhältnissen nur aufgehalten, und die mit der steigenden Hypothekenbelastung verbundenen Gefahren, die verderblichen Einflüsse derselben auf die Bodenkraft treten immer bestimmter hervor. Schon jetzt scheint die bedrohliche Lage der Lebensmittelfrage hier ihre Erklärung finden zu müssen. Es darf nicht erst erwähnt werden, daß, neben der Speculation, das gleiche Erbrecht vielfach die Quelle der Bodenzersplitterung und der Bodenverschuldung ist, daß dasselbe demnach als zweiter Factor bei Erklärung der dermaligen Lage des Landbaues in Rechnung kommen muß.

Nach den Gesetzen des organischen Lebens kann jedoch die krankhafte Entwickelung eines wichtigen Bestandtheils nicht ohne störenden Einfluß auf die übrigen Systeme des Gesellschafts-Organismus bleiben. In der That sind die üblen Wirkungen der Anwendung des national-ökonomischen Liberalismus auf das ländliche Grundvermögen auch auf den Gebieten des socialen und des politischen Lebens vielfach hervorgetreten. Durch die Leichtigkeit des Parcellen-Erwerbs ist die ländliche Jugend verleitet worden, zur Ehe zu schreiten und sich selbstständig zu etabliren, bevor die geistige und die sittliche Reife erlangt worden, welche überall die Bedingung eines gedeihlichen Familienlebens ist. Sie ging von der Voraussetzung aus, die Ernährung sei durch den Kartoffelbau gesichert, ließ demnach die übrigen Erwerbverhältnisse unberücksichtigt, und so entstanden zahlreiche Bevölkerungsmassen, denen die ausreichende Gelegenheit fehlte, durch Arbeitsverdienst sich zu ernähren. Es entwickelte sich ein seßhaftes Proletariat, welches insbesondere nach dem Eintritt der Kartoffelkrankheit äußerst übel gestellt, dessen Lage noch schwieriger zu bessern war, als die des besitzlosen Proletariats, welches dem Arbeitsverdienst nachfolgen, sich niederlassen kann, wo die Erwerbsverhältnisse günstig sind. Daß eine derartige Bevölkerung physisch und geistig verkümmern mußte, dergestalt, daß die Wirkungen nicht ohne Einfluß auf die Zahl der diensttauglichen Mannschaften bleiben kann, liegt auf der Hand. Durch die Agrar-Gesetzgebung wird das Maß der Volksdichtigkeit im Wesentlichen bedingt. Man wird der Ueberzeugung sich nicht länger verschließen dürfen, daß die unbeschränkte Bodenbewegung auch den Cultur-Interessen verderblich sei.

Nicht minder steht dieselbe im Widerspruch mit den politischen Interessen. Ein fruchtbringendes Gemeindeleben ist nicht denkbar, wo die natürlichen Träger desselben, die Grundbesitzer, unausgesetzt wechseln, wo sie sich gewissermaßen nur als Gäste der Gemeinde betrachten dürfen; wo sie von Gläubigern, von den Gefahren der Hypotheken-Kündigung gedrängt, mit Verkaufs- und Dismembrationsplänen umgehen; wo sie von den Sorgen des bürgerlichen Lebens in einer Weise in Anspruch genommen werden, die sie unfähig macht, ihre Zeit und ihre Kräfte der Wahrnehmung öffentlicher Angelegenheiten zu widmen. Werden die Lasten der Gemeinde überdies durch ein zahlreiches Proletariat gesteigert, so müssen endlich selbst Auswanderungsgedanken mehr und mehr Terrain gewinnen. Der häufige Wechsel der grundbesitzenden Familien ist überdies mit der Entwickelung des Gemeingeistes unvereinbar, — er zerstört die heimathlichen Gefühle. Und welche Leistungen können Grundbesitzer endlich in Kriegszeiten übernehmen, die schon durch bloße Einquartierung öfter der Mittel beraubt werden, ihre Verpflichtungen den Gläubigern gegenüber zu erfüllen. Daß das System der besoldeten Beamtenschaft unter solchen Umständen sich unausbleiblich immer weiter entwickeln müsse, haben wir früher bereits nachgewiesen.

Die Befestigung des Grundbesitzes ist hiernach durch die Interessen der Production, der Cultur und der Politik geboten. Des Königs Majestät haben die hohe Bedeutung dieses Moments bei Begründung des Herrenhauses vollkommen gewürdigt, und die am 15. April d. J. in demselben stattgehabten Verhandlungen haben den Beweis geliefert, wie sehr das Bewußtsein sich bereits Geltung verschafft hat, daß die Zukunft des Vaterlandes auf Herstellung eines befestigten Grundbesitzes beruhe. Wir erkennen in den Verhandlungen und Beschlüssen dieses hohen Hauses wegen Stiftung von Familien-Fideicommissen aus Grundvermögen und wegen Feststellung ermäßigter Taxen für die in Erbgang kommenden Bauerngüter ein hoffnungsreiches Wahrzeichen der steigenden Geltung, welche die conservative Politik in unserm Vaterlande erlangt. Während das Programm der Rechten die Herstellung des befestigten Grundbesitzes als das wichtigste Ziel bezeichnete, welches die conservative Politik anzustreben habe, als die Basis jeder organischen Gestaltung unseres Gesellschaftslebens, und während noch vor einem halben Jahre fast die gesammte Presse und die liberale Opposition mit der ganzen Fülle sittlicher Entrüstung Maßregeln entgegentreten zu müssen glaubten, welche mit den großen Gesichtspunkten unserer Agrar-Gesetzgebung im Widerspruch stehen, haben die Tendenzen, welche den Beschlüssen des Herrenhauses zum Grunde liegen, von keiner Seite Widerspruch erfahren, und auch der Liberalismus scheint sich beruhigt zu haben. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß auch das Abgeordnetenhaus den das gleiche Ziel verfolgenden Propositionen der Staatsregierung zustimmen werde, sobald sie durch das Gewicht ihres moralischen Einflusses unterstützt werden.

Wenn hiernach über das Ziel das Einverständniß der Gesetzgebung vorausgesetzt werden darf, so kann es sich nur darum handeln: wie weit und durch welche Maßregeln dasselbe angestrebt werden solle. In ersterer Beziehung müssen wir hier abermals manifestiren, daß die edleren Zwecke und Wünsche des Liberalismus mit denen der conservativen Politik in Einklang stehen. Auch wir sind überzeugt, daß die wahre Freiheit in der Bewegung des Bodens erhalten bleiben müsse, daß es den gesellschaftlichen Interessen nicht entspricht, das Grundvermögen gewissermaßen todt zu legen, dessen Verkäuflichkeit und Theilung resp. Zusammenlegung durch die Gesetzgebung unmittelbar zu beschränken. Der Gegensatz der Zügellosigkeit und der vernünftigen, d. h. der Natur der Dinge und den Zwecken der Gesellschaft entsprechenden Freiheit tritt wie überall, so auch hier, hervor. Nur die krankhaften Bahnen sollen vermieden werden, in welche die Bodenbewegung durch äußere Einflüsse hineingedrängt wird. Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob eine Dismembration stattfindet, um den Arbeitern einer bestehenden Fabrik u. s. w. den Unterhalt zu sichern; ob ein Landgut verkauft wird, weil dem Besitzer die persönlichen Eigenschaften zur rationellen Bewirthschaf-

tung desselben fehlen, oder ob diese Operationen aus dem Geiste der Speculation hervorgehen, ob sie durch Ueberschuldung, Geldkrisis, oder Capitalkündigung erzwungen werden. Nur den unfreien, durch äußere Momente erzwungenen Bodenbewegungen und Besitzveränderungen wird die conservative Politik entgegen zu wirken haben. Wo dieser äußere Zwang fehlt, da darf der Liebe des Landmannes zu seiner Scholle, da darf dem durch längeren Besitz hervorgerufenen Familiengeist vertraut werden, daß ein Besitzwechsel nur eintreten wird, wo gewichtige Interessen dafür sprechen.

Es kann sich deshalb nur darum handeln, diesen äußeren, zur Unfreiheit führenden Zwang, die Quellen, aus denen derselbe hervorgeht, zu beseitigen, und im Uebrigen der freien Disposition über das Grundvermögen Raum zu gestatten. Diese wird unter solchen Umständen den Interessen der conservativen Politik entsprechen, die sich den Nachtheilen in keiner Weise verschließt, welche das Todtlegen des Grundvermögens begleiten müssen. Die Stiftung von Familien-Fideicommissen aus Grundvermögen kann diese Nachtheile nicht haben, wenn der Staat für derartige Privat-Dispositionen Normativ-Bedingungen aufstellt, welche deren Aufhebung oder Modification durch Familienbeschluß ermöglicht, sobald die wirthschaftliche Nutzung des Grundstücks gefährdet erscheint u. s. w. Im Allgemeinen darf vorausgesetzt werden, daß Familien-Stiftungen, wie sehr sie auch durch die Gesetzgebung erleichtert und gefördert werden mögen, nicht eine Ausdehnung gewinnen werden, welche auf das wirthschaftliche und politische Leben der Nation einen hervorragenden Einfluß gewinnen könnte. So weit die öffentlichen Interessen gewahrt bleiben, dürfen sie indessen schon mit Rücksicht auf das Princip der Dispositionsfreiheit nicht ausgeschlossen werden.

Höher ist dagegen die Bedeutung des Erbrechts und seiner Regelung im Sinne der conservativen Politik zu veranschlagen, indem das gesammte ländliche Grundvermögen davon berührt wird. Es war ein großes Mißgeschick, daß das für bewegliches Vermögen berechnete Erbrecht ohne Weiteres auf die Bauerhöfe zur Anwendung kam, nachdem sie zu Eigenthum verliehen worden, daß das deutsche Erbrecht dem Römischen weichen mußte. Inzwischen sind die Wirkungen dieser Rechtsbestimmungen durch Bodenzersplitterung und Bodenverschuldung so augenfällig hervorgetreten, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Abhülfe bereits sehr allgemein verbreitet ist. Die Vorschläge der Staatsregierung wegen einer Modification des Erbrechts in der Provinz Westphalen haben die Zustimmung der Häuser des Landtags erhalten, und es hat sich dabei vielfach der Wunsch zu erkennen gegeben, daß auch dem Nothstande der anderen Provinzen Abhülfe geschafft werden möge. Man darf vertrauen, daß diese alsbald eintreten werde, und wollen wir hier nur noch darauf hinweisen, daß eine Beschränkung der Testir-Freiheit von keiner Seite beabsichtigt wird; daß das gleiche Erbrecht nur bei mäßig

verschuldeten Höfen, also bei der ersten Erbregulirung für die Miterben eine Bedeutung hat und daß diese in einem wohlhabenden Familienhaupte eine viel zuverlässigere Stütze finden, als in einer Capital-Berechtigung, deren Realisation öfter sehr zweifelhaft ist. Gegen den in dem trefflichen Commissions-Berichte des Herrenhauses enthaltenen Vorschlag, daß event. der Anerbe durch das Loos zu bestimmen sei, glauben wir uns jedoch aussprechen zu müssen. Die Gemeinde hat ein wesentliches Interesse dabei, daß der tüchtigste und ehrenhafteste der Erben in den Besitz des Hofes gelange, und wenn der Gutsherr nicht mehr, wie ehedem, den Anerben bestimmen darf, so wird die Entscheidung der Gemeinde zu übertragen sein. Die jungen Leute erhalten dadurch zugleich einen mächtigen Sporn, durch ihr Verhalten sich die Achtung der Gemeinde zu erwerben.

Mit der Bestimmung des Erbrechts im Sinne der conservativen Politik ist jedoch, seitdem der Landbau von der Natural- zur Geldwirthschaft hinübergeführt worden, ein befestigter Grundbesitz noch nicht zu erlangen. Derselbe bedarf gegenwärtig der Betriebs- und Meliorations-Capitalien, die in der Regel nur durch hypothekarische Verpfändung des Grundstücks zu erlangen sind. Nun lehrt die Erfahrung, daß durch Anwendung eines Meliorations-Capitals die Erträge der Wirthschaft nicht dauernd gesteigert werden, daß diese im Laufe der Zeit sich mindern und endlich aufhören, und daß dann abermals die Nothwendigkeit eintritt, Capital aufzunehmen und zu verwenden. Dieser Zeitpunkt erscheint naturgemäß in Folge der Abnutzung der Gebäude, der Veränderung der Handelsbeziehungen, des Vorschreitens der Landes-Cultur, welche öfter kostspielige Aenderungen in dem Wirthschafts-System erheischt; er tritt um so früher ein, sobald Unglücksfälle: Krieg, Feuersbrunst, Viehsterben, Hagelschlag, Mißwachs u. s. w. den Landmann heimsuchen. Ein befestigter Grundbesitz ist nur herzustellen, sobald durch Association der Grundbesitzer die Creditmittel derselben dergestalt gesteigert werden, daß sie einerseits unkündbares Capital zu erlangen im Stande sind, und daß dieses andererseits während der Dauer der Capitalwirksamkeit, d. h. in etwa 12—15 Jahren amortisirt sei. Tritt dann von Neuem das Bedürfniß nach Meliorations-Capital hervor, so kann dasselbe ohne erhöhte Verschuldung befriedigt werden.

Auch in Betreff landwirthschaftlicher Creditkassen hat die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit sich so allgemein Bahn gebrochen, daß deren Errichtung mit Zuversicht zu erwarten steht. Deren Aufgabe wird anfänglich eine umfassende sein, indem sie die Wirkungen einer fehlerhaften Agrar-Politik zu beseitigen, die durch Erbgang, Melioration und Speculation entstandenen Schulden zu tilgen haben. Bei dem hohen Preise der Landgüter wird der Ankauf der zur Zeit bestehenden Hypotheken ungefährlich, es werden Ausfälle nicht zu besorgen sein, sobald die Geschäftsverwaltung den solidarisch verhafteten Kreis- resp. Provinzial-Corporationen überlassen bleibt. Es wird sich im Wesent-

lichen um Aufstellung eines allgemeinen Regulativs für die zu errichtenden landwirthschaftlichen Credit-Anstalten, sowie um Bestimmung eines Central-Organs handeln, dessen Aufgabe es sein würde, die Geschäftsverwaltung der Kreis- resp. Provinzial-Institute zu leiten und zu überwachen, sowie die Geschäfte derselben an der Börse zu vermitteln.

Die conservative Politik unterscheidet sich wesentlich dadurch von dem Liberalismus, daß sie zugleich die Interessen der Zukunft in's Auge faßt, daß sie für kommende Generationen baut. Deshalb legen wir ein ganz besonderes Gewicht darauf, daß, während einerseits die Schulden getilgt werden, die Speculation nicht andererseits auf's Neue verderbliche Privatbelastung auf das Grundvermögen häufe. Ohne eine dahin zielende Vorsorge würden die Mühen und Opfer, welche die Errichtung der Creditkassen erheischt, verschwendet sein. Deshalb erscheint es unerläßlich, daß in den Normativbedingungen für Errichtung landwirthschaftlicher Creditkassen eine Bestimmung aufgenommen werde, wonach jedes Grundstück, welches von Neuem mit Privat-Hypotheken belastet wird, das Anrecht an die zu dessen Gunsten angesammelten Fonds verliere, diese in das Eigenthum des Instituts übergehen.

Es sind hiernach drei Gesichtspunkte, welche verfolgt werden müssen, um das große Ziel der Befestigung des Grundbesitzes in den Familien zu erreichen: die Errichtung von Familien-Fideicommissen aus Grundvermögen, die Herstellung einer privilegirten Erbfolge in das ländliche Grundvermögen, die Errichtung von Hypothekenbanken. Wir zweifeln nicht daran, daß die von conservativem Geist durchdrungene Staats-Regierung diese Gesichtspunkte mit Energie verfolgen, daß die Häuser des Landtags sie darin mit Eifer unterstützen werden. Es handelt sich hier darum: mit der Revolution für immer zu brechen, eine neue Aera für unser sociales und politisches Leben zu begründen. Die große Losung heißt: Freiheit und Fortschritt, aber im conservativen Wege, durch die Entwickelung von unten herauf. Wir sind von dem Bewußtsein getragen, es sei Preußens erhabene Mission, die großen Ideen der Freiheit und des Fortschritts in die Praxis hinüberzuführen, diese edelsten Güter der Menschheit im Wege der Social-Politik zu einer Thatsache zu erheben. Kein anderes Land, kein anderes Volk enthält so viel gediegenes Material, so tüchtige Grundlagen für Verwirklichung dieser Ideen. Es erfreut sich zugleich des unermeßlichen Vorzuges, einem Herrscher unterworfen zu sein und von demselben geleitet zu werden, der als der eigentliche Schöpfer und Träger derjenigen Politik erkannt werden muß, welche die auf conservativen Grundlagen beruhende, aus der gesellschaftlichen Organisation emporwachsende Freiheit, d. h. den wahren und stetigen Fortschritt, anstrebt. Auch tritt das verhängnißvolle „Zu spät" uns noch nicht entgegen, wiewohl in der Rheinprovinz die Lösung der Aufgabe sehr große Schwierigkeiten darbietet.

Geschichtliche Bücherschau.

Reich und mannigfaltig sind die Ergebnisse, welche die historische Thätigkeit unserer Tage in allen Zweigen aufzuweisen hat. Darf freilich kein irgend bedeutendes Gebiet über völlige Vernachlässigung Klage führen, so steht doch gerade Forschung und Bearbeitung der deutschen Geschichte unter den am eifrigsten gesuchten Stoffen voran. Noch haben wir zwar keine Geschichte Deutschlands, welche frei und sicher uns ein Gesammtbild unserer Vergangenheit zu entrollen vermöchte; noch fehlt uns freilich ein Werk, welches die gereifte Frucht umfassender Studien einfach und treu, lebendig und voll Wärme, mit unverwandtem Blick auf Vergangenheit und Zukunft entfaltet hätte. Indessen, da die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens größer sind, als sie die vaterländische Geschichte irgend eines Volkes bieten, so darf es als doppelter Trost gelten, daß der Special-Geschichte einzelner Länder und Provinzen, bedeutender Personen und Städte eine an Geist und Gesinnung gleich tüchtige Arbeit zugewendet ist. Den ganzen Reichthum dieses Büchermarkts zu übersehen, hält schwer, noch schwerer, sich über Inhalt und Bedeutung dieser literarischen Erscheinungen genau und ohne viel Zeitaufwand zu orientiren. Wir wünschen daher allen denen, welche Sinn und Interesse für historische Studien haben, durch eine allmonatliche Ueberschau eine sichere Kunde von der Existenz der bedeutenderen und eigenthümlicheren Werke zu geben; wir wollen nicht sowohl kritisiren, als vielmehr referiren, so daß auch dem im practischen Leben stehenden Geschichtsfreunde eine unter vielen Verhältnissen mangelnde und sehr vermißte Gelegenheit geboten ist, sich auf dem Niveau historisch wissenschaftlicher Fortbildung zu halten. Wir werden bemüht sein, Alles hervorzuheben, was auf dem Gebiete, vorzüglich der neueren deutschen Geschichte, Werthvolles geleistet ist, wir werden freilich oft nur mit wenigen Worten die Aufmerksamkeit auf jede selbstständige Forschung unserer Tage lenken, besonders aber noch diejenigen Erscheinungen berücksichtigen, welche der vaterländischen Preußischen Geschichte angehören. Ein System rücksichtlich der Reihefolge und Gegenstände läßt sich vorher nicht bestimmen, weil unser Bericht ja eben von anderen Leistungen abhängig ist. Das Bedeutende ist unser Maß und Ziel.

Jaczo von Copnic, Eroberer der Feste Brandenburg, kein Slavenhäuptling in der Mark Brandenburg, sondern ein polnischer Heerführer. Historische Forschung. Mit zwei darauf bezüglichen Beilagen von Martin Friedrich Rabe, Mitglied der Senate der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin und Professor an derselben. Mit Abbildungen der Jaczo-Bracteaten. Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung. 1856. gr. 8. S. 268.

Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt, seit 1143 Markgraf von Brandenburg, war ernstlich bemüht, seine slavischen Länder, welche

hauptsächlich aus einigen Theilen der jetzigen Mittelmark und Priegnitz bestanden, zu germanisiren und das Heidenthum darin zu beseitigen. Mit Erfolg hatte er schon an vierzehn Jahre lang so fortgewirkt, als seine Bemühungen dadurch unterbrochen wurden, daß Jaczo, ein Schwestersohn des slavischen Fürsten der Heveller, Pribislaw, sich 1157 der Feste Brandenburg bemächtigte. Da die slavische Bevölkerung hoffen konnte, durch eine Verbindung mit Jaczo von der ihr höchst verhaßten deutschen Zwangherrschaft wiederum frei zu werden, so drohte große Gefahr nicht nur der neu entstandenen Mark, sondern auch der Ausbreitung des Christenthums in dieser Gegend. Doch Albrecht vertrieb mit Hülfe des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg und mit andern sächsischen Großen bald Jaczo wieder aus Brandenburg und aus der ganzen Mark. Dieser Jaczo war nach der Sage ein Slavenhäuptling in der jetzigen Mittelmark Brandenburg, der zu Cöpenik gewohnt, hier Münzen geschlagen und von hier jenen Ueberfall der Feste Brandenburg ausgeführt habe. Er soll — denn er war noch Heide — in dieser auch den Triglafdienst wieder hergestellt, aber nach seiner Vertreibung daraus, und da er auf seiner Flucht gen Cöpenik hier noch geschlagen worden war, angelobt haben: „bei glücklichem Entkommen ein Christ zu werden." Seine Flucht gelang, er erreichte das Ufer der Havel, stürzte sich unweit Pichelsdorf mit seinem Pferde in dieselbe und kam zu einer Landzunge am jenseitigen Ufer, welche jetzt das Schildhorn heißt und diesen Namen davon erhalten haben soll, daß Jaczo seinen Schild zum Gedächtniß seiner Errettung hier auf die Erde niedergelegt habe. Sein Gelöbniß hielt er und ward Christ. Die geschichtliche Grundlage der ganzen Erzählung beschränkt sich nur auf eine kurze Nachricht aus einer brandenburgischen Chronik, die wahrscheinlich jetzt nicht mehr vorhanden ist, und woraus ein Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, Pulkava, in seiner Geschichte Böhmens jene Nachricht aufbewahrt hat. Der Verfasser des oben genannten Werkes hat die Prüfung der Ueberlieferung mit großer Gewissenhaftigkeit und gründlicher Sachkenntniß unternommen, und ist zu dem Resultate gelangt: Der Held der Sage war ein Graf Jaczo von Miechow, Schwiegersohn Peter des Dänen, Grafen von Skrzyn. Mit dieser Hypothese, welche der Verfasser mit eben so viel Gelehrsamkeit wie Scharfsinn begründet, fällt die für die Mark speciell interessante Annahme, als sei das Copenic, welches auf den verschiedenen in der Mark gefundenen Bracteaten gelesen wird, Berlins Nachbarstadt Köpenick; die Forschungen leiten sehr glücklich und überzeugend auf die jetzige Stadt Kopnitz im Regierungsbezirk Posen im Kreise Bomst. Sie gehörte früher zu Großpolen, liegt 22 Meilen von Berlin, am rechten Ufer der Obra auf einer Anhöhe und heißt in den Urkunden wie Chroniken Kopanica, Kopanitz, Kopanz und Kopanz. In diesem Orte verwaltete Jaczo als Castellanus alle Rechte des Landesherrn, er ließ auch münzen. Mit überzeugenden numisma-

lischen Gründen hat der Verfasser seine Behauptung belegt, die auch in der Schildhornsage insofern ihre Unterstützung findet, als die Havel die Grenze der Mark gegen Leutizien, das polnische Land, bildete, wohin der polnische Heerführer zunächst fliehen mußte, bei dessen Erreichung er sich gerettet glauben konnte. Der Verfasser verwehrt ihm auch, gegen die übliche Ansicht, eine Zuflucht in Pommern, versagt ihm in seinem früheren Alter das bedeutende Amt eines Advocatus in Salzwedel, ja läßt ihn im späteren Alter nicht einmal einen Christen werden. Der erste Anhang enthält auch „Einiges über die frühesten Einrichtungen des Geldprägens in mehreren seit der sogenannten Völkerwanderung in Europa entstandenen Staaten, vorzüglich in Polen, zur möglichsten Ermittelung des Ursprungs der „Jaczo-Bracteaten.“ — Der zweite Anhang bespricht ein merkwürdiges Kunstwerk aus den mittleren Jahrhunderten, die Korssunschen Thüren in der Kathedralkirche zu Nowgorod in Rußland. Wir erwähnen diese Einzelheiten zum Belag für den reichhaltigen, über die Grenzen einer brandenburgischen Monographie hinausreichenden und nach verschiedenen Richtungen hin interessanten Inhalt des auch äußerlich sehr vortheilhaft ausgestatteten Werkes.

Cornelius, C. A., Geschichte des Münsterischen Aufruhrs, in drei Büchern. 1. Buch: Die Reformation. Leipzig, 1855. T. O. Weigel. VIII. S. 297. gr. 8. 2 Thl.

Dieser erste Theil eines neu beginnenden größeren Werkes leistet mehr, als der Titel verspricht. Der Verfasser, welcher die gewonnene Ausbeute sehr sorgfältiger und genauer archivalischer Studien in wissenschaftlichster und kunstgerechtester Weise zu verarbeiten verstanden hat, betrachtet den Münsterischen Aufstand, „der an Schwung der Bewegung, Größe des Ziels und Vollkommenheit des Umsturzes den vielbeschriebenen gleichartigen Welt-Ereignissen nicht nachsteht“, keinesweges als eine alleinstehende Thatsache; giebt vielmehr die durch den Humanismus bewirkte allgemeine Revolution der Geister, und in näherer Beziehung die evangelische Bewegung in den Rheinlanden und Westphalen dem Hauptgegenstande seiner Darstellung als Hintergrund. Die gleichzeitigen Vorgänge in Cöln, Cleve, Paderborn, Osnabrück, Lippstadt und Soest werden erörtert. Eine neue, erst durch Cornelius der Wissenschaft gewonnene Thatsache ist der Verkauf des Bisthums Münster durch Bischof Friederich von Wied an Erich von Grubenhagen; den Vertrag mit den ihm vorangegangenen Verhandlungen hat der Verfasser im Weimarischen Archive entdeckt. Die Entwickelungsgeschichte der Stadt Münster, „wo eine Fülle von Verschiedenheiten, Ungleichheiten und Gegensätzen versammelt war“, das Leben und Treiben seines einst freiheitsstolzen, thatkräftigen Bürgerthums werden uns sehr anschaulich vorgeführt, auch bewiesen, daß Münster im Jahre 1533 eine vollkommen evangelische Stadt geworden und in diesem Charakter zur gesetzlichen

Anerkennung gekommen war. Da es aber der herrschenden mittleren Partei an rücksichtsloser Energie gegenüber dem Radicalismus fehlte, so konnte die Stadt sich auf jener Richtung nicht behaupten, mußte vielmehr dem wüsten Gebahren der Wiedertäufer unterliegen. Das zweite und dritte Buch werden den Höhepunkt und Untergang des „Prophetenreichs“ in Münster schildern. Lobend müssen wir noch erwähnen, daß der confessionelle katholische Standpunkt des Verfassers sich nirgends störend geltend macht.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, von Ludwig Häusser. Erster Theil bis zum Frieden von Basel (1795). Zweiter Theil bis zu den Schlachten von Jena und Auerstädt (14. October 1806). Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1854 und 1855. gr. 8.

Das Menschenalter vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes steht an Reichthum der Begebenheiten und Wichtigkeit der Gestaltungen in gleichem Niveau mit der Zeit des Verfalls der römischen Monarchie und der Reformation. Um die Darstellung dieser deutschen Thaten und Begebenheiten haben sich seither meist Ausländer, namentlich Franzosen, bemüht — sie ließen uns die heimathliche Geschichte in dem ihnen wohlgefälligen Spiegel sehen, wie sie ja eben recht fleißig an dem mitgeholfen hatten, was uns drückte und plagte. Für die Ehre, das Nationalbewußtsein und den Glauben der Nation an sich selbst, wie ihre Zukunft, kann es aber nicht gleichgültig sein, ob sie ein so wichtiges, sie überall noch unmittelbar berührendes Stück ihrer Geschichte in einer innerlich ihr immer feindseligen, oder in einer von echt patriotischem Geiste beseelten Darstellung nahegebracht erhält. Es ist höchste Zeit, daß endlich eine Abhülfe geschafft, daß der eigentliche deutsche Standpunkt der geschichtlichen Anschauung unserem deutschen Publicum mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht werde, damit dieses nicht ferner von Mignet, Thiers, Lamartine, Bignon und anderen specifisch französischen Erzählern oder nebenbei auch ganz gewissenlosen Schriftstellern abhängig bleibe und durch deren Brille die Vorzeit betrachte. Das obige Buch darf nun als ein nationales Werk im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnet werden, der patriotische deutsche Standpunkt tritt bei jeder Gelegenheit energisch hervor. Sich aufbauend auf dem Fundament des in jüngster Zeit so massenhaft erschlossenen Quellenstoffes, ohne welchen ein Unternehmen der Art vom kritischen Gesichtspunkte noch als verfrüht hätte erscheinen dürfen, sowie auf eigenen ergänzenden Forschungen, namentlich in den zur Ehre der Wissenschaft immer zugänglicher werdenden Archiven Berlins, — erinnert es die deutsche Nation an ihre Schwächen und an ihre Vorzüge, zeigt ihr die großartige und entscheidende Stellung, die ihr nach dem Maß ihrer Kräfte innerhalb des europäischen Staaten-Systems ge-

führt, läßt fort und fort als das gewaltigste und in seinen Wirkungen fatalistische Hemmniß ihrer nationalen Geltung den Mangel an solidarischer Gemeinschaft im Handeln sich enthüllen und stachelt sie dergestalt in dem edelsten vaterländischen Sinne zur Erringung dessen an, was sie bedarf, was sie vermag und was sie dennoch bisher verfehlt hat. Dieses lobende Zeugniß müssen gerade auch wir ablegen, da unser politischer Standpunkt ein wesentlich verschiedener ist; die Gerechtigkeit erfordert aber, noch besonders geltend zu machen, daß Häusser's Werk auch um deshalb eine der besseren Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten nationalen Literatur genannt werden muß*), weil die unzähligen schiefen Urtheile und falschen Erzählungen, welche durch den Einfluß der Fremden bei uns in Umlauf gesetzt sind, gründlich berichtigt und der Pragmatismus der Begebenheiten sorgsam aufgehellt wird. Nur hätten wir freilich öfter mehr positive Kritik und weniger tadelnde Tendenz, namentlich bei den Urtheilen über Preußens Politik, gewünscht. Die „Gothaische“ Anschauung darf doch nicht noch überdies auf Ereignisse aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts eine rückwirkende Kraft haben.

In der Einleitung zum ersten Band schildert der Verfasser „das Reich nach dem westphälischen Frieden“, seinem Zwecke gemäß, zunächst auch nur die öffentlichen Zustände bis zum Jahre 1740, die bekanntlich gerade in dieser Zeit trostloser sind, als je. Deren nähere Kenntniß kann aber nicht erlassen werden, denn sie bilden die nothwendige Voraussetzung einestheils für die folgenden unglücklichen Verhältnisse, welche anscheinend Deutschlands politischem Dasein fast ganz ein Ende machen wollten, anderentheils für jene tröstlichen Ereignisse und Gestalten, welche bei dem Verfall des Ganzen die Lebenskraft der einzelnen Theile und damit des innersten Kerns des deutschen Wesens desto glänzender bestätigen. Die beiden Reihen von Personen und Zuständen, die österreichischen und die preußischen, werden in dem ersten Buche: „Das deutsche Reich bis zum Tode Friedrich's des Großen (1786)“, S. 15—247, ausführlich und mit gerechter Würdigung ihrer absoluten und relativen Bedeutung dargestellt. Sie sind als die activen Kräfte der Zeit zu betrachten, welche je nach den Umständen ihren Einfluß auf das passive Chaos des eigentlichen Reichs äußern. Die Darstellung des Fürstenbundes (S. 204—246) stützt sich vorzugsweise auf das urkundliche Material, welches W. A. Schmidt in der „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen, 1851“ veröffentlicht hat. Das Schluß-Resultat, welches der Verfasser aus den vorhandenen Thatsachen zieht, darf nach der umsichtigen Benutzung aller bisher eröffneten Quellen wohl

*) Die Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen hat bei der Preisvertheilung der Stiftung, welche der verstorbene Ober-Amtmann Wedekind in Lüneburg für deutsche Geschichte fundirt hatte, am 14. März d. J. den Preis von 500 Thalern Gold Häusser's Deutscher Geschichte zuerkannt.

als ein endgültiges Urtheil der Geschichte rücksichtlich dieser Phase angesehen werden: „Der Fürstenbund war einer der letzten Erfolge, welche die Territorialgewalten des alten Reichs im Geiste der Verfassung von 1648 errungen haben. Mehr sollte er nicht sein: gelang es ihm, die Gelüste kaiserlicher Restauration und habsburgischer Vergrößerungssucht abzuwehren, so war sein Zweck erfüllt."

Der Inhalt des zweiten Buchs von dem Tode Friedrich's des Großen bis zum Frieden von Basel 1786—1795 (S. 247—683) bietet besonders in der genaueren Darstellung der Vorgänge bis zum Reichenbacher Congresse und während desselben viele interessante und neue Belehrungen. Diesen Gewinn dankt der Verfasser laut der eigenen Erklärung im Vorworte der Benutzung ungedruckter Originalquellen; die österreichisch-preußischen Zerwürfnisse in den Jahren 1787—1790, namentlich den merkwürdigen Conflict der östlichen Mächte über die Theilung des osmanischen Reichs hat er aus der reichhaltigen Original-Correspondenz darstellen können, die zwischen Hertzberg, dem preußischen Gesandten Diez und dem Grafen Goltz darüber geführt worden ist. Bei Erzählung der preußisch-österreichischen Feldzüge gegen Frankreich 1792—1794 ist namentlich auch der Einfluß der polnischen Frage auf die Kriegsbegebenheiten am Rhein, besonders wieder auf die preußische Kriegführung prägnant nachgewiesen.

Die einsichtige Vertheilung des Stoffes hat es mit sich gebracht, daß nachdem der erste Theil den Leser gleichsam auf die gewaltigsten Entwickelungen eines großartigen Drama's mehr nur vorbereitete, der Inhalt des zweiten mit seinen gerade für Deutschland so erschütternden tragischen Katastrophen uns in der Selbstbespiegelung bis zur tiefen nationalen Beschämung hoffnungslos niedergebeugt, während es dem dritten und letzten Bande vorbehalten ist, das Gemüth in dem Anblick nationaler Selbstermannung wieder zu erheben. Allein im Leben der Einzelnen, wie in dem der Völker führen gerade die Zeiten der bittersten Erfahrungen den größten Bildungsstoff mit sich, den die spätere Entwickelung bei ihrem Thun und Lassen sich zu nutze machen muß, wenn sie nicht der Anklage verfallen will, daß die Lehren der Vergangenheit spurlos an ihr vorübergegangen seien. Zu solcher Belehrung bietet gerade der zweite Theil manchen beherzigens- und nachdenkenswerthen Stoff, weshalb wir noch die wesentlichen Haltpunkte in scharfe Grenzen hier zusammendrängen.

Mit dem Baseler Frieden war die Scheidung Deutschlands in zwei Lager erfolgt. Weder Oesterreich noch Preußen konnten sich einer würdigen und energischen Leitung ihrer Staatskunst rühmen; weder Thugut noch Graf Haugwitz vermochten irgend einem Kreise, am wenigsten den deutschen Patrioten, dauerndes Vertrauen einzuflößen. Das deutsche Reich ward bei scheinbar widerstreitenden Interessen von Selbstsucht und Eigennutz zernagt; jedes Gemeinsinns baar strebten alle

einzelnen Theile, ohne Begeisterung für das Ganze, nur darnach Jeder sich selbst, und wäre es auch auf Kosten der Anderen, zu wahren. Von den bewilligten 50 Römermonaten hatten zu Ostern 1795 nicht weniger als 45 Reichsstände nur einen Theil und 94 gar nichts bezahlt. So ging das Reich nach allen Richtungen auseinander. Oesterreich wirkte dem Reichsfrieden entgegen, Preußen sah sich durch die Haltung des Kaisers in seinen Vermittlungsplänen gehemmt. Der Reichsfeind aber wußte diese Zerrüttung und Zwietracht diplomatisch und militairisch zu seinem Vortheil auszubeuten. Der Satz von den „natürlichen Grenzen", der seit 1793 in Frankreich aufgetaucht, gewann daselbst mehr und mehr Boden, und seine Verwirklichung erschien bei der Zerfahrenheit Deutschlands jetzt erreichbar. Der Marchese de Gallo und Bonaparte, ein Neapolitaner im Namen Oesterreichs und ein Corse im Namen Frankreichs, entschieden endlich über die nächste Zukunft des deutschen Reichs. „Es sind wenige Verträge geschlossen worden," sagt Häusser II. S. 111, „deren Immoralitäten und Widersprüche sich mit den Präliminarien von Leoben messen können. Ein Theil des linken Rheinufers ward mit unzweideutigen Worten an Frankreich abgetreten, und wie zum Hohn dennoch die „Integrität des Reichs" als Friedensbasis bezeichnet. Die Misere der deutschen Reichszustände und das leichte Spiel, welches dieselben dem fremden Einflusse gewährten, ward schon damals von dem künftigen Protector des Rheinbundes scharf herausgesehen." „Wenn der deutsche Reichskörper — schrieb er — nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu unserem Nutzen schaffen." Am 17. October 1797 fand auf dem Schlosse zu Campoformio die Unterzeichnung des Friedens statt — mit ihm begann ein neuer Abschnitt der europäischen Geschichte. Er vergrößerte Oesterreich in Italien und Deutschland, und schnitt mit ängstlicher Eifersucht für Preußen jedes Recht auf Erwerbungen ab; er ließ Vergrößerungen Frankreichs auf deutsche Kosten zu, falls nur Oesterreich ein volles Aequivalent davontrüge. Frankreich versprach mit dreister Doppelzüngigkeit, Preußen solle keinerlei Gebietserweiterung erhalten, nachdem es fünf Vierteljahre zuvor Preußen das Gegentheil zugesagt." In Rastatt, wo dann der Frieden und die künftige Ordnung des Reichs festgestellt werden sollte, konnte es auch der französischen Politik nicht schwer fallen, die zerfahrenen Gruppen in ihrem Sinne zu leiten, die Rivalität der Großen und die haltlose Schwäche der Kleinen sicherte ihr überall den Erfolg. Andererseits sind auch wiederum demüthigend die genauen Specialitäten über die Art und Weise zu lesen, wie in Rastatt die französischen Unterhändler unterhandelt und nicht nur sie, sondern auch die gewöhnlichen Schreiber, Kammerdiener und Bedienten bestochen, ja selbst um das Küchenpersonal mit Geld geworben wurde. Noch empörender, ja verbrecherisch aber war die scheußliche Gewaltthat gegen die französischen Gesandten, welche nach Häussers Meinung

übereinstimmend mit Lang und Hormayr auf den österreichischen Civil-Commissär bei der Armee Graf Lehrbach als den Leiter des Mordplans, auf den Minister Thugut als den Mitwisser zurückgeführt werden muß. Als Motiv gilt ihm die Absicht, die Gesandten ihrer Papiere zu berauben, theils in der Hoffnung, Baiern durch die erhaschten Actenstücke zu compromittiren, theils in der Furcht, daß die Wiener Politik selbst durch Enthüllungen französischer Seits compromittirt werden könnte. „Vielleicht war beides befohlen: die Papiere zu rauben und sich zugleich des ewigen Stillschweigens ihrer Besitzer zu versichern."

Die nachfolgenden Zeiten sind eben so sehr durch die Niederlagen, welche die siegreiche Revolution und deren maßloser Emporkömmling uns beibrachte, betrübend, wie unrühmlich noch überdies durch den Wetteifer und das Buhlen eben um die Gunst des Feindes. Die meisten weltlichen Stände wandten sich nach Paris, um dort die möglichst großen Spolien aus dem Schiffbruch zu erobern. „Aus diesen Vorgängen lernte Bonaparte zuerst Deutschland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor uns empfand, ist aus den Eindrücken erwachsen, die ihm damals unsere Lenker erweckten."

Literatur.

Lenau's Leben, aus des Dichters eigenen Briefen, von seinem Schwestermann Anton Schurz. Cotta, 1855.

Das Buch hat lange auf sich warten lassen, und ziemlich zu Ende des Jahres erschienen, trägt es doch nicht, wie dies sonst üblich, die neue Jahreszahl. Der Verleger will dies Werk als Supplement zu Lenau's gesammelten Schriften betrachtet wissen, und es ist allerdings in mehr als einer Hinsicht ein Commentar zu denselben. Die traurige Geschichte von des Dichters innerem Leben kann als ein Warnungsruf für die Jugend betrachtet werden; sie wird daraus lernen, daß alle Begabung ohne Mäßigung, ohne Selbstbeherrschung wenig erreicht, daß der Seelenfrieden verschmachtet bei dem Ringen nach irdischen Erfolgen, und daß der Zweifel den Geist verwüstet.

Durch die Mittheilung von Lenau's eigenen Briefen ist seine Lebensbeschreibung gleichsam eine Selbstschilderung geworden. Die biographischen Notizen sind nur als eine verbindende Ergänzung in die Lücken derselben eingeschoben. Ganz selbstständig tritt der Biograph erst durch die Erzählung von Lenau's Wahnsinn und Tod auf.

Schon an der Wiege des unglücklichen Dichters standen verderbendrohende Dämonen: die Leidenschaftlichkeit seiner Mutter und die

Sittenverderbniß seines Vaters. Beide lebten in einem verbotenen Verhältniß, weil die Ehe wegen mangelnder Subsistenzmittel Hindernisse fand. Lenau's Vater gehörte einer adligen Familie, Niembsch von Strehlenau, an, die aber in ihm bereits allen Glanz verloren hatte. Seine Vorfahren waren wohlhabende Patrizier im Städtchen Strehlen gewesen; sein Großvater war als „Baron“ in der österreichischen Armee aufgeführt. Sein Vater war Obristlieutenant und nicht ganz ohne Vermögen; er wollte die Heirath mit Therese Maigarber durchaus nicht zugeben, vielleicht weil sie bürgerlich, wahrscheinlich aber auch, weil der Sohn erst eben Lieutenant geworden war. Die leidenschaftliche Therese schwor, daß sie sich tödten würde, wenn sie durch die Trauung mit dem Geliebten nicht ihre Ehre wieder erhielte. Er nahm endlich seinen Abschied, erhielt eine kleine Anstellung als Amtsschreiber in Ungarn und heirathete Lenau's Mutter. Aus dieser Ehe, die höchst unglücklich, obwohl aus glühender Liebe geschlossen war, wurden drei Kinder geboren. Das Einkommen der Eheleute war sehr gering, Lenau's Vater aber brauchte viel, besonders weil er leidenschaftlich Hazard spielte. Auch war er seiner Gattin mehrfach untreu und machte ihr dadurch den bittersten Kummer. Als Nikolaus, der einzige Sohn, über den der leichtsinnige Vater große Freude hatte, eben geboren war, erkrankte das älteste Töchterchen so gefährlich, daß die Eltern sehnlichst einen berühmten Arzt aus der nächsten Stadt Temeschwar herbeiwünschten. Der Vater eilte selbst hin, er kam jedoch nicht wieder, und als das kranke Kind den letzten Seufzer aushauchte, erschienen zwei seiner Spielgesellen, die erklärten, er müsse in den Schuldthurm von Temeschwar wandern, wenn seine Frau sich ihnen nicht für eine Spielschuld von 17,000 Fl. verbürge. Die verzweifelnde Mutter ließ sich ihre Unterschrift erpressen und konnte diese Schuld erst viele Jahre später von ihrem mütterlichen Erbtheil abtragen. In Folge seines Leichtsinnes mußte der Vater des Dichters endlich seinen Abschied nehmen und mit seiner Familie von der Gnade seiner Schwiegermutter leben. Er ging nach Wien, um sich dort eine Stelle zu suchen, aber er verjubelte das mitgenommene Geld und schrieb seiner Frau, es sei ihm ein Gehalt von 600 Fl. als Handlungsdiener angeboten, aber das sei ihm zu gering. Seine Frau bat ihn flehentlich, die Stelle anzunehmen, sie sei doch besser als Gnadenbrod. Er beharrte jedoch bei seinem Eigensinn und kam von Wien mit völlig zerrütteter Gesundheit heim. Seine Eltern, deren einziger Sohn er war, wollten ihn nicht unterstützen, obgleich sie es wohl vermocht hätten; er nannte sie, wie es damals allgemein landesüblich war, stets ehrerbietig „Ihre Gnaden“ und scheint ihnen ziemlich fern gestanden zu haben. Erst als seine Krankheit zunahm, versöhnten sie sich mit ihm und sendeten ihm reichliche Geldmittel. Er starb 1807 als reuiger Sünder. Seine Eltern wollten nun die Wittwe mit den Kindern zu sich nehmen, aber sie lehnte es standhaft ab und ernährte sich mühsam mit Handarbeiten, da ihr Vermögen durch

die Schulden ihres Mannes aufgezehrt war. Wohl zum Theil aus Nahrungssorgen verheirathete sie sich mit einem jungen Arzt, Namens Vogel. Aber auch nach ihrer Verheirathung versagte sie den Großeltern ihre Kinder, die sie mit wahrer Leidenschaft geliebt zu haben scheint. Ihr Sohn Nikolaus erhielt in dem romantisch gelegenen Tokai seine erste Erziehung. Hier schon entwickelten sich seine dichterischen Anlagen deutlich. Sein Unterricht war jedoch sehr mangelhaft; die Mutter zog deshalb mit ihm nach Pesth, wohin sie ihre Kinder zweiter Ehe mitnahm, und verließ ihren Mann. Sie kämpfte mit der bittersten Armuth, ertrug es aber gern, um ihrem Sohne nah zu sein. Dieser machte auf dem Gymnasium glänzende Fortschritte, aber es zeigten sich schon Spuren von Melancholie bei ihm, die wohl durch Hunger und Kälte hervorgerufen sein mochten. Auch wirkte ein kurzer Aufenthalt bei seinem Oheim, einem Husaren-Officier, sehr nachtheilig auf ihn; er las ihm aus Voltaire vor und rief grausig durch die nächtliche Stille: „Es giebt keinen Gott!"

Nach langen Kämpfen mußte sich endlich doch die Mutter entschließen, ihre Kinder erster Ehe den Großeltern zu übergeben und mit den anderen zu ihrem Manne nach Tokai zurückzugehen. Die Großeltern wollten dem jungen Nikolaus nun eine adlige Erziehung geben lassen, sie sendeten ihn nach Wien, aber er verlangte bald nach seiner Mutter zurück, die mittlerweile nach Preßburg gezogen war. Es wurde ihm gestattet, dort die Rechte zu studiren; er betrieb statt dessen philosophische Studien. Hierüber erzürnt, schickten ihn die Großeltern auf die Landbauschule nach ungarisch Altenburg, um Oekonom zu werden. Seine Mutter zog abermals mit Mann und Kindern hinter dem Sohne her; er fühlte durchaus keine Neigung zur Landwirthschaft und wechselte seine Laufbahn noch einmal. Er ging nach Wien und begann Medicin zu studiren, ward aber auch dieser bald wieder untreu und widmete sich ganz der Poesie. Die Großeltern schüttelten zwar das greise Haupt, entzogen ihm jedoch nicht ihre Unterstützung. Seine Schwester verheirathete sich mit einem wackern jungen Manne, Anton Schurz in Wien, dem Verfasser der Biographie, der auch damals als Dichter aufgetreten war. Die unruhige Mutter benutzte diese Heirath ihrer Tochter, um wieder mit der ganzen Familie dem Lieblingssohne nachzuziehen, starb aber, nachdem sie kurze Zeit das Glück dieses Zusammenseins genossen hatte. Dieser plötzliche Tod warf eine tiefe Schwermuth in die Seele des jungen Dichters; gleichzeitig verdüsterte ihm die erste Liebe das Leben. Er hatte sie einem unwürdigen Gegenstande, einem jungen Mädchen aus dem Volke, geschenkt; nachdem beide in strafbarer Verbindung gelebt, entdeckte er die Untreue desselben. Seine Mutter war die Vertraute dieses unreinen Verhältnisses gewesen, wie sie überhaupt den Sohn in allen seinen Fehlern und Schwächen unterstützte; es ist unleugbar, daß sie auf seine moralische Entwickelung einen nachtheiligen

Einfluß geübt hat. Aber seine dichterischen Anlagen haben sich an ihrem feurigen Geiste entzündet; sie war, wie alle Mütter von großen Dichtern es gewesen, eine poetische Natur, die intellectuellen Eigenschaften vererben sich von Mutter zu Sohn, vom Vater zur Tochter. Die äußere Lage des Dichters gestaltete sich bald nach dem Tode seiner Mutter sehr günstig durch die nicht unbedeutende Erbschaft von seinen Großeltern. Er machte Reisen und lebte in heiteren Kreisen gleichgesinnter Freunde. Die innere Unruhe, welche er sicherlich auch von der Mutter erbte, erzeugte in ihm den Wunsch, nach Amerika zu gehen; seine Umgebung redete ihm den Plan zwar aus, als er aber in den politischen Wirren der dreißiger Jahre einen Theil seines Vermögens durch unglückliche Speculationen in Papieren verlor, nahm er die Idee wieder lebhaft auf. Indessen ging er vorerst nach Stuttgart, um die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte zu bewirken, die damals in Oesterreich schwerlich die strenge Censur passirt hätten. Er lernte in Württemberg alle seine spätern vertrautesten Freunde kennen, Schwab, Mayer, Kerner, Uhland, den Grafen Alexander von Württemberg, die Familie Reinbeck u. s. w. Auch erschloß sich sein Herz einer hochpoetischen Liebe zu einer Lotte; er entzog sich ihr aber ohne einen äußern Grund, fast in derselben Weise wie Goethe der lieblichen Friederike von Sesenheim, die ihn wie ein guter Genius vor der spätern Erniedrigung mit seiner Haushälterin bewahrt haben würde. Und er fürchtete mit kaltem Egoismus nur den Verlust seiner sogenannten Freiheit durch diese Liebe! Lenau scheint ebenfalls durch diese Furcht beherrscht worden zu sein; er vermeidet ängstlich jede Erklärung gegen Lotte, die sich hauptsächlich durch Musik, namentlich durch Beethoven's Adelaide, in sein Herz gesungen hatte, und überläßt das liebenswürdige, allgemein hochgeachtete Mädchen rücksichtslos dem Schmerz verschmähter Neigung. Er beeilt dann die Ausführung seiner so thörichten Ueberstedelung nach Amerika. Eh' er sich einschiffte, erschienen seine Gedichte bei Cotta.

Es war vorauszusehen, daß Lenau — wir nennen ihn stets bei seinem Dichternamen, den er sich bekanntlich von seinem Zunamen „Strehlenau" gebildet hatte, — daß Lenau, der Gefühlsmensch ohne allen practischen Verstand, ohne Ausdauer, ohne Thatkraft, in Amerika nicht erfolgreich wirken konnte. Er machte unüberlegte Ankäufe von Ländereien und brachte einen Winter in tiefster Einsamkeit unter ungebildeten Leuten zu. So rasch wie seine Vorliebe für Amerika, entstand auch seine Abneigung; er kehrte völlig enttäuscht nach Europa zurück und brachte nur noch Trümmer seines Vermögens wieder mit. Indessen gestaltete sich sein Leben bei seiner Heimkehr unerwartet schnell freundlich. Das Lorbeerreis, welches er bei der Abreise durch Herausgabe seiner Gedichte gepflanzt hatte, war in der deutschen Erde rasch zum Baum emporgeschossen, der ihm, was so selten der Fall ist, auch vielfach Früchte trug. Er hätte fortan von dem Ertrage seiner Dichtungen sorgenfrei

leben können. Aber seine melancholische Gemüthsrichtung ließ ihn dennoch gar oft Nahrungssorgen fürchten. Der glänzende Erfolg seiner Gedichte füllte seine Seele zwar mit einem kurzen Wonnerausch, aber vermochte ihr keinen Frieden, keine Ruhe zu geben. Sein Schwanken zwischen Glauben und Unglauben mußte sie immer wieder verdunkeln. In Savonarola schwang sich seine Poesie zu mystischer Frömmigkeit empor, und in den Albigensern taucht sie unter in die finstersten Abgründe des Zweifels.

Die Schmerzen seiner verdüsterten Seele strömte er mit wahrer Leidenschaftlichkeit in der Musik aus, namentlich war Beethoven, dieser melancholische Dichter der Tonkunst, sein liebster Vermittler. Lenau spielte die Geige mit wahrhaftem Genie, aber fast immer erschütterte ihn das Spiel bis zu Thränen. Sein Nervensystem war überhaupt frühzeitig den größten Aufregungen unterworfen; die anstrengende Thätigkeit des Gehirns bei seinen größern Productionen brachte ihm nervöse Verstimmungen, die sich immer seltener ganz aufhellten. Er empfand seinen körperlichen Verfall schmerzlich und sehnte sich oft nach einem geregelten trockenen Leben, einem geschäftlichen Beruf, einem häuslichen Heerd. Er wollte wieder Arzt werden und heirathen. Aber wie er in Allem schwankte, so auch hier. Kaum hatte er gesagt:

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut errungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen!"

so erklärte er auch schon wieder die Ehe für ein unnatürliches und unmoralisches Institut. Die Liebe zu einem edlen, schönen Mädchen brachte ihn jedoch endlich einmal zu einem festen Entschluß; er verlobte sich mit Marie Schmidt in Frankfurt a. M. und trachtete eifrig danach, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen. Alle seine Freunde waren hoch erfreut und faßten die beste Hoffnung für sein Lebensglück, obwohl es nur dann hätte bestehen können, wenn seine Gattin ihm durch ihre Festigkeit und Klarheit dauernd eine Stütze gewesen wäre. Hätte sie sich ihm in weiblicher Hingebung untergeordnet, so wäre sie ein Spielball seiner Launen und er eine Beute des bösen Dämons geworden, der wie ein Salamander immer wieder seine Seele in Flammen setzte. An der Markscheide seines Glücks, kurze Zeit vor der ersehnten Heirath mit der Geliebten, erfaßte den Dichter wieder die Verzweiflung an sich selbst. Er hielt die Geldmittel, welche er und seine Braut besaßen, nicht ausreichend, er fand sich zu kränklich und erkannte wohl zu spät, daß er ein getheiltes Herz mit in die Ehe bringen mußte. Aus seinen Briefen geht hervor, daß er zwölf lange Jahre in der innigsten Verbindung mit einer hochgebildeten liebenswürdigen Frau (Namens Sophie, in Wien) gestanden hat. Er nannte sie seine Muse und scheint von ihr in der That Anregungen empfangen zu haben, wie Goethe von Charlotte Stein, Michel Angelo

von Vittoria Colonna, Petrarca von Laura. Sie fanden alle die höchste Seligkeit des Lebens, die Glorie ihres Ruhmes durch dies Gefühl, das durch den göttlichen Plato zuerst seinen geweihten Namen erhalten hat. Es liegt nicht ausreichend Veranlassung vor, zu bezweifeln, daß Lenau und Sophie durch ein rein platonisches Verhältniß verbunden waren; seine Briefe sind mehr herzlich, als zärtlich; er spricht voll Vertrauen über alle seine Angelegenheiten, voll Theilnahme über die ihrigen, namentlich stets achtungsvoll von ihrem Gatten und Verwandtenkreise. Er schildert ihr sogar seine früheren kleinen Liebesabenteuer und redet zu ihr von der verlobten Braut mit Begeisterung — aber dennoch schreibt er: „Wenn Sie es nicht wünschen, so heirathe ich nicht!" Und wenn Sophiens Antwort länger als gewöhnlich ausbleibt, geräth er in Verzweiflung. Notorisch ist es auch, daß er mit brennender Ungeduld vergebens einen Brief von ihr in den Tagen erwartete, die dem Ausbruch des Wahnsinnes vorausgingen. Wer vermöchte hier ein entscheidendes Wort zu sprechen! Die Braut hat ihn tief und treu betrauert, sie hat sich nie verheirathen wollen, die Freundin hat hochherzig jede Rücksicht auf sich selbst vergessen und hat Lenau's Briefe an sie dem Herausgeber seiner Biographie überliefert; die ihrigen sind leider von dem Dichter in dem ersten Anfall von Wahnsinn verbrannt worden. Daß neben diesen Spannungen des Gemüthes und den religiösen Schwankungen, auch noch politische Aufregungen Lenau's Geistesstörung gesteigert haben, ist wohl außer Zweifel, aber die Haupt-Ursache war dennoch zuletzt eine körperliche. Sein Gehirn zeigte sich bei der Obduction fast vernichtet; Besserung war also unmöglich und der Tod für ihn eine Wohlthat. Seine letzte Lebenszeit in Wahnsinnsbanden schildert der Herausgeber mit ergreifender Wahrheit und Ausführlichkeit; für den Psychologen ist dieser Theil des Werkes gewiß sehr schätzbar, für die Freunde des Dichters aber voll der schmerzlichsten Empfindungen. Doch war Lenau nicht ganz so versunken in Dumpfheit, wie sein unglücklicher Leidensgenosse, der Dichter Hölderlin, es gewesen ist; einzelne Saiten der geheimnißvollen Seelenharfe klangen noch zuweilen harmonisch an und gaben eine Ahnung von dem Gedanken-Concert, das einst in ihnen gerauscht und alle poetischen Ohren entzückt hat. Lenau war recht eigentlich der Lieblingsdichter der Neuzeit, möge sie in seiner traurigen Lebensgeschichte die warnenden Zeichen richtig zu deuten verstehen.

Tages-Ereignisse.

In Sachsen hat der König den Männern, welche in den Tagen der schwersten Gefahr für die Monarchie treu zu seinem verstorbenen königlichen Bruder gestanden, neuerdings Auszeichnungen der ehrendsten

Art verliehen, und es öffentlich ausgesprochen, daß er dies für die Bekämpfung des Aufruhrs mit Wort und That gethan. Diese wahrhaft königliche Handlungsweise wird freilich dem Liberalismus nicht gefallen, weil sie allerdings gerade seinem Treiben den Stab bricht und offen an die Früchte erinnert, welche er von dem so sorgfältig gepflegten Baume des Widerstandes gegen alle und jede Regierung endlich gezeitigt. Se. Majestät der König von Sachsen hatte keine naheliegende oder drängende Veranlassung dazu, jetzt, in Zeiten der vollkommen wiederhergestellten Ruhe und staatlichen Ordnung, an eine Empörung zu erinnern, welche nicht gegen ihn, sondern gegen seinen Vorfahren gerichtet war. Und eben deswegen ist diese königliche That so wichtig, eben deswegen wird sie von den besten Folgen für das Land sein. Die Gegner der Regierung wissen nun genau, was sie von der königlichen Gewalt zu erwarten haben, und wie der König über das denkt, was im Mai 1849 geschehen ist.

Ein zweiter Tractat zwischen den bisher gegen Rußland alliirten Mächten schließt sich dem Pariser Friedens-Vertrage mit unerwarteter Schnelligkeit an. Er erscheint eben so plötzlich und überraschend, wie der December-Vertrag, dessen Fortsetzung und Vollendung er eigentlich ist. Sein Charakter ist Mißtrauen gegen Rußland und seine Zwecke sind vollkommen illusorisch, weil sie eine Fortdauer der bisherigen Allianz-Verhältnisse voraussetzen. Daß diese aber nicht fortbestehen werden, ist schon in den Protocollen ausgesprochen, welche den Friedens-Vertrag begleiten und deutlich zeigen, daß man über sehr wesentliche Fragen keineswegs derselben Meinung ist, und auch schwerlich in weiterer Entwickelung der Dinge werden wird. Nicht der Krieg, nicht die drückendsten Bedingungen des jetzt beginnenden ewigen Friedens waren eine Beleidigung für Rußland, aber dieser Separat-Vertrag zwischen den December-Verbündeten dürfte leicht als eine solche empfunden werden. Wäre er von wirklicher ernstlicher Bedeutung, wäre er unter Verhältnissen ausführbar, wie sie sich eben jetzt gestalten und verwickeln, so würde man wegen seiner Nützlichkeit über seine Feindlichkeit hinwegsehen können. Diese aber ist jedenfalls durch die Handlungsweise Rußlands, seit ihm der Friede angeboten wurde, auf keine Weise gerechtfertigt. Die Türkei, für deren Erhaltung dieser Separat-Vertrag abgeschlossen wurde, ist schon auf dem besten Wege, dafür zu sorgen, daß er so nicht ausgeführt werden wird, wie die Contrahenten es vielleicht im Augenblicke des Abschlusses ganz aufrichtig beabsichtigen. Auch dem blödesten Auge muß es jetzt schon deutlich geworden sein, daß der eben beendete Krieg — weit entfernt, zur Erhaltung der Türkei beigetragen zu haben, den nothwendigen Auflösungsprozeß nur noch beschleunigt haben wird. Gleichviel, ob der Hat-Humayun ausgeführt oder zurückgenommen wird, in beiden Fällen steht eine acute Krankheit oder ein Hinsiechen in Aus-

ficht, und es dürfte von ganz anderen Verhältnissen abhängen, ob das Zusammenwirken der beiden Hauptmächte des Westens wieder in so cordialer Weise stattfinden kann, wie es zur Ueberraschung des ganzen übrigen Europa's wirklich stattgefunden. Rußland kann in der That nun die weitere Entwickelung im Orient sehr ruhig abwarten, und wenn die „Times“ jetzt schon eingesteht, daß England das so sehr gehaßte Rußland auch wohl noch einmal vermissen könnte, so braucht es nur an dem jetzt gefaßten und allerdings ihm aufgezwungenen Entschlusse festzuhalten, um künftig, und zwar vielleicht sehr bald, wirklich vermißt zu werden. Von dem heldenmüthigen Sardinien, welches „nur für Recht und Freiheit den Degen zieht“, ist bei Unterzeichnung dieses Separat-Vertrages nicht die Rede, obgleich es praktisch in dem Kampfe gegen Rußland mehr geleistet hat als Oesterreich. Somit hat es dem herrschenden Parlamentarismus in Sardinien an herben Enttäuschungen seit seiner Kriegserklärung nicht gefehlt und noch weitere dergleichen dürften sich vorbereiten. Jede militairische Promenade, welche französische Truppen an die spanischen oder belgischen Grenzen machen möchten, jede Uebereilung, die etwa zwischen England und Nord-Amerika begangen wird, jeder Ausbruch aufgestachelter Unzufriedenheit in Italien, verschiebt die Basis, auf welcher dieser Separat-Vertrag entworfen wurde. Nicht allein, weil er die verheißenen oder vielmehr angedrohten Streitkräfte zu Lande und zur See anderweitig beschäftigt, sondern weil er die entente cordiale, die jetzt schon factisch gelockert ist, auch öffentlich gelockert zeigen würde. Es giebt wohl wenige europäische Fragen, für welche sich eine dauernde Uebereinstimmung Frankreichs, Englands und Oesterreichs mit Bestimmtheit voraussetzen ließe. Bei der heiligen Allianz wußte man genau, was sie in bestimmten principiellen Fällen thun würde, thun mußte und auch wirklich gethan hat. Bei dieser erkünstelten Fortdauer einer Allianz, die ihre augenblicklichen Zwecke bereits erreicht und deshalb verloren hat, ändern die Interessen sich mit jeder neuen Frage und könnten sich in den anscheinend leichtesten Verwickelungen so schnurstracks entgegenlaufen, daß die Hauptbedingung für eine wirkliche und praktische Trageweite dieses Separat-Vertrages die Uebereinstimmung der Interessen von vorn herein aufgehoben wird.

Die Privatmittheilungen der Vossischen Zeitung nehmen gegen die der Spenerschen Zeitung für die englische Fremdenlegion Partei. Nach der Vossischen stehlen einige Mitglieder dieser Legion wie Raben, und auch die officiellen Tagesbefehle des englischen Commandeurs sprechen Aehnliches zwanglos aus. Nach der Spenerschen Zeitung sind es wahre Ausbunde aller militairischen Tugenden, die sich zeitweise in Scutari befinden. Wir haben weder die eine noch die andere dieser Privatmittheilungen aus zuverlässiger Quelle abgewartet, um unsere Ansicht über die Zusammensetzung dieses Condottiere-Corps auszusprechen. Der

Enthusiast für die Legion in der Spenerschen beschreibt auch die am 7. April vor dem Sultan stattgefundene Corps-Parade und sagt dabei: „Der preußische Gesandte in Konstantinopel, Oberst v. Wildenbruch, wohnte dieser Parade in Civilkleidung bei und mag wohl seine eigenen Gedanken bei dem Anblick der vielen hohenzollernschen Medaillen in der Legion gehabt haben.“ Wir maßen uns nicht an, die eigenen Gedanken eines Zuschauers der Parade errathen zu wollen, aber sie können nur die des Mitleids mit dieser Gattung von militairischen Auswanderern, Heimathlosen und jedenfalls Straffälligen gewesen sein, wenn sie einmal wieder nach Preußen zurückkehren und auch hier etwa die Medaille weiter tragen wollen, denn daß der Wunsch einer Rückkehr in das Vaterland doch wohl wieder laut werden könnte, wenn es demnächst zu weiterer Bestimmung oder Verwendung dieser Legion kommt, ist nicht unwahrscheinlich. Sehr wahrscheinlich aber, daß die Inhaber von hohenzollernschen Medaillen gefragt werden dürften, ob sie mit Erlaubniß des Staates in fremde Kriegsdienste gegangen sind.

„Vor drei Jahren wollte der St. Petersburger Hof die Wiederherstellung des Kaiserreiches in Frankreich nur unter gewissen Vorbehalten anerkennen; Kaiser Alexander II. fügte dagegen der Anzeige seiner Thronbesteigung, welche der Graf Orloff übergab, noch ein eigenhändiges Schreiben bei, worin er dem Kaiser Napoleon III. zur Geburt des Prinzen auf das Herzlichste beglückwünscht, wobei nicht übersehen werden darf, daß — da die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Höfen unterbrochen sind — die Geburt dieses Prinzen dem russischen Hofe noch nicht amtlich mitgetheilt werden konnte“ — so ruft triumphirend der „Constitutionnel“ aus, und bestätigt damit, was wir schon längst als die eigentliche Ursache des für die Geschichte neuen Bündnisses zwischen England und Frankreich bezeichnet. Mitten in dem allgemeinen Phrasengetön der Zeitungen von Civilisation, Concert, Barbarei, uneigennützigen Absichten, Knute u. s. w. standen wir ziemlich vereinzelt, als wir auf diesen eigentlichen Kern der Veranlassung zum Kriege wiederholt hindeuteten. Kaiser Nikolaus, in consequenter Befolgung seines Princips, versagte dem gegenwärtigen Beherrscher seine volle und unumwundene kaiserliche Anerkennung, obgleich Graf Orloff — dies wissen wir gewiß, und angeblich auch Graf Nesselrode, zu einer unbedingten Anerkennung riethen, weil Louis Napoleon durch kräftigste Niederwerfung der Revolution in Frankreich, ja fast noch mehr durch die ihm gelungene Fesselung der Presse ganz im Geiste des Kaisers Nikolaus gehandelt. Einem so ausgesprochenen Charakter, wie dem Kaiser Nikolaus, war aber in solchen Dingen schwer zu rathen, und so erfolgte denn jene bedingte und gewundene Anerkennung, die Hunderttausenden das Leben gekostet hat. Wir waren überzeugt, daß endlich dieser erste Anstoß zu dem Kriege auch von französischer Seite eingestanden, oder

vielmehr hervorgehoben werden würde, da die Ereignisse der Auffassung des Kaisers Nikolaus Unrecht gegeben. Graf Orloff, der noch in Paris anwesend ist, während der „Constitutionnel" aufrichtig wird, kann darin als Staatsmann eine glänzende Bestätigung für seine staatsmännische Voraussicht erkennen, wenn er auch als Russe nicht eben Ursache hat, sich darüber zu freuen. Beweist sich aber daraus, daß Louis Napoleon Jahre lang mit Festigkeit und Benutzung aller Mittel — selbst der bis dahin unwahrscheinlichsten — seine Zwecke zu verfolgen weiß und nicht eher abläßt, bis er sie erreicht, dann aber auch — wie es scheint — in kluger Mäßigung zufriedengestellt ist, so fragt sich, ob sich nicht eben solche Stetigkeit erwarten läßt, wenn es darauf ankommt, die Belästigung von Seiten der belgischen Presse los zu werden. Nicht Graf Walewski, sondern der Kaiser hat durch den Mund seines Ministers zweimal vor den Abgesandten fast ganz Europa's erklärt, daß ihm die Haltung der belgischen Presse mißfällt und er die Mitwirkung der ihm befreundeten Mächte anruft, sie auf französisches Maß zurückzuführen. Die belgische Kammer hat nun zwar die Versicherung des Ministeriums — und zwar die energische Versicherung desselben, daß Belgien nie eine Einmischung Frankreichs in seine inneren Verhältnisse dulden würde — mit dem äußersten Enthusiasmus aufgenommen, nichts desto weniger bleibt das Factum bestehen, daß die gegenwärtige französische Regierung sehr wohl versteht, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und daß in den öffentlichen und amtlichen Erklärungen des Grafen Walewski eine vor ganz Europa übernommene Verpflichtung liegt. Wenn ein Staatsmann bei solcher Gelegenheit unveranlaßt, selbstständig und wiederholt eine Sache zur Sprache bringt, die eine bestimmte Drohung ausspricht, wenn er sich davon nicht abbringen läßt und trotz Verschiedenheit der Meinungen von Seiten des zärtlichsten und sonst interessirtesten Bundesgenossen den Gegenstand noch einmal in seinem Resumé berührt, so muß er reiflich überlegt und die Tragweite eines solchen Actes wohl überschlagen haben. Wir entnehmen daher unsere Anschauung von dem, was weiter geschehen wird, nicht aus der enthusiastischen Zustimmung der belgischen Kammer, sondern aus dem triumphirenden Artikel des „Constitutionnel", der klarer in die Beweggründe und Handlungsweise Louis Napoleon's blicken läßt, als alle Manifeste, Tractate und Blaubücher, und um so klarer, als die Erfolge bewiesen haben, daß das jetzige Frankreich sich nicht übereilt.

Mit „innigem Behagen" erzählen die Zeitungen der Bourgeoisie eine Anekdote nach, die englischen Zeitungen entnommen ist und als ein „charakteristischer Zug englischer Erziehungs-Methode" illustrirt wird. Da mit dieser Illustration doch wohl anerkannt werden soll, daß sie vortrefflich, liberal, freiheitlich und alles jedenfalls besser ist als irgend eine deutsche Erziehungs-Methode, so können wir nicht umhin, einige Bemerkungen an dieses Vorbild zu knüpfen. Als die Königin von Eng-

land vor einigen Jahren zu Osborne auf der Insel Wight wohnte, pflegten ihre Kinder sich am Ufer der See umherzutreiben. So trifft der kleine Prinz von Wales einen Knaben, der Seemuscheln suchte. Auf seine hohe Stellung hin, hielt sich der junge Prinz für berechtigt zu thun, was er straflos thun konnte, und warf den Korb des Knaben um, so daß die Muscheln herausfielen. Der Knabe wurde böse darüber und sagte: Wenn Du das noch einmal thust, so giebt es Etwas. — Thue mir die Muscheln wieder in den Korb und Du wirst schon sehen, ob ich es wieder thue, lautete die Antwort. So wurden die Muscheln wieder zusammengesucht und als sie sämmtlich im Korb waren, warf der Prinz von Wales ihn richtig wieder um. Nun ging dem Verhöhnten die Geduld aus und er gab seinem Angreifer wirklich Etwas, wonach dem Prinzen die Augen blau, die Nase schief und die Lippen aufgeschlagen wurden. Die Königin fragte ihren Sohn, wie er zu diesem Denkzettel gekommen? Erst schwieg der Prinz, dann aber gestand er die Wahrheit. Nun wurde der andere Knabe geholt und erzählte die Wahrheit, ohne vorher zu schweigen. Darauf sagte die Königin zu ihrem Sohn: Du bist bedient worden, wie es sich gehört. Wärst Du nicht schon hinreichend gestraft, so würde ich Dich noch tüchtig strafen. Vergreifst Du Dich wieder an irgend Jemand, so hoffe ich, daß Du immer auf gleiche Weise bedient werden wirst! Zum Schlusse läßt die Königin die Eltern jenes Knaben kommen und trifft Anordnungen für die Erziehung desselben. —

Wenn die Erzählung dieses Vorganges als Beispiel für eine nicht allein englische, sondern auch gute Erziehung dienen und durch die Mittheilung in deutschen Zeitungen empfohlen werden soll, so hat — bei uns wenigstens — die Anekdote vollkommen ihren Zweck verfehlt. Die deutsche Erziehung eines jungen Prinzes würde sich zunächst damit beschäftigen, ihn nicht an irgend einem See-Ufer sich allein umhertreiben zu lassen, dann aber ihm vor allen Dingen den Begriff beizubringen, daß seine „hohe Stellung" ihn nicht straflos für begangenes Unrecht mache. Die Erziehung, welche jener arme Knabe dem Prinzen angedeihen ließ, erscheint dem Unbefangenen ungleich wichtiger als die ihm bis dahin zu Theil gewordene. Wäre vor einigen Jahren das Königreich Aude schon annexirt worden, so könnte man annehmen, der Prinz habe vielleicht die Debatten der Weisesten seines Vaterlandes darüber gelesen und daraus die Lehre geschöpft, daß eine „hohe Stellung" in der That den Engländer zu allem Möglichen berechtige, was man straflos thun kann. Möglich, daß die Zeit der Annekdote mit der Anexation von Aden zusammenfällt, und dann wäre Einiges erklärt. Wir wissen natürlich nicht, ob die englischen Zeitungen den Hergang richtig schildern. Nimmt man aber die Richtigkeit an, so würde sich eine deutsche Erziehung nicht mit dem fait accompli erlaubter Selbsthülfe von Seiten des muschelsuchenden Knaben begnügt, sondern dem jungen Prinzen noch

eine anderweitige Strafe zudictirt haben, denn aus dieser „Erwiederung" hat er noch keineswegs erkennen können, daß man auch solches Unrecht nicht thun soll, was wirklich straflos bleibt. Die wirkliche empfangene Belehrung hing zu sehr von den zufällig größeren Körperkräften des Geneckten ab, als daß dadurch etwas docirt worden wäre. Die daraus gezogene Lehre würde sich höchstens darauf besänken, kchrünftig schwächeren Knaben die Muschelkörbe umzustoßen. In wie fern diese Erziehungs-Methode zu empfehlen sein dürfte, blos weil sie eine englische und jedenfalls eigenthümliche ist, läßt sich demnach nicht wohl absehen.

Schwerlich wird ein Liberaler den vollendeten Liberalismus der „Daily News" in Zweifel ziehen. Wie wenig erfreulich muß es daher für die Liberalen sein, wenn sogar dieses Blatt sie „Phantasiemenschen" nennt, die stets mehr Gewicht auf Nebenzwecke als auf Hauptzwecke gelegt und stets Möglichkeiten für Gewißheiten ansehen." Zu so unfreundlichen Bemerkungen über die Pächter der öffentlichen Meinung und die ausschließlich geistreichen Menschen der Gegenwart kommt „Daily News" bei seinen Betrachtungen über den Friedens-Tractat, der ihr durchaus nicht munden will, der aber dessenungeachtet doch eigentlich jeden vernünftigen Engländer zufriedenstellen müsse, wenn er eben kein „Phantasiemensch" oder Liberaler sei. Die Erkenntniß kommt dort und gerade in jenem Blatte etwas spät, aber sie kommt doch und ist somit willkommen. Die Phantasiemenschen werden höchst unerwartet von englischen Blättern darauf aufmerksam gemacht, daß Rußland auch wohl noch einmal als eine Schranke gegen die Uebermacht des Westens und gegen Pläne wie des ersten Napoleon dienen könne. Wunderbar, daß eine solche Anschauung der Dinge erst nach dem Kriege kommt, während sie wahrlich offen und zugänglich genug schon vor dem Kriege vorhanden sein mußte. Ueberhaupt ist das Drehen und Wenden der gesammten englischen Zeitungspresse, nachdem der Friedensvertrag, die Protocolle und der Separat-Vertrag bekannt geworden, ein fast belustigendes. Die Raisonnements, der absprechende Ton, die anmaßenden Phrasen wollen nirgends mehr so recht passen. Es haben sich Wirklichkeiten eingestellt, die den geträumten Möglichkeiten in unsanftester Weise widersprechen. Der Wiederaufbau der Forts an der tscherkessischen Küste, das Herausholen der bei Sebastopol versenkten Schiffe, die Nicht-Regulirung der asiatisch-türkischen Grenzen, das Nichtvorhandensein angeblicher Gebirgszüge für die bessarabische Grenze, die außerordentlichen Zuvorkommenheiten zwischen der russischen und französischen Regierung, die unerquicklichen Debatten über Kars, die vollkommene Täuschung über die Erschöpfung Rußlands sind eben so viele Steine des Anstoßes für den sonst durch keine Rücksicht des Anstandes und der Wahrheit gebundenen Styl britischer Leitartikel. Man möchte sich und Andere so gern überreden, daß wenigstens Etwas von all den hochfahrenden Zielen erreicht worden

ist, nach denen England Flotten ausgesandt, wie die Welt sie zuvor nie gesehen. Aber es will nicht gehen. Was der „Moniteur“ in Paris nicht bestätigt, glaubt man den englischen Weltblättern nicht mehr, und vollends erscheinen Drohungen nach so erwiesener Schwäche abgeschmackt.

An das Königreich Neapel ist neuerdings viel guter Rath verschwendet worden. Von allen Seiten ist man bestrebt gewesen, die dortige Polizeiverwaltung etwas milder zu gestalten. England hat die Berichte über die Anwendung der Tortur zum Behufe der Steuererhebung von seinen indischen Beamten verlangt und sie — blau eingebunden nach Neapel geschickt mit dem Bemerken, hier wäre ein Beispiel, wie man es in Neapel nicht machen müsse. Frankreich hat das Disciplinar-Reglement seiner Colonie Cayenne eingesandt und vorgeschlagen, man möge sich in Neapel wegen näherer Erkundigungen an die Generale Cavaignac, Lamoricière und Bedeau, so wie nach der Insel Jersey wenden. Oesterreich endlich hat die in Piemont lebenden lombardischen Nobili per Circular aufgefordert, ebenfalls das neapolitanische Regierungssystem zu tadeln. Darf man indessen einem Briefe aus Genua trauen, den kürzlich der Constitutionnel abgedruckt, so hat Neapel auf alle diese Winke die eigenthümliche und fast unbegreifliche Antwort gegeben: der bloße Rath genüge ihm nicht, würden Beispiele gegeben, so sollte es an deren Nachahmung nicht fehlen. Traditur, dicitur, fertur! —

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Rechtsritter Fürst von Pleß.

Hans Heinrich X. Fürst von Pleß, Reichsgraf von Hochberg Freiherr zu Fürstenstein, Herr zu Neuschloß und zu Rohnstock rc., Ritter des Königl. Preuß. Rothen Adler-Ordens erster Klasse mit Eichenlaub, Kommendator des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, Großkreuz des Herzoglichen Anhaltschen Gesammt-Ordens Albrecht des Bären rc., wurde am 2. December 1806 seinem Vater — dem Reichsgrafen Hans Heinrich VI. von Hochberg von dessen Gemahlin Anna Emilie Prinzessin zu Anhalt-Köthen-Pleß — in Berlin geboren, und starb daselbst am 20. December 1855. —

Der Verewigte genoß die erste Erziehung im elterlichen Hause und die weitere Ausbildung auf dem Gymnasio zum grauen Kloster und im französischen Gymnasio zu Berlin; trat am 1. Februar 1825

in die Königl. Preuß. Armee und zwar beim 1. Kurassier-Regiment ein, wurde in demselben am 14. Juni 1826 zum Seconde-Lieutenant ernannt, 1829 in das Regiment Garde du Corps versetzt und am 20. December 1831 auf sein Ansuchen mit dem Charakter als Premier-Lieutenant entlassen. Von 1832 bis 1848 gehörte der Hochselige der Cavallerie des 10. Landwehr-Regiments an. Im Jahre 1848 erhielt derselbe den nachgesuchten Abschied mit Charakter als Major, wurde aber 1849 wieder beim Regiment Garde du Corps zur Disposition gestellt und endlich durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 3. December 1850 als Major und etatsmäßiger Stabsoffizier dem 2. Landwehr-Ulanen-Regiment überwiesen, in welchem er auch bis zu seinem Ableben verblieb. — Aber nicht allein in der Armee, sondern auch im Civil-Verhältniß war der Verewigte stets ein treuer Diener seines Königs und Herrn und immer bereit, dies bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit voller Hingebung zu bekunden. Er fand seinen Lohn in dem hohen Vertrauen seines Königs und des Vaterlandes, welches sich auf die ehrendste und unzweideutigste Weise am 15. October 1850 durch Erhebung in den Fürstenstand, in den Jahren 1852 und 1854 durch Ernennung zum Marschall des schlesischen Provinzial-Landtags und 1854 und 1855 durch fast einstimmige Wahl zum Präsidenten der Ersten Kammer resp. des Herrenhauses für die ganze Dauer der Sitzungs-Perioden aussprach.

Neben diesen hohen Würden und Aemtern behielt der nun Verewigte auch die Verwaltung seiner umfangreichen Besitzungen, namentlich der ihm

a. im Jahre 1819 von seinem Groß-Oheim, dem Königl. Erb-Ober-Landjäger-Meister in Schlesien — Grafen Heinrich Wilhelm von Reichenbach zugewendeten Minder Freien Standesherrschaft Neuschloß —
b. im Jahre 1833 nach dem Ableben seines Vaters — des Reichsgrafen Hans Heinrich VI. zugefallenen, am 15. October 1840 zur freien Standesherrschaft erhobenen Majorats-Herrschaft Fürstenstein —
c. und der in Folge Successions-Ordnung von seinem Oheim — dem ältestregierenden souverainen Herzog Heinrich zu Anhalt-Köthen — am 23. November 1847 auf ihn übergegangenen freien Standesherrschaft Pleß 2c.

Mit regem Geist und Eifer förderte Fürst Heinrich X. Industrie und Gewerbefleiß, unterstützte in den auf einander gefolgten Nothjahren die Armen auf das Freigebigste durch Zuweisung von lohnender Arbeit, durch Almosen, durch Errichtung von Waisen-Anstalten, Krankenhäusern, überhaupt auf angemessene Art. Gleiche Sorge trug er auch für Wissenschaften und das geistige Wohl seiner Guts-Einsassen, — er stiftete, um dem fühlbar gewordenen Mangel an der polnischen Sprache mächtigen evangelischen Theologen abzuhelfen, bei der Universität zu Breslau

ein Stipendium für arme, der polnischen Sprache mächtige Studirende der evangelischen Theologie, — gründete mit Allerhöchstem Beistand Seiner Majestät des Königs in Nicolai für die dort und in der Umgegend zerstreut und von der Plesser evangelischen Kirche und Schule zu entfernt lebenden evangelischen Confessions-Verwandten ein neues evangelisches Kirchen- und Schul-System — erbaute in Warschowitz — einem zwei Meilen von Pleß entfernten Dorfe — für die dortigen evangelischen Glaubensgenossen einen neuen Betsaal und eine Pfarrwohnung, beschloß, daselbst einen Pfarr-Vicar aus eigenen Mitteln zu unterhalten, was aber vor seinem Tode nicht zur Ausführung gebracht werden konnte, da ein für die localen Verhältnisse passender, der polnischen Sprache mächtiger Geistlicher bisher nicht zu finden war ꝛc.

Vermählt war der verewigte Fürst zweimal, und zwar:

1) am 6. Juni 1832 mit Ida Ottilie Phillipine, gebornen Freiin von Stechow aus dem Hause Kotzen;
2) seit dem 20. Januar 1848 mit deren Schwester, der nunmehr verwittweten Durchlauchtigen Fürstin Adelheid, gebornen Freiin von Stechow, verwittwet gewesenen Freiin von der Decken, geboren den 25. September 1807.

Aus der ersten, durch den am 30. Septbr. 1843 erfolgten Tod seiner Frau Gemahlin aufgelösten Ehe wurden dem Hochseligen Fürsten fünf Kinder geboren, nämlich:

a. des jetzt regierenden Fürsten Durchlaucht Hans Heinrich XI.,
b. Hans Heinrich XII. Max,
c. Hans Heinrich XIII. Conrad,
d. Anna,
e. Hans Heinrich XIV. Bolko,

von denen jedoch Hans Heinrich XII. Max seinem Durchlauchtigen Vater in die Ewigkeit vorangegangen ist.

Der verewigte Fürst, dem der Johanniter-Orden im Jahre 1833 verliehen worden war, schloß sich bei Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg der Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Schlesien an, erhielt am 17. Mai 1853 den Ritterschlag und wurde in Folge Präsentation des schlesischen Convents am 24. Juni 1854 zum leitenden Commendator des Ordens für Schlesien vom Durchl. Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen Königl. Hoheit ernannt. Auch in diesem Verhältnisse erwarb er sich große Verdienste durch rege Förderung der Zwecke des Ordens.

Wappen-Sagen.

Blücher.

Stolz rauschen die Fahnen zu Häupten dem Sieger,
Der eisern die Donner der Schlachten gelenkt,
Still schattet der Lorbeer die Stirne dem Krieger,
Vor dem sich die Schwerter der Feinde gesenkt;

Mir wogt es zu Häupten wie rauschende Fahnen,
Es weht wie aus Lorbeergebüschen mich an,
Ich singe die Wappenzeichen der Ahnen
Des Helden, den Keiner besingen jetzt kann.

Ich preise den Geist, der im krieg'rischen Stamme
Von je als belebender Funke sich trug,
Bis daß er gewaltig als leuchtende Flamme
Empor aus der gräßlichen Finsterniß schlug.

Ich preise den Geist und besinge den Helden,
Von welchem der eiserne Feldherr entstammt,
Es soll Euch die späteste Kunde noch melden,
Daß er, ein Schwert des Gerichtes, geflammt. —

Mit Heinrich dem Löwen nach Rhodus gezogen
Erkämpfte ein wendischer Krieger sich Ruhm,
Und Heinrich der Löwe auf rollenden Wogen
Belehrte ihn selber im Ritterthum.

So kehrten sie heim und zum baltischen Strande
Lud dringend den Löwen der Löwin Gemahl *)
Fürst Borwin, der Herr in den wendischen Landen,
Bekriegt von den Heiden mit Ueberzahl.

Der Knappe des Löwen, der wendische Krieger,
Der mit ihm zu Schiffe und Rhodus war,
Der folgte zur Heimath dem fürstlichen Sieger
Und führte mit Glück seine reisige Schaar.

Er kämpfte in jedem Gefechte mit Muthe,
Die Heiden, die schlug er in manchem Strauß —
So schützte er einstmals mit eigenem Blute
Ein schwer bedräuetes Gotteshaus;

Und als er gebetet am heiligen Bilde,
Da trat er zum Fürsten hervor auf den Plan
Und bot auf seinem noch blutigen Schilde
Die Schlüssel der heiligen Kirche ihm an.

*) Der Löwin Gemahl — Fürst Borwin, Herr zu Mecklenburg und Wenden, war der Gemahl Mechthildens, der Tochter Herzogs Heinrich des Löwen.

„Bleudiger*) sollst Du in Zukunft Dich nennen,
„Die Schlüssel der Kirche, die lasse ich Dir,
„Die späteste Nachwelt, die soll sie noch kennen
„Als Deines Schildes geweihete Zier;

„Du hast geschützet die heiligen Pforten
„Mit Tod verachtendem Rittersinn —"
So sprach der Fürst mit geflügelten Worten
Und neigte sich mild zu dem Blutigen hin —

„Ich will Dich begnaden mit Deinem Geschlechte
„Bis in die spätesten Tage der Zeit,
„Auftrag ich zu Lehn Dir mit jeglichem Rechte
„Dies blühende Land mit der Herrlichkeit!"

Der Blutige wurde ein Landherr in Wenden,
Viel Söhne und Enkel, sie folgten ihm nach,
Und allesammt gürteten lustig die Lenden
Und führten im Kampfe manch rüstigen Schlag.

Die silbernen Schlüssel im blutigen Schilde,
Sie blieben das Wappen der Blücher bis heut,
Doch wurde der Ruhm bei dem einfachen Bilde
Mit manchem hell leuchtenden Zeichen erneut:

Das Schwert und der Stab des Feldmarschalls in Golde,**)
Die grünende Lorbeer'n im Kranze umziehn;
Dem Sieger in zwanzig Treffen zum Solde —
Die Krone des Fürsten, der Hermelin;

Das eiserne Kreuz für den eisernen Helden,
Der eisern gestanden im Sturme der Schlacht;
Mauer und Thor von dem Grafen dann melden,
Der über die Wohlfahrt der Städte gewacht;***)

Auch ernst ehrwürdige Bischofsmützen,
Sie stehen auf manchem der Schilde in Ruh',
Stets wußte ein Blücher die Kirche zu schützen,
Er hatte ja immer die Schlüssel dazu.

Noch manches Zeichen, das schwierig zu deuten,
Erscheint auf der Blücher erhabenem Schild,
Doch bleiben, so lange die Glocken noch läuten,
Die Schlüssel des Wappens geweihetes Bild.

*) Bleudiger d. i. Blutiger, der Name Blücher soll aus Bleudiger zusammengezogen sein.
**) Blücher-Wahlstatt.
***) Blücher-Altona.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Vierundzwanzigstes Capitel.

Dicht am Abgrunde hin.

Zu Vere-House, Belgrave-Square, der alten Residenz des ritterlichen Hauses der de Vere Grafen von Oxford, das nach deren Absterben an die letzten Vettern ihres Stammes, die wallisischen Beaumont von Iron-Side gefallen, herrschte die tiefste Stille, denn John Owen Barbower, der sechste Lord Beaumont Baron von Iron-Side war fast neunzig Jahr alt und wollte Ruhe um sich her und lautlose Einsamkeit.

In einem warmen Winkel des Kamins saß der Greis, die hagere Gestalt in einen dicken Pelz gewickelt, der mit rothem Sammet überzogen und mit goldenen Schlingen bis an den Hals zugenestelt war, ein dickes Halstuch von weißer Seide fiel in zwei breiten Zipfeln auf die Brust herab; auf dem Haupt trug der Lord eine viereckige barettartige rothe Sammetmütze, ebenfalls mit Pelz besetzt; seine mit mächtig weiten schwarzen Sammetstiefeln bekleideten Beine ruheten auf der schiefen Ebene einer sehr breiten Polsterbank ganz nahe dem Kamingitter; in den magern Händen, die indessen doch mit Spitzenkrausen und einigen blitzenden Ringen verziert waren, hielt er einen Rosenkranz, dessen Perlen von gewöhnlichem braunen, fast schwarzen Eichenholz waren, aber in ihren geschnitzten Verzierungen den reinen Geschmack einer längst vergangenen Zeit zeigten.

Das abgemagerte Antlitz des Lords mit der großen spitzen Nase und dem spitzen Kinn war weiter noch vorgebeugt, als der vom Druck der Jahre gekrümmte Rücken erforderte, die Augen waren halb geschlossen und die schmalen, farblosen Lippen beteten halblaut die Gebete, während die Kugeln des Rosenkranzes langsam durch die knöchernen Finger glitten.

Der betende Edelmann beugte sich wenigstens so tief als möglich, da ihm seine von der Gicht gemarterten Füße das Knieen unmöglich machten.

Das Wohngemach des Lords machte einen trüben Eindruck, es war mit schwarzem, unscheinbar gewordenem Tuch ausgeschlagen, und die drei oder vier lebensgroßen Portraits, welche die breiten Wandflächen bedeckten, waren mit schwarzem Crèpe verschleiert, der in dichten Falten bis zur Erde herab hing, hier und da vom Staub zerfressen und zerfetzt war.

Auf einzelnen der hochlehnigen Stühle lagen verschiedene Kleidungsstücke, auch sie waren mit Crèpe verschleiert, wie denn auch der große Tisch, auf welchem man schöne Waffen aller Art zwischen Haufen alterthümlich prächtig gebundener Bücher, silberne Humpen und Becher, Handschuhe und Hundehalsbänder sah, mit einem schwarzen Schleier und dichtem Staub bedeckt war.

Lord Beaumont bewohnte das Gemach seines letzten und jüngsten Sohnes, der vor einigen zwanzig Jahren im Duell gefallen war; seit jenem Tage war in diesem Gemach Alles mit Flor bedeckt, aber nichts angerührt und nichts von seiner Stelle gerückt worden.

Sir Edward Balfour aber, der Edelmann, von dessen Hand der junge Lord Arthur Bardower gefallen, hatte nie erfahren, durch welche mächtige Protection er in wenigen Jahren bis zum Oberstlieutenant bei den Coldstreamgarden aufrückte, welcher Einfluß für ihn thätig war bei jeder Gelegenheit — es war der Einfluß des wallisischen Lords, dem er seinen Sohn und Erben, die Stütze und Freude seines Alters getödtet.

Sir Edward Balfour fiel in Amerika unter der königlichen Standarte gegen die Rebellen, seine Wittwe war mit ihrem Sohn in trauriger Lage, sie wußte nichts von ihres Gemahls unglücklichem Zweikampf mit Lord Arthur Bardower, da sie aber eine Walliserin war und in Wallis nach dem alten Sprüchwort jeder Edelmann des andern Vetter ist, so dankte sie Gott, daß der reiche Lord Beaumont von Iron-Side die Rechte der Vetterschaft in edelmüthigster Weise geltend machte, ihr ein Witthum aussetzte und die Vormundschaft über ihren Sohn, George, übernahm mit der Verpflichtung, für dessen Erziehung in standesmäßiger Weise zu sorgen.

Die Wittwe des Oberstlieutenants Balfour fand, da sie noch jung und voller Reize war, nach einigen Jahren Gelegenheit, sich wieder zu vermählen; Lord Beaumont stattete sie aus wie seine Tochter, ohne daß die Welt davon erfahren durfte; ihr Sohn George Balfour wußte bald kaum noch etwas von seiner Mutter, die ihrem zweiten Gemahl nach Ostindien folgte, er kannte nur seinen Oheim, den Lord Beaumont, der wie ein zärtlicher Vater für ihn sorgte, dem er mit kindlicher Liebe zugethan war. Man brachte den Knaben nach Eton, in den Ferien ließ ihn der alte Lord regelmäßig erst nach London holen, belobte seinen Fleiß

und seine Haltung, gab ihm Winke und Rathschläge, für das jugendliche Alter passend, die er mit reichen Geschenken unterstützte, behielt ihn zwei Tage bei sich und schickte ihn endlich unter Aufsicht eines sicheren Dieners auf irgend ein Landgut, das Alles bot, was die Jugend in jenem Alter wünscht. Von Eton kam der junge Balfour nach Oxford, machte seine Studien, immer unter der Leitung des alten Lords, wurde dann auf kurze Zeit der britischen Gesandschaft in Sanct Petersburg attachirt und trat nach seiner Rückkehr von dort für einen Wahlflecken Lord Beaumonts in das Haus der Gemeinen, wo er sich sehr bald, weniger durch glänzende Rednergabe, wohl aber durch die Leichtigkeit, mit welcher er die verwickeltesten Angelegenheiten sich und Andern klar zu machen verstand, so wie durch den Fleiß und die Ausdauer, die er den Geschäften widmete, einen Namen machte. Sir George Balfour war bald ein sehr angesehenes Mitglied der herrschenden Torypartei, saß in allen Commissionen und hatte trotz seiner Jugend schon Aussicht zu einem ziemlich bedeutenden Staatsamt.

Das war die Rache Barbower's an dem Sohn des Mannes, der ihm den Sohn getödtet; in dieser Rache fand der greise Lord Trost für den Schmerz um den Sohn. Er hatte eine wahrhaft evangelische Rache geübt und übte sie täglich.

Den Beschwerden des Greisenalters nach und nach immer mehr erliegend, hatte sich Lord Beaumont von allen Menschen zurückgezogen, seine Familie war ausgestorben rings um ihn, die Freunde seiner Jugend waren todt, und in den höchsten Stellen des Landes sah er Männer, deren Väter er schon zum Staatsdienst bilden half. Dennoch war Lord Beaumont auch jetzt noch nicht ohne politischen Einfluß, er stand hoch in der Partei-Tradition der Tories, und die wallisischen Lords und Gemeinen, seine Landsleute, thaten selten einen Schritt, ohne sich seine Meinung zu erbitten, auch wurde von den Ministern bei allen großen Fragen die Ansicht des greisen Torymannes eingeholt, obgleich derselbe niemals im Parlament gesessen und niemals eine Stelle in der Verwaltung bekleidet hatte — die Barbowers waren katholisch geblieben.

Seit einigen Jahren schon sah Lord Beaumont nur seinen Hausgeistlichen, einen ehrwürdigen Diener Gottes, und seinen Pflegesohn, den Sir George Balfour, bei sich; der Eine half ihm in der Sorge um seine Seele und in der Betrachtung des Ewigen, der Andere unterhielt seine letzten Verbindungen mit der Welt und dem Zeitlichen.

Der Greis betete seinen Rosenkranz im Winkel des Kamins; im Vorzimmer draußen stand seit einigen Minuten schon Sir George Balfour und unterhielt sich flüsternd mit dem ersten Diener des Lords; er würde sich nicht unterstanden haben, vor dem Schlag der bestimmten Stunde einzutreten, solchen Respect hatte er vor dem alten Herrn.

Sonst mochte dieser Sir George Balfour nicht viel Respect haben, denn lag auch in den starken Zügen seines feuchten leicht geröthetel Ge-

sichtes eine gewisse Bonhommie, deuteten auch die vollen üppigen Lippen seines etwas großen Mundes und das kräftige Kinn mehr auf gesunde Genußfähigkeit und Sinnlichkeit, so sprach sich doch in der breiten Stirn und den großen geistvollen blauen Augen jene Art von Stolz aus, der die Krankheit bedeutender Menschen ist, weil er sie im Vollbringen der Thaten, zu denen er sie treibt, niemals Genüge und Befriedigung finden läßt. Sir George Balfour gehörte zu den Männern, die sich nie genug thun, die von sich Alles, von Andern aber wenig erwarten, und darum eben stets mit einer gewissen Ironie auf die Bestrebungen und Leistungen Anderer herabblicken. Sir George Balfour war eine leidenschaftliche Natur, aber er hatte sehr früh schon gelernt, sich äußerlich zu beherrschen, er hatte, so weit er sich in seine Jugend zurückdenken konnte, nie Jemanden gefunden, der ihm imponirt, vor dem er sich willig oder unwillig gebeugt, den er als sich geistig überlegen anerkannt hätte. Er war von je mit einem furchtbaren Scharfblick für die Schwächen derer begabt gewesen, die ihm im Leben begegneten, das hatte ihn überall fast zum Herrn seiner Umgebungen gemacht, und wo er nicht herrschen konnte, da fühlte er sich doch innerlich erhaben über die, welche durch ihre äußerliche Stellung seinem Einfluß entzogen waren.

Sir George Balfour liebte die Menschen und ihren Umgang, er hatte ein Herz für ihre Leiden und war eben so großmüthig als freigebig, aber er achtete sie wenig, das war das Geheimniß der bald gutmüthigen, bald kalten und gleichgültigen Ironie, die seinem Wesen ganz eigenthümlich war, die ihn in seinen Umgebungen geliebt und geachtet, aber auch gehaßt und gefürchtet machte. Und dennoch hatte dieser Mann eine ihm ganz klar bewußte Sehnsucht nach der Autorität, er hätte Alles darum gegeben, eine Autorität zu finden, vor der er sich von ganzem Herzen und ganzer Seele beugen, der er hätte blind ergeben folgen können; denn die Einsamkeit, in der sein Geist ging, bedrückte ihn, er war sich oft nicht sicher über Bahn und Ziel, und war darum zuweilen schwankend in seinen Entschlüssen und oft launenhaft in seinem Auftreten. In der Politik hatte er die Autorität im Königthum gefunden; er war in viel größerem Maße Royalist, als es seine Landsleute und Standesgenossen damals waren; sein Royalismus war groß geworden in der Schule jener Schriftsteller, die kurz nach der Restauration der Stuarts auftraten und die extremsten Lehren bekannten, Lehren, die mit der britischen Staatsverfassung im vollsten Widerspruch standen. Sir George Balfour sah sich genöthigt, seine politischen Ueberzeugungen zum Theil wenigstens geheim zu halten, aber wer ihn beobachtete, mußte den Anhänger von Hobbes in ihm erkennen. Die Autorität in der Politik befriedigte indessen das Autoritäts-Bedürfniß des jungen Edelmanns nicht, das konnte nur die Kirche. Er war in den Formen der englischen Hochkirche erzogen worden, aber obwohl gerade die politischen Lehren, zu denen er sich insgeheim bekannte, aus dieser Kirche hervor-

gegangen waren, so leistete sie ihm doch nicht Genüge, und er fühlte mehr als eine flüchtige Sympathie für den Katholicismus.

Diese Hinneigung zum Katholicismus bekam stets neue Nahrung aus seinem Verhältniß zu seinem greisen Wohlthäter Lord Beaumont, dem einzigen Manne, vor dem sich der stolze Sir willig beugte, der ihm als Ruine noch imponirte, von dem er überzeugt war, daß er eine Autorität für ihn geworden sein würde, wenn er ihn nicht erst auf der letzten Stufe des Greisenalters kennen gelernt hätte.

Der Leibdiener Lord Beaumont's, mit dem sich der junge Edelmann im Vorzimmer unterhielt, war einer von seinen besonderen Günstlingen; es war das der Diener, der ihn, als er noch Knabe war, von Eton abgeholt und ihn bei seinen Ferienreisen nach London und auf's Land begleitet hatte; er war dem jungen Herrn leidenschaftlich zugethan. Ueberhaupt liebte die Dienerschaft in Vere-House Sir George Balfour, und zwar nicht nur, weil sie in ihm den künftigen Erben sah, sondern weil derselbe von Natur die glückliche Gabe hatte, sich die Herzen solcher Leute zu gewinnen; seine immer gleichmäßige ernste Freundlichkeit, allerdings durch großmüthige Freigebigkeit unterstützt, machten ihn zum Abgott seiner eigenen Diener sowohl, als der in Vere-House; seine Befehle wurden vollzogen, bevor er sie ausgesprochen.

In der ehrfurchtsvollen Stellung des Dieners, aber mit dem leisen Flüstern eines Vertrauten theilte der Leibdiener des Lords dem jungen Manne Alles mit, was in Vere-House geschehen in den wenigen Tagen, seit derselbe den Lord nicht besucht, denn nur ein oder zwei Mal in der Woche ließ ihn Lord Beaumont zu sich bitten, und uneingeladen kam er nie.

Sir George Balfour hörte die unbedeutenden Nachrichten des treuen Dieners mit derselben Aufmerksamkeit an, als wären es bedeutende gewesen; das that der Eigenliebe des Alten wohl und er fesselte ihn dadurch um so fester an sich.

Endlich erklang die Schelle des Lords.

Sofort ergriff der Diener die Platte mit dem sehr mäßigen Frühstück seines Herrn und trug es hinein.

Der junge Mann blieb nur einen Augenblick allein, denn der Diener erschien alsbald wieder, öffnete den Thürflügel weit und ließ ihn in das traurige Gemach treten.

„Guten Morgen, Sir!“ rief der Lord mit noch immer kräftiger Stimme dem Eintretenden zu.

„Guten Morgen, mein theurer Lord!“ antwortete Balfour.

Es flog eine leichte Röthe über das abgemagerte Gesicht des Lords, als er den Sohn des Todfeindes sah und dessen Stimme vernahm; das hitzige Walliser Blut war noch nicht ganz erstarrt in den Adern des Alten. Sir George Balfour's Anblick war für ihn der Anblick eines Feindes; es kostete ihn immer einen schweren Kampf, ihn zu sehen, aber

er kämpfte muthig. „Die Rache ist des Herrn," murmelte er leise vor sich hin, fast alle Mal „segnet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen," das waren die Sprüche, mit denen der Lord seit so vielen Jahren schon siegreich seine feindlichen Gefühle bekämpfte.

Auf der gewohnten Stelle in der Kaminecke nahm Sir George Balfour Platz, und bald war er in ein ernstes Gespräch über die politische Lage Englands verwickelt.

Lord Beaumont zeigte eine staunenswerthe Klarheit und einen Scharfblick ohne Gleichen.

„Jener Graf Mirabeau hat Recht behalten," sagte Lord Beaumont, „die dreifarbige Fahne, die Revolution, hat ihren Weg durch Europa gefunden, und wo sie je siegreich geweht, da wird sie Spuren zurücklassen, welche das Blut und die Thränen kommender Geschlechter nicht mehr vertilgen können. Ich freue mich der Siege unseres edeln Vetters Wellesley; er wird die dreifarbige Fahne aus der Halbinsel herausschlagen, aber der giftige Samen, der ausgestreut worden unter ihrem Schutz, der wird doch aufgehen und seine giftigen Früchte tragen. In Italien steht die Saat schon in voller Blüthe, desgleichen in Holland und Deutschland; die Saat, die dort gesäet, schießt schon wieder in Samen und säet sich selbst wieder, wie alles Unkraut. In Schweden bewirthschaftet Bernadotte stiller, aber eben so gefährlich als Bonaparte einen sehr empfänglichen Boden."

„Nur England und Rußland haben sich der dreifarbigen Fahne noch nicht unterworfen, mein theurer Lord!" sagte Sir George Balfour mit großer Zuversicht.

„Meinen Sie wirklich, Sir?" fragte Lord Beaumont und wiegte bedenklich sein Haupt, „meinen Sie wirklich, daß nach England die dreifarbige Fahne ihren Weg noch nicht gefunden? Ich fürchte, Sie irren sich. Sollte England ungestraft all den Flüchtlingen ein Asyl gewährt haben, die bei jedem Wechsel der Regierungsform, und wie viele haben wir erlebt? zu uns herüber kamen? Es wohnen unter uns fremde Republikaner aller Bekenntnisse und fremde Royalisten, die um nichts weniger revolutionär sind; ja, wir haben jetzt auch genug unzufriedene Bonapartisten unter uns, selbst einen Bruder des Bonaparte. Mein theurer Sir, durch einzelne Vögel ist manche Pflanzenart von einer Zone in die andere verpflanzt worden; ich fürchte, daß diese Schaaren von Flüchtlingen nicht nur einzelne Samenkörner der Revolution zu uns herüber gebracht haben. Der Samen wird aufgehen, denn auch Englands Boden ist an vielen Stellen vorbereitet genug dafür!"

„Aber der Geist, mein Lord, der durch England weht, ist dem Wachsthum dieser Pflanzen nicht günstig; sie werden verdorren und absterben in dem Hauch dieses Geistes."

„An vielen Stellen gewiß, Sir," beharrte der Lord, „aber es giebt unsaubere Winkel und Herzen genug, in denen sie sich immer wie-

der frisch besamen werden, in der Stille fortwuchern, überhand nehmen werden, langsam, aber sicher. Man hegt nicht ungestraft die Bösen an seinem Heerde.

Sir George Balfour neigte sein Haupt; obwohl er nicht ganz der Ansicht des Greises war, wollte er doch nicht länger widersprechen, und das Thema wechselnd, fragte er: „Und was sagen Sie zu Rußland, mein Lord, hat auch dorthin die Tricolore ihren Weg gefunden?“

„Nein, Sir, aber sie wird ihn dahin finden,“ entgegnete Lord Beaumont rasch, „oder denken Sie, daß Bonaparte jetzt Ruhe finden wird bei dem Eia Popeia seines Königs von Rom, in den weichen Armen der jungen Kaisertochter? Der Irrthum wäre gefährlich für die Staatsmänner Englands! Selbst wenn Bonaparte ruhen wollte, die Revolution würde ihn nicht ruhen lassen; er fühlt den Stachel der furchtbaren Treiberin in sich, er muß vorwärts, vorwärts bis zum Untergang. Ich sage Ihnen, Sir, es werden nicht viel Wochen vergehen und England wird voll sein von der großen Neuigkeit, daß Bonaparte den Krieg an Rußland erklärt hat.“

„Und er wird Rußland besiegen, mein Lord, wie er ganz Europa besiegt hat?“

„Ich weiß es nicht, Sir,“ entgegnete Lord Beaumont, „aber das weiß ich, daß er seinem Untergang entgegeneilt; wenn er Rußland besiegt, wird er Asien angreifen, vorwärts muß er bis zum Untergang.“

„Glauben Sie, mein Lord, daß in diesem Falle die Bourbonen wieder den Thron Frankreichs besteigen werden?“

„Ohne die Bourbonen wird Frankreich immer eine Drohung für den Frieden Europa's sein!“ sagte der Lord nach einigem Nachdenken.

„Wissen Sie, daß hochgestellte kaiserliche Beamte mit den Bourbonen verhandeln?“

„Ich kann es mir denken, der Instinct treibt sie; die Ratten des kaiserlichen Schiffes fühlen den nahen Untergang und versuchen es zu verlassen. Ratten sind Ratten!“

„Es ist gegenwärtig ein Hauptagent Fouché's hier, der persönlich an den Grafen von Artois gewiesen ist; dieser Prinz hat mit der Loyalität, die ihn stets auszeichnete, den ersten Lord des Schatzes sofort von den Schritten Fouché's in Kenntniß setzen lassen, und der erste Lord möchte gern Ihre Ansicht wissen, mein theurer Lord, da ein eigenthümlicher Zwischenfall diesem Agenten Fouché's eine große Bedeutung für uns giebt. Kaum hatte nämlich der französische Prinz uns die Ankunft des Agenten angezeigt und seine Vorschläge mitgetheilt, als uns die Nachricht zuging, daß gerade dieser Mensch, er nennt sich Graf d'Entraguès, es gewesen, welcher vor zwei Jahren unsern Gesandten in Wien, den armen Lord Bathurst, in einem kleinen Städtchen bei Berlin verschwinden ließ. Sie erinnern sich dieses seltsamen Vorfalles wohl? Unser Landsmann ist spurlos verschwunden, mitten aus einer Stadt heraus. Jetzt wird

uns nun die Kunde, daß dieser Graf d'Entraguès den Faiseur dabei gemacht hat und wahrscheinlich der Mörder des Lords ist. Halten Sie, mein Lord, nun dafür, daß wir diesen Agenten verhaften und ihm zur Schande Bonaparte's den Prozeß machen sollen?"

Lord Beaumont wiegte eine Weile bedenklich sein Haupt, dann sagte er: „Der Prozeß wird nichts nützen, man wird schwerlich beweisen können, daß Bonaparte die Gefangennehmung und den Mord unseres Gesandten befohlen hat, man würde dadurch nur Fouché schaden, also einem gefährlichen Gegner Bonaparte's entgegentreten. Das wäre keine kluge Politik; lassen Sie diesen Fouché weiter intriguiren gegen seinen Herren und Meister, und seinem Agenten geben Sie einen Wink, damit er durch schnelle Entfernung einen Prozeß unmöglich macht, denn wird seine Anwesenheit und seine Betheiligung bei der Bathurst'schen Affaire ruchbar, dann können Sie der Familie des Lords die Gerechtigkeit nicht verweigern. Haben Sie keine Sorge, daß der untergeordnete Verbrecher unbestraft bleibt."

Die Unterredung dauerte noch eine ziemliche Weile, und als sich Sir George Balfour entfernte, hatte ihn der Lord überzeugt, daß es besser sei, den Agenten Fouché's entwischen zu lassen, als ihm den Prozeß zu machen, zugleich aber auch, daß er den Wink zu seiner Entfernung von dem französischen Prinzen, zu dem er gesendet worden, empfange. —

Um dieselbe Stunde, in welcher in Vere-House also berathschlagt wurde über den Grafen d'Entraguès, saß dieser kühne Mensch, von einer dunkeln Ahnung, daß ein schweres Schicksal nahe an ihm sei, ergriffen, an dem kleinen Kamin des bürgerlichen Prunkzimmers in der City, in welchem wir ihn schon früher gesehen. Er hört wohl die ungeduldigen Schritte des Geheimen Raths von Beireis, der seit einer halben Stunde draußen auf- und abgeht, er hat mit demselben zu sprechen; aber er hat nicht den Muth, sich dem Genossen in dem Zustande von Niedergeschlagenheit zu zeigen, in dem er sich befindet, und kann doch auch die Kraft nicht finden, sich aus demselben herauszureißen.

Er hat einen zweiten Besuch in Kinnairdhouse bei seiner Gemahlin gemacht, er hat mit großer Selbstüberwindung seinen Fuß zum zweiten Male in das Haus der Wittwe seines Opfers gesetzt, aber einmal im Zuge hatte er sich selbst übertroffen. Claire hatte ihrem Gemahl von Seiten des Grafen von Artois ein sehr schmeichelhaftes Compliment voll Dank und Anerkennung für seine treuen Dienste zu überbringen. Sie hielt ihren Gemahl jetzt wirklich für schuldlos, und all die finstern Erinnerungen aus der Vergangenheit, die hier und da auftauchen wollten, scheuchte sie zurück, sich selbst mit der Phrase bethörend, daß es der Gemahlin nicht zieme, zu richten über das Thun ihres Mannes, und daß sie sich ja auch in all diesen Nebendingen eben so gut getäuscht haben könne, wie sie sich in der Hauptsache durch den Schein habe bethören lassen.

Die persönliche Erscheinung des Grafen hatte Wunder gewirkt bei ihr, jetzt wollte sie den Mann, der ihr einst so unsäglich verhaßt geworden, jetzt wollte sie ihn unschuldig finden, sie wollte ihm gegenüber die Schuldige sein, sie war selig in dem Gedanken, daß er ihr verzeihe, daß er sie aus großmüthiger Liebe wieder annehme als Gemahlin; sie bebte jetzt vor dem Gedanken einer abermaligen Trennung von ihm, kurz Claire liebte diesen Mann, wie sie ihn nie geliebt zuvor.

Wer kann all den geheimen Regungen folgen, welche das Herz der Frau bewegen? wer mag sich vermessen, dieses wunderlich reizende Räthsel vollständig zu lösen?

Heute sollte d'Entraguès zum dritten Male nach Kinnairdhouse; da lag vor ihm der zierliche Zettel, in welchem sie ihn so zärtlich bat, sie nicht so lange warten zu lassen und es doch so einzurichten, daß er einige Tage in Kinnairdhouse bleiben könne. Dabei lag das artige Billet der Lady Bathurst, welche ihm die Gastfreundschaft ihres Hauses anbot — aber eben dieses artige Billet war es, was den Grafen in eine tödtliche Niedergeschlagenheit versenkte.

Immer und immer wieder betrachtete er es mißtrauisch.

Vergebens sagte er zu sich wohl zum zwanzigsten Male: Meine Sachen gehen gut, so gut, daß ich gar nicht mehr wünschen kann! er vermochte nicht, sich Muth einzusprechen.

Endlich sprang er auf, nahm sich mit Gewalt zusammen und flüsterte, sich im Spiegel betrachtend: „Und wenn ich noch bleicher aussähe, Tod und Hölle! ich kann um der albernen Angst willen vor dem Namen nicht meine Pläne auf's Spiel setzen, ich muß nach diesem Kinnairdhouse, ich muß meine Frau wieder haben, und wenn ich in mein Verhängniß gehe, nun so treffe mich's da oder dort, entrinnen kann ich ihm doch nicht!"

Graf d'Entraguès ordnete sein Haar zu gewohnter Zierlichkeit und trat entschlossen in das Vorzimmer.

Als er dort den alten Beireis sah, spielte er den Ueberraschten und rief: „Sie hier, lieber Freund! treten Sie ein, Sie sehen verdrießlich aus, mein Gott, ich habe Sie doch nicht warten lassen?"

„Nur drei Viertelstunden, Herr Graf," entgegnete Beireis ziemlich grob, indem er nach seiner Uhr sah, „doch ich bin ein armer Kerl und muß mir das gefallen lassen."

„Sie haben in England den Spleen bekommen, mein Bester," scherzte der Graf, „doch unter Freunden nimmt man sich nichts übel; Ihr Bericht hat in Paris Aufsehn gemacht, wissen Sie das? Hier ist eine Hundert-Pfund-Note, und nun beeilen Sie sich, nach Holland zu kommen, Herr Andreossy, der Secretair des Marschalls Marmont, ist bereits von ihrer bevorstehenden Ankunft unterrichtet und wird Ihnen Anleitung zu Ihren Nachforschungen geben."

„Also endlich werde ich dieses entsetzliche Land verlassen,“ murrte der Geheimrath, indem er das Geldpapier in sein Taschenbuch legte, jedoch nicht, ohne vorher die Unterschriften sorgfältig geprüft zu haben.

„Haben mir der Herr Graf vielleicht Aufträge nach dem Continent zu ertheilen?“ fragte Beireis mit jener Mischung von Grobheit und Unterwürfigkeit, die er zur Schau trug, seit er den Grafen in England wiedergefunden.

„Wann werden Sie unter Segel gehen?“ fragte der Graf dagegen.

„Ich denke, in der nächsten Nacht, Herr Graf; doch haben Sie keine Aufträge für mich? nicht einen Gruß vielleicht an unsere kleine Cephyse?“

„Aha!“ lachte der Graf, „aber warum so viel Umstände, lieber Freund? Sie wünschen die Adresse der Kleinen, eh! Sie konnten mir das gleich sagen; sie wohnt in Brüssel bei Monsieur Talabert, Boulevard von Gent.“

Mit großer Zufriedenheit notirte sich der Geheimrath die Adresse, dann verabschiedete er sich mit auffallender Kürze von dem Grafen und verließ das Zimmer.

Dieser athmete leichter auf und sagte: „Ich bin froh, daß das alte Gespenst fort ist, regte doch fatale Erinnerungen auf in mir!“

Der Geheimrath aber ging grinsend die Treppe hinunter und murmelte: „Ich hoffe nicht, daß ich Dir je wieder begegnen werde im Leben, schändlicher Bube!“

Graf d'Entraguès kleidete sich noch eleganter, als gewöhnlich, schmückte sich mit den Decorationen der Orden von Baiern und Würtemberg, die er für allerlei kleine diplomatische Gefälligkeiten erhalten, mit denen er diese Monarchen für sich gewonnen, und fuhr dann, wie die beiden früheren Male schon, mit der ordinairen Postkutsche nach Kinnaird-House. Der Agent machte nie Aufsehen durch seine öffentliche Erscheinung, wenn er nicht durchaus mußte.

Er stieg in dem uns bereits bekannten Gasthause der Station Yorrow ab und sagte der schmucken Wirthin allerlei Artigkeiten zum Dank für den freundlichen Empfang, den sie ihm bereitete, indem sie ihm zurief: „Willkommen, Sir, Euer Eintritt sei gesegnet, denn Eure Ankunft hier hat dem weißen Engel von Kinnaird-House die rothen Wangen wiedergegeben; ja Sir, sie blühet wie eine Rose, seit Sie in's Land gekommen!“

Wie schon zweimal, geleitete Polly, der schmucken Wirthin muntere Schwester, den Grafen über den Mühlensteg nach Kinnaird-House, wo in der Halle die gute Riquette seiner harrte, jetzt von ganz andern Gefühlen für ihn beseelt, als das erste Mal. In den Augen der kleinen, runden Frau war Graf d'Entraguès jetzt der vollkommenste Cavalier, machte er doch Claire, ihre abgöttisch verehrte Claire, glücklich!

Entraguès hatte seinerseits rasch erkannt, wie nützlich ihm das Wohlwollen dieser kleinen, runden Frau, und zwar nicht nur bei Claire, werden könne; er vergaß nicht, daß ihr Mann einen bedeutenden Posten im Haushalt des Prinzen Lucian Bonaparte bekleidete. Auch heute war er voll Herablassung und Freundschaft für sie.

„Liebe Landsmännin,“ so pflegte er sie zu nennen, und so sagte er auch heute, als er mit ihr die Treppe hinaufstieg, nachdem er sich auf's Angelegentlichste nach dem Befinden Claire's erkundigt hatte, „wollen Sie diese beiden kleinen Cartons an sich nehmen, es sind Handschuhe und Bänder von Paris darin, die ich heute Morgen erst erhalten habe. Pah! Diese Engländer sind brave Leute, aber Pariser Handschuhe und Pariser Bänder können sie doch nicht machen, für solche Dinge hat man nur in Paris Geschmack. Ich denke, Sie werden gern Pariser Bänder tragen, Madame Bassard!“

„Wie? Sie wollen mir diese Bänder schenken, Herr Graf?“ fragte Riquette zweifelnden Tones.

„Schenken?“ rief der Graf lachend, „das wäre ein Geschenk! so etwas ist kein Geschenk, das hat keinen Werth, man giebt es einer Landsmännin, weil es aus Paris kommt, das ist Alles.“

„Sie beschämen mich, Herr Graf!“ entgegnete Riquette verlegen.

„Ah, bah!“ rief d'Entraguès lachend, „da werde ich schön ankommen bei Ihnen, wenn ich Ihnen das kleine Cadeau, eine recht nette Pariser Juwelierarbeit, bringe, das ich Ihnen zugedacht habe, weil sie meiner geliebten Claire so lange Jahre eine liebe und treue Freundin gewesen! Ich weiß schon, wie ich's mache, ich werde mein kleines Schmuckkästchen Claire geben, ihr schlagen Sie es nicht ab, das weiß ich. Ach, Madame Bassard, wenn ich Sie früher kennen gelernt hätte! Ich glaube, der armen Claire und mir wären dadurch manche schlimme Tage und Jahre erspart worden. Indessen jetzt wollen wir's wieder einbringen!“

Damit drückte d'Entraguès der guten Frau herzlich die Hand und eilte in Claire's Zimmer.

„Welch' ein Mann! welch' ein Cavalier!“ murmelte Riquette und eilte in ihr Zimmer, um die Pariser Neuigkeiten zu besehen.

Je schöner und geschmackvoller sie dieselben fand, desto lautere Vorwürfe machte sie sich, daß sie diesem ausgezeichneten Grafen so schweres Unrecht gethan, so viel auf ihn gescholten, ehe sie ihn gekannt.

Der Graf verstand die schwere Kunst, mit kleinen Geschenken, liebenswürdig gegeben, Großes zu erreichen. Andere erreichen mit großen Geschenken oft Nichts, oder das Gegentheil gerade von dem, was sie wünschen.

Ein schönes Paar, der Graf d'Anethan d'Entraguès und seine Gemahlin!

Hat der Graf besonders sorgfältige Toilette gemacht, Claire hat es auch gethan; sie ist nicht nur geschmackvoll, sondern auch reich gekleidet, ihre Robe ist mit kostbaren Spitzen garnirt, deren alterthümlich gelbliche Farbe das mattschimmernde Weiß ihrer zarten Hautfarbe auf's Glücklichste mit dem glänzenden Weiß der seidenen Robe vermittelt; ein prächtiges Collier von Perlen und Saphiren wiegt sich auf dem tadellos schönen Busen, die großen Saphiren, die in dem Stirnbande mit antiken Cameen wechseln, vermögen trotz ihres Feuers den Glanz der Augen, mit denen sie in der Farbe wetteifern, nicht zu überstrahlen, und die kostbaren Bracelets am linken Arm können seiner zarten Fülle keinen Vorzug vor dem rechten geben, den nur ein einfacher Goldreif mit dem Brustbilde des Grafen von Artois umschlingt.

Den Arm leicht um die schlanke Taille der schönen Frau gelegt und etwas zurückgebogen, bewundert d'Entraguès die Reize, die er wieder sein nennen darf, seine Bewunderung ist, in diesem Augenblick wenigstens, keine Maske, er ist wahrhaft hingerissen von der Gewalt der Schönheit.

Claire senkt erröthend die Blicke, sie fühlt, mit welch' glühendem Verlangen der Graf auf sie schaut, aber sie duldet mit seliger Hingebung, daß er sie leise an sich zieht, näher und näher, sie fühlt seinen heißen Odem an ihrer Schulter, sie zittert unter den glühenden Lippen, die er auf ihren weißen Nacken drückt, sie fühlt die Purpurgluth, mit welcher dieser Kuß Hals und Schultern übergießt, sie wendet das Köpfchen ab, im nächsten Moment aber blickt sie doch wieder um nach dem geliebten Manne und schlägt die feuchten, seligen Augen auf zu ihm.

Er hält sie mit starkem Arm fest an seine klopfende Brust gedrückt, ihr Busen wallt ihm entgegen in Liebe und Wonne, sie erwiedert die Küsse, mit denen er sie bedeckt.

Endlich löst er die leidenschaftliche Umarmung, schwer athmend lehnt die reizende Frau ihr Köpfchen an seine Brust und blickt mit nassen Augen, selig wie ein Kind, auf zu ihm. Zärtlichkeit und stolzer Triumph sind auf seinem Antlitz zu lesen.

„Nun bin ich wieder ganz Herr meines Weibes!“ sagt er leise zu sich selbst, und seine Blicke schweifen stolz umher, als wollten sie Jemanden suchen, der ihm seine Beute streitig mache.

Aber die Herausforderung, die in seinen Blicken lag, wurde angenommen, schneller als er dachte, denn drüben an der Wand hing ein Bild, das drohend und zürnend auf ihn niederschaute. Erschrocken, scheu wendete der Graf die Augen ab von dem Bilde, aber unwillkürlich blickte er doch wieder hin: das war das Gesicht des Gemordeten, das auf den Mörder niederstierte. Vergebens sagte sich der Graf, daß das Portrait auf dem Bilde in Harnisch und Perrücke vielleicht das Bild des Großvaters Bathurst's sei, daß er von dem Bilde nichts zu fürchten habe, — umsonst, es waren Lord Bathurst's Augen, die auf ihn niederstierten mit

gräßlicher Anklage, und zugleich sahen ihn die sanften Augen Claire's so himmlisch zärtlich an.

Der Graf schwebte zwischen Himmel und Hölle, er vermochte diesen Zustand nicht länger zu ertragen und sprang auf.

„Was haben Sie, mein Freund?“ fragte Claire erschreckt.

„Das Bild! das Bild!“ stammelte der Graf, sich vergessend.

„Ah! beruhigen Sie sich,“ tröstete Claire, welche die Bewegung des Grafen anders deutete, „wir wollen in das Nebenzimmer gehen, es ist ein Portrait des Großvaters jenes unglücklichen Mannes, dessen gräßliches Geschick mir immer neuen Schauder einflößt, wenn ich nur daran denke. Sie erinnern sich wohl noch des Lords von Rom und Turin her, mein Freund, er wurde mir damals oft lästig, denn er machte mir auffallend den Hof, aber wer hätte damals ahnen können, daß wir uns in dem Hause seiner Schwiegermutter wiederfinden würden!“

Claire nahm unbefangen den Arm ihres Gemahls und begab sich mit ihm in's Nebenzimmer.

Der Graf hatte die Selbstbeherrschung wiedergefunden von dem Moment an, wo die Augen des Bildes ihn nicht mehr anstierten. Heiteres Gespräch begann, an welchem Riquette, welche den Thee servirte, munter Theil nahm. Entraguès war lebhaft und geistreich, doch dachte er zuweilen mit bangem Schauder des Bildes im Nebenzimmer, und die Ahnung einer nahenden Gefahr überfiel ihn zuweilen mit eisiger Kälte.

Die Thür öffnete sich plötzlich. Der Graf hatte ihr den Rücken zugekehrt, in einem Spiegel aber sah er, daß es die Lady Bathurst war, welche eintrat; ihre schwarzgekleidete Gestalt erschien wie ein finsterer Schatten neben dem weißen hellen Bilde Claire's.

„Das ist die Gefahr,“ murmelte der Graf, „welche ich den ganzen Tag mir näher und näher kommen gefühlt; die Stunde ist da, es gilt einen ernsten Kampf, ich bin bereit, ich muß kämpfen, so ungünstig das Terrain ist, denn es giebt keinen Rückzug!“

Claire war beim Eintritt der Lady rasch aufgestanden und ihr entgegengeeilt; sie liebte diese etwas extravagante aber hochgesinnte Britin und hatte ihren Schmerz mitgetragen seit zwei Jahren, jetzt war sie stolz, daß sie Gelegenheit hatte, ihren Gemahl zu zeigen.

Sie wollte den Grafen vorstellen.

„Oh! nein,“ sagte die Lady verbindlich, „Graf d'Entraguès hat sich mir selbst bei seinem ersten Besuche hier in so edler Weise vorgestellt, daß es der Förmlichkeiten nicht mehr bedarf; aber entschuldigen Sie, mein theurer Engel, wenn ich Ihnen offen gestehe, daß ich allerdings heute Ihr Zimmer hauptsächlich Ihres Gemahls wegen betrete.“

Der Graf verbeugte sich und blieb neben dem Sessel stehen, auf welchem die Lady Platz genommen.

„Aber setzen Sie sich doch, mein Freund!“ bat Claire und zeigte auf einen Sessel neben dem ihrigen.

Der Graf strich leicht mit der flachen Hand über das weiche Haar Claire's, wie man ein Kind beruhigt und sagte: „Ich bin immer zu Ihrem Befehl, Madame!"

Er fand es vortheilhafter zu stehen; seine hohe Gestalt entzog seine Züge, auf die er sich nicht ganz verlassen zu können glaubte, den forschenden Blicken der sitzenden Frauen.

„Ich bin von Ihrer freundlichen Gefälligkeit überzeugt," sprach Lady Bathurst weiter, „auch haben Sie ja, wie mir dieser liebe Engel sagte, meinen armen Lord im Leben gekannt." Die Lady seufzte und trocknete eine Thräne. Dann rief sie hastig: „Doch ich will nicht klagen, da die Stunde zum Handeln, die Stunde der Rache geschlagen hat!"

Der Graf erbebte, aber Niemand bemerkte es, denn die Heftigkeit der Lady nahm die Aufmerksamkeit der beiden andern Frauen in Anspruch.

„Ich habe so eben einen Brief erhalten," rief die Lady, „der Mörder meines armen Lords ist in England —"

„Wie, in England?" fragte der Graf.

„Hier lesen Sie," entgegnete die Lady, und reichte dem Grafen einen offenen Brief.

Der Graf nahm das Blatt, seine Hand zitterte nicht, aber das Herz schlug ihm fast hörbar, als er auf den ersten Blick die Handschrift des Geheimen Raths Beireis erkannte. Mit einem Blick überflog er den Zettel, es leuchtete wie ein Lächeln um seine Züge, und mit ernster Stimme fragte er: „Was befiehlt Mylady?"

„Ich wünsche Ihren Rath, Graf; meinen Sie, daß diese Anzeige genug Bedeutung hat, um ihr Folge leisten zu können?"

„Darf ich Ihnen den Brief noch ein Mal laut vorlesen?" fragte Entraguès, und ohne die Antwort abzuwarten, las er: „Madame, es muß Ihnen viel daran liegen, die näheren Umstände kennen zu lernen, unter denen Lord Bathurst vor zwei Jahren in Deutschland ermordet wurde. Der französische Polizeibeamte, durch welchen die That hauptsächlich verübt wurde, befindet sich zu dieser Frist in London; ich habe dem ersten Lord des Schatzes alle Notizen zukommen lassen, welche nöthig oder nützlich sein könnten, sich seiner zu bemächtigen. Der erste Lord hat meine Anzeige unbeachtet gelassen, denn der Mensch ist noch auf freiem Fuß, obwohl er sehr gefährlich für den Staat ist, wovon ich den Beweis geliefert, indem ich dem ersten Lord des Schatzes die Abschrift eines seiner Berichte an die geheime Generalpolizei in Paris beigelegt habe. Fordern Sie Gerechtigkeit bei dem Ministerium, man darf Ihnen die Verhaftung des Mannes, an dessen Hand das Blut des Lord Bathurst klebt, nicht verweigern. Mein Bericht an den ersten Lord des Schatzes sagt, auf welche Weise man denselben zum Geständniß bringen kann. Thun Sie Ihre Pflicht, Madame!"

Graf d'Entraguès las diese Zeilen sehr langsam und nachdrücklich, er mußte ja Zeit gewinnen, um sich zu sammeln und zu besinnen. Als

er geendet, sagte er: „Jeder andere Mann, Mylady, würde Ihnen den Rath geben, diese Zeilen keiner weitern Beachtung zu würdigen, denn sie tragen keine Unterschrift, und der Umstand, daß der erste Lord des Schatzes von der an ihn gerichteten Anzeige keine Notiz genommen, müßte hinreichend beweisen, daß sie nichts zu bedeuten hat, weil man auf eine solche schwere Anschuldigung, wenn man ihr irgend eine Bedeutung beilegt, sich nothwendig, wenigstens vorläufig, des Beschuldigten bemächtigt haben würde. Auch ich würde Ihnen den Rath geben, diesen Zettel in's Feuer zu werfen, wenn mich nicht ein Umstand abhielte."

Die drei Frauen sahen mit Spannung auf den Grafen.

„Ich kenne die Handschrift," fuhr der Graf fort, den Brief scheinbar noch einmal genau prüfend, „ich kenne den Mann, der das geschrieben!"

Lady Bathurst war in heftiger Aufregung aufgestanden, Claire war ihrem Beispiele gefolgt.

„Behalten Sie Platz, meine Damen," nahm der Graf das Wort wieder, er setzte sich selbst und zwang dadurch die aufgeregten Damen, sich ebenfalls wieder niederzulassen; er sprach, seine Stimme klang ernst und traurig, aber nichts verrieth die Unruhe, in der er sich in diesem Augenblicke befand, da er nicht wissen konnte, ob nicht die Staatsboten des Premierministers zu seiner Verhaftung unterwegs — „Mylady, Sie müssen thun, was Ihnen dieser Brief sagt, Sie müssen von dem Schatzlord die Verhaftung der Person verlangen, die der Schreiber dieses Briefes bezeichnet hat, denn der Schreiber dieses Briefes ist allerdings die einzige Person, welche vielleicht Auskunft über das Ende des Lord Bathurst geben kann; dieser Brief ist von dem französischen Polizei-Agenten, den man zuletzt in Berlin in Gesellschaft des Lords gesehen hat. Dieser Agent ist ein Deutscher, Namens Beireis."

„Ich gehe auf der Stelle nach London!" rief die Lady, sich erhebend.

„Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten?" sagte Entraguès verbindlich.

„Sie überheben mich einer Bitte, Graf d'Entraguès," erwiederte die Britin eilig. „Verzeihen Sie, mein theurer Engel, daß ich Ihnen den Gemahl entführe!" rief sie Claire zu und rauschte hinaus.

Der Graf ging auf seine Gemahlin zu, die trotz aller Theilnahme für die arme Lady Bathurst doch nicht ganz ihr Mißvergnügen über die abermalige Trennung verbergen konnte; er schloß sie zärtlich in seine Arme und flüsterte ihr zu: „Meine theure Claire, diese Angelegenheit ist wichtiger für mich, als Sie glauben. Der Agent, der den Brief an die Lady geschrieben, ist Mitwisser großer Geheimnisse; so gut er dieses eine verräth, kann er auch andere verrathen; es ist möglich, daß ich in Folge dieser Entdeckung, die ich hier zufällig gemacht habe, sehr schnell nach dem Continent zurückkehren muß, um die Interessen unseres Prinzen wahrzunehmen, versprechen Sie mir also, meine gute Liebe, sich reise-

fertig zu halten und mir auf meine erste Aufforderung nach London zu folgen, denn, ich kenne meine Claire, Sie werden nicht ohne mich in England zurückbleiben!“

„Gewiß nicht, mein theurer Freund,“ versicherte Claire mit großem Eifer, „ich werde Sie nie wieder verlassen, ich möchte Ihnen sogleich nach London folgen!“

„Oh nein, nicht in dieser rauhen Nacht, meine zarte Seele,“ bat der Graf besorgt, „aber Sie werden bereit sein, wenn ich Sie rufe, diese gute Madame Bassard hat gewiß die Freundlichkeit, Sie zu begleiten?“

„Riquette thut Alles, was ich will,“ entgegnete Claire, „und ich wünsche nichts sehnlicher, als Sie recht bald wiederzusehen, mein theurer Freund!“

Die Lady kam, ihren Begleiter abzuholen und Abschied von Claire zu nehmen.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der Mörder die Wittwe seines Opfers, scheinbar freiwillig, nach London begleitete, in der That aber, weil er sich gezwungen sah, in der Nähe der Lady zu bleiben, um möglicher Weise die Maßregeln, die zu seiner Verhaftung getroffen werden mußten, wenigstens so lange zu verhindern, bis er im Stande durch rasche Einschiffung sich derselben zu entziehen.

Entraguès hätte gleich die Lady verlassen und sich salviren können, aber der kühne Bösewicht wollte nur im äußersten Nothfalle auf die Frucht seiner Reise nach England, auf den Besitz Claire's und die durch sie mögliche Wiederannäherung an die Bourbonen verzichten. Darum blieb er und trotzte der Gefahr mit einem unvergleichlichen Muthe.

Welch' bizarre Fügung des Geschicks, die denselben Mann zum galanten Begleiter der Dame machte, welche die höchsten Autoritäten ihres Vaterlandes aufrufen wollte, um sich seiner als eines Mörders zu bemächtigen!

In London angekommen, verabschiedete sich der Graf von der Dame, und diese, die ein unbegrenztes Vertrauen in den gewandten, sichern Mann, den Gemahl ihrer Freundin setzte, verabredete mit ihm eine Zusammenkunft, um ihn sofort von dem Resultat ihrer Unterredung mit dem Premier zu benachrichtigen.

Graf d'Entraguès gab ihr die Adresse eines Kaffeehauses; die Dame wollte ihren Wagen vor der Thür halten und ihn heraus rufen lassen, er solle dann zu ihr in den Wagen steigen und gleich mit ihr nach Kinnaird-House zurückkehren, wenn die längere Anwesenheit der Lady in London nicht nothwendig sei.

So trennten sie sich in der Stadtwohnung der Lady Bathurst gleich nach ihrer Ankunft am frühen Morgen.

Graf d'Entraguès eilte sofort nach seiner Wohnung in der City, ordnete seine Angelegenheiten mit dem ehrlichen Kaufmann, sah einige der ihm untergeordneten Agenten und überzeugte sich von der Abreise

des Geheimenrathes von Beireis. Dann ließ er durch einen zuverlässigen Mann eine Cajüte in einem kleinen Schiff für sich belegen, das zu jeder Stunde nach den Dünen unter Segel gehen konnte, und schrieb einen Brief an Claire, in welchem er sie bat, sofort nach London zu kommen, um mit ihm nach dem Continent abzureisen. Diesen Brief sendete er nach Kinnaird-House durch einen reitenden Boten, für dessen Zuverlässigkeit ihm sein Gastfreund in der City Bürgschaft leistete.

Ein kleines Gasthaus am Strande hatte er Claire als den Ort bezeichnet, wo sie ihn treffen werde.

Unterdessen war es fast Mittag geworden; der Graf machte seinen letzten Besuch bei dem Londoner Geschäftsträger des Grafen von Artois, dem Baron von Vitrolles, dem er seine Abreise nach dem Continent anzeigen und von dem er sich weitere Befehle und Aufträge erbitten wollte.

Der französische Kammerdiener des Barons, mit welchem der Graf schon bei zwei früheren Besuchen mit meisterhafter Gewandtheit eine Bekanntschaft angeknüpft hatte, war außer sich, daß er nicht vermöge, den geschätzten Herrn Landsmann sofort bei seinem Herrn einzuführen, da bereits ein englischer Herr im Cabinet eine Unterredung habe.

Der Graf war äußerlich vollkommen kalt und ruhig, obwohl ihn die äußerste Unruhe zu verzehren drohte; sehr liebenswürdig bat er den lieben Landsmann um eine Prise und ließ in die willig dargebotene Dose mit bedeutungsvollem Blick einige Goldstücke gleiten.

Der Kammerdiener war ein Mann comme il faut, er erzählte sogleich leise flüsternd, „der englische Herr im Cabinet seines Herrn sei das ministerielle Unterhaus-Mitglied Sir George Balfour und habe beim Eintreten zu seinem Herrn gesagt, daß er nicht gewagt haben würde, den Baron so früh zu stören, wenn ihn nicht ein eiliger Auftrag des ersten Schatzlords herführe."

Der Graf nahm diese Mittheilungen hin, wie man gleichgültige Dinge hinzunehmen pflegt, aber er bezauberte den Kammerdiener eben so sehr durch die Liebenswürdigkeit seines Gesprächs, wie vorher durch die Gewandtheit, mit der er ihm die Goldstücke in die Dose gelegt.

Endlich öffnete sich die Thür des Cabinets und Sir George Balfour, höflich die Begleitung des Barons zurückweisend, schritt mit einem flüchtigen Blick auf den Grafen durch das Vorzimmer. Der Baron, der auf der Schwelle seines Cabinets stehen geblieben war, schaute mit einer unverhehlten Verwunderung auf den Grafen, dann grüßte er ihn durch eine schweigende Verneigung und winkte ihm mit einiger Ungeduld, einzutreten.

„Mein Herr Graf," rief er, nachdem er die Thür hinter demselben geschlossen, „Sie konnten keinen glücklicheren Augenblick wählen, um zu mir zu kommen, eben hatte ich Besuch Ihretwegen, denken Sie?"

„Meinetwegen?"

Der Graf spielte den Verwunderten.

„Ja, ja, mein Herr,“ sagte der Baron, „der Besuch des Herrn, den Sie da eben gesehen haben, galt Ihnen mehr als mir, doch davon nachher, was führt Sie zu mir? wie kann ich Ihnen dienen?“

„Ich wollte mich dem Herrn Baron zu fernerer Gewogenheit empfehlen, da ich heute Abend nach dem Continent zurückkehre, und mich erkundigen, ob Seine Königliche Hoheit mir vielleicht durch Sie Aufträge zu geben hat.“

„Ich bin entzückt, mein Herr Graf, daß Sie heute abreisen wollen,“ rief der Baron erfreut, seine Aufgabe so leicht zu finden, „denken Sie, daß das britische Ministerium mich durch den Herrn, den Sie gesehen haben, hat ersuchen lassen, Sie aufzuforden, sogleich nach dem Continent zurückzukehren.“

„Und was hat Sr. britischen Majestät Ministerium für einen Grund, meine Abreise zu wünschen?“ fragte der Graf erstaunt.

„Ich glaubte es von Ihnen zu erfahren,“ gestand der Baron offenherzig, „denn aus diesem Briten bin ich nicht klug geworden; er sagte mir, eine mächtige Familie dringe auf Ihre Verhaftung, und ein Prozeß gegen sie müsse Sr. Königl. Hoheit, man kennt Ihre Verhältnisse zu dem Prinzen, sehr unangenehm sein, deshalb ersuche man uns, Ihre Abreise zu bewirken. Ich begreife natürlich, daß die mächtige Familie, welche Ihre Verhaftung angeblich so dringend fordert, nur ein Vorwand ist, daß das britische Ministerium einen anderen Grund haben muß, Ihre schleunige Entfernung aus England zu wünschen; aber endlich, mein Herr Graf, ich weiß diesen Grund nicht.“

„Ich eben so wenig; sollte man meine Zuverlässigkeit im Dienst Sr. Königl. Hoheit bezweifeln?“ fragte der Graf scharf.

„Sie irren sich,“ rief der Baron, dem Grafen die Hand reichend, „wir zweifeln nicht an Ihnen, und die britische Regierung ist gar nicht so zärtlich besorgt um uns sonst; nein, mein Herr, wir zweifeln nicht an Ihrer Ehre und Treue, aber, Sie kennen unsere Verhältnisse, wir haben keine Mittel, die Winke des britischen Cabinets unbeachtet zu lassen.“

Es gab sich eine ziemliche Verlegenheit kund in den Zügen des französischen Edelmanns, als er die Abhängigkeit seines Herrn von den Winken des britischen Cabinets bekennen mußte.

„Glücklicherweise,“ nahm er das Wort wieder, „sind Sie schon im Begriff, abzureisen; die Sache ist also nicht so störend und unangenehm für Sie, als ich fürchtete. Ihre Frau Gemahlin wird Sie begleiten, glaube ich!“

„Ja, Herr Baron,“ entgegnete der Graf, „doch,“ setzte er scheinbar nachdenklich hinzu, „ich begreife das Verfahren des britischen Cabinets nicht; man konnte in mir den Agenten der kaiserlichen Regierung fürchten, das aber mußte doch aufhören in dem Augenblick, wo man meine Relationen mit Ew. Excellenz kennen lernte!“

Der Baron von Vitrolles sann eine Weile, dann sagte er: „Herr Graf, man kann ein treuer Diener des königlichen Hauses Bourbon sein und doch England sehr hassen; ich kenne wenigstens einige der treuesten Royalisten, bei denen das der Fall ist —“ der Baron lächelte, um zu verstehen zu geben, daß er selbst ein solcher sei „— sollte das britische Ministerium nicht vielleicht eine Ahnung von dieser Thatsache haben und auch bei Ihnen nur wenig Wohlwollen für England voraussetzen?“

„Wahrhaftig, Herr Baron,“ rief der Graf, „ich bin überzeugt, daß Ihr Scharfblick das Richtige getroffen hat; in der That, ich bin kein Freund Englands.“

Die beiden Franzosen drückten sich die Hände und nahmen Abschied von einander mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Paris!“

Der Baron war entzückt über das Benehmen des Grafen, der seinen Scharfblick anerkannt hatte.

Viel sicherer und ruhiger, als er gekommen, verließ der Graf den Geschäftsträger des Grafen von Artois und ging der Zusammenkunft mit Lady Bathurst entgegen. Er wußte jetzt, daß das englische Ministerium noch keinen Haftbefehl gegen ihn erlassen, aber er konnte nicht wissen, ob nicht Lady Bathurst bei dem ersten Lord des Schatzes den Namen des Mannes erfahren, gegen den sie eine gerichtliche Verfolgung verlangte; war das der Fall, so mußte er voraussetzen, daß sie ihn in dem Kaffeehause, in welchem er die Zusammenkunft mit ihr verabredet hatte, verhaften lassen werde. Von vornherein hatte er schon nicht die Absicht gehabt, sich an den bezeichneten Ort zu verfügen, so unvorsichtig war er nicht; er hatte den Ort eben mit Absicht gewählt, weil er die Localität dort kannte und von einer nahen Taverne aus das Kaffeehaus und die ganze Umgebung beobachten konnte.

Eine Stunde etwa hatte der Graf auf Posten gestanden, als er die Kutsche der Lady vor dem Café vorfahren und halten sah; bei der einbrechenden Dämmerung überzeugte er sich bald, daß er nichts zu fürchten habe. Er war mit raschen Schritten am Schlage des Wagens.

„Sind Sie es, Graf d'Entraguès?“ rief die Lady, „morgen werde ich einen Haftbefehl haben gegen den Mörder! steigen Sie ein!“

Der Graf stieg ohne Zögern ein, er war seiner Sache sicher.

Im Wagen erzählte die Lady, daß der Minister sie sogleich empfangen habe und daß sie von ihm die Zusicherung der sofortigen Verfolgung erhalten; die Zögerung habe der Minister durch die Anonymität der Anklage erklärt.

„Man hat den Schreiber ermittelt,“ rief die Dame, die schon im Vorgefühl ihrer Rache zu schwelgen schien; „Sie hatten Recht, Herr Graf, es ist ein gewisser Beireis; ohne meine Dazwischenkunft, — ich danke Ihnen, daß sie so schnell erfolgen konnte, — wäre aber die Sache doch liegen geblieben, da sich dieser Mister Beireis unsichtbar gemacht hat!“

Der Graf verließ die Dame mit dem Versprechen, sie am andern Tage gegen Mittag zu dem Staatssecretair des Innern zu begleiten und sie bei ihren weiteren Schritten zur Habhaftwerdung des Mörders zu unterstützen.

Um eilf Uhr Abends empfing der Graf seine Gemahlin in der Taverne am Strande, er gestattete derselben nur einen kurzen Abschied von der getreuen Riquette; Morgens fünf Uhr war er an Bord des kleinen holländischen Schiffes, das vor Gravesend lag und eine Stunde später unter Segel ging.

Die Civilehe.

(Schluß.)

Schon in der französischen Verfassung vom 3. September 1791, welche die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers enthält, heißt es im Abschnitt II. § 7: „Das Gesetz betrachtet die Ehe als bloßen Civilact. Die gesetzgebende Macht wird für alle Einwohner ohne Unterschied die Form festsetzen, nach welcher Geburten, Heirathen und Todesfälle constatirt werden sollen; auch wird sie die öffentlichen Beamten ernennen, welche diese Acte besorgen und die Aufsicht darüber führen sollen.“ Dies geschah denn auch durch das Gesetz vom 20. September 1792, in welchem die Weise bestimmt wurde, wie der Civilbestand der Bevölkerung in Bezug auf Geburten, Heirathen und Todesfälle festzustellen wäre. Zugleich wird darin angegeben, wer zur Verheirathung berechtigt ist. Nur ein Alter von funfzehn Jahren für den Mann und von dreizehn für die Frau ist dazu erforderlich. Mit 21 Jahren tritt die Mündigkeit ein. Nur die Unmündigen bedürfen der Einwilligung von Vater und Mutter — doch genügt auch die Einwilligung des Vaters allein. Sind die Eltern todt, so vertreten die fünf nächsten Verwandten, sind solche nicht vorhanden, irgend welche Nachbaren ihre Stelle. Sie haben im Gemeindehause ihre Erklärung der Einwilligung vor dem Municipal-Beamten abzugeben. Ist diese Erklärung erfolgt und kein bürgerliches Hinderniß vorhanden, so wird eine Acte darüber aufgenommen und die beabsichtigte Heirath durch öffentlichen Anschlag an die Hauptthür des Gemeindehauses bekannt gemacht. Acht Tage nach dieser öffentlichen Bekanntmachung kann die Schließung der Ehe erfolgen. Dies geschieht, indem sich die Parteien in Begleitung von vier Zeugen in das Gemeindehaus begeben, die verschiedenen Schriftstücke: Geburtsscheine, Einwilligung der Eltern, die öffentliche Bekanntmachung u. s. w., werden vom Municipal-Beamten vorgelesen. Nachdem dies geschehen, erfolgt die eigentliche Eheschließung,

indem beide Theile mit vernehmlicher Stimme sprechen: „Ich erkläre, daß ich zur Ehe nehme N. N.“ — Hierauf verkündigt der Municipal-Beamte im Namen des Gesetzes, daß sie ehelich verbunden seien, und nimmt eine Verhandlung darüber auf, die von den Anwesenden und ihm selbst unterzeichnet wird. — Welchen Gebrauch nachträglich die Parteien von religiösen Ceremonien machen wollen, erklärt die National-Versammlung der Freiheit eines Jeden überlassen. Natürlich galt dies nur so lange, als die Religion nicht ganz abgeschafft war.

Von einer tieferen Auffassung der Ehe ist hier keine Spur. Es war die consequente Ausführung jener philosophischen Lehren, die in ihr nur einen Contract zweier Individuen verschiedener Geschlechter sahen. Dies tritt noch deutlicher hervor in dem Gesetze über die Ehescheidung von demselben Datum. Es heißt da: „Die National-Versammlung, in Erwägung, daß es wichtig ist, jeden Franzosen die Statthaftigkeit der Ehescheidung genießen zu lassen, die eine Folge der individuellen Freiheit ist, welche beeinträchtigt durch ein unauflösliches Bündniß wird; in Erwägung, daß schon mehrere Ehepaare, um sich in den Genuß der Vortheile der Constitution, nach welcher die Ehe weiter nichts ist als ein bürgerlicher Vertrag, zu setzen — nicht so lange haben warten mögen, bis das Gesetz die Art und Weise und die Wirkungen der Ehescheidung geregelt hat, beschließt, daß Dringlichkeit vorhanden sei u. s. w.“ An der Spitze dieses Gesetzes über die Ehescheidung steht nun der Grund gegenseitiger Uebereinkunft, das eheliche Verhältniß wieder aufzulösen. Aber auch Einer der beiden Gatten kann auf Lösung der Ehe antragen auf den bloßen Grund hin der Unverträglichkeit, der Stimmung oder des Charakters; ganz abgesehen von den anderen Gründen, als Wahnsinn, Mißhandlung, Verlassung, Verbrechen u. s. w. Allerdings war für den zweiten Fall einseitiger Abneigung das Scheidungs-Verfahren etwas umständlicher. Dreimal mußte in verschiedenen Terminen der Wille, die Ehe aufzulösen, protocollarisch vor dem Municipal-Beamten und vor Zeugen erklärt werden, wenn aber trotz aller Vorstellungen und Vereinigungs-Versuche der Theil, der sich beschwert fühlte, seinen Entschluß festhielt, so konnte er schließlich fordern, daß die Scheidung der Ehe gerichtlich ausgesprochen werde, und der Municipal-Beamte mußte dies ausführen. Der subjective Wille war also das unbedingte Gesetz, die individuelle Freiheit stand über Allem.

Man muß es dem Code Napoléon zur Ehre nachsagen, daß er die Maßlosigkeiten dieser revolutionären Gesetzgebung wenigstens auf die Schranken des Anstandes zurückgeführt hat. Er rückt das Alter, das zur Verheirathung berechtigt, etwas höher hinauf, für Männer von funfzehn auf achtzehn, für Frauen von dreizehn auf funfzehn Jahre. Eben so das Alter der Mündigkeit für Männer auf fünfundzwanzig, für Frauen auf einundzwanzig. So lange bedürfen sie der Einwilligung

der Eltern. Aber auch diejenigen, welche das Alter überschritten haben, müssen dennoch ein Document beibringen, daß sie auf eine ehrerbietige und formelle Weise den Rath ihrer Eltern, Großeltern oder anderer Verwandten zu ihrer Verheirathung eingeholt haben. Bei der Ehescheidung fällt der Grund einseitigen Willens ganz weg. Bei der gegenseitigen Uebereinkunft — die als Ehescheidungs-Grund stehen bleibt — ist wenigstens festgesetzt, daß keine Rücksicht darauf genommen werden solle, wenn der Mann noch nicht fünfundzwanzig, die Frau noch nicht einundzwanzig Jahre alt ist, auch nicht, wenn die Ehe noch nicht zwei Jahre bestanden hat. Ueberdies muß eine in glaubhafter Form abgefaßte Erklärung der Eltern oder anderer noch lebender Ascendenten beigebracht werden, daß sie aus ihnen bekannten Ursachen ihren Sohn — Enkel — Tochter u. dgl. ermächtigen, die Ehescheidung nachzusuchen, und daß sie in dieselbe einwilligen.

Aber so anerkennenswerth vom sittlichen Standpunkte aus diese Einschränkungen sind, damit verliert dies Institut der Civilehe noch keineswegs den Charakter seines Ursprungs. Es ist nicht hervorgegangen, wie man zur Vertheidigung gesagt hat, aus dem Bestreben, die Sphäre des Staates und die Sphäre der Kirche zu sondern, sondern aus einem Geiste, der die Kirche gänzlich ignorirt und nur aus Rücksicht auf die individuelle Freiheit, die als das höchste Princip proclamirt wird, es jedem Einzelnen überläßt, von der Kirche den Gebrauch bei der Ehe zu machen, der ihm beliebt. Ob dies geschieht oder nicht, ist dem Staate an sich gleichgültig; eine nicht kirchlich gesegnete Ehe gilt ihm eben so viel als eine gesegnete, der Staat hat in Bezug darauf keine Religion, die Ehe ist ihm kein religiöses Verhältniß, sondern nur ein Vertrag zwischen zwei Personen. Allerdings ein Vertrag von großer Wichtigkeit und Bedeutung, und daher das Bemühen, in Ermangelung kirchlicher Weihe dasselbe wenigstens mit einem Nimbus von bürgerlichen Ceremonien zu umgeben. Statt der kirchlichen Proclamation tritt die bürgerliche ein, statt der kirchlichen Ermahnung, die Ehe nach den Grundsätzen des Christenthums zu führen, werden dem Ehepaare von dem Municipal-Beamten feierlich die Rechte und Pflichten der Ehegatten, wie sie im sechsten Capitel dieses Gesetzes im Code enthalten sind, vorgelesen. Auch indem man die Kirche bei Seite schiebt, sucht man die Familie zu heben, ihre Einwilligung, ihre Zeugenschaft ist überall erforderlich, sowohl bei der Schließung, wie bei der Scheidung der Ehe, selbst Mündige müssen gegen sie ein umständliches Ceremoniell beobachten. Allein aus dem Allen, so gut und berechtigt es auch sein mag, sehen wir nur das unwillkürliche Bestreben, statt des tiefern Haltes, den die Ehe an der Kirche hat, und den man aufgab, andere Stützen für die Aufrechthaltung dieses Verhältnisses zu suchen, die an sich doch niemals im Stande sind, das zu ersetzen, was die Kirche ihrer Natur nach leistet. — Wir können daher keineswegs dem neuesten

Panegyriker der Civilehe, Bunsen,*) beipflichten, wenn er dafür hält, daß für das Verhältniß des Staates zur Schließung wie zur Aufhebung der Ehe die Lösung grundsätzlich durch Napoleon gefunden, daß diese Gesetzgebung musterhaft sei für die Anerkennung der Unabhängigkeit der religiösen von der bürgerlichen Gesetzgebung. Bunsen will nur die civile Schließung der Ehe noch feierlicher gemacht haben, er wirft dem Code Napoléon vor, daß durch ihn die Gemeinde nicht genug zur Anerkennung gebracht sei, nicht jeder Maire oder Dorfschulze sei für alle Fälle der würdige Vertreter der Majestät des bürgerlichen Gemeinwesens. Daher sollten Ehen nicht vor solchen niederen Beamten gewöhnlicher Dörfer oder kleiner Städte geschlossen werden, sondern „man lasse die bürgerliche Trauung nur in den einigermaßen bedeutenden Städten stattfinden. Schulze oder Bürgermeister der Heimat mit einigen anderen Vertretern der Bauern- oder Bürgerschaft seien dabei als Zeugen gegenwärtig. Niemand wird Mühe oder Kosten eines solchen Brautzuges scheuen!“ — Welche Phantasieen!

Auch möge man nicht zur freundlichen Empfehlung der Einführung der Civilehe geltend machen wollen, daß ja erfahrungsmäßig der Kirche dadurch noch gar kein Abbruch geschehen sei, daß in Frankreich und am Rhein der Fall höchst selten vorkomme, daß nicht die kirchliche Segnung nachgesucht werde, so legitim die Ehe auch schon durch den bürgerlichen Act sei. Wir freuen uns dieser Erfahrung, aber sie ist gewiß nicht das Verdienst der Civilehe, sondern das gerade Gegentheil findet statt. Es ist ein Zeichen, daß ein christliches Volk, und wäre es selbst der Religion so entfremdet, wie die große Masse in Frankreich ohne Zweifel es ist, doch noch so viel religiöses Gefühl behält, daß es für ein so tiefes Verhältniß, wie das der Ehe, sich mit der kalten Förmlichkeit einer civilen Handlung nicht begnügt, daß es eine höhere Weihe sucht und begehrt, und daß der Schade, den eine irrige Gesetzgebung anzurichten drohte, bis jetzt durch die Ueberreste christlichen Bewußtseins und christlicher Gesittung noch abgewendet ist, die nicht so leicht hinweggewischt werden konnten. — Allein es ist nicht zu verkennen, daß ein Unterschied besteht zwischen katholischen und protestantischen Bevölkerungen, daß die Kirche über jene, auch wenn sie selbst im Herzen sich ihr abgewandt haben, doch noch eine viel größere Macht ausübt. Wir wissen, daß bei der Einführung der Civilehe in protestantischen Fürstenthümern im Jahr 1848, die Erfahrungen keineswegs so günstig waren, daß man zum Theil mit Jubel diese Freiheit von kirchlicher Einsegnung begrüßte und ergriff. — Und wie lange selbst noch in katholischen Reichen die Sitte der Gesetzgebung widerstehen wird, das ist eine bedenkliche Frage, denn es ist auch das nicht zu verkennen, daß wir an dem Rande einer neuen Zeit stehen.

---

*) Zeichen der Zeit. Band II. p. 41. seq.

Man möge es uns darum schon nicht verdenken, wenn wir das Geschenk der Civilehe, welche als stehender Artikel in allen den Constitutionen figurirt, die aus jener großen Mutter des Jahres 1791 entsprossen sind, nicht geradehin anzunehmen geneigt sind. Wir sehen in ihr eben keine Beglückung der Völker. Wir können uns nicht einmal davon überzeugen, daß durch sie auch nur der Staat oder die bürgerliche Gesellschaft in das rechte Verhältniß zur Ehe gebracht werde — am wenigsten aber wird die Kirche Grund haben, für jene Gabe besonders dankbar zu sein. Sie wird sich schwerlich dem arglosen Glauben hingeben können, daß der lebhafte Wunsch einer civilen Ehe gerade aus Wohlwollen gegen sie hervorgegangen sei; daß Diejenigen, welche die eifrigsten Advocaten ihrer Einführung sind, es aus religiösem Interesse thun und nur von dem Verlangen beseelt sind, die Kirche zu einer freieren und würdigeren Stellung zur Ehe zu erheben; vielmehr möchte — namentlich in unserer Zeit — der umgekehrte Gedanke näher liegen, daß man dadurch weniger für die Kirche als für die Freiheit des Individuums habe sorgen wollen, sich allenfalls auch von den lästigen und unbequemen Zumuthungen der Kirche zu emancipiren suchte, um derselben für ein so wichtiges Verhältniß, wie die Ehe ist, nicht geradezu zu bedürfen.

Wenn wir demnach das Institut der Civilehe zurückweisen müssen, weil wir darin keine wahre Lösung des Problems, wie sich Familie, bürgerliche Gemeinschaft und Kirche zur Ehe zu verhalten haben, anerkennen können, so fragt es sich nun, welches die richtige Betheiligung aller dieser drei Lebens-Sphären bei der Schließung der Ehe ist.

Wir haben nicht nöthig, uns bei der Familie aufzuhalten. Hierin haben schon die Heiden das richtige Gefühl gehabt. Die Bestimmungen des römischen Rechts, die nur durch die Verirrungen des kirchlichen Rechts des Mittelalters zurück gedrängt wurden, die wesentlich in alle neueren Gesetzgebungen über die Ehe wieder aufgenommen worden sind, daß nämlich Alle, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, sich nicht ohne Zustimmung ihrer Eltern verheirathen dürfen, sind so vernünftig und natürlich, daß weiter nichts darüber zu sagen übrig bleibt.

Der beigebrachte Consens der Eltern oder Solcher, die bei Unmündigen ihre Stelle vertreten, wird also für Staat und Kirche die erste Grundlage für ihr weiteres Verfahren sein.

Was hat nun aber der Staat oder die bürgerliche Gemeinde bei der Ehe zu thun? Das ist die wichtige sociale Frage.

Bekanntlich war bis in das vorige Jahrhundert hinein, so lange das Gemeindewesen noch in seinen corporativen Ordnungen bestand, in den Städten die Zünfte, auf dem Lande die Hörigkeit sich fanden, für die größte Zahl der Individuen die Freiheit, zur Ehe zu schreiten, keineswegs so unumschränkt, wie jetzt; es war diese Freiheit das Privilegium derer, die eine selbstständige Stellung, entweder durch Geburt be-

sessen oder diese sich durch Anstrengung errungen hatten, der Herren, der Bürger, der Meister; allen Andern war entweder die Heirath untersagt, oder an Bedingungen geknüpft, die ihnen von der besonderen Gemeinschaft, der sie angehörten, gestellt wurden. Nicht das Individuum galt damals, nicht seine Rechte und Freiheiten waren das, was die oberste Rücksicht bildete, sondern vielmehr jenes Ganze, dem es als Glied angehörte. Daß dies erhalten, daß dies nicht von dem Individuum, durch die schrankenlose Freiheit seiner Bewegung, beeinträchtigt würde, war vielmehr die oberste Sorge der Gesetzgebung. — Im Laufe des vorigen Jahrhunderts kehrte sich die Anschauung und Gestaltung dieser Verhältnisse geradezu um. Die Corporationen brachen zusammen, das Individuum mit seinen Ansprüchen auf unbegränzte Freiheit stieg empor. Diesem Zuge folgten selbst die Regierungen. Möglichste Population eines Staates, das schien sein höchstes Glück. Menschen sind Arbeitskräfte und darum das beste Capital, nur recht viel Menschen, dann florirt der Staat im Krieg und im Frieden, das war die Lehre jener Zeit, die Fürsten selbst geneigt machte, die sittlichen Verhältnisse zu lockern, die corporativen Bande zu lösen, die Möglichkeit zur Ehe zu erleichtern, die kirchlich strengen Gesetze über Ehescheidung aufzuheben, die Wiederverheirathung Geschiedener zu begünstigen und selbst über unsittliche Verbindungen ein Auge zuzudrücken, damit nur der Hauptzweck des Staates dadurch gefördert würde, möglichst viele Menschen zu erzielen. — Was für Menschen, das war leider für jene Kurzsichtigen noch nicht die Frage.

Jetzt ist es freilich anders geworden. Jetzt sehen wir die Früchte jener Lehren und der Ereignisse und Thaten, die ihnen gefolgt sind, vor Augen. Eine Population ist da, welche die Länder durch ihr leibliches Elend zu erdrücken droht, während sie durch ihren sittlichen Zustand alle Regierungen mit Bangigkeit erfüllt. Gern möchte man die Quelle verstopft sehen, aus der sie, unaufhaltsam sich mehrend, hervorbricht; allein man hat die unbedingte Freiheit des Individuums proclamirt; Jeder, der ein gewisses Alter erreicht hat, kann sich verheirathen, sei er auch noch so arm und noch so unsittlich und unwissend, noch so ungeschickt und unfähig, sich Etwas selbst zu erwerben oder für seine Kinder geistig und leiblich zu sorgen; alle Schranken, die früher bestanden, alle jene Ordnungen, wodurch die Gemeinschaft sich gegen die ungezügelten Ansprüche oder die rohen Triebe und Leidenschaften des Individuums schützte, sind hinweggeräumt. Was ist jetzt zu thun übrig?

Die größere Schwierigkeit möchte dabei nicht darin liegen, die Regierungen zu bewegen, der bürgerlichen Gemeinschaft das Recht der Selbsterhaltung gegen das Individuum wiederzugeben und zu stärken. Es ist freilich schlimm, daß Regierungen und Gesetzgebungen sich in die revolutionäre Bahn haben hineinziehen lassen, daß sie selbst es gewesen sind, die der unbedingten Willkür der Einzelnen die Sanction des Rech-

tes aufgedrückt haben, doch haben sie es zum großen Theil im guten Glauben gethan, daß die Maßregeln, die sie ergreifen, zur Beglückung des Volkes und zum Aufschwung des Staates beitragen würden; nun, da sich nach den ersten glänzenden Ergebnissen auch die noch viel drohenderen Uebelstände zeigen, da die Lage der Sache eine solche ist, daß es sich fragt, ob die Gesellschaft zu Grunde gehen soll, nur damit die Freiheit des Individuums in allen Beziehungen eine unbeschränkte bleibe, sollte es da zu beschämend oder eine zu harte Zumuthung für Regierungen sein, einzugestehen, daß menschliche Kurzsichtigkeit sie damals, als jene Ideen der Freiheit blendend und bezaubernd sich in die Welt einführten, die ganze Tragweite ihrer Maßregeln noch nicht übersehen ließ, daß es aber nothwendig sei, umzukehren und auch die Rechte der Gesellschaft gegen das Individuum wieder hervorzuheben und zur Geltung zu bringen, damit Beide erhalten bleiben?

Bei weitem schwieriger möchte es sein, die Individuen selbst, die von diesen Beschränkungen betroffen und ihrer maßlosen Freiheit beraubt werden sollen, zu überzeugen, daß Vernunft und Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, ja auf ihr eigenes rechtverstandenes Wohl, dies fordern. Denn wer weiß nicht, wie reizbar und empfindlich grade in dieser Beziehung das Geschlecht dieser Zeit geworden ist, nachdem es einmal die Grundsätze jener falschen Freiheit eingesogen und in sein ganzes Denken und Thun aufgenommen hat.

Natürlich kann es sich nicht um eine Zurückführung des alten Zustandes handeln: er ist dahin und gerichtet, das Rad der Geschichte ist über ihn hinweggegangen. Die wahre Lösung kann immer nur gefunden werden in einem dritten Zustande, der die streitenden Gegensätze auf vernünftige Weise vereint, indem er die Erfahrungen, welche die Vergangenheit bietet, in sich aufnimmt.

Es wäre keine Vernunft darin, das ganze repressive und oft mit so vieler Willkürlichkeit, Selbstsucht und Tyrannei verbundene System, welches ehedem Ortsgemeinden, Zünfte, Herrschaften in Bezug auf Verheirathungen ausübten, wieder in's Leben zu rufen, aber eben so wenig Vernunft liegt darin, z. B. den halb herangewachsenen Sohn eines Webers, der mit dem Spulmädchen, das sein Vater beschäftigt, zu Falle gekommen ist, nur da diese drei Personen es wollen, zu trauen und eine neue Familie dadurch zur Existenz zu bringen. Der Vater hat Nichts und kann seinem Sohne Nichts mitgeben, er ist vielmehr selbst blutarm. Der Sohn hat Nichts, wovon sollte er Etwas erübrigt haben? Er ist von Kindheit auf nur der Gehilfe seines Vaters bei dessen Elend gewesen und vielleicht körperlich dadurch schon so heruntergekommen, daß er zu anderer Arbeit nicht mehr zu brauchen ist. An einen vernünftigen Haushalt eines solchen Paares, an eine Wirthschaftsführung ist gar nicht zu denken, die künftige Frau hat ihrerseits nichts Anderes gelernt, als spulen, sie kann nicht einmal die einfachsten Sachen kochen, Haus-

rath, Mitgift hat sie nicht; das Alles ist auch nicht nöthig, es bleibt ja Alles beim Alten; sie führen ihre Wirthschaft in einer Ecke des Zimmers des alten Webers. Nur die armen Kinder, die eines nach dem andern in's Leben treten! Nur daß das Elend in jeder Beziehung verdoppelt und verdreifacht wird.

Das sind die Zustände der Gegenwart — liegt in ihnen mehr Vernunft, als in jenen der Vergangenheit? Wenn man sagen kann, daß durch jene zu weit getriebenen Beschränkungen manches häusliche Glück aufgehalten und unterdrückt worden ist, so ist durch diese unbegrenzte Freiheit unendlich viel häusliches Elend erzeugt und gefördert.

Wer kann solchen und ähnlichen Fällen gegenüber von Beschränkungen der Ehen nur wie von einem Zwange, von einer Gewaltthat sprechen? Vertritt der Staat, auch nach den Lehren der Philosophie unserer Tage, nicht die allgemeine Vernunft, das allgemeine Gewissen? Hat er nicht einzuschreiten mit der Vernunft seiner Gesetze, wo die Unvernunft und Gewissenlosigkeit, die Leichtfertigkeit und sittliche Erschlaffung bei so heiligen und so wichtigen Verhältnissen so groß geworden ist?

Wir meinen, der Staat ist nicht bloß berechtigt, dies zu thun, sondern er ist auch verpflichtet, das Gewissen der Kirche durch solche Fälle nicht auf das Aeußerste zu beschweren. Soll sie erst mit sich zu Rathe gehen, ob sie Verbindungen der Art durch ihren Segen weihen darf oder nicht? Daß der kirchliche Segen dabei der tiefsten Entweihung unterliegt, ist offenbar, daß der gewissenhafte Geistliche dabei in die peinlichste Lage geräth, ist leicht zu verstehen. Was aber soll er thun? Das Rechte wäre ohne Zweifel, daß der Staat solche Ehen ihm gar nicht zur kirchlichen Segnung zusendete, daß er schon kraft des Rechtes, das ihm zukommt, solche eben so unvernünftigen, wie unsittlichen Verhältnisse verhindere.

In mehreren deutschen Ländern, in Baiern z. B. und Hannover, hat man nicht Anstand genommen, neue beschränkende Gesetze in Bezug auf die Berechtigung zur Verheirathung zu erlassen. Nach dem Gesetz vom 1. Juli 1832 über Ansäßigmachung und Verehelichung, kann in Baiern kein lediger Mann in Stadt und Land zur Ehe schreiten, der nicht nachweist, daß er im Stande sei, eine Familie zu erhalten, sei es durch Grundbesitz, sei es durch ein reelles Gewerbe, sei es durch einen in anderer Weise vollständig und nachhaltig gesicherten Nahrungsstand. Außerdem wird allgemein guter Leumund erfordert und, wenigstens der Regel nach, daß der Bewerber den vorschriftsmäßigen Schulunterricht genossen habe. Die Ortsgemeinde hat in allen diesen Beziehungen ihre Stimme abzugeben, ohne ihre Einwilligung kann sich demnach ein neuer Hausstand in ihr nicht bilden. Die Folge davon ist, daß wenigstens ein ländliches Proletariat in Baiern sich noch nicht findet. — Aehnliches ist in Hannover geschehen und dabei bestimmt, daß der Geistliche nicht

eher aufbieten oder trauen dürfe, bevor nicht eine Bescheinigung der betreffenden Obrigkeit bei ihm eingereicht worden, woraus erhellt, daß die zu Copulirenden in die Gemeinde, wo sie ihr Domicil haben wollten, wirklich aufgenommen seien. (Domicil-Ordnung vom 6. Juli 1827. Ministerial-Schreiben vom 5. October 1848.)

Wenn wir sehen, daß andere deutsche Staaten auf dieser Bahn vorangegangen sind, sollte es für Preußen zu schwer sein, darauf nachzufolgen? Ist die Regierung nicht auch den Gemeinden gegenüber dazu verpflichtet? Ist es nicht ein schreiender Widerspruch, ihnen durch Zwang des Gesetzes zuzumuthen, die durch leichtsinnige Eheschließung Verarmten zu versorgen, dagegen bei der Eheschließung selbst ihnen keine Stimme zuzuerkennen, sondern da nur die souveraine Willkür des Individuums walten zu lassen?

Was von verständigen Männern für den Gesellen- und Arbeiterstand in Stadt und Land als äußere Bedingung zur Verheirathung aufgestellt worden ist, möchte sich der Hauptsache nach auf Zweierlei beschränken. Erstens: ein Alter von wenigstens 24 bis 25 Jahren für den Mann. Welche Härte kann darin gesehen werden, da in den gebildeten Ständen selten eine Ehe unter diesem Alter geschlossen wird und namentlich diejenigen, welche eine Laufbahn im Staate oder in der Wissenschaft oder im Heere verfolgen, durchgängig noch viel länger mit der Verheirathung warten müssen. Zweitens: der Nachweis eines durch Erbschaft oder durch Ersparniß gewonnenen Capitals zur Begründung eines Hausstandes. Die Höhe dieses Capitals mag nach Stand, Ort und anderen Umständen, die dabei in Betracht kommen, verschieden bestimmt werden; allein daß ein gewisser Fond vorhanden sei, um zum Beginn einer Ehe die bürgerliche Erlaubniß zu empfangen, sollte als unerläßliche Bedingung festgestellt werden. Sonst wird man eine im Elend des Pauperismus verkommende Bevölkerung maßlos fortwuchern sehen. Man möge sich doch nur nicht von solchen durch die Vernunft gebotenen Beschränkungen der Ehen durch das gewöhnlich aufgestellte Schreckbild abhalten lassen, als ob die Unsittlichkeit dadurch den allerbedenklichsten Vorschub erhalten würde. Als wäre dieselbe nicht jetzt schon ohnedem, ja gerade durch die leichtfertige Behandlung und Betrachtung der ehelichen Verhältnisse so groß, daß sie kaum noch gesteigert werden könnte. Wir erwarten gerade das Gegentheil. Wird die Ehe wieder durch die Gesetzgebung als etwas Ernstes hingestellt, als ein Ziel, das zu erstreben, Anstrengung kostet, so wird es auch der Anstrengung werth geachtet werden, so wird sich, um dasselbe zu erreichen, der Sinn für Sparsamkeit und eine größere Regelung der Lebensweise wieder einfinden und mit der Freude am ersparten Besitze Hand in Hand gehen. Die Ueberwindung der sinnlichen Gelüste, die Ueberwältigung des rücksichtslosen Genusses des Augenblickes, das Hervortreten des sättigenden Gedankens an ein häusliches Glück — Gefühle, die jetzt so sehr

unter den niedern Ständen verschwunden sind, in denen meistens die bitterste Armuth nur die Frucht der äußersten Verschwendung ist, die gar nicht mehr gelernt haben, für ein in der Zukunft liegendes Ziel zu leben, die jene Uebung der Selbstverläugnung, welche den höheren Ständen Sitte, Erziehung und Lebensberuf auflegen, meistens gar nicht mehr kennen, die heute verschwelgen, was der heutige Tag ihnen gebracht hat, ohne an das Morgen mit seinen Bedürfnissen und Ansprüchen zu denken. Doch allerdings, indem solche Beschränkungen den niederen Ständen auferlegt werden, sollten die höheren bemüht sein, ihnen auf alle Weise zu ihrer sittlichen Erhebung wie zur Verbesserung ihrer äußeren Lage und zur Gewinnung jenes ersehnten Zieles der Ehe auf dem Wege der Ordnung und der Zucht entgegen zu kommen. Hier ist das Feld, wo Kirche, Obrigkeiten und die Fürsorge des Einzelnen, besonders der Meister, Fabrikherrn, der Herrschaften und Gutsherren zusammen zu wirken haben, um einen neuen Sinn im Arbeiterstande hervorzurufen, und es ihnen fühlbar zu machen, daß die Beschränkungen, die ihnen zugemuthet werden, nicht aus der Selbstsucht, sondern nur aus der Rücksicht für ihr eigenes Wohl hervorgegangen sind.

Ganz im Gegensatze also gegen den Geist, der in der revolutionären Gesetzgebung eine Betheiligung der weltlichen Obrigkeit bei der Ehe hervorgerufen hat, wünschen auch wir eine solche — doch wie gesagt ganz im entgegengesetzten Sinne. Dort wurde die Ehe an die weltliche Obrigkeit gewiesen, um sie frei zu machen von aller Beschränkung, welche die Kirche und die in Stände und Corporationen gebildete Gesellschaft ihr aufgelegt hatte; wir wünschen im Gegentheil eine Betheiligung der weltlichen Obrigkeit, um sie wieder mehr an die Forderungen der Kirche und die Bedingungen, welche die bürgerliche Gemeinschaft ihr auflegt, zu binden. Dort geschah Alles nur in dem Interesse der kirchlich-bürgerlichen Gesammtheit, der das Individuum als einzelnes Glied angehört. Es mögen die, welche sich verheirathen wollen, auf dem Lande vor dem Landrath — wenn die Ortsobrigkeit dazu zu unbedeutend erscheint — in den Städten vor dem Friedensrichter oder irgend einer anderen obrigkeitlichen Person erscheinen, es möge da geprüft werden, ob nach dem elterlichen Consens auch die bürgerlichen Bedingungen zur Schließung einer Ehe vorhanden sind; es wäre gut, wenn dies, dem ernsten Schritte entsprechend, mit gebührendem Ernste und würdiger Feierlichkeit geschähe; aber wenn alles dies vollzogen ist, wenn die bürgerliche Obrigkeit Alles geprüft hat und gesehen, daß weltlich und vernünftig betrachtet kein Hinderniß für eine Ehe vorliegt, so hat sie doch noch nicht — nach unserer Ueberzeugung — wie die revolutionäre Gesetzgebung es erlaubt — wie es bei der Civilehe geschieht — die Ehe nun als eine legitime zu erklären oder durch ihre Sanction sie als vollendet zu verkündigen, sondern sie vielmehr erst dann der Kirche zu übergeben. Denn das ist der zweite Unterschied und Gegensatz, in dem wir

uns gegen jene Civilehe befinden, daß wir eine Betheiligung der Obrigkeit wünschen, nicht um dieselbe von dem Zusammenhange mit der Kirche zu lösen, sondern um der Kirche ihre besondere geistliche Sphäre rein zu bewahren, indem die weltliche Obrigkeit in Bezug auf die Ehe das auf sich nimmt, was ihr zukommt und wobei sie in voller Ausübung ihrer Pflicht und ihres Rechtes steht, aber von der Kirche das als Vollendung erwartet, was nur allein von der Kirche geleistet werden kann.

Die Civil-Obrigkeit kann wohl die Ehe für legitim erklären, wir wollen auch gar nicht behaupten, daß eine Civilehe, welche die kirchliche Segnung nicht weiter nachsucht und begehrt, gar keine Ehe sei — aber das müssen wir entschieden läugnen, daß es eine christliche Ehe sei, daß die Ehe den Charakter gewonnen habe, den sie innerhalb der christlichen Weltordnung, unter christlichen Völkern nach Gottes Absicht gewinnen soll. Die Ehe war da, ehe das Christenthum in die Welt kam, sie war durch die ursprüngliche Einsetzung und Schöpfung ein heiliges, gnadenreiches Verhältniß, eine Vereinigung von Mann und Weib, wodurch Beide zu einer Einheit verbunden werden, die mehr als natürlich, die über allem menschlichen Vertrag erhaben ist, die auf geheimnißvolle Weise sie zu einem Fleische, zu einem Leibe macht. — So ist die Ehe geblieben unter Heiden und Juden bis zum Christenthum. Dies ist gekommen, um sie auf eine noch höhere Stufe zu erheben, ihr die geistige Weihe und Vollendung zu geben, indem es sie zum Abbild des höchsten himmlischen Verhältnisses, der Vereinigung Christi mit seiner Kirche gemacht und sie dadurch in Wahrheit mit einem sacramentlichen Charakter ausgestattet hat, der zugleich die tiefsten religiös-sittlichen Motive für ihre heilige Führung enthält. Daß es nun aber nicht der Staat, sondern die Kirche ist, welche allein die Ehe aus jenem vorchristlichen Stande in die höhere Bedeutung und Gnadenordnung, die sie innerhalb des Christenthums erhält, versetzt, ist doch wohl offenbar; und wir müssen dies behaupten im offenen Gegensatz gegen die römisch-katholische Doctrin, welche das Sacrament sich vollziehen läßt nicht durch den Segen oder die Weihung der Kirche, sondern durch den Willen der Eheschließenden selbst, ganz unabhängig davon, ob die Kirche sie segne oder nicht. Wir können diese Lehre nur für eine Verirrung halten und müssen schon darauf bestehen, daß nicht das zufällige und ungeregelte Wollen der Einzelnen, sondern die Kirche als das Organ Christi es ist, die durch ihre verordneten Diener, durch die Weihe und Segnung, die sie im Namen Christi ertheilt, die Ehe zu einer christlichen macht und in diesem Sinne jenes Sacrament vollzieht. Eine nicht von der Kirche gesegnete Ehe ist demnach — wenn auch immerhin eine Ehe, doch — und das ist von Bedeutung — keine christliche Ehe, ihr mangelt jene höhere göttliche Weihe und Begabung, die Gott den Völkern, welche mit ihm im christlichen Bunde stehen, für die Ehe zugedacht hat, jene Weihe und Begabung, die ihr durch den Segen der Kirche, wenn wir anders in

diesem mehr als eine bloße Ceremonie sehen, zugeführt wird; es mangeln ihr zu ihrer würdigen und heiligen Führung jene höheren und tieferen Motive, die nur aus dem Glauben an ihre Ebenbildlichkeit jenes Verhältnisses Christi und seiner Kirche entnommen werden können. Die Frage ist nun, ob ein christlicher Staat Ehen in sich dulden und aufkommen lassen darf, die in Nichtachtung, ja in entschiedener Verwerfung des Segens und der Weihe, welche die christliche Kirche bietet, geschlossen werden. Der Staat, der die Civilehe proclamirt, erklärt dadurch, daß ihm die kirchliche Segnung gleichgiltig ist. Damit aber hört er selbst auf, ein christlicher Staat zu sein. Er entwürdigt sich selbst dadurch zu einem Standpunkt, der noch nicht genügend durch den Namen des „Polizeistaates" bezeichnet ist. In Wahrheit ist sein Stand der eines Abfalles von seiner Bestimmung und Würde, die er innerhalb der Christenheit einnehmen sollte, er ist der religionslose Staat geworden, Etwas, das Heiden- und Judenthum nicht kannten, das nur die ihren Glauben verleugnende Christenheit kennen zu lernen beginnt. Wenn aber ein Staat sich so weit nicht entwürdigen will, sondern seinen Charakter als christlichen Staat festzuhalten als seine höchste Aufgabe und Ehre betrachtet, so kann er Ehen dann aber nicht für legitim und völlig genügend erklären, wenn sie nur auf die Einwilligung der Eltern und auf die bürgerlichen Bedingungen hin geschlossen sind, es darf ihm nicht gleichgültig sein, ob die, welche eine Ehe schließen, den Segen der Kirche begehren oder verachten, ob sie ihre Ehe als Christen, oder, was schlimmer als Heidenthum ist, als Abtrünnige, in Vergessenheit und Verachtung dessen, wozu sie schon ihre Taufe verpflichtet, führen wollen, ob sie ihre Kinder in dem Geiste erziehen und aufwachsen lassen wollen, von dem jetzt allein Gedeihen für die menschliche Gesellschaft zu erwarten ist, oder in Feindschaft und Empörung gegen diesen Geist. Der christliche Staat darf daher keine Ehe sanctioniren, die nicht unter dem Segen der Kirche geschlossen werden soll. Weit entfernt daher, wie es bei der Civilehe geschieht, diese für vollkommen legitim zu erklären, wenn nur den Bedingungen der Familien-Sphäre und der bürgerlichen Gesellschaft Genüge geschehen ist, sollte er, wenn auch allen diesen Anforderungen entsprochen ist, seine Sanction noch so lange zurückhalten, bis auch noch die dritte und höchste aller Lebens-Ordnungen, die Kirche, hinzugetreten ist und die Ehe durch ihre Segnung als eine christliche in sich aufgenommen hat.

Die Kirche muß also die Ehe aus den Händen der Familie und des Staates empfangen, und nun ihr eigenthümliches Werk an ihr verrichten. Es wäre gut, wenn der Staat ihr zuvor alles das abnehmen wollte, was zu prüfen gar nicht zu ihrer Sphäre gehört, damit sie eben nur das, aber ganz thue, was ihr zukommt. Dazu gehört aber auch, daß der Staat ihr die Segnung keiner Ehe zumuthe, die den Vorschriften des Wortes Gottes und den sittlichen, natürlichen und vernünftigen

Gesetzen widerspricht. Wie beschwerend bisher der Widerspruch der bürgerlichen und kirchlichen Gesetzgebung in Bezug auf Ehescheidung und Wiederverheirathung für die Kirche war, ist hinreichend bekannt. Erst jetzt beginnt sich dieser Widerspruch etwas zu lösen, wenn auch lange noch nicht der befriedigende Zustand eingetreten ist. Einen anderen Uebelstand bilden die Concubinate oder sogenannten wilden Ehen, namentlich in großen Städten. Wie oft kommt es da vor, daß Paare, die zehn Jahre und länger im Schmutz zusammengelebt haben, von der Polizei endlich aufgestört werden und nun zum Geistlichen mit der Anforderung kommen, getraut zu werden, weil die Polizei sie nicht mehr so dulden wolle. In welche Lage wird auch da der Geistliche versetzt? Er soll heilige Worte und Segnungen über solche aussprechen, die deren gar nicht begehren, die gar kein Gefühl für sie bezeugen, nur weil die Polizei im anderen Fall sie auseinander treibt. Manche Geistliche meinen freilich damit selbst ein gutes Werk zu verrichten, ein Aergerniß dadurch zu beseitigen; sie suchen die Concubinate auf, sie versprechen denen, die sich trauen lassen wollen, dies unentgeltlich oder unter sehr ermäßigten Bedingungen zu thun. Wir können dies nicht anders als sehr bedenklich finden. Abgesehen davon, daß sie dadurch ein Unrecht begehen gegen Alle, die auf redliche Weise in die Ehe treten, glauben wir, daß die Kirche ihre Würde viel mehr bewahrte, wenn sie sich weigerte, solche Verhältnisse so ohne Weiteres, ohne alle vorher ihr geleistete Buße zu segnen. Was aber, sagt man, soll denn aus solchen Personen werden? Das ist zunächst nicht die Frage der Kirche, das ist vielmehr die Frage dieser Personen und des Staates, der solche Verhältnisse aufkommen läßt. Die Kirche hat ihre Heiligthümer zu verwalten und wir wissen nicht, ob sie als treue Behüterin derselben verfährt, wenn sie ohne Bedenken, ohne zuvor ihrerseits sich zu versichern, daß sie dessen würdig geworden sind, über solche Personen ihren Segen ausspricht, so oft der Staat in seinen niedrigsten Beamten sie ihr zusendet.

Wir enthalten uns, mehr über das rechte Verhältniß von Familie, Staat und Kirche bei der Schließung der Ehe zu sagen. Noch finden wir die vollkommene Betheiligung dieser drei Lebenssphären, eine jede in der ihr gebührenden Weise und Ordnung, nirgends in der Wirklichkeit erschienen. Es ist ein Ziel, das von allen Staaten und Gesetzgebungen noch zu erstreben sein wird. Daß dann von keiner Civilehe in dem modernen Sinne wird die Rede sein können, ist wohl klar. Inzwischen aber, so sehr wir dem Principe nach genöthigt sind, Gegner des Instituts der Civilehe zu sein, wissen wir gleichwohl nicht, wie in gewissen Fällen, die aber allein durch die Unvollkommenheit unserer Zustände verschuldet sind, der Staat ohne Ungerechtigkeit über eine zeitweilige Duldung und Einführung einer Civilehe wird hinwegkommen können. Wir deuten in unserem preußischen Staate hiermit zunächst auf jenen Widerspruch, der durch die neuere Gesetzgebung über die Ehescheidung

zwischen den Verordnungen des Staates und den Gesetzen oder Freiheiten der Kirche entstanden ist. Bekanntlich ist den evangelischen Geistlichen des preußischen Staates nachgelassen worden, keine Geschiedenen wieder zu trauen, wenn die Wiederverheirathung derselben den Vorschriften des Wortes Gottes und den klaren Gesetzen der Kirche widerspricht und somit das Gewissen des Geistlichen beschweren müßte. Dagegen hat der Staat noch Gründe zur Scheidung beibehalten, die über das Maß der von dem Recht der evangelischen Kirche anerkannten Gründe hinausgehen. Hier sind nun Conflicte unvermeidlich. Es kann demnach Jemand staatlich legitim geschieden werden und somit zu einer zweiten Ehe staatlich berechtigt sein, der kirchlich Beides nicht ist. Wie ist dieser Widerspruch auszugleichen? Gewiß sollte es das Bestreben der staatlichen Gesetzgebung sein, sich in solchen heiligen Verhältnissen mit den Grundsätzen der Kirche in Uebereinstimmung zu setzen. Allein wer kann augenblicklich die Vollendung erwarten. Es wird kein anderes Mittel übrig bleiben, als Ehen, die von solchen eingegangen werden, die nach den Gesetzen des Staates, aber nicht der Kirche geschieden sind, eine einseitige staatliche Legitimation zu ertheilen und somit eine Civilehe eintreten zu lassen, die aber nicht als ein Privilegium, sondern als ein Mangel erscheinen würde, als ein Zeichen, daß sowohl die einzelnen Personen, als der Staat selbst noch nicht in die volle Würde ihrer christlichen Stellung eingegangen sind.

Aber ein ganz anderer Fall muß hier noch in Erwägung kommen, das ist die Stellung des Staates zu solchen seiner Angehörigen, die zwar keineswegs unchristlich und unkirchlich, aber doch nicht zugleich landeskirchlich sein wollen oder können. Wir reden hier nicht von den sogenannten freien Gemeinden, von Denjenigen, welche zwar einen christlichen Namen noch beibehalten wollen — wenn sie ihn überhaupt noch beibehalten wollen — im Grunde aber Alles, was christlich ist, verwerfen. Die Ehen dieser Gemeinschaften hat der Staat, wie diese Gemeinschaften selbst, gar nicht anzuerkennen, denn er kann nicht sich und zugleich das Gegentheil von sich selbst anerkennen und mit seiner Sanction versehen. Dagegen muß die Möglichkeit für ihn offen bleiben, daß religiöse Gemeinschaften entstehen können, die den anerkannten Landeskirchen aus irgend welchen Bedenken des Glaubens und Gewissens nicht angehören, oder von diesen selbst aus irgend welchem Grunde zurückgewiesen werden, und die mit jenen sogenannten freien Gemeinden in Eines zusammenzuwerfen eine durch Nichts zu rechtfertigende Härte und Unduldsamkeit sein würde. Hier hat der Staat Duldung zu üben, nicht eine negative, sondern eine positive, nicht in Verläugnung seiner christlichen Stellung, seines christlichen Bekenntnisses, sondern im Bewußtsein seiner wahren Katholicität, nicht als religionslos, religionsgleichgiltig, sondern in dem Bedenken, daß im Grunde keine der bestehenden Kirchen auf die wahre und vollkommene Katholicität Anspruch machen kann, daß es da-

her auch ein Unrecht sein würde, für alle Folgezeit die Entwickelung der Kirche auf der Stufe der Gegenwart festhalten zu wollen und nie ein Drittes oder Anderes zu gestatten. In der That glauben wir nicht, daß die praktische Frage des Staates dabei eine gar zu schwierige sei, daß er nöthig haben werde, sich in seine theologische Untersuchungen über die Christlichkeit oder Unchristlichkeit irgend welcher religiösen Gemeinschaften einzulassen. Hierin hat glücklicher Weise schon die christliche Geschichte das Ihrige gethan. Jede religiöse Gemeinschaft, welche jene drei allgiltigen, ökumenischen Bekenntnisse genannt, das apostolische, das niceische, das athanasianische, redlich und ohne Rückhalt als den Inhalt ihres Glaubens anerkennt, die darf, ja, die sollte der Staat in seine Duldung aufnehmen und deren Ehen sollte er, wenn die Trauung derselben von der Landeskirche verweigert wird, wenigstens staatlich kein Hinderniß in den Weg legen, in der Erwartung, daß jede jener Gemeinschaften auf ihre Weise bemüht sein wird, die Ehe zu einer christlichen zu erheben. Eine Civilehe würde hier einzutreten haben, die freilich mit jener Civilehe des religionslosen Staates nichts gemein hat, als nur die äußere Form, die nur ein Zeichen wäre, daß wir noch nicht alle unter einen Hirten als eine Heerde gesammelt sind. Indem wir das vom allgemeinen christlichen Standpunkte aus fordern, stellen wir an die Gesetzgebung des preußischen Staates nicht neue und unerhörte Zumuthungen. Das Allerhöchste Patent vom 30. März 1847, die Bildung neuer Religions-Gesellschaften betreffend, verschiedene andere mehr oder minder amtliche Aeußerungen und Erlasse von den höchsten staatlichen und kirchlichen Behörden stimmten mit uns überein. Wir dürfen uns also der Hoffnung hingeben, wenn irgendwo, in unserem Staate jenen Zustand eintreten zu sehen, der der Vollkommenheit so nahe kommt, wie es in der Gegenwart und unter unseren irdischen Verhältnissen überhaupt nur erwartet werden kann.

Die Verirrungen der christlichen Kunst, von Wilhelm Ranke, Regierungsrath zu Breslau. Breslau, Geiser'sche Buchhandlung, 1855.

„Wie der Menschenleib das Ebenbild einer schönen, lauteren Seele sein soll, so sei das Kunstwerk das Ebenbild einer schönen, lauteren Empfindung! Das christliche Kunstwerk insbesondere sei das Ebenbild oder der Leib einer schönen christlichen Empfindung! Wenn unsere Kirchenbilder solche Kunstwerke wären, so würden sie ein lebendiger Brunnen der Religion und für das Glaubensleben des Volkes ein mächtiger Hebel sein. Die jetzigen Kirchenbilder bestehen aber zum Theil aus Schöpfungen, welche den religiösen Sinn unserer Zeit bis in seine inner-

sten Tiefen verletzen." — So beginnt diese Broschüre, welche unter dem Worte Kunst den Begriff Plastik (Malerei und Bildhauerei) versteht. Das, was Verfasser als Verirrung in der kirchlichen Kunst rügt, kommt im Wesentlichen auf drei Punkte heraus: 1) Die Darstellung des Heilandes in Säuglingsgestalt ist der Majestät seiner heiligen Person unangemessen; 2) die schönen Madonnenbilder erregen Fleischeslust; 3) die Martyrienbilder flößen Ekel und Entsetzen, aber keine Andacht ein. — Die Ausführung dieser drei Gedanken geschieht von Seiten des Verfassers in sittlicher wie in ästhetischer Hinsicht mit der Würde, welche der delicate Gegenstand bedarf, und liegt der ganzen Schrift offenbar eifriges und ernstes Streben zum Grunde, welches sich zum Ziele setzt, das aus der Kirche zu entfernen, was ihm verwerflich erscheint. Aber zwischen dieser dem Verfasser persönlich gebührenden Anerkennung und einer Beipflichtung zu seinen Maximen liegt bei mir das sehr wesentliche Hinderniß einer anderen Ueberzeugung.

Was er zunächst gegen die Säuglingsgestalt Christi vorbringt, hätte nur dann seine Richtigkeit, wenn ein Maler das messianische Kind allein, ohne die Mutter, darstellte. Das wäre freilich unbedingt abgeschmackt. Es fällt aber auch Niemandem ein. Auf allen derartigen Gemälden ist das Christuskind mit der Mutter als gewissermaßen eine und dieselbe Person gefaßt, und in dieser Verbindung scheint es mir keineswegs ein Verläugnen der Majestät und Göttlichkeit des Messias zu sein, vorausgesetzt, daß die Maria als wahre Gottesmutter dabei erscheint. In der „Nacht" Correggio's würde doch gewiß Niemand das Kind, von dem der zauberische Lichtglanz ausströmt, wegwünschen.

Aber nun läugnet zweitens Ranke, daß in den Madonnenbildern der Typus des göttlich Erhabenen vorwalte. Vielmehr sagt er: „Der Mensch, das dunkle Ungeheuer — Lava brennt in ihm und seinem Glauben. Das Weib, das Geschlechtliche ist's, was den Flug seiner Phantasie so hoch getragen hat. Wahnsinnige Andacht und leckendes Feuer wahnsinniger Begier sind hier beisammen. Die Kunst ist mit Schuld an diesem Götzendienst." — Hierzu ist zu bemerken: Angenommen, die Voraussetzung: der Madonnen-Typus erwecke Lüsternheit, wäre begründet, so würde dies nicht gegen die Kunst, sondern gegen die menschliche Natur beweisen. „Wenn der Himmel sich in einer Pfütze spiegelt," — heißt es in einem Hirtenbrief des Cardinal-Erzbischofs von Wien, Herrn Otto von Rauscher — „so wird sein Bild zwar zurückgeworfen, aber nach Art einer Pfütze." Wenn die Kirche einen Ehebund einsegnet und die Verbundenen das eheliche Verhältniß zu bloßer Fleischeslust mißbrauchen, so ist das doch nicht ein Beweis gegen die Ehe, sondern nur gegen deren Herabziehung. So kann es auch der Kunst begegnen, daß sie in gemeinen Naturen gemeine Begehrlichkeit erregt, aber darum kann sie nicht getadelt werden. — Allein jene ganze Voraussetzung ist unwahr. Der Madonnen-Typus provocirt nicht. Ranke

hat, um seine Voraussetzung zu beweisen, ein Beispiel angeführt von einem „jugendlichen Beichtvater", der bei einer Prozession die der Madonna schuldigen Huldigungen einer vor derselben knieenden Beterin widmet, weil seine Phantasie Beide verwechselt. Der Mann war offenbar krankhaft überreizt, schon ehe er die Madonna sah, und hätte er sie nie gesehen, so würde dieselbe Reizbarkeit an irgend einem andern Gegenstand ausgebrochen sein. Das Beispiel beweist Nichts.

Ranke läßt sich von seinem ikonoklastischen Zelotismus zu dem Grundsatz hinreißen: Das Nackte in der Kunst ist verwerflich. Hiernach müßte man die medicäische Venus und den belvederischen Apoll zerschlagen oder vergraben! Und doch behaupte ich, daß diese beiden Statuen in der Obhut des Herrn Verfassers eben so sicher sein würden, wie in der meinigen, denn auf jeder Seite seiner Schrift zeigt er zu viel ästhetische Ader, als daß er ihnen einen Leib anthun könnte! Sein Grundsatz kann ihm in so kategorischer Allgemeinheit, wie er ihn hinstellt, unmöglich zugegeben werden. Der Gedanke aber, aus dem derselbe entsprungen ist, dürfte wohl kein anderer sein, als das alte christliche Kirchenprincip, daß alle Scandala vermieden werden müssen. Das Nackte in der Kunst ist nur dann verwerflich, wenn es ein begründetes Aergerniß bietet, d. h. wenn es sich da hervordrängt, wo es nicht hingehört. Demnach möchte der Grundsatz dahin sich modificiren, daß die Frivolität der Nacktheit in der Kunst keine Stelle finden darf.

An diesen Grundsatz knüpft der Verfasser einen episoden Ausfall gegen die Statuen auf der Schloßbrücke zu Berlin, der die schwächste Partie seines Schriftchens ist. Zunächst ist der Gegenstand gewaltsam herangezogen, denn die Statuen auf der Schloßbrücke lassen sich doch nicht unter den Begriff der „christlichen Kunst" einreihen. Verfasser ärgert sich über diese Statuen dermaßen, daß er sein wahres Thema ganz aus dem Auge verliert und sich in folgender Gedankenreihe ergeht: „Was hat man in neuester Zeit mitten in Deutschland erleben müssen! Der achtungswerthe, wissenschaftlich gebildete deutsche Bildhauer Kalide bildete mit fünfjähriger Mühe in karrarischem Marmor eine lebensgroße, völlig nackte Bacchantin, welche sich rücklings auf einen Panther wirft und die ausgebreiteten Beine in die Höhe reckt. Ein widerliches Erzeugniß ausschweifender Phantasie. Es bleibt nur zweifelhaft, wem nun der Preis für größere Frechheit gebührt, dieser Bacchantin oder den Bildsäulen auf der Schloßbrücke zu Berlin. — Ein bloßes Bein oder ein bloßer Nacken wird Niemanden ärgern oder verführen. Das unbefangene Sichgehenlassen schlichter Menschen kann im Bilde wie in der Wirklichkeit eine angenehme Unterhaltung gewähren. Ganz anders ist die Nacktheit der Statuen auf der Schloßbrücke zu Berlin. Diese Nacktheit ist verwerflich, denn sie ist 1) undeutsch, 2) ein Aergerniß dem Volke. Ich fragte ein Mädchen: Wie bist Du dazu gekommen, so jung Dich diesem schlimmen Gewerbe zu ergeben? Sie antwortete: Den ersten

Anstoß gab der Anblick der Bildsäulen auf der Schloßbrücke zu Berlin; mein Gefühl für Nacktes wuchs mit jedem Tage, und so ging's von Stufe zu Stufe bergunter. — Am übelsten steht es aus, wenn neben einer völlig bekleideten Person eine völlig nackte steht. So bei den Statuen auf der Schloßbrücke zu Berlin."

Ich gehe jetzt zu dem dritten Vorwurf über, den Ranke der christlichen Plastik macht. Unter der Aufschrift „Schreckliches in Kirchenbildern" sagt er: „In der Kreuzkirche zu Breslau, an allen Wänden, vor mir, hinter mir: Geißeln, Dornen, aufgerissene Wunden, tropfendes Blut; hier ein Heiliger, welchem ein glühendes Eisen den Leib zerreißt, dort der blutrünstige, zerfleischte, zermarterte Leib des Herrn, dessen Augen mich hin und her begleiten, ach! und der Jammerblick, welchen er, unter der Last des Kreuzes hinsinkend, seiner weinenden Mutter zuwirft! — Die Bilder hinaus, und die wunderschöne Kirche steht in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit da! In eine Straf-Anstalt, in ein spanisches Inquisitionsgebäude, an einen Ort, wo die Folterbank wüthet, passen diese blutigen Bilder, aber nicht in eine Kirche. Malt uns das Erhabene, getaucht in das Rosenlicht des Schönen!" Hiergegen muß ich daran erinnern, daß bei der martyrologischen Malerei keineswegs das pathologische Moment das überwiegende sein soll. Die Kunst hat in diesem Genre nicht sowohl die Aufgabe, das körperliche Leiden an sich zu schildern, sondern die Verklärung des Leidenden durch den Beistand des Glaubens. Diese höhere Bedeutung der martyrologischen Plastik hat sich der Herr Verfasser nicht klar gemacht, oder er hat mindestens sie nicht genug hervorgehoben. Daß bei vielen Bildern das höhere Moment fehlt, oder doch dem niederen pathologischen untergeordnet ist, beweist nur, daß der Maler seiner Aufgabe nicht gewachsen, keineswegs aber, daß diese Aufgabe selbst eine unkünstlerische war.

Recht hat dagegen der Verfasser in der entschiedenen Verwerfung solcher Bilder, welche das Martyrthum eben rein pathologisch darstellen. Ich unterschreibe von Herzen folgendes Urtheil: „Wenn Willmann den heiligen Bartholomäus malte, wie er geschunden wird und die abgezogene Haut herunterhängt, so war dies eine Verirrung. Wenn Michel Angelo in seinem jüngsten Gerichte in der sixtinischen Kapelle den Bartholomäus malte, wie er in seinen Händen seine eigene Haut trägt und dem Heilande vorzeigt — welche Rohheit!"

Sehr schätzbar und lehrreich ist Ranke's Schrift für Künstler, welche im Fache der kirchlichen Malerei schaffen. Sie können aus der Schärfe, mit welcher der Verfasser, dem offenbar ein weiter Ueberblick und tiefes Studium der Kunst zu Gebote steht, die Uebertreibungen zeichnet, solche vermeiden lernen. Diesen negativen Werth hat die Broschüre. Einen positiven aber spreche ich ihr ab. Denn wenn der Verfasser schließlich die deutsche Malerei zurückführen will auf „ihre wahren Quellen", und als solche anerkennt: die Familie, das Landleben und die Landschaft, so

ist das eine durchaus subjectiv willkürliche Kategorisirung, für deren sterile Beschränktheit sich auch nicht der schwächste Grund anführen läßt. Warum soll denn das Städteleben nicht eben so gut Gegenstand der Malerei sein wie das ländliche? Warum sollen sociale Ideen nicht eben so in der Kunst vertreten werden wie Familienscenen? Historische Malerei — soll sie ganz aufhören?! Soll das Auge des Kriegers, des Seemannes nicht mit gleichem Rechte in einer Bildergalerie ihm Zusagendes finden, wie das eines im Anblick von Kieferwaldungen schwelgenden Landmannes? Auf diese von ihm selbst veranlaßten Fragen bleibt Verfasser die Antwort schuldig. In der Kirche aber würde eine consequente Anwendung seiner Maximen die Zeiten des Bilderstürmens wiederbringen, vielleicht zur völligen Vernichtung aller religiösen Malerei führen.

Königin Louise. Ein Preußenbuch. Zweite Auflage. 1856, Langensalza. J. W. Klinghammer.

Etwa zwei Jahre sind es her, da das Preußenbuch zuerst erschien, dieses ächte Preußenbuch, dessen Dichter die Königin Louise feiert auf allen Altersstufen ihres schönen und edeln, ihres beglückten und beglückenden Lebens. Er singt von der hohen Zollernbraut „im Myrtenkranz", von der lieblichen jungen Gemahlin „im Rosenkranz"; er zeigt den Preußen ihre Königin auch „im Dornenkranz", der ihr die höchste Weihe gab, und endlich „im Palmenkranz", mit dem sie heimgegangen. Preußen hat so vieles Eigenthümliche, es hat so Manches voraus vor andern Völkern und andern deutschen Stämmen, dazu gehört die Königin Louise. Wie man König Friedrich den Großen oft auch Friedrich den Einzigen genannt hat, so könnte man von der einzigen Königin Louise sprechen, denn eben weil die Unvergeßliche mit reinstem Streben darnach rang, den Beruf der Frau nach allen Seiten hin liebevoll und würdig zu erfüllen, nie an die Kreise rührte, die den edeln Frauen versagt, nie über sich hinausging, gerade darum stehen ihr Leben und Beispiel einzig da und sind von so mächtiger und langandauernder Einwirkung.

Die historische Erscheinung der einzigen Königin ist in der Fülle ihrer Lieblichkeit und Reinheit stets eine höchst bedeutende gewesen; sie war so bedeutend, daß Freunde und Feinde ihr einen politischen Einfluß in höchster Instanz zutrauten oder Schuld gaben, und sie eine Rolle spielen ließen, von der ihre reine Seele zuvor nie eine Ahnung hatte, die sie erst kennen lernte, als man öffentlich mit Beschuldigungen hervortrat.

Den größten Einfluß im politischen Sinne hat die einzige Königin erst nach ihrem Tode in den Kreisen ihres Volkes geübt; sie übt ihn

noch, dafür bürgt der Erfolg des vorliegenden Buches; sie möge ihn üben noch lange, das ist unser patriotischer Wunsch für Preußen.

Wir haben in Preußen eine ganze Louisen-Literatur, und es ist kein schlechtes Zeugniß, daß diese Literatur eine reiche Vermehrung gewonnen nach dem tiefen Falle Preußen's im Jahre 1848. Man griff richtig zu den Mitteln, die Heilung bringen mußten. Wir haben größere und kleinere Biographien der Königin (die neueste und beste von F. Adami), Volksbücher (von W. Hahn, L. Goltdammer u. A.). Wir haben eine lange Reihe einzelner Gedichte, von denen einige sehr bedeutend und werthvoll; wir haben endlich auch ganze Biographien in Versen, die freilich, so wohl gemeint sie auch erscheinen, doch viel zu wünschen übrig lassen. Hier war eine Lücke, sie wurde gefüllt in würdigster Weise durch das vorliegende Preußenbuch. Es bildet dasselbe die Krone der poetischen Louisen-Literatur. Der Verfasser, nach einem schönen, tief empfundenen Prologe zur Auflage ein Geistlicher, wie wir hören, in Thüringen, mag sich des Erfolges freuen, den er errungen: er hat mit seinen Liedern einen Theil des Segensschatzes ausgestreut in die Herzen, der ein Vermächtniß der einzigen Königin an das preußische Volk. An solchen Liedern ist es schwer, einzeln Kritik zu üben, in der Brust schlägt das preußische Herz zu laut, die kritische Stimme schweigt, denn was sollte es auch nutzen, hier und da mattere Stellen nachzuweisen, dort ein paar zu gezwungene oder falsche Satz- oder Versbildungen aufzustöbern und etwelchen falschen oder unreinen Reimen nachzujagen? Das ganze Gedicht ist so schön und herrlich und über Myrthen und Rosen, über die Dornen und Palmen in den Kränzen der Königin, da weht so frisch und stärkend, so wahrhaft erhebend der ächte preußische Geist der Liebe des Volkes zu seinem Königshause, und durch all' die Lieder klingt's, wie das Motiv zu der Musik des Gedichtes: „Heil Dir, im Siegerkranz!"

Literaturbrief aus Paris.

Victor Hugo. — Les contemplations. 2. vol. — Ernstere Literatur. — Englische Studien.

Das Ereigniß der jüngsten Zeit ist das Erscheinen der neuen Gedichte Victor Hugo's. Der Vater der französischen „Romantik", der Expair und der Verbannte früher von Jersey, heute von Guernsey, hat in zwei Bänden zwölftausend ächt französische Verse unter dem Titel: „Les contemplations" veröffentlicht. Die französische Kritik hat für sie nur ein Wort allgemeinen und blassen Lobes gehabt, das Publicum hat sich des Buches mit Hast bemächtigt, weil es in ihm etwas von jenen Anspielungen und Nadelstichen zu finden hoffte, mit welchen die Thiers,

Villemain, Remusat und Guizot mit oder ohne ihren Willen in letzter Zeit der öffentlichen Meinung geschmeichelt und die leicht gereizte Empfindlichkeit der Regierung beleidigt haben, und die Frauen und die Nichtpolitiker haben von Herzen einzelne schöne Verse empfunden, die in diesen „Betrachtungen“ enthalten sind.

Es ist schade, daß man dem Dichter nicht trauen darf; man könnte sonst wirklich glauben, daß dies Buch einen Lebensabschluß bedeute, einen freilich sehr unbefriedigenden, aber doch immer einen Abschluß; man könnte glauben, daß er wirklich von der Misere, in der er gelebt und für die er gewirkt hat, überzeugt sei, daß er es aufgegeben habe, noch weiter mit dem catonischen Mantel und dem tribunicischen Ernste zu schauspielern, daß er von allem öffentlichen Leben Abschied nehme, um in der Einsamkeit ein besseres zu suchen; aber, wie gesagt, man darf einem Victor Hugo nicht trauen! Was Alles hat er nicht schon in tönender Phrase behauptet, vertheidigt, entschuldigt, gelogen? Wir lesen darum mit einem rein pathologischen Interesse die folgende Vorrede seiner Gedichte, eine kurze Anrede an seine Leser, die das Publicum fast erzürnt hat, weil sie so gar nicht der Politik gedenkt. Victor Hugo schreibt:

„Wenn ein Schriftsteller das Recht hätte, den Geist seiner Leser zu beeinflussen, so würde sich der Verfasser der „Betrachtungen“ begnügen, zu sagen: Dies Buch soll gelesen werden, wie man das Buch eines Todten lesen würde.

„Fünf und zwanzig Jahre sind in diesen zwei Bänden enthalten. Ein weiter Raum des sterblichen Lebens. Der Verfasser hat, um so zu sagen, dies Buch sich selbst machen lassen. Das Leben, Tropfen für Tropfen durch die Ereignisse und Leiden durchsickernd, hat er in seinem Herzen niedergelegt. Diejenigen, welche sich zu ihm herabneigen, werden ihr eigenes Bild in diesem tiefen und traurigen Wasser finden.

„Was sind die „Betrachtungen“? Man könnte sie, ginge das Wort nicht etwas weit, Memoiren einer Seele nennen.

„Es sind in ihnen in Wirklichkeit alle Eindrücke, alle Erinnerungen, alle Thatsachen, alle Phantome, wirre und allgemeine, lachende und düstere, welche ein Gewissen (?) enthalten kann, wieder zurückgekommen und zurückgerufen, Strahl für Strahl, Seufzer für Seufzer, und alle sind in dieselbe düstere Wolke gehüllt. Es ist in ihnen die menschliche Existenz, wie sie aus dem Räthsel der Wiege hervorgeht und im Räthsel des Sarges endet, es ist in ihnen ein Geist, der von Schein zu Schein eilt und hinter sich die Jugend, die Liebe, die Täuschung, den Kampf, die Verzweiflung zurückläßt und endlich erschöpft am Rande der Ewigkeit anhält. Mit einem Lächeln beginnt das, mit einem Seufzer fährt es fort, mit dem Ton der Posaune des Abgrundes schließt es.

„Ein Schicksal ist da verzeichnet, Tag für Tag.

„Ist das das Leben eines Menschen? Ja, und das Aller. Niemand hat die Ehre, ein ihm eigenthümliches Leben zu haben. Mein

Leben ist eures, euer Leben meines, ihr lebt, was ich lebe, das Schicksal ist eines. Nehmt also diesen Spiegel und betrachtet euch darin. Man beklagt sich öfters über Schriftsteller, welche „ich" sagen. Man ruft ihnen zu: Sprecht uns doch von uns! Aber, wenn ich von mir spreche, spreche ich von euch.

„Dies Buch enthält, wir wiederholen es, eben so sehr die Individualität des Lesers, als die des Verfassers. Homo sum. Durch Tumult, Lärm, Träume, Kämpfe, Vergnügen, Arbeit, Schmerz, Stillschweigen hindurchgehen, im Opfer ruhen und dort Gott betrachten, im Gewühl beginnen und in der Einsamkeit enden, sind das nicht die bestimmten Verhältnisse Jedes, ist das nicht die Geschichte Aller?

„Man erstaune daher nicht, zu sehen, wie diese beiden Bände sich verdüstern, um dennoch bei dem Azur eines besseren Lebens anzukommen. Die Lust, diese schnelle Blume der Jugend, entblättert sich Blatt für Blatt im ersten Theile, der die Hoffnung ist, und verschwindet im zweiten, der die Trauer ist. — Welche Trauer? Die wahre, die einzige: der Tod, der Verlust der Theuren.

„Wir sagten es, es ist eine Seele, die von sich in diesen beiden Bänden Bericht giebt, deren erster „Früher", deren anderer „Heut" heißt. Ein Abgrund trennt sie, das Grab. V. H."

Diese Vorrede verdiente mitgetheilt zu werden, weil sie den Charakter des ganzen Buches gut genug wiederspiegelt. Der Ernst und die wahre Tiefe fehlen ganz, hier wird von der Betrachtung Gottes, als der Beschäftigung, die dem Alter vorzugsweise und ungetheilt zukommt, geredet, dort davon, daß die einzige Trauer der Tod ist. Hier Augustin, dort Horaz, hier ein letzter Anflug christlicher Ideen, dort das Coquette und vor sich selbst doch schaudernde Heidenthum. Dem Zustande der französischen Bildung entspricht solch eine Zerfahrenheit und solch Durcheinander durchaus, und Victor Hugo und seine ganze romantische Schule, welche mit großer Anspruchvolligkeit auf den Markt trat, hat nur dazu beigetragen, diese furchtbarste Unordnung der Geister, welcher schon der Classicismus so vielfach Ausdruck gegeben hatte, zu steigern und zu vermehren.

Die Gedichte, welche in den beiden Bänden vor uns liegen, machen zum Theil geradezu Anspruch darauf, religiöse zu sein, wir finden Klagen um den Tod eines Kindes, welche Monologe an Gott sind, aber besonders in ihnen tritt des Dichters Haltlosigkeit recht hervor. Er spricht darin von seinen Schmerzen über den erlittenen Verlust und beruhigt sich dann mit dem Gedanken, daß vor Gott des Menschen Schmerzen nichts sind:

„Ich weiß, Du hast andere Dinge zu thun,
Als uns zu beklagen,
Wenn ein Kind zu der Mutter Verzweiflung stirbt,
Rührt Dich nicht ihr Klagen."

„Vor dem schüttelnden Wind fällt nieder die Frucht,
Der Blume Duft, des Vogels Gefieder,
Ein Rad ist die Schöpfung, bei jedem Schritt
Reißt sie einen der Menschen nieder."

Ist von den Versen Horazens über die dira necessitas bis zu diesen Strophen ein Fortschritt zu erkennen? Dieser Verblendung des Dichters entspricht eine andere. In seiner Klage über die Verluste, welche sein Leben getroffen haben, sagt er:

„Konnte ich voraussehen, daß auch mich Dein triumphirender Arm treffen würde, mich, der ich seit frühe gearbeitet, gekämpft, gedacht hatte, vorgeschritten war, indem ich die Natur dem Unwissenden deutete und jedes Ding mit Deinem Lichte aufklärte?" . . .

So ist das neue Buch Victor Hugo's an sich kein Ereigniß, sondern nur eine Wiederholung von bekannten Flachheiten und Versündigungen, wie sie sowohl in früheren Büchern des Poeten — Odes et ballades — Feuilles d'Automne etc. — als auch bei den andern Lyrikern des modernen Frankreichs oft genug vorkommen. Aber als Zeichen der Zeit verdient es Beachtung, denn es ist unstreitig die bedeutendste Erscheinung der französischen belletristischen Literatur seit Langem und wird als solche in Frankreich anerkannt.

Freilich will diese Anerkennung nicht zu viel sagen, denn die Zeit ist auch dort vorbei, wo die Literatur der eigentlichen Literaten die Geister beherrschte, denn auch in Frankreich (wie an vielen anderen Orten der Welt) beginnt sich eine neue, ernstere, aus den tiefsten und ersten Bedürfnissen der Menschheit geborene Literatur bemerklich zu machen, welche zur einen Hälfte dem religiösen Gebiete, zur anderen dem socialen gehört. Das religiöse Gebiet übergehen wir an diesem Orte, das speciell-sociale zeigt die verschiedensten Anfänge zu einer ernsteren Prüfung der bestehenden Zustände und zu einer fruchtreichen Vergleichung mit anderen und besseren. In letzterer Beziehung geht man besonders häufig zu englischen Beispielen hinüber, und es verdient hervorgehoben zu werden, mit welcher Sorgsamkeit von den Conservativen und Revolutionären gleicher Weise an der genügenden Herstellung eines französischen Bildes der englischen Gesellschaftzustände gearbeitet wird. „Univers" hat darüber schon vielfache Studien veröffentlicht, die „Revue des deux mondes" eine lange Reihe dahinschlagender Artikel von Leonce de Lavergne gebracht, und auch im Auftrage der Regierung ist dazu schon Manches geschehen. Ich komme darauf nächstens einmal zurück.

Tages-Ereignisse.

Das Grab Napoleon's I. im Pariser Invaliden-Dome hat nun die zweite königliche Huldigung erhalten. Seine Majestät der König von Württemberg hat dasselbe in Begleitung Napoleon's III. besucht. Es ist diese Huldigung von um so größerer Bedeutung, als sie dem verstorbenen Kriegshelden durch einen der Heerführer gebracht, welche mit Ruhm gegen ihn gefochten. Am 18. Februar 1814 stand der damalige Kronprinz von Württemberg bei Monterau mit kaum 12,000 Mann erst den tüchtigsten Generalen Napoleon's, dann ihm selbst mit 30,000 Mann gegenüber. Seine Disposition zum Gefechte, sein Unterhalten desselben und sein Rückzug unter den schwierigsten Verhältnissen gehören mit zu den glänzendsten Kriegsthaten jener Zeit, und die militairischen Geschichtsschreiber stimmen in der Anerkennung desselben vollkommen überein. Hier war es nicht die Erbin früheren Ruhmes in dem Weltkampfe gegen eine talentvolle Gewaltherrschaft, sondern der Träger des persönlichen Ruhmes selbst — nicht ein für den Augenblick nützliches Bündniß, sondern die Anerkennung einer unabhängigen Königskrone, welche dem Schöpfer der Kaisergewalt in Frankreich, in Begleitung des gegenwärtigen Repräsentanten derselben wurde. Sie war unveranlaßt, nicht von den Verhältnissen erzwungen, und deshalb von um so größerer Bedeutung. Geht uns schon eine wunderbare Reihe von Erinnerungen im Geiste vorüber, wenn wir diese kurze Zeitungsnachricht lesen, welche Gedanken mögen erst das königliche Gemüth des 76jährigen Fürsten bewegt haben, als er an dem Grabe Napoleon's I. stand!

Trotz der energischen Versicherung des belgischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und trotz der Begeisterung der belgischen Kammer für diese energische Versicherung scheint sich die Angelegenheit der Besänftigung belgischer Zeitungen doch ganz so zu verlaufen, wie wir inmitten der Bewunderung für jene energische Versicherung und inmitten des Aufschreies liberaler Entrüstung in ganz Europa vorauszusagen gewagt. Die französische Regierung wird ihren Willen durchsetzen, und zwar auf jede Art, zu der man sie zwingt. Was Frankreich will, ist von dem Standpunkt, den es jetzt einnimmt, eine Nothwendigkeit, denn die belgischen Journale schreiben Französisch, und wenn auch „le Nord" ungemein rasch französischer Ueberschwänglichkeit sich anbequemt hat und sehr wohl in Paris als gutgesinnt gelten kann, so ist es doch nichts destoweniger wahr, daß die belgische Zeitungspresse eben so wie einst der belgische Nachdruck eine Quelle gerechtfertigter Unzufriedenheit für Frankreich ist, nachdem es sich selbst durch Stimmenmehrheit die jetzige Regierung gegeben. Energisch hat man erklärt, nicht nachgeben zu wollen, und geschickt wird man nachgeben. Das Eine war ganz gut und wirk-

sam, das Andere wird aber noch besser und nicht weniger wirksam sein. Am auffallendsten ist die Controverse, welche sich über diesen Sturm im Wasserglase zwischen den englischen Journalen erhoben. „Morning Post" und „Globe" gehen auf die französischen Ansichten ein. „Times" und fast alle anderen Blätter stoßen in das liberale Horn. Es soll uns freilich nicht wundern, wenn „Times" in 4 Wochen das vollständige Gegentheil von dem sagt, was sie eben jetzt vertheidigt. Das Weltblatt hat die Welt genügend an dergleichen Sprünge gewöhnt. Die belgische Regierung weiß genau, daß Frankreich den Willen und die Kraft hat, sein Verlangen durchzusetzen, und wird demgemäß handeln. Man ist in Paris zu praktisch, um die energische Verwahrung coram populo übel zu nehmen. Dergleichen gehört mit zu dem parlamentarischen System und ist so constitutionell, als nur möglich; wenn nur geschieht, was man in den Tuilerieen will, so hat es mit der Energie und dem Enthusiasmus in den Unterhaltungen des Brüsseler Repräsentantenhauses nichts auf sich.

Monsieur Boinvilliers, Vertreter der Regierung in der Commission des Gesetz-, das heißt geldgebenden Körpers bei der vom Kaiser Louis Napoleon verlangten Ermächtigung zu großen Pensions-Verleihungen, soll, als einige eben so unmaßgebliche als ohnzielsteckliche Einwendungen laut wurden, sehr deutliche Erklärungen von sich gegeben haben. Was werden die deutschen liberalen Zeitungen zu den Ideen sagen, die Herr Boinvilliers den gesetzgebenden Körpern mitgetheilt hat, da es sich dort um die Creirung kleiner Herren zu handeln scheint, während man in andern Ländern noch beschäftigt ist, frühere französische Ideen nachzuahmen und die kleinen Herren ganz abzuschaffen? — Diese „Idées napoléoniennes" bestehen nämlich — wenn man den Nachrichten über die Aeußerungen des Herrn Boinvilliers trauen darf, — darin, daß man die Ueberlieferungen Carls des Großen zum Vorbilde genommen habe und, wie in England, große Existenzen schaffen wolle, die Alles einzig dem Throne zu danken hätten: Man lebe nicht mehr in der Republik, sondern in der Monarchie, und zwar in einer Monarchie, die größer und kräftiger gemacht werden solle, als je zuvor. Es läßt sich erwarten, daß in Folge dieser unstreitig schlagenden und erledigenden Gründe die verlangten Summen sofort bewilligt werden, obgleich das nächste Deficit des Budgets bereits auf 23 Millionen angekündigt ist, und in den beiden letzten Jahren die „Ergänzungs-Credite" nicht weniger als 155 Millionen betragen haben. Also: große Existenzen? Als ob sich dergleichen machen ließe, das heißt, für die Dauer machen ließe! Herr Boinvilliers hätte kaum nöthig gehabt, das große Wort auszusprechen: wir leben nicht mehr in der Republik, sondern in der Monarchie; wenigstens hätte es bei den Personen, an die es gerichtet war, kaum der Erinnerung daran bedurft. Die Erinnerung an Carl den Großen

erscheint nicht glücklich gewählt, weil die Geschichte von den großen Existenzen, die er geschaffen, allerlei erzählt, was nicht gerade auf Fortdauer der durch ihn errichteten Monarchie hindeutet. Indessen wird das Geld bewilligt, die großen Existenzen geschaffen und die deutschen liberalen Zeitungen überzeugt werden, daß von Frankreich, außer den civilisirenden Ideen von 1789 auch noch andere Ideen ausgehen können, die nicht ganz in die Chablone der Volksbeglückung nach Heppenheimer Muster passen.

Vergebens suchen wir in unserer Erinnerung nach einem diplomatischen Actenstücke, das sich der Verbal-Note des sardinischen Ministers Grafen Cavour vergleichen ließe. Tendenz und Ausführung dieses Schriftstückes sind so vollkommen unstaatsmännisch, so durchaus jeder gesunden gouvernementalen Anschauung zuwider, daß die Erinnerung in der That den Dienst für etwas Aehnliches versagt, man müßte denn allerlei Erlasse deutscher März-Minister aus dem Jahre 1848 für diplomatische Actenstücke gelten lassen wollen. Die Begriffsverwirrung in dieser Verbal-Note ist so offenkundig revolutionär, daß sie — eine nothwendige aber traurige Folge für eine Regierungshandlung — von den deutschen liberalen Zeitungen gelobt wird. Etwas Abweisenderes läßt sich bekanntlich nicht leicht von der Handlungsweise eines Ministers sagen, als daß der Liberalismus sie lobt. Und das Alles sagt ein sardinischer Minister dem Papst Pio nono, der selbst die demonstrativsten Erfahrungen über die Folgen liberaler Anwandlungen gemacht hat! Aber freilich, diese Erfahrungen passen nicht in den Kram des Grafen Cavour, deshalb geht er mit einer unvergleichlichen Naivetät darüber hinweg und hilft sich damit, das Unangenehme gar nicht zu erwähnen; und er hat Recht, dergleichen Gedanken von sich abzuwehren, denn er geht auf demselben schlüpfrig-abschüssigen Boden, und dieselben Folgen erwarten auch ihn. Wie man Geschichte zum Besten des Liberalismus schreibt, davon giebt diese Verbal-Note einen schlagenden Beweis. Den ganzen Dank, den Pio nono von seinem liberalen Experimente eingeerntet hat, schildert Graf Cavour mit folgenden Worten: „Die von Pius IX. selbst im Jahre 1846 begonnenen Reformen waren die Frucht seines langen Aufenhaltes in Imola, wo er Gelegenheit gehabt hatte, sich mit eigenen Augen von den Wirkungen des den Legationen auferlegten kläglichen Regierungssystems zu überzeugen. Leider scheiterten die Rathschläge der Mächte und der gute Wille des Papstes an den Hindernissen, welche die clericale Organisation jeder Neuerung entgegensetzte.“ Und mit diesen Worten ist die ganze römische Revolution abgethan und übergangen. Waren die Reformen des Papstes die Frucht seines Aufenhaltes in Imola, so war dagegen der Aufenthalt in Gaeta die Frucht seiner Reformen. Aber freilich, eine solche Erinnerung würde die liberale Deduction des sardinischen Staatsmannes genirt haben; glücklicher Weise haben andere Leute sie aber nicht

finden, daß ein bedeutendes Truppencorps der allirten Befreier noch einige Jahre in der Türkei stehen bleibe, um ein Faustpfand für die Durchführung der schriftlichen Reformen zu haben. Es sieht wieder einmal in der Wirklichkeit anders aus, als in den Raisonnements der Tagespresse. Mord und Brand antworten auf die vortrefflichen Absichten civilisirender Ideen. Man säete Frieden und Einigkeit und erntet nun Religions- und Bürgerkrieg. Man nahm die Türkei in das europäische Concert auf, und Dissonanzen schreien zwischen die papierne Harmonie hinein. Und man ist dort erst am Anfang der Bewegung. Noch hilft vielleicht die Sendung einiger Truppen nach Naplus, noch genügt vielleicht ein Commissär des Divans, um die Mordbrenner in Marasch zu bestrafen, aber dergleichen wird bald genug nicht mehr genügen, und es wird sich zeigen, ob man mit der Türkei nach christlichem Maßstabe rechnen kann. Schon müssen mobile Colonnen das Land durchstreifen, um die Ruhe nur einigermaßen aufrecht zu erhalten. Wie lange wird das helfen können? Das „Journal de Constantinople" schildert zwar Alles in rosigstem Lichte, in Wahrheit aber sind die Zustände so angethan, daß der Separat-Vertrag der drei December-Verbündeten schon in nächster Zeit eine sehr viel andere Bedeutung gewinnen dürfte, als er im ersten Augenblick zu haben schien. Factisch geht die Türkei aus dem eben beendeten Kampfe ohne Flotte, ohne Armee, in höchster finanzieller Erschöpfung, gelähmt in ihrer Regierungsgewalt und Handhabung, unter Vormundschaft gestellt, und von wüthendstem Haß der Unterthanen gegeneinander zerrissen, hervor. Dagegen helfen keine papiernen Tröstungen. Die Weltgeschichte thut, augenblicklichen Nützlichkeits-Arrangements zu Liebe, keinen Schritt zurück. Das Verlebte und Ueberlebte stirbt, und auch das gewissenhaftest zusammengesetzte Tränklein vermag wohl die Agonie zu verlängern, nicht aber ihre nothwendige Catastrophe aufzuhalten. Lord Stuart de Redcliffe kann mit Genugthuung auf sein Werk zurücksehen. Was Rußland nicht gelingen durfte, ist ihm um so vollständiger gelungen. Vierhundert Jahre sollte, nach mohamedanischer Prophezeihung, das türkische Reich in Europa dauern. Sie sind vorüber, und wenn auch nicht auf den Jahrestag der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, so wird sie sich erfüllen und hätte sich schon erfüllt, wenn die Erben einig gewesen wären.

Nach allerdings vor der Hand noch dunklen Andeutungen aus Spanien zu urtheilen, scheint es dort schon zu dem Anerbieten eines ordnungsliebenden französischen Hülfscorps gekommen zu sein en cas, que —. Die „Gaceta", das amtliche Blatt der spanischen Regierung, gleichviel von welcher gerade beliebten Form, enthält folgenden curiosen Artikel vom 30. April, für uns gewissermaßen eine Antwort auf das, was wir vierzehn Tage vorher als zunächst wahrscheinlich bezeichnet: „Es scheint, daß in Folge der Erzählungen, welche einige Zeitungen

über die Angelegenheiten Spaniens veröffentlichten, eine hohe Persönlichkeit eine Unterredung mit der Königin hatte. Ihre Majestät erwiederte, daß sie lieber ihre Krone und die Hoffnung, ihre Tochter regieren zu sehen, verlieren, als die Einmischung einer fremden Nation in unsere Angelegenheiten dulden wolle." Wo solche Antwort officiell gegeben wird, läßt sich das vertrauliche Anerbieten allenfalls errathen. Daß ein solches überhaupt nach dem Friedensschluß mit Rußland gemacht werden würde, fanden wir eben so natürlich, als daß man eine Reibung mit Belgien für alle Fälle zurechtlegt. Nun fehlt noch ein in Turin ausgesprochener Wunsch aus den Tuilerieen, und die Fäden für nächste Verwickelungen sind so weit gestreckt, daß sie nur noch den Einschlag am Webstuhle der Zeit erwarten, um zu wirken, wie sie sollen.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Salviati.

Peter Heinrich August v. Salviati, dem alten und edlen italischen Hause der Salviati entsprossen, durch seine Großmutter dem Refugié-Geschlecht der Le Fèvre verbunden, war am 25. März 1786 zu Berlin geboren. Er erhielt seine erste Bildung auf dem französischen Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte Jurisprudenz in den schwersten Jahren Preußens, 1805—1807, auf der Universität Frankfurt a. O.

In tieffühlendem Herzen trug der junge Edelmann die Leiden des Vaterlandes, um so mehr, da er unter den Vorbereitungen zu seinem Beruf, nachdem er die Universität verlassen, ganz allein in Berlin stand, denn den Vater hatte er früh verloren, Mutter und Schwester aber waren durch Verhältnisse der Zeit entfernt auf dem Gute eines Oheims in Preußen.

Als eine besondere Gunst des Schicksals in dieser trüben und an Prüfungen reichen Zeit betrachtete es v. Salviati, daß ihm im Jahre 1809 der ehrenvolle Auftrag zu Theil wurde, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Charlotte von Preußen*) in der Geschichte und der deutschen Literatur zu unterrichten, und daß er etwas später in ein ähnliches Verhältniß zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Carl von Preußen kam, als dessen Erzieher in einem dreimonatlichen Urlaub abwesend war. v. Salviati hat immer eine dankbare Erinnerung an diese Verhältnisse bewahrt, und die durchlauchtigen Herrschaften haben ihm stets ein huldvolles Andenken mit oft erneuten Beweisen gnädigen Wohlwollens gezeigt.

*) Gegenwärtig Ihre Majestät die Kaiserin-Wittwe von Rußland.

Als im Februar des Jahres 1813 des Königs Ruf erscholl, war v. Salviati einer der Ersten, der sich nach Breslau begab, um dem Könige und dem Vaterlande mit den Waffen zu dienen. Da indeß der jüngere Bruder, Wilhelm v. Salviati, jetzt Oberst-Lieutenant a. D., bereits unter den Waffen stand, und man die Fähigkeiten Salviati's andern Orts besser benutzen zu können glaubte, so ließ er sich bestimmen, als Hülfsarbeiter in das Kriegsministerium einzutreten. Später wurde er dem General-Gouverneur der mecklenburgischen Lande und der Hanse-Städte, Herrn v. Alopaeus, attachirt und blieb in diesem Verhältniß bis zur Auflösung des General-Gouvernements; im August des Jahres 1813 aber sandte ihn der Staatskanzler von Prag aus in besondern Aufträgen nach London. Als v. Salviati im Monat December aus London zurückkehrte, wurde er zum Legations-Secretair bei der Königl. Gesandtschaft im Haag ernannt, arbeitete jedoch bis zum Pariser Frieden in dem Bureau des Staatskanzlers, dem er nach Frankreich folgte.

Als Anerkennung seiner Dienste während des Krieges erhielt v. Salviati das eiserne Kreuz am weißen Bande und wurde 1816 zum Legationsrath ernannt.

Da der Chef der Königl. Gesandtschaft im Haag sehr oft und sehr lange abwesend war, so führte v. Salviati die Geschäfte fast ganz selbstständig und erwarb sich unter schwierigen Umständen die Anerkennung des Ministers und die Zufriedenheit seines Königs; 1823 wurde er zum Geheimen Legationsrath ernannt und erhielt im selben Jahre nach Abschluß einer Convention mit der niederländischen Regierung von dem Könige Wilhelm das Ritterkreuz des niederländischen Löwenordens.

In demselben Jahre begründete v. Salviati sein häusliches Glück durch seine Vermählung mit Fräulein Caroline Rahlenbeck, Tochter des Königl. sächsischen General-Consuls zu Brüssel. Vom Mai 1824 an fungirte v. Salviati etwa ein Jahr lang als Königl. Geschäftsträger zu Madrid in Vertretung des Gesandten und erhielt in Anerkennung seiner Thätigkeit daselbst den rothen Adler-Orden dritter Klasse, so wie das Comthurkreuz mit dem Stern vom spanischen Orden Carl's III.

Nach seiner Rückkehr aus Spanien verweilte v. Salviati längere Zeit zu Berlin, wo er sich mit großem Eifer und inniger Theilnahme den Angelegenheiten der französischen Colonie widmete, zu welcher seine Familie seit ihrer Niederlassung in Preußen gehörte. v. Salviati war Kirchenältester und Mitglied des Consistoriums der Colonie.

Im Jahre 1828 ging v. Salviati als Geschäftsträger nach Stuttgart, eine Stellung, die er unter den angenehmsten Verhältnissen zuletzt als Minister-Resident und zugleich bei dem Fürsten von Hohenzollern accreditirt zehn Jahre lang bekleidete.

Seine Verdienste um das Zustandekommen des Zollvereins in den süddeutschen Staaten wurden von Seiten Würtemberg's durch Verleihung des Comthurkreuzes vom Kronen-Orden anerkannt.

1833 erhielt v. Salviati die Schleife zum rothen Adler-Orden, und 1836 den Johanniter-Orden. Nach seiner Abberufung aus Stuttgart im Jahre 1839 blieb v. Salviati noch eine Zeitlang an dem hohenzollern'schen Hofe accreditirt und lebte dann in Berlin, bis er 1841 zum Minister-Residenten am großherzoglichen Hofe zu Weimar ernannt wurde. Er blieb an diesem Posten, bis derselbe unter den Stürmen des Jahres 1848 eingezogen wurde. Das war für v. Salviati die Veranlassung, aus der diplomatischen Carrière auszuscheiden. Vorher noch hatte seine Thätigkeit durch Verleihung des Comthurkreuzes erster Klasse mit dem Stern vom sächsisch-ernestinischen Hausorden sowohl, als auch vom weimarischen weißen Falken-Orden, ehrende Anerkennung gefunden.

Der greise Diplomat verlebte seitdem den Rest seines Lebens zu Weimar, wo ihm das Wohlwollen des großherzoglichen Hofes den Aufenthalt lieb und angenehm machte; am 14. Februar d. J. endete er, fast 70 Jahr alt, sein Leben, das er weise genützt, ein Leben, das reich war an den schönsten menschlichen Tugenden.

Liste
der Mitglieder der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

1854.

Graf v. Krassow, Regierungs-Präsident, zu Stralsund.

Mitglieder des Convents.

1. Graf v. Bismarck-Bohlen, General-Major a. D., auf Carlsburg, Kreis Greifswald. — Richter.
2. v. Dewitz, Justiz-Rath, zu Stettin. — Schatzmeister.
3. Freiherr v. Maltzahn, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Cummerow, Kreis Demmin.
4. Freiherr Senfft von Pilsach, Ober-Präsident der Provinz Pommern, zu Stettin.
5. v. Köller, Landrath a. D. und General-Landschafts-Rath, auf Kantrek, Kreis Kammin.
6. von der Marwitz, Landrath a. D. und Landschafts-Director, auf Rützenow, Kreis Greifenberg.

Ehren-Commendator.

1855.

Friedrich, Prinz der Niederlande, General der Infanterie und Chef des 15. Infanterie-Regiments.

Rechtsritter.

1854.

1. v. Sydow, Seconde-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Woltersdorf, Kreis Randow.
2. Freiherr v. Maltzahn, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Cummerow, Kreis Demmin.
3. Graf v. Bismarck-Bohlen, General-Major a. D., auf Carlsburg, Kreis Greifswald.

Als im Februar des Jahres 1813 des Königs Ruf erscholl, war v. Salviati einer der Ersten, der sich nach Breslau begab, um dem Könige und dem Vaterlande mit den Waffen zu dienen. Da indeß der jüngere Bruder, Wilhelm v. Salviati, jetzt Oberst-Lieutenant a. D., bereits unter den Waffen stand, und man die Fähigkeiten Salviati's andern Orts besser benutzen zu können glaubte, so ließ er sich bestimmen, als Hülfsarbeiter in das Kriegsministerium einzutreten. Später wurde er dem General-Gouverneur der mecklenburgischen Lande und der Hanse-Städte, Herrn v. Alopaeus, attachirt und blieb in diesem Verhältniß bis zur Auflösung des General-Gouvernements; im August des Jahres 1813 aber sandte ihn der Staatskanzler von Prag aus in besondern Aufträgen nach London. Als v. Salviati im Monat December aus London zurückkehrte, wurde er zum Legations-Secretair bei der Königl. Gesandtschaft im Haag ernannt, arbeitete jedoch bis zum Pariser Frieden in dem Bureau des Staatskanzlers, dem er nach Frankreich folgte.

Als Anerkennung seiner Dienste während des Krieges erhielt v. Salviati das eiserne Kreuz am weißen Bande und wurde 1816 zum Legationsrath ernannt.

Da der Chef der Königl. Gesandtschaft im Haag sehr oft und sehr lange abwesend war, so führte v. Salviati die Geschäfte fast ganz selbstständig und erwarb sich unter schwierigen Umständen die Anerkennung des Ministers und die Zufriedenheit seines Königs; 1823 wurde er zum Geheimen Legationsrath ernannt und erhielt im selben Jahre nach Abschluß einer Convention mit der niederländischen Regierung von dem Könige Wilhelm das Ritterkreuz des niederländischen Löwenordens.

In demselben Jahre begründete v. Salviati sein häusliches Glück durch seine Vermählung mit Fräulein Caroline Rahlenbeck, Tochter des Königl. sächsischen General-Consuls zu Brüssel. Vom Mai 1824 an fungirte v. Salviati etwa ein Jahr lang als Königl. Geschäftsträger zu Madrid in Vertretung des Gesandten und erhielt in Anerkennung seiner Thätigkeit daselbst den rothen Adler-Orden dritter Klasse, so wie das Comthurkreuz mit dem Stern vom spanischen Orden Carl's III.

Nach seiner Rückkehr aus Spanien verweilte v. Salviati längere Zeit zu Berlin, wo er sich mit großem Eifer und inniger Theilnahme den Angelegenheiten der französischen Colonie widmete, zu welcher seine Familie seit ihrer Niederlassung in Preußen gehörte. v. Salviati war Kirchenältester und Mitglied des Consistoriums der Colonie.

Im Jahre 1828 ging v. Salviati als Geschäftsträger nach Stuttgart, eine Stellung, die er unter den angenehmsten Verhältnissen zuletzt als Minister-Resident und zugleich bei dem Fürsten von Hohenzollern accreditirt zehn Jahre lang bekleidete.

Seine Verdienste um das Zustandekommen des Zollvereins in den süddeutschen Staaten wurden von Seiten Württemberg's durch Verleihung des Comthurkreuzes vom Kronen-Orden anerkannt.

1833 erhielt v. Salviati die Schleife zum rothen Adler-Orden, und 1836 den Johanniter-Orden. Nach seiner Abberufung aus Stuttgart im Jahre 1839 blieb v. Salviati noch eine Zeitlang an dem hohenzollern'schen Hofe accreditirt und lebte dann in Berlin, bis er 1841 zum Minister-Residenten am großherzoglichen Hofe zu Weimar ernannt wurde. Er blieb an diesem Posten, bis derselbe unter den Stürmen des Jahres 1848 eingezogen wurde. Das war für v. Salviati die Veranlassung, aus der diplomatischen Carrière auszuscheiden. Vorher noch hatte seine Thätigkeit durch Verleihung des Comthurkreuzes erster Klasse mit dem Stern vom sächsisch-ernestinischen Hausorden sowohl, als auch vom weimarischen weißen Falken-Orden, ehrende Anerkennung gefunden.

Der greise Diplomat verlebte seitdem den Rest seines Lebens zu Weimar, wo ihm das Wohlwollen des großherzoglichen Hofes den Aufenthalt lieb und angenehm machte; am 14. Februar d. J. endete er, fast 70 Jahr alt, sein Leben, das er weise genützt, ein Leben, das reich war an den schönsten menschlichen Tugenden.

Liste
der Mitglieder der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.
1854.

Graf v. Krassow, Regierungs-Präsident, zu Stralsund.

Mitglieder des Convents.

1. Graf v. Bismarck-Bohlen, General-Major a. D., auf Carlsburg, Kreis Greifswald. — Richter.
2. v. Dewitz, Justiz-Rath, zu Stettin. — Schatzmeister.
3. Freiherr v. Maltzahn, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Cummerow, Kreis Demmin.
4. Freiherr Senfft von Pilsach, Ober-Präsident der Provinz Pommern, zu Stettin.
5. v. Köller, Landrath a. D. und General-Landschafts-Rath, auf Kantrek, Kreis Kammin.
6. von der Marwitz, Landrath a. D. und Landschafts-Director, auf Rützenow, Kreis Greifenberg.

Ehren-Commendator.
1855.

Friedrich, Prinz der Niederlande, General der Infanterie und Chef des 15. Infanterie-Regiments.

Rechtsritter.
1854.

1. v. Sydow, Seconde-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Woltersdorf, Kreis Randow.
2. Freiherr v. Maltzahn, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Cummerow, Kreis Demmin.
3. Graf v. Bismarck-Bohlen, General-Major a. D., auf Carlsburg, Kreis Greifswald.

4. Freiherr Senfft von Pilsach, Ober-Präsident der Provinz Pommern, zu Stettin.

5. v. Plötz, Geheimer Justizrath und Landrath a. D., auf Groß-Weckow, Kreis Kammin.

1855.

6. Freiherr v. Barnekow, Hauptmann a. D. und Kammerherr, auf Ralswieck, Kreis Rügen.

7. v. Massow, Geh. Ober-Regierungsrath a. D., auf Rohr, Kreis Rummelsburg.

8. v. Köller, Landrath a. D. und General-Landschafts-Rath, auf Kantrek, Kreis Kammin.

9. v. Dewitz, Justizrath, zu Stettin.

10. Graf v. Münchow, Major a. D., auf Mickrow, Kreis Stolp.

Ehrenritter.

1812.

1. Moritz Graf zu Putbus, Kammerherr, zu Berlin.

1815.

2. v. Gadow, Rittergutsbesitzer, auf Teschow bei Rostock in Mecklenburg.

1821.

3. v. Thun, General-Lieutenant a. D., auf Schlemmin, Kreis Franzburg.

1822.

4. Freiherr v. Maltzahn, Premier-Lieutenant und Landschafs-Director a. D., auf Vollrathsruhe bei Teterow in Mecklenburg.

5. Freiherr Schoultz von Ascheraden, Kammerherr und Wirklicher Geheimer Rath, auf Nehringen, Kreis Grimmen.

1834.

6. Graf v. Keffenbrinck, auf Griebenow, Kreis Greifswald.

7. v. Arnim, Major a. D., auf Lasehne, Kreis Fürstenthum.

8. v. Schöning, Major a. D., zu Stargard.

1838.

9. v. Bandemer, Rittergutsbesitzer, auf Weitenhagen, Kreis Stolp.

1839.

10. v. Gerlach, Landrath a. D., auf Parsow, Kreis Fürstenthum.

1840.

11. Dr. v. Seeckt, Präsident des Appellationsgerichts zu Greifswald.

12. v. Wedell, Landrath a. D., auf Cremzow, Kreis Pyritz.

13. v. Flemming, Lieut. a. D., auf Böck, Kreis Kammin.

1843.

14. v. d. Marwitz, Landrath a. D. und Landschafts-Director, auf Rützenow, Kreis Greifenberg.

15. v. Brockhausen, Hauptmann a. D., auf Mittenfelde, Kreis Dramburg.

1844.

16. Freiherr Hiller v. Gaertringen, Oberst-Lieut., Flügel-Adjutant und Commandeur des 2. Infanterie- (Königs-) Regiments.

1845.

17. v. Knobelsdorff-Brenkenhoff, Landschafts- und Kreis-Deputirter, auf Schmelzdorf, Kreis Regenwalde.

18. Graf v. Blumenthal-Suckow, auf Jannewitz, Kreis Rummelsburg.

19. Graf v. Hertzberg, Major a. D., auf Lottin, Kreis Neu-Stettin.

20. v. Hagen, Lieut. a. D., auf Langen, Kreis Belgard.

1847.

21. v. Otterstedt, Prem.-Lieut. a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Zemitz, Kreis Greifswald.

1850.

22. v. Ramin, Regierungs-Assessor a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Günitz, Kreis Randow.

1854.

23. v. Puttkammer, Landschafts-Deputirter, auf Reinfeld, Kreis Rummelsburg.

24. Freiherr v. Sobeck, Kreis-Deputirter, auf Krukow, Kreis Demmin.

25. v. Gadow, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Kreis-Deputirter, auf Drechow, Kreis Franzburg.

26. Graf v. Schlieffen, Major a. D., auf Sandow, Kreis Pyritz.

27. Freiherr v. Puttkamer, Hauptmann im 2. Artillerie-Regiment und Adjutant des General-Feldzeugmeisters und Chefs der Artillerie, Prinzen Carl von Preußen.

1855.

28. v. Bord, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Kammerherr, auf Möllenbeck bei Neu-Strelitz.

29. Freiherr v. Senden, Präsident der Regierung zu Cöslin.

30. v. Weiher, Landschafts-Director, auf Vietzig, Kreis Lauenburg.

31. v. Stülpnagel, Major à la suite des Regiments Garde du Corps und Adjutant des Prinzen Albrecht von Preußen.

32. v. Dewitz, Staats-Anwalt zu Cöslin.

33. v. Schwerin, Landschaftsrath, auf Janow, Kreis Anclam.

Berichtigung.

In der Liste der Mitglieder der Brandenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens (B. V. H. 2, S. 98) ist durch ein Versehen

Nr. 35. v. Pogwisch, Oberst-Lieutenant und Kammerherr, zu Berlin. ausgefallen.

Wappen-Sagen.

Seydewitz.

Selbander gen Hispanien *)
Voll Kraft und wackrem Muthe,
Vom Elbstrom her aus Miffnien,
Von edlem deutschen Blute —
Zwei Ritter zogen wohlgemuth
Zu Carl Martell, dem Helden,
Sich selber und ihr edles Blut
Durch Thaten dort zu melden.
Der Eine Burgsaß Hardmann war,
Ein wackrer Held und Krieger,
Der nahm der Feinde stets ein Paar
Auf ein Mal und blieb Sieger,
Der Andre, Seydebitz benamt,
War von noch bessern Ahnen,
Hat stets den Vätern nachgeahmt,
Sein Blut, das thät ihn mahnen.

*) Diese Sage ist ihres hohen Alterthums wegen von besonderem Interesse, denn schon 1495 hat sie Hans Rosenplüth von einer Familiensage „abgedichtet". Dem obenstehenden Gedichte liegt eine, wie sie sich selbst nennt, „hochdeutsche" Uebersetzung der Rosenplüth'schen „Abdichtung" vom Jahre 1730 zu Grunde. Aus leicht begreiflichen Gründen haben wir auch der Form die möglichste Ursprünglichkeit gelassen. Man hat vor fast vierhundert Jahren also schon Wappensagen in Versen gebracht.

Die zogen weit nach Frankenland,
Die Mauren zu bekriegen,
Die dorten, wie am Teich der Sand,
In großen Haufen liegen.
Und sieh', wie sie einst Beid' allein,
Entfernt von allen Mannen,
Die größeste Gefahr nicht scheu'n,
Da dringt aus nahen Tannen
Ein Haufen Schwarzer schier heran
Mit Sarras, Pfeil und Bogen,
Die an der Zahl wohl zwanzig Mann
In Waffen ausgezogen.
Der Panzer, Schild und scharfes Schwert,
Das deutsche Herz, der Glaube,
Das giebt allein dem Manne Werth
Und hebt ihn aus dem Staube.
Der Deutschen Schild hält Pfeile ab,
Sie ziehen ihre Schwerde
Und mäh'n der Feinde Häupter ab
Und sitzen stolz zu Pferde.
Da nun der Feinde zehn schon todt
Vor ihren Rossen liegen,
Da wagt sich Hardmann ohn' groß Noth
Zu weit vor, schnell zu siegen.
Als noch zwei Mauren er erlegt,
Da wird er überwunden,
Es ist, da noch das Roß ihn trägt,
Sein Leib des Haupt's entbunden.
D'rauf hat Herr Curd von Seydebitz
Recht wie ein Held gestritten
Und hat sich zückend, gleich dem Blitz,
Gestürzt in Feindes Mitten.
Und als er Alle, bis auf drei,
Im Kampfe hat erschlagen,
Da thät er Jenen sonder Scheu,
Die flieh'n gewollt, nachjagen.
Er hat am See sie bald erreicht,
Sein Roß, das war im Laufen,
Da hat es Jenen schier gedeucht,
Jetzt sei es Zeit zum Raufen:
Und eilends wandten sie sich um,
Den Kämpen zu begrüßen
Und ihm Vergeltung anzuthun
Und Rache zu genießen;

Der aber führt sehr scharfen Stahl
Und haut mit mächt'gem Hiebe
Sie alle Dreie allzumal
In Stücke, die Gaudiebe! —

Als nach der siebentäg'gen Schlacht*)
Ward ausgewirkt ein Friede
Und diesem Zug ein End' gemacht,
Da man des Fehdens müde,
Da hat ihn Carl Martell genannt
Den besten aller Schnitter —
Herr Conrad hieß im ganzen Land
Der tapfre Maurenritter.
Auch wurden ihm zum Zeichen jetzt,
Auf schwarz und güld'nem Schilde,
Im güld'nen Felde eingesetzt
Drei halbe Mohrenbilde.

*) Wahrscheinlich ist die große Schlacht bei Tours und Poitiers gemeint, durch welche Frankreich von den Mauren befreit wurde.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Von Saint-Cloud nach Lazienki.

Ein socialer Roman.

Motto: „Die Tricolore wird ihren Weg durch ganz Europa finden."
(Graf Mirabeau.)

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Das Ende des Anfangs.

Ein wundervoller Sommerabend, die breiten Laubkronen der alten Bäume im Park Lazienki zu Warschau wiegten sich majestätisch langsam in dem lauen Abendwinde und spiegelten ihre von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne golden umränderten Wipfel in den blanken Gewässern. Tiefe Stille herrschte unter den stattlichen Bäumen um das zierliche Palais der polnischen Könige, denn im weiten Kreise bildeten Posten der Kaisergarde und im noch weiteren Lanziers der polnischen Cavallerie undurchdringliche Hindernisse gegen die glühenden polnischen Sympathieen sowohl wie gegen die müßige Neugier.

Der Kaiser Napoleon war, von Dresden kommend, wo er seit dem März Hof gehalten, in Warschau eingetroffen und in dem stillen Lazienki abgestiegen.

Der gewaltige Mann wollte einige Tage der Stille haben, bevor er sich an die Spitze der halben Million Soldaten stellte, mit denen er auszog, Rußland, das einzige ihm noch nicht unterworfene Reich des Continents, zu besiegen.

In Dresden hatte er den höchsten Glanz seiner Macht noch einmal entfaltet; mit seinen Marschällen und Generalen untermischt hatten die Souveraine Europa's in seinem Vorzimmer gestanden, und an der Spitze seiner Höflinge befand sich sein eigener Schwiegervater, der Kaiser von Oesterreich.

Der Feldzug gegen Rußland war beschlossen; eine uniformirte Völkerwanderung ergoß sich über die weiten Ebenen der Weichsel gegen Rußlands Grenzen; das schwarz-weiße Banner der königlichen Hohenzollern von Preußen wehete auf seinem äußersten linken, die schwarzgelbe Fahne des österreichischen Kaisers auf seinem äußersten rechten Flügel, der österreichische Fürst Schwarzenberg, so wie die preußischen

Degen Grawert und York führten deutsche Kerntruppen zum Kampf für Napoleon.

Man war im Junius des Jahres 1812.

Napoleon war erst seit einigen Stunden zu Lazienki, aber schon saß er in voller Arbeit vor einem Tisch, der mit Karten und Papieren bedeckt war.

Die bis zur Erde reichenden Fenster waren geöffnet, kühle Abendluft und frischer Laubgeruch erfüllten das Gemach.

Napoleon erhob sich und stand sinnend vor dem Tisch; eine Wolke lag auf seiner Stirn, die Depeschen aus Spanien, die er durchflogen, gaben ihm böses Blut. Sie enthielten keine Unglücksnachricht, aber sie wußten auch von keinem bedeutenden Erfolg zu berichten und doch hatte er seinen glücklichsten Feldherrn dorthin gesendet, jenen Massena, den er zum Fürsten von Rivoli gemacht, den er das Schooßkind des Glückes zu nennen pflegte. Der Kaiser begriff seine Marschälle nicht; er grollte ihnen, er wollte Siege, große Siege, und sie berichteten, ihm kaum kleine Erfolge seiner Waffen; Napoleon kannte den Gegner nicht, dem seine Feldherren dort die Spitze bieten mußten, er unterschätzte die Fähigkeiten jenes eisig kühlen Lords, er war ihm noch nicht persönlich gegenüber getreten dem poesielosen, zähen Schlachtfeldhalter Arthur Wellesley.

In Lazienki, im Begriff den Marsch nach Moskau anzutreten, beugte sich Napoleon über die Karte der pyrenäischen Halbinsel, — an der Weichsel stehend, spähete er nach den Schwächen des feindlichen Feldherrn in den Linien von Torres-Vedras!

Ganz Europa bildete das ungeheuerliche Kriegstheater Napoleon's.

Als er sich wieder aufrichtete von der Karte, fiel sein Blick auf ein ziemlich starkes Paket; es erregte seine Aufmerksamkeit, weil es keine Adresse hatte. Er nahm es auf und drehete es um. Neben dem Siegel las er einige flüchtige Zeilen, sie lauteten: „Ich habe mir erlaubt, diese wichtigen Papiere auf den Tisch des Kaisers legen zu lassen, der Oberst Delcourt kann nähere Nachweisungen über den Schreiber geben, wenn solche nöthig sind. Rapp."

Der Kaiser hielt viel von dem General Rapp; er nahm das Paket, riß den Umschlag ab und setzte sich nieder zu lesen.

Es war eine ziemlich umfangreiche Denkschrift.

Anfänglich las der Kaiser sehr ruhig, nach und nach aber stieg sein Interesse, er schlug die Blätter rascher um — „hah!" rief er, plötzlich innehaltend und sich umblickend, „ich habe Fouché nie getraut, aber ich glaube nicht, daß er im Ernst mit den Bourbonen verhandelt, ich kann ihn nicht für so einfältig halten; wahrscheinlich, es kann kaum anders sein, hat er wieder einen schurkischen Streich vor mit den Bourbons, — das alte Jacobinerblut scheint sich in ihm zu regen — die Bourbonen haben keine Summen wegzugeben, die ihn reizen könnten.

Was mag er vorhaben? will er mich wieder zum Schreckgespenst machen, wie damals in der Affaire des Herzogs von Enghien? ich werde auf meiner Hut sein, ich habe nicht Lust, seinen Plänen zu dienen. Kann der alberne Mensch seinen thierischen Haß gegen die Bourbonen nicht zügeln, so werde ich den Herrn Herzog von Otranto wieder zum Bürger Joseph Fouché machen und ihm seine Dotationen nehmen. Indessen ziehe ich gegen Rußland und lasse diesen Menschen hinter mir; er kann mir doch böse Streiche spielen, wenn mir die Sache auch nicht so gefährlich scheint, wie mich diese Schrift glauben machen will."

Der Kaiser las weiter. „Also mit Herrn von Talleyrand," murmelte er lesend, „ja, ja, um einen schlechten Streich auszuführen, waren sie Beide immer einig. Ich muß Befehle geben dieser beiden Männer wegen, ich will nicht, daß sie mich compromittiren und sie scheinen die beste Lust dazu zu haben, vermuthlich, um mir zu beweisen, daß ich nicht regieren kann, wenn sie nicht meine Minister sind. Sie mögen sich in Acht nehmen, diese Herren!"

Der Kaiser wurde immer aufgeregter, während er las; endlich war er zu Ende. Er warf die Denkschrift heftig auf den Tisch, stand auf und sagte zornig: „Also eine förmliche Polizei hält Herr Fouché? so ist also die Geschichte mit jenem Herrn Bathurst? Graf d'Entraguès — wo habe ich den Namen schon gehört? richtig, Fouché selbst hat mir einen Menschen dieses Namens einst vorgestellt. Ah, es ist das der Unterhändler, den wir benutzten, um den Cardinal Maury zu gewinnen —"

Der Kaiser ging heftig bewegt auf und ab, endlich öffnete er eine Nebenthür und rief hinein: „Duroc, geben Sie Befehl, einen gewissen Grafen d'Entraguès zu verhaften, sich der Papiere desselben zu bemächtigen; derselbe ist uns von Dresden hierher gefolgt, die Polizei muß ihn sofort ausfindig machen."

Napoleon schloß die Thür wieder.

„Es ist in der That wenig angenehm," sagte er verdrießlich, „Krieg zu machen, wenn man solche Menschen hinter sich läßt. Nie habe ich mich darüber getäuscht, daß die große Masse, welche mir anhing in Frankreich, welche meine Stellung, meine Macht begründete, dies nicht aus Liebe zu mir that, sondern aus reinem Egoismus. In Sicherheit genießen wollte Jeder, was er aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet, erwerben wollte er durch mich, was er sich wünschte. Das Drängen der Armee nach Ruhm und Beute treibt mich von Krieg zu Krieg. Es nöthigt mich aber auch zum Siege, denn in der Niederlage muß meine Macht schnell zusammenbrechen. Nun, Rußland wird mir unterliegen, und auf lange Zeit werden dort die ungestümen Forderungen meiner Anhänger Befriedigung finden. Aber dann?! Ist es mir gelungen, durch Wohlthaten und Auszeichnungen die bedeutenden Männer an mich zu fesseln? Statt Dank ernte ich fast überall Undank, je

weniger ich ihn erwarten darf, desto sicherer tritt er ein. Wohlan denn, durch Furcht werde ich an mich fesseln, was mir nicht aus Dankbarkeit anhängen will. Vielleicht führt das zum Ziel. Indessen, ich werde meinen Feldzug machen, ich werde diesen Russen ein paar große Schlachten liefern, ich werde sie aufs Haupt schlagen, Moskau besetzen und ihnen dort meinen Frieden dictiren. Ich habe das Königreich Polen wiederhergestellt, ich werde es durch russische Provinzen vergrößern, es wie einen Keil vorschieben gegen das Centrum der russischen Macht, um für die Folge Rußland durch Polen bewachen und bändigen zu lassen, wie ich Oesterreich gebändigt habe nach der Austerlitzer Schlacht durch die Aufrichtung der Königreiche Bayern und Württemberg, wie ich Preußen gezwungen habe nach Jena durch die Königreiche Westphalen und Sachsen. Das Verhängniß reißt Rußland hin, es möge sich erfüllen!"

Der Kaiser stand an dem offenen Fenster und schaute hinaus in den lauen Sommerabend; er wehete ihn sanft und schmeichelnd an, aber er achtete seiner nicht, denn in seinem Innern wurde eine Stimme laut, die ihm ernst sagte: „Auch Dich reißt Dein Verhängniß hin, auch Dein Verhängniß wird sich erfüllen!"

„So sei es!" rief der Kaiser finster, er antwortete der Stimme in seinem Innern.

Weit hinter sich warf er, was noch eben einen Moment wenigstens seine Seele bedrückt; er beugte sich über die Karte des ungeheuren Reichs, das er angreifen wollte, er folgte mit festem Blick dem Laufe der Flüsse, dem Zuge der Gebirge, er dachte die Schlachten, die er schlagen mußte auf seinem Wege nach Moskau.

„Ich werde die Tricolore auf dem Kremlin der Czaren aufpflanzen!" sagte er zuversichtlich.

Das war das Resultat seiner Forschungen.

Er nahm die Denkschrift wieder, in welcher er zuvor gelesen.

„Duroc!"

Der Großmarschall des Palastes trat ein.

„Oberst Delcourt soll Ihnen sofort einen Mann, Namens Beireis zuführen," befahl der Kaiser aufstehend, „schicken Sie den Mann noch heute Abend nach Paris an Pasquier, er soll sich seiner bedienen, um Fouché genau beobachten zu lassen. Es ist das nothwendig, der alte Jacobiner complottirt gegen uns!"

Duroc verbeugte sich, leise lächelnd.

„Sie lachen, großes Kind!" sagte Napoleon freundlich und seiner Gewohnheit nach den Großmarschall am Ohrläppchen zupfend, „aber es ist doch wahr. Fouché complottirt und ich will ihn hindern, Dummheiten zu machen!"

„Ah, Sire," meinte Duroc, „lassen Sie ihn doch Dummheiten machen, damit wir Veranlassung haben, ihn nachher dafür gehörig zu züchtigen."

„Sie könnten recht haben, mein Freund," entgegnete Napoleon, und sann eine Weile, „doch nein," fuhr er dann mit erhobener Stimme fort, „der könnte manchen guten Mann in seine Netze ziehen, manchen Mann, den ich wo anders brauchen kann, als im Gefängniß. Ich will keine Conspirationen, verstehen Sie mich, mein Herr?"

Duroc verbeugte sich.

„Hier, nehmen Sie," sagte der Kaiser und reichte dem Großmarschall die Denkschrift des Geheimen Rathes, „lesen Sie diese Blätter, und sobald der Herr d'Entraguès verhaftet ist, verhören Sie ihn auf die darin enthaltenen Anklage-Punkte; morgen erwarte ich Ihren Bericht. Ich denke, wir werden einmal ein Exempel statuiren müssen, um diesen Herren zu zeigen, daß wir nicht ungestraft mit uns spielen lassen!"

Der Großmarschall entfernte sich, um die Befehle seines kaiserlichen Herrn sofort auszuführen.

Während der Kaiser zu Lazienki bereits den Befehl ertheilt hatte, den Agenten Fouché's zu arretiren, weil dieser die Frechheit gehabt, zu Dresden schon eine förmliche Polizei im Interesse und Auftrage des ehemaligen Polizei-Ministers Fouché zu organisiren, durch welche der Herzog von Otranto, der bereits von den Geschäften entfernt und in halber Ungnade auf seinen Gütern wohnte, über jeden Schritt des Kaisers, über jedes Vorkommniß in den Umgebungen des Kaisers aufs Genaueste unterrichtet wurde; also während der Haftbefehl gegen d'Entraguès bereits erlassen war, dachte der kühne Mensch noch nicht im Entferntesten daran, daß sein Verhängniß so nahe, daß er kaum noch Zeit habe, ihm zu entrinnen, im Gegentheil, er dünkte sich vollkommen sicher und gedachte sich des Mannes zu entledigen, von welchem er allerdings eines Verrathes sich versehen konnte.

Am Morgen seiner Ankunft in Warschau hatte der Graf einen flüchtigen Zettel von Mademoiselle Cephyse erhalten; sie meldete ihm, daß sie ihn beim Hereinfahren gesehen, daß sie mit Beireis seit einer Woche schon in der polnischen Hauptstadt anwesend und daß Beireis mit irgend einem Plane gegen ihn umgehe, den sie aber nicht kenne.

Das verrätherische, schändliche Weib kannte die Pläne des Geheimen Rathes ganz genau, denn der graue Wüstling, der mit der eigensinnigen Verkehrtheit des Greisenalters an Cephyse hing und jeder Laune derselben nachlebte, hatte kein Geheimniß vor der Genossin so mancher dunkeln That; diese aber, obwohl der Herrschaft über Beireis froh, verfehlte doch nicht, sich den Rücken zu decken durch einen theilweisen Verrath an dem Manne, dem sie täglich Liebe log und Anhänglichkeit heuchelte. Das feindselige Verhältniß des Geheimen Rathes zu seinem frühern Verbündeten war ihr kein Geheimniß, denn Beireis hatte, als er Cephyse zuerst in Brüssel wieder fand, sich vor ihr gerühmt, daß er den Grafen in England ins Verderben gestürzt habe, weil derselbe ihn nach dem Morde Lord Bathurst's im Stiche gelassen und dem Mangel

und der Armuth in London preisgegeben habe. Cephyse hatte das Entsetzen des Geheimen Rathes gesehen, als er erfuhr, daß es dem Grafen gelungen, sich aus London zu retten; sie hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß nun ein Krieg auf Leben und Tod zwischen diesen beiden gleich schlauen und gewissenlosen Männern entbrennen werde. Für den Geheimen Rath war der Vortheil, daß er wirklich im Dienste der kaiserlichen General-Polizei stand, aus welcher der Graf mit seinem Gönner Fouché ausgeschieden war; dieser Vortheil aber war nicht ausreichend, ihn gegen den Einfluß seines Gegners zu schützen, der mit allen vornehmen Mitgliedern der General-Polizei bekannt und in den höchsten Kreisen einflußreich war. In der That wäre es dem Grafen ein Leichtes gewesen, Beireis zu verabschieden, aber Entraguès sann auf eine schwerere Rache. Das ahnte Mademoiselle Cephyse instinctmäßig.

Gegen Abend hatte Entraguès seine Gemahlin verlassen, von der er sich seit seiner Rückkehr aus England nicht wieder getrennt, von Claire, die seine und Fouchés Correspondenz mit den Bourbonen in England führte, die ihren Gemahl liebte mit einer so innigen, so aufopfernden und so zärtlichen Neigung, daß man ihr wohl einen würdigern Gegenstand hätte wünschen mögen.

Als der Graf seine Gemahlin verlassen, blieb diese allein in dem kleinen Gasthofe zurück, in welchem sie, bei der Ueberfüllung der Stadt, nur mit Mühe und durch Zufall ein Unterkommen gefunden.

Es war ein enges Zimmer, welches Claire bewohnte, und sie hielt sich fest verschlossen darin, weil das ganze Haus voll untergeordneter Personen lag, die zur Feldkanzlei und zur Campagne-Küche des Kaisers gehörten; Claire erschrak deshalb fast, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde, sie war entschlossen nicht zu öffnen, ja, durch kein Geräusch zu verrathen, daß Jemand in dem Zimmer anwesend sei.

Entraguès hatte ihr das beim Weggehen empfohlen.

Es wurde wiederholt geklopft, endlich sagte eine dünne Stimme: „Frau Gräfin, ich habe den Herrn Grafen ausgehen sehen, ich weiß, daß Sie im Zimmer sind, öffnen Sie mir doch! von mir haben Sie nichts zu fürchten, denn ich bin der kaiserliche Campagne-Kochsgehülfe Colin Bassard, und habe einen Brief an Sie von meiner Tante Riquette!“

„Von Riquette,“ rief Claire fröhlich und öffnete die Thür, „was macht meine gute Riquette?“

Herr Colin Bassard, der kaiserliche Campagne-Kochsgehülfe, ein langer Jüngling, dessen dickes, wohlgenährtes Gesicht einen merkwürdigen Gegensatz gegen seine magere Figur bildete, trat mit jenem Anstand und jener Würde, welche ihm das Bewußtsein seiner hohen Stellung im kaiserlichen Haushalt verlieh, ins Zimmer, verbeugte sich zu dreien Malen sehr förmlich vor der Dame und bat dann um Entschuldigung, daß er die Frau Gräfin gestört habe.

„Aber so sagen Sie mir doch, Herr Bassard, was meine gute Riquette, oder Ihre Frau Tante macht?“ fragte Claire ungeduldig.

„Die Frau Gräfin wollen mich entschuldigen,“ bat der Herr Campagne-Kochsgehülfe sehr freundlich, „daß ich diese Frage nicht wohl beantworten kann, da ich seit dem Jahre 1806 nicht das Glück gehabt habe, meine Tante, welche sich der unschätzbaren Gunst der Frau Gräfin erfreut, zu sehen.“

„Indessen haben Sie einen Brief für mich von ihr?“

„So ist es, Frau Gräfin — und ich bin sehr glücklich, daß ich mich desselben endlich entledigen kann, da ich denselben schon ein halbes Jahr bei mir trage; mein Oheim Bassard kam im Januar mit Herrn von Chatillon aus England nach Paris und übergab mir den Brief der Tante Riquette mit dem Auftrag, denselben nur in die Hände der Frau Gräfin selbst zu legen!“

Mit diesen Worten öffnete der Herr Campagne-Kochsgehülfe eine sehr umfangreiche Brieftasche und zog aus einem dicken Haufen von Küchenzetteln und Recepten einen Brief hervor, der eben nicht sehr reinlich mehr aussah.

Claire nahm den Brief; sie brannte vor Begierde, ihn zu lesen, aber die Umständlichkeit und Förmlichkeit des Würdenträgers der kaiserlichen Küche ließen sie sobald noch nicht dazu gelangen.

Endlich hatte sich der brave Mann mit unzähligen Verbeugungen und noch einigen Complimenten mehr entfernt. Claire hatte die Thür wieder hinter ihm geschlossen; sie setzte sich an den kleinen Tisch, auf welchem eine einzige Kerze brannte, welche das ärmliche Gemach spärlich genug erhellte.

Hastig riß sie den vergilbten Umschlag von dem Brief und entfaltete, ohne die geringste Ahnung, das Blatt. Sie begann zu lesen, die liebliche feine Röthe schwand von ihrem Antlitz, sie wurde tódtenbleich, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn; sie hatte zu Ende gelesen und sank, das unglückselige Blatt in der Hand, leise stöhnend vorn über. Ohnmächtig glitt sie herab von dem Stuhl, regungslos lag sie am Boden.

So lag sie über eine Stunde, so lag sie noch, als der Graf, welcher eine Unterredung mit Cephyse gehabt hatte, zurückkehrte und die Thür mit dem mitgenommenen Schlüssel öffnete.

Entraguès erschrak nicht wenig, als er Claire scheinbar leblos am Boden liegend erblickte; er hob sie auf und legte sie auf das Bett, das im Zimmer war, dabei fiel sein Blick auf den Brief, den sie fest in den geschlossenen Händen hielt; er bemächtigte sich desselben und las: „Meine arme Claire, Du mußt Dich retten, sobald Du kannst; Dein schändlicher Gemahl hat Dich und uns Alle auf das Entsetzlichste betrogen — gleich nach Deiner Abreise kam Alles an den Tag. Dein Mann ist der abscheuliche Bösewicht, der den armen Lord Bathurst in Deutschland er-

mordet hat; die englische Regierung hat Alles gewußt, aber sie hat den Mörder entwischen lassen aus Rücksicht auf die Prinzen, deren Agent er ist, die er aber betrügt, wie er uns Alle betrogen hat. Oh, hätte ich doch meinen früheren Gefühlen Folge geleistet und mich nicht von der gleißenden Freundlichkeit dieses Schurken bethören lassen, vielleicht hätte ich dann verhindern können, daß Du Dich wieder von ihm fangen und fortführen ließest. Meine arme Claire, glaube mir, der schändliche Mann liebt auch Dich nicht; er benutzt Dich nur, um den Herrn Grafen von Artois zu betrügen, der, wie ich Dir jetzt bestimmt sagen kann, Dein Vater ist. Wir haben nie darüber gesprochen, Du hast es vielleicht geahnt, aber Lady Bathurst, welche Dein Mann bis auf den letzten Moment auf eine unerhörte Art zu täuschen verstanden, hat die genauesten Nachforschungen angestellt, und erst, seit sie den Grund kennt, den Dein Mann gehabt hat, sich Deiner zu bemächtigen, hält sie Dich für betrogen; früher glaubte sie fest, Du habest Kenntniß gehabt von dem Verbrechen Deines Mannes und seiest seine Mitschuldige, jetzt beklagt sie Dich eben so innig, wie ich. Meine arme, liebe Claire, ich weiß nicht, wo Du bist, ich kann nicht zu Dir und möchte Dich doch gern dem Schändlichen entreißen; oh! Claire, es ist die Sünde, die Untreue Deiner armen Mutter, die sich an Dir rächt, armes Kind; darum mußte Dich die Liebe zu diesem abscheulichen Mann verblenden, Du mußtest elend und unglücklich werden durch diese Liebe. Ich beschwöre Dich, geliebtes Kind, reiße Dich sofort los von dem Elenden, kehre zu mir zurück; Du weißt, daß Bassard, der gute Mensch, immer meiner Meinung ist; lebe bei mir, bei mir, die ich Dich mehr liebe, als meine leibliche Schwester. Ich wollte wohl Deinen Vater, den Prinzen, von Deinem Schicksal unterrichten, aber erstlich wäre das vielleicht unnütz, weil man einer Anzeige, die von einer Person im Haushalt des Prinzen Lucian kommt, wenig Glauben beimessen würde, und dann weiß ich gar nicht, was der Prinz für Dich thun sollte, so lange er in England und Du auf dem Continent bist. Lady Bathurst, mit der ich Deinetwegen neulich reden wollte, hat mich nicht empfangen, und ich verdenke es ihr kaum, denn wenn sie Dich auch nicht für schuldig hält, so muß ihr doch jeder Gedanke an den Mörder ihres Gemahls, dem Du so nahe stehest, entsetzlich sein. Ich bin übrigens überzeugt, daß sie den Schurken verfolgen läßt und nicht eher ruhen wird, bevor ihn seine Strafe ereilt hat. Ich weiß nicht, meine geliebte, meine arme Claire, wann Du diesen Brief erhalten wirst, Bassard nimmt ihn mit nach Paris; bist Du dort, so wird es Dir leicht sein, dem Elenden zu entfliehen, Du hast Freunde dort; auch wird jeder aus meiner Familie Dir gern behülflich sein, — im Nothfalle wende Dich an die Königin von Holland, Du weißt, die gute Hortense war mir immer freundlich gesinnt. Ach! Claire, ich kann mir Deinen Schmerz und Deine Verzweiflung denken, wenn Du diesen Brief liesest; warum bin ich nicht bei Dir, Dich zu

trösten? Da fällt mir ein, daß Du vielleicht denkst, ich sei getäuscht und Dein Mann sei doch unschuldig, denn Deine Liebe zu ihm war zuletzt gar zu groß und völlig blind; Schaudern ergreift mich, wenn ich daran denke; ja, es ist ein wirkliches Verhängniß, Du mußt durch Deine unglückliche Liebe zu diesem Manne die Schuld Deiner Mutter büßen — Claire, glaube dem Lügner nicht mehr, er betrügt Dich, wie er Dich immer betrogen hat. Wisse, daß die Anzeige an das britische Ministerium Alles enthüllt hat, Dein Mann hat sich nicht gescheut, auch Dich in sein Verbrechen zu verwickeln, der arme Lord Bathurst war in Dich verliebt, das benutzte Dein Mann mit teuflischer Berechnung; eine feile Dirne, welche als Maitresse bei ihm lebte, mußte Deine Rolle spielen, — durch sie, welche der Lord für Dich hielt, wurde das Opfer in ein abgelegenes Haus gelockt, dort ermordet und verscharrt. Zweifelst Du an der Wahrheit dieser Anzeige, so frage Deinen Mann, oder, nein, thue es nicht, damit er Dich nicht auch ermordet, ich zittere für Dich. Geliebte Claire, ich werde keine ruhige Stunde haben, bevor ich Dich nicht wieder in meinen Armen halte. Ach, Claire, ich bete für Dich, mehr kann Deine arme Riquette nicht thun."

Mit finsterm Blick hatte der Graf diesen Brief überflogen, er brach ihn zusammen und steckte ihn ein; einen Augenblick überlegte er, dann trat er zu dem Bette, auf welchem Claire lag.

Das unglückliche Weib warf sich unruhig hin und her, sie sprach leise, sie fieberte heftig, plötzlich öffnete sie die Augen weit und begann laut zu lachen.

Dem Grafen schauderte; er faßte nach ihrer Hand, aber fuhr zurück, denn im selben Augenblick verzerrten sich die sanften Züge Claire's in entsetzlicher Weise, ein wüthender Krampfanfall durchzuckte den ganzen Körper.

Gleich darauf brach das unglückselige Weib in einen grausigen Schrei aus; es war ein nur einzelner Schrei, aber so grausig, daß der Graf förmlich zurücktaumelte vor dem Ton und sich schaudernd abwendete.

Einige Minuten stand er völlig bewußtlos, nicht im Stande, seine Gedanken zu ordnen; er wagte nicht, nach dem Bette zu blicken, auf welchem sich Claire in den wildesten Zuckungen bewußtlos wälzte.

Da wurde leise an die Thür gepocht. Entraguès fuhr auf; es war ein ganz eigenthümliches Klopfen. Rasch schritt er zur Thür und öffnete; er sah im Dunkeln eine Gestalt, die ihm einen Zettel in die Hand drückte und dann verschwand.

Der Graf trat zum Licht, er hielt einen dreieckigen Zettel von blauem Papier, er las: „Höchste Gefahr, nur die schleunigste Flucht rettet!"

Augenblicklich hatte der Mann seine volle Besinnung, seine ganze Energie wieder, nur in der allerhöchsten Gefahr für Leib und Leben

warnten sich die Eingeweihten der Fouché'schen Polizei durch solche Zeichen.

Was kümmerte ihn jetzt Claire?

Rasch warf er den Mantel um, nahm ein Portefeuille und seine Pistolen, eilig schritt er der Thür zu.

In dem Augenblick, wo er die Thür öffnete, schrie Claire mit gellender Stimme: „Mein Kind! mein Kind! rettet mein Kind!"

Hell schlug der Hülfeschrei des gemarterten Weibes an sein Ohr, aber er hielt ihn keinen Augenblick auf; hastig schlug er die Thüre zu und stürzte hinaus auf die Straße.

Niemand hatte ihn kommen oder gehen sehen.

Etwa zehn Minuten später ging ein kaiserlicher Kanzlei-Beamter, welcher nach Hause kam, an der Thür vorüber, um sich in seine Wohnung zu begeben, welche eine Treppe höher lag; er vernahm in dem Gemach ein wahnsinniges Lachen, das mit wildem Geschrei wechselte. Er pochte an die Thür, er wollte sie öffnen, sie war verschlossen. Er lauschte. Da wurde es plötzlich ganz still, er vernahm keinen Laut mehr.

Von entsetzlicher Angst eines Unglücks ergriffen, rief er Leute herbei, man kam mit Licht, man sprengte die Thür auf — scheu standen die Eintretenden vor dem schauervollen Anblick, der sich ihnen darbot; da lag eine junge Frau auf dem Bette, sie hielt ein neugeborenes Kind in ihren Armen, aber Mutter und Kind waren todt, die beiden Leichen waren noch warm.

Eine halbe Stunde später erschienen kaiserliche Polizei-Beamte und Armee-Gensd'armen. Die harten Männer wurden weich beim Anblick des Todes an der Stelle, wo sie das Verbrechen suchten. Sie nahmen einen procès-verbal auf, hörten Zeugen ab und versiegelten die vorgefundenen Effecten.

Als der erste Polizei-Beamte fragte: „Ist Niemand hier, der diese Dame gekannt hat und weitere Auskunft geben kann?" da trat Herr Colin Bassard vor und meldete, daß er von seinem Oheim einen Brief an die Frau Gräfin d'Entraguès, welche mit seiner Tante in einem Kloster zu Paris erzogen worden sei, erhalten habe. Diese Dame, deren Leiche er hiermit recognoscire, sei ihm bei ihrer Ankunft im Gasthofe von einem Beamten der Feld-Canzlei, den er nannte, als die Gräfin d'Entraguès bezeichnet worden. Er habe sie, als der Graf das Haus vor etwa drei Stunden verlassen, aufgesucht, ihr den an sie adressirten Brief übergeben, sich eine Weile heiter mit ihr von seiner Tante unterhalten und sie gesund verlassen.

Der Kanzlei-Beamte wurde bald ausfindig gemacht, er erkannte die Gräfin auf der Stelle wieder, er hatte sie in Dresden, wo er in einem Hause mit ihr gewohnt, oft mit dem Grafen gesehen.

Uebrigens erklärte der Campagne-Koch sofort, er werde dafür sorgen, daß die unglückliche Freundin seiner Tante mit ihrem Kinde ein anständiges Begräbniß erhalte.

Der Neveu der guten Riquette, der einzigen Freundin, welche die arme Claire gehabt, sorgte für die letzte Ruhestätte der unglücklichen jungen Frau. Die Freundschaft war mächtig aus weiter Ferne, sie sorgte für das Grab, da sie nicht mehr retten und helfen konnte.

Der Umsicht der Polizei entging es nicht, daß der Brief fehlte, den Bassard überbracht, man fand nur das zerrissene Couvert; daraus schloß sie, daß der Graf, obwohl ihn Niemand gesehen, in der Zwischenzeit im Hause gewesen und sich des Briefes bemächtigt haben müsse.

„Er muß eine Warnung erhalten haben, eine dringende Warnung, wie hätte er sonst sein Weib in dieser Lage verlassen können!“ sagte der Polizei-Beamte zu dem Brigadier der Gensd'armen, als er das Gemach verließ.

Während das in dem kleinen Gasthause geschah, hatte sich Graf d'Entraguès mit raschen Schritten entfernt und die belebtesten Theile im Innern der Stadt erreicht, wo er sich in dem Menschengewühl, das noch immer die Straßen durchwogte, obwohl es schon finster war, sicherer dünkte. Im Gehen überlegte er, wohin er sich flüchten solle. An der dringenden Nothwendigkeit seiner Flucht zweifelte er nicht, das Zeichen, das er erhalten, beseitigte jeden Zweifel; aber der kühne Mensch wollte Warschau nicht verlassen, er wußte, daß der Kaiser im Begriff war, zur Armee abzugehen, er beschloß, sich bis zur Abreise des Kaisers verborgen zu halten, er verließ sich auf seine einflußreichen Verbindungen in den höchsten Kreisen, und beschloß, dem Schicksal zu trotzen, wie er ihm schon oft getrotzt. Claire wollte er nicht aufgeben, nicht aus Liebe zu ihr, obwohl ihn auch wenigstens ein Band der Sinnlichkeit an das schöne, blühende Weib fesselte, er hatte sie in Krampf und Fieber verlassen, dem Fieber schrieb er den Ausruf, der noch in seinen Ohren gellte: „mein Kind, rettet mein Kind!“ zu, denn er wußte nicht, daß die furchtbare Aufregung, in die Claire durch den Brief Riquette's versetzt worden war, ihre Stunde beschleunigt hatte. Er kannte seinen Einfluß auf Claire, und hoffte, das liebende Weib zu überreden, daß der Brief Riquette's nichts als Verleumdungen enthalte.

Auch seine Gefahr durchschaute der scharfblickende Mann rasch. Nur eine Anzeige des Geheimen Raths von Beireis konnte ihm eine Verfolgung zugezogen haben, welche so furchtbar, daß sie ein solches Warnungszeichen erforderte; ganz richtig calculirte er auch, daß sich diese Anzeige auf die Ermordung des Lords Bathurst bezogen haben müsse. Er wußte, daß Napoleon, der sich nur der Papiere des Lords bemächtigen wollte, wegen dieser Angelegenheit, durch die er allerdings schwer compromittirt war, mit Fouché heftig gezürnt hatte.

Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, der seiner unvergleichlichen Verbrecherkühnheit würdig war.

Er hatte einige Stunden zuvor eine Unterredung mit Cephyse gehabt; von ihr hatte er erfahren, daß Beireis so eben aus Lazienki den Befehl erhalten habe, sofort nach Paris abzureisen, daß sie aber noch einige Tage in Warschau verweilen werde, um ihm dann in Gesellschaft der Frau eines Ordonnateur en chef, welche ihren Mann bis Warschau begleitet hatte, nach Paris zu folgen.

Er wußte, daß man kaiserlichen Befehlen sofort Folge leiste, und schloß deshalb, daß Beireis bereits abgereist sein müsse; mit raschen Schritten ging er nach dem Logis Cephyse's, dort bei der Maitresse seines Angebers, in dessen Wohnung, suchte man ihn gewiß nicht, dort war er sicherer, als sonst irgendwo in Warschau.

Es war völlig Nacht, als der Graf in das Haus trat, in welchem der Geheimrath Cephyse eingemiethet hatte.

Dasselbe lag einem kleinen Pförtchen gegenüber, welches in den Garten des sächsischen Palastes führte; aus den Fenstern der Wohnung des Geheimraths blickte man in diesen Garten.

Entraguès lauschte ziemlich lange auf dem dunkeln Treppen-Absatz, auf welchem die Thür der Cephyse; er mußte sich die Gewißheit verschaffen, daß der Geheimrath wirklich schon abgereist. Er hörte Cephyse in dem Zimmer auf und ab gehen, er hörte die ächte Pariserin, die, selbst wenn sie allein ist, nicht schweigen kann, die Refrains jener Lieder singen, die seit hundert Jahren das Entzücken der Pariser Jugend sind. Bald trällerte sie:

Finissez donc la belle,
Finissez tout cela,
Si vous êtes amoureuse,
Moi je ne suis pas.

Der Graf hörte nicht, daß der Geheimrath irgend eine Bemerkung machte, Cephyse aber fiel in eine andere Melodie:

Ah! que Rose est jolie!
Que je l'aimerais bien,
tin tin tin.
Sa mine est tout' fleurie,
Rien de frais, comme son teint,
tin tin tin!

Der Graf zögerte immer noch, Cephyse fuhr fort zu singen:

Que t'es jolie, ma Manon;
Je t'aime tout de bon —
Ce soir il fera noir
Nous pourrons nous voir!

Jetzt unterbrach das leise Klopfen des Grafen mitten im Couplet die Sängerin, welche mit einem leisen Aufschrei endete, eine Weile

lauschte und dann mit angenommener Kühnheit laut fragte: „Klopft da Jemand?"

Nun erst war Entraguès überzeugt, daß die Pariserin allein sei, und seine Lippen an die Spalte der Thür legend, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich bin es, Cephyse, öffnen Sie mir!"

Die Person erkannte auf der Stelle die Stimme des Grafen, dennoch zögerte sie einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, dann öffnete sie und ließ den Verfolgten eintreten.

„Ist Herr Beireis schon abgereist, Cephyse?" fragte er, seinen Mantel abwerfend, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen.

„Seit einer Stunde schon," entgegnete die Pariserin, „aber Sie, mein Herr, wo kommen Sie her? es ist noch keine Ewigkeit, daß Sie mich verlassen haben, denke ich!"

„Ihr Empfang ist nicht sehr zärtlich, Mademoiselle Cephyse, denke ich!" antwortete der Graf.

„Pah! zärtlich!" lachte die Person leichtfertig, „das haben Sie mir abgewöhnt, längst schon, und ich habe mich zu trösten gewußt!"

„Bei Herrn Beireis?" fragte Entraguès höhnisch.

„Bei ihm? sei es, er hat mich nie tyrannisirt!" rief Cephyse.

„Dafür haben Sie ihn desto mehr tyrannisirt, ist's nicht so, meine Schöne?"

„Und was geht das Sie an, mein Bester!" erwiderte die Person, in denselben spitz-spöttischen Ton übergehend.

„Habe ich nicht ältere Rechte auf Sie?" fragte der Graf, die Hand Cephysens ergreifend.

„Aeltere Rechte?" lachte die Dame, „die neuesten Rechte sind die besten."

„Ich werde mir neue erwerben!"

„Und was wird Madame dazu sagen, Madame, Ihre Gemahlin, mein Herr?"

Diese Anrede überraschte den Grafen, er nahm sie viel ernster, als sie gemeint war, und schwieg einen Moment. Er dachte an den Brief, den er in der Tasche hatte, das Bild der unglücklichen Frau trat vor seine Seele.

Cephyse blickte ihn befremdet an und sagte dann voll Hohn: „Ah! die Erinnerung hat geholfen — wie er bestürzt ist! wie ihm das Gewissen schlägt, wie er sich vor dem Zorn von Madame fürchtet! mein Gott, diese Ehemänner sind so einfältig, so langweilig!"

„Sonst sprachen Sie anders, Mademoiselle," entgegnete der Graf, sich zusammennehmend. „Sie empfingen mich einst mit weit anderen Gefühlen, Sie waren voll Zärtlichkeit für mich!" Entraguès wollte seinen Fehler verbessern, er wollte gefühlvoll erscheinen und wurde süßlich. Ein lautes Gelächter des Mädchens sagte ihm, daß er den falschen Ton angeschlagen; verwirrt blickte er um sich.

„O gehen Sie doch, mein Herr," spottete die Pariserin, „welche Sprache! Sie haben sich wohl geirrt, ich bin nicht Madame, Ihre Gemahlin, — einst waren Sie voll Zärtlichkeit für mich!" — Cephyse ahmte den Ton des Grafen mit Caricatur nach, dann warf sie sich in einen alten Lehnstuhl, der unter dem heftigen Stoß krachte, und lachte so gellend, daß Entraguès in Zorn gerieth.

Rasch trat er einen Schritt vor, faßte den rechten Arm Cephysen's am Handgelenk mit eisernem Druck, zog sie empor und zischte ihr in das erbleichende Gesicht: „Ich ersuche Sie, Ihrer ungehörigen Heiterkeit endlich ein Ziel zu setzen, Mademoiselle, ich befinde mich weder in der Laune noch in der Lage, zu lachen, Mademoiselle, hören Sie?"

„Sie thun mir wehe, mein Herr!" flüsterte Cephyse leise und wendete zitternd die Augen ab. Sie vermochte den wilden Drohblick des Grafen nicht zu ertragen.

Dieser drückte sie in den Sessel, aus dem er sie empor gezwungen, wieder nieder, ließ ihren Arm los, der am Handgelenk die Spuren seines Händedrucks zeigte, und holte sich einen Stuhl, den er dicht neben den Sessel des Mädchens schob.

„So, jetzt können wir reden!" sagte er, sich niedersetzend.

Mit einem sauersüßen Lächeln hielt ihm Cephyse den roth gedrückten Arm hin, der Graf nahm ihn und sagte flüchtig: „Mir thut der hübsche Arm leid, doch wir haben jetzt von wichtigern Dingen zu reden, hören Sie mich an, Cephyse, Sie werden dem alten Beireis in einigen Tagen nach Paris folgen, wie Sie mir gesagt haben, in Paris kann man auf sehr leichte und angenehme Weise sehr rasch eine Menge Geld ausgeben —"

Cephyse zeigte lachend ihre Zähne, sie fand den Grafen schon viel weniger einfältig als kurz zuvor.

„— Ich zweifele," fuhr d'Entraguès fort, „daß dieser charmante Herr Beireis, von dem Sie sich über den Verlust meiner Freundschaft trösten lassen, Ihnen so viel Geld geben wird, daß Sie alle Ihre Phantasien befriedigen können."

„Wenigstens werde ich Alles haben, was er bekommt!" bemerkte die Dame mit großem Selbstbewußtsein.

„Das mag sein, ich will es nicht bezweifeln," erwiederte der Graf, „aber ich fürchte, meine arme Cephyse, daß die Summen nicht sehr groß sein werden, welche Ihnen der gute Mann geben kann. Herr Pasquier bezahlt seine Agenten nicht eben sehr glänzend, es ist das nicht wie früher bei mir und dem Herzoge von Otranto."

Cephyse seufzte, sie hatte schon die Erfahrung gemacht.

„Nun, mein Kind," sprach d'Entraguès weiter, „ich werde dafür sorgen, daß Sie immer eine kleine Summe zu Ihrer Disposition haben!"

„Mein großmüthiger Freund!“ flüsterte die Person, zärtlich auf den Grafen blickend, den sie plötzlich wieder sehr geistreich und liebenswürdig fand.

„Keine Großmuth, Kleine,“ antwortete der Graf, „Sie können denken, daß ich Ihnen nicht umsonst mein Geld gebe; was meinen Sie, Kleine, ich gebe Ihnen monatlich zehn Napoleons, und Sie unterrichten mich ganz in der Stille über alle Dinge von Bedeutung, welche durch die Hände dieses braven Herrn Beireis gehen?“

„Das läßt sich schon hören, mein theurer Freund!“ lachte Cephyse, ihre gute Laune wieder gewinnend.

„Es versteht sich von selbst,“ fuhr der Graf fort, „daß ich mir vorbehalte, jede besonders gute Nachricht, jede Nachricht von größerer Bedeutung durch eine außerordentliche Gratifikation zu belohnen.“

„Oh! ich kenne Sie darin, Sie sind großmüthig!“ rief Cephyse vergnügt.

Der Graf zog seine Börse und zahlte der Pariserin ein Jahr ihrer Pension im Voraus, diese umarmte und küßte ihn.

„Es scheint,“ sagte dieser, „als hätte Sie der gute Herr Beireis nicht sehr verwöhnt, der Klang der Napoleons scheint Ihnen ziemlich fremd geworden zu sein, meine Kleine?“

„Was wollen Sie,“ lachte Cephyse, „man muß nehmen, was man bekommt. Freilich,“ setzte sie, plötzlich wehmüthig werdend, hinzu, „es gab einst Zeiten, da diese Summe unbedeutend für mich war!“

Entraguès lachte laut — „oh, es gab einst Zeiten —“ spottete er.

„Machen wir Frieden,“ rief Cephyse, „machen wir unsern Frieden; Sie haben Recht, mein Herr, ich war vorher unartig, aber Sie haben mich bestraft, Frieden!“

Sie umarmten sich.

„Cephyse,“ sagte der Graf endlich, „jetzt, da wir Frieden gemacht haben, will ich Dir sagen, daß ich hier bei Dir bleiben und Dich nicht verlassen werde, bis zu Deiner Abreise.“

„Wie,“ rief die Dame, den Grafen fixirend, „sollten Sie auf der Flucht sein, mein Freund?“

„So ist es, kein Geheimniß zwischen uns.“

„Beireis, dieser Elende, hat eine Anzeige gegen Sie durch den General Rapp in die Hände des Kaisers gelangen lassen —“

„Und weißt Du, was diese Anzeige enthielt?“ fragte der Graf.

„Die Geschichte mit dem englischen Lord und Deine Verbindungen mit Fouché.“

Entraguès und Cephyse nannten sich wieder „Du“, die Abwesenden haben immer Unrecht, und Beireis war abwesend; Cephyse unterrichtete den gegenwärtigen Freund von allen Schritten des Abwesenden. Sie war aufrichtig!

Der Graf faßte seine Entschlüsse; einmal der nächsten Gefahr, verhaftet zu werden, entronnen, hielt er sich stark genug, durch seine Verbindungen den Geheimen Rath zu verderben, er bereute es jetzt, nicht gleich nach seiner Rückkehr aus England energischer gegen denselben gehandelt zu haben, er hatte ihn nicht für so gefährlich gehalten. Freilich hatte er nicht wissen können, daß der Geheime Rath ein entfernter Verwandter des Generals Rapp war, ohne diesen aber wäre es dem Geheimen Rath auch nicht gelungen, seine Anzeige in die Hände des Kaisers zu bringen.

Entraguès blieb die Nacht über und auch den folgenden Tag bei Cephyse. Er hatte richtig gerechnet, die Polizei suchte ihn nicht in der Wohnung seines Angebers.

Jedenfalls wäre der Graf seinem Verhängniß entronnen, denn der Kaiser hatte ihn über seinen Riesenplänen und seinen Vorbereitungen zum Feldzuge völlig vergessen, und der Großmarschall hütete sich wohl, ihn am andern Tage an die Sache zu erinnern, weil er den Zorn seines Gebieters fürchtete, der sich zuerst über ihn ergossen haben würde, daß es der Polizei nicht gelungen, sich der Person des Grafen zu versichern; aber d'Anethan selbst machte in einer Minute, in welcher er sich vergaß, alle Vorsichtsmaßregeln zu nichte, die er mit eben so viel Schlauheit als Kühnheit zu seiner Rettung ergriffen.

Er hatte den ganzen Tag unangefochten bei Cephyse zugebracht; gegen Abend, während ihm Cephyse ein kleines Souper bereitete, trat er an das Fenster, das der Hitze wegen geöffnet war; in seine Gedanken vertieft, blickte er eine ziemliche Weile hinaus; als er zurückkehrte, hatte er nicht einmal eine Ahnung davon, daß er eine ganz unverzeihliche Unvorsichtigkeit begangen.

Sein Verhängniß sollte sich erfüllen!

Bei anbrechender Nacht war's, als der Palast-Präfect Baron von Bausset etwas aufgeregt in den Salon des Kaisers zu Lazienki trat, er zog den Großmarschall Duroc, Herzog von Friaul, in eine Fensternische und flüsterte ihm zu: „Sie haben gestern Befehl ertheilt, einen gewissen Grafen d'Entraguès zu verhaften, und derselbe hat sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen. Man hat mir die jammervolle Geschichte erzählt, wie man sein Weib und sein Kind todt gefunden! Da ist einer meiner Leute, welcher den Aufenthalt des Grafen d'Entraguès kennt! Wollen Sie den Mann sprechen, Herr Herzog, ich habe ihn mitgebracht, er ist draußen!"

„Sie wissen nicht, welchen Dienst Sie mir leisten, bester Baron," entgegnete Duroc, dem Palast-Präfecten verbindlich die Hand drückend, „ich erwartete jeden Augenblick die Frage des Kaisers nach diesem Teufel von Grafen, der übrigens die rechte Hand unseres gemeinschaftlichen Freundes Fouché ist; Sie können sich denken, wie unlieb es mir gewesen wäre, dem Kaiser antworten zu müssen, daß es mir nicht gelungen sei,

des Mannes habhaft zu werden. Sie wissen, wie heftig der Kaiser ist, er hätte gleich gedacht, ich wolle den Grafen um Fouché's willen durchhelfen."

Der Großmarschall trat mit dem Palast-Präfecten in ein Vorzimmer, wo Duroc einem Capitain von der Gensd'armerie winkte, ihm zu folgen.

In dem Gemach des Palast-Präfecten fanden sie einen hübschen schlanken Mann, welcher, als er sich dem gefürchteten Großmarschall gegenüber sah, einigermaßen die sichere Haltung verlor, die er zu behaupten suchte.

„Wie heißen Sie?" fragte Duroc.

„Deligny, Herr Herzog!" lautete die Antwort.

„Sie gehören zum Kaiserlichen Hause, Herr Deligny?"

„Ich habe die Ehre, Herr Herzog!"

„Deligny ist zweiter Commis in meinem Bureau!" sagte der Palast-Präfect Baron Bausset.

„Ich erinnere mich," fuhr der Herzog von Friaul fort, „Sie kennen einen Grafen d'Entraguès?"

„Sehr genau, Herr Herzog, ich speiste mit diesem Herrn zu Paris zu verschiedenen Zeiten bei einem Traiteur im Palais Royal."

„Haben Sie diesen Herrn seit Paris wieder gesehen?"

„O ja, in Dresden vor etwa drei Wochen; ich fand ihn auf der Terrasse, ging auf ihn zu und grüßte ihn; er erwiederte meinen Gruß, als wenn er mich nicht kenne, ich mußte ihn an unsern gemeinschaftlichen Traiteur in Paris erinnern. Seitdem habe ich ihn noch einige Male in Dresden gesehen, aber er behielt sein kaltes und fremdes Betragen gegen mich bei. Ich ärgerte mich darüber."

Duroc lächelte über den Pariser, der seine volle Etourderie wieder gewonnen hatte, dieser erzählte lebhaft weiter: „Heute hörte ich von einem Freunde, welcher in der Campagne-Küche Sr. Majestät angestellt ist, daß man gestern in seinem Wirthshause den Grafen d'Entraguès habe verhaften wollen, daß derselbe aber entwischt sei und daß man nur die Leiche seiner Frau gefunden, welche so eben ein Kind geboren. Mein Freund hatte die Gräfin gekannt, wir beklagten sie sehr, denn sie war eine sehr schöne Frau, eine Blondine, Herr Herzog, aber mit schwarzen Augen, das ist selten, ich hatte sie in Dresden mehrere Male mit dem Grafen gesehen."

Duroc gab einige Zeichen von Ungeduld, der Pariser aber hatte alle Verlegenheit überwunden: „Ich bin gleich zu Ende, Herr Herzog. Man hatte mir, als wir vor einigen Tagen hier ankamen, eine ziemlich kahle Mansarde im Sächsischen Palast zur Wohnung angewiesen, an den grünen Bäumen unter meinem Fenster hatte ich mich bald satt gesehen, ich musterte die Fensterreihen jenseits des Gartens. Glücklicherweise hatte ich mein Opernglas in Paris eingepackt, es ist vortrefflich, und

mit Hülfe desselben entdeckte ich im zweiten Stock des Hauses mir gegenüber eine allerliebste Dame —"

„Beeilen Sie sich, Deligny," befahl der Palast-Präfect, welcher Duroc's steigende Ungeduld bemerkte.

„Zu Befehl," entgegnete der Pariser unerschütterlich, „ich suchte Bekanntschaft mit der Dame zu machen, natürlich; ich fand auch ihre Wohnung, und sie hatte mir noch nicht zwei Worte gesagt, als ich überzeugt war, eine Landsmännin zu begrüßen; leider unterbrach ein unangenehmer alter Mensch mich schon im Anfang meiner Rede und zwang mich zum Rückzuge. Ich zog mich zurück und begnügte mich, bis auf Weiteres meine hübsche Landsmännin durch das Opernglas von meinem Fenster aus zu beobachten. Das that ich auch heute gegen Abend, da erblickte ich zu meiner größten Ueberraschung einen Mann an dem Fenster, an welchem ich meine Schöne zu sehen hoffte; dieser Mann war der Graf d'Entraguès, ich bin meiner Sache sicher, Herr Herzog!"

„Vortrefflich!" — sagte Duroc, „meinen Sie, daß dieser Graf d'Entraguès noch in dem Hause ist?"

„Jedenfalls, ich habe einen von unseren Leuten vor die Thür gestellt, der dem Grafen folgen wird, wenn er das Haus verläßt!"

„Das ist sehr gut, lieber Bausset, legen Sie mir doch morgen das Cahier des Herrn Deligny vor; wir werden etwas für Sie thun, junger Mann!" sagte Duroc.

Der Pariser verbeugte sich.

„Mein Capitain," wendete sich der Herzog von Friaul an den Gensd'armerie-Offizier, „nehmen Sie einige Leute, lassen Sie sich von diesem Herrn das Haus und die Wohnung zeigen, in welcher sich der Graf d'Entraguès befindet, verhaften Sie denselben und bringen Sie ihn auf die Wache. Wenn die Verhaftung erfolgt ist, machen Sie mir sogleich Meldung, vielleicht werde ich den Gefangenen noch in der Nacht hier verhören; derselbe darf übrigens mit Niemandem verkehren."

Der Großmarschall winkte, und drei Minuten später verließ der Gensd'armerie-Offizier mit Herrn Deligny das Gitter von Lazienki. —

Es war am folgenden Tage gegen sechs Uhr Morgens, als eine Kutsche, welcher ein Gensd'arm vorritt, im schärfsten Trabe durch die Straßen von Warschau fuhr. Zwei Gensd'armen folgten ihr. In der Kutsche lehnte ein bleicher Mann, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche verbunden, der in einen Soldatenmantel gehüllt war; unter demselben waren ihm die Hände zusammengebunden.

Es war der Graf d'Anethan d'Entraguès, der nach einem lebhaften Widerstand und nachdem er einen Gensd'armen erschossen, in dem Zimmer Cephyse's in der vergangenen Nacht verhaftet worden war.

Neben ihm saß der Gensd'armen-Offizier, auf dem Rücksitz zwei Gensd'armen; man führte den Grafen nach dem Sandplatz. Der kühne

Verbrecher konnte sich keine Illusionen mehr über das Schicksal machen, das seiner harrte, sein Verhängniß erfüllte sich.

Ein in der Nacht auf Befehl des Großmarschalls zusammengetretenes Kriegsgericht hatte ihn zum Tode verurtheilt — als Spion.

Hart um eine Straßenecke biegend hielt der Kutscher plötzlich seine Rosse an und der vorausreitende Gensd'arm rief umkehrend: „einen Augenblick halten, er ist gleich vorüber!"

Es war ein Leichenzug, welcher das Weiterfahren hinderte — man trug einen mit Blumen und Kränzen reich geschmückten Sarg dicht an dem Wagenschlag vorüber, eine ziemlich große Anzahl Leidtragender folgte; einige kaiserliche Beamte gingen dicht hinter dem Sarge, Einer derselben blieb plötzlich an der Portière des Wagens stehen: „Graf d'Entragues," rief er, den Gefangenen erkennend, „es ist Ihre Frau, welche wir begraben! Ihre Frau und Ihr Kind!"

Der Graf beugte sich weit vor, sein suchender Blick traf noch den Sarg der armen Claire, aber der kleine Zug war schon vorüber.

„En route!" rief der Gensd'arm.

Dahin rasselte der Wagen mit dem Gefangenen!

Ende.

Wiener Skizzen und Physiognomieen aus dem Jahre 1848.

Capitel III.

Die Intelligenz.

Zwischen den beiden getrennten Sphären der Gesellschaft, die ich so eben geschildert, bewegte sich, atomenhaft zersplittert, ein Element, das unsicher, ohne einen festen Halt gewinnen zu können, sich bald hier bald dort anzusetzen versuchte, aber immer von irgend einer fremden Materie abgestoßen, wieder unstät herumwogte, beim Beginn der Revolution gegenseitig angezogen, sich zu verdichten und zu festigen schien, aber bald wieder auseinander fuhr: die Intelligenz. Welchen Begriff dieses Wort in sich schließt und die Tragweite desselben im deutschen Sprachgebrauche ist mir nie recht klar geworden. Die geistreiche Baronin R., Wittwe eines russischen General-Consuls in den Donaufürstenthümern, meinte einmal: Intelligenz nennt man in Deutschland jene Klasse von gebildeten Menschen, die unzufrieden sind, weil sie keine Stellung haben, und wenn sie sie haben, sind sie wieder unzufrieden, — und der witzige Baron H. sagte: L'intelligence c'est des gens, qui savent beaucoup et qui n'ont rien (Leute die Viel wissen und Nichts haben).

In England war Intelligenz von jeher eine Eigenschaft, Attribut der gebildeteren Klassen; in Frankreich galt sie während der Restaurationszeit „gegenüber der Intrigue und dem Pfaffenthum“ für „eine moralische Macht“, welche, wie manche behaupten, die Juli-Revolution herbeigeführt haben soll. Preußen galt noch im Jahre 1847 als der privilegirte Staat der (privilegirten) Intelligenz. Aber in Oesterreich war — um wahrheitgetreu zu reden — die Intelligenz, der Regierung und der Gesellschaft gegenüber, wenig mehr als ein verlorener Posten. Es ist bekannt, daß Kaiser Franz I. in seiner gemüthlichen Weise, hinter welcher tiefe Menschenkenntniß verborgen war, einst die Worte sagte: „Ich brauch' keine Gelehrten, ich will gute Bürger.“ Als Baron Hügel, der selbst einer der besten Familien Oesterreichs angehört, von seinen großen wissenschaftlichen Reisen nach Wien zurückkehrte, wo er als Naturforscher bedeutenden Ruf erlangte, wurde er viel zur Tafel geladen, aber auch die Mitgäste im vorhinein prävenirt: „Sie werden sich heute bei uns ennuyiren, wir haben einen Gelehrten, den Hügel bei Tische, der wird uns wieder von Indien und dergleichen vorerzählen.“ Es gab keinen Salon in Wien, wo der Name Humboldt, Meyerbeer, Delaroche, Schlosser genügt hätten, die Ahnenprope vergessen zu machen. Die österreichische Aristokratie hatte sich nie viel um Kunst und Litteratur bekümmert, wenn sie auch hier und da Künstler, besonders junge Musiker, oft in sehr freigebiger Weise, materiell unterstützte. Die meisten dieser Protegirten haben, sobald sie eine gewisse Stufe der Meisterschaft erreicht, Oesterreich verlassen, um ihre Stellung im Auslande zu gründen. Die Banquiers gaben sich manchmal ein Ansehen, als wollten sie auch Leute, die nur an Geist und Bildung reich waren, „bei sich sehen“; aber solche Elans waren doch nur höchst selten und vorübergehend. Alle die künstlerischen und literarischen Notabilitäten — der Schriftsteller, Musiker und Akademiker zweiten Ranges gar nicht zu gedenken, — waren größtentheils auf ihre eigene Coterie angewiesen, lebten zurückgezogen und trafen sich höchstens an der Wirthstafel. Da war Grillparzer, der Dichter der „Sappho“, der untreue Diener seines Herrn, dessen Muse schon so lange schwieg und nur einmal zu jener prachtvollen Ode an Radetzky erwachte (er lebte als Hof-Archivar!), Anastasius Grün (Graf Auersperg), der Sänger des „letzten Ritters“, des „Schutt“, der den politischen Gedichten entsagt hatte, seitdem ihn die Freyligrath und Herwegh zu den Ihrigen gezählt; ihn schützte das gräfliche Vermögen vor Mangel; Bauernfeld, der geistreiche Lustspiel-Dichter, der sich selbst „das böse Maul“ nannte, und seine Meinung über Personen und Verhältnisse nicht immer in der allerartigsten Weise aussprach, wenn ich nicht irre; Beamte in den landständischen Bureaux; Baron Andriani, der berühmte Verfasser der unter dem Titel: „Oesterreich und seine Zukunft“ erschienenen Reformvorschläge; Freiherr v. Hammer-Purgstall, der erste Orientalist Europas, Historiker — als Kaiserlicher Dollmetsch

angestellt und, wie man wissen wollte, nicht in bester Gnade stehend —; die berühmten Rechtsgelehrten Somaruga, Hye, Rudler; der geistreiche Compositeur J. Hoven (Baron Vesque, damals noch Hofrath); der ausgezeichnete Musiker und Lehrer Fischhof — nicht zu verwechseln mit dem Dr. Fischhof, der in den Märztagen und später eine so bedeutende Rolle gespielt hat —; der gemüthliche, liebenswürdige Castelli, Beamter; der beliebte Dramendichter Halm (Baron Münch-Bellinghausen), der Curator der Hofbibliothek war; Saphir, der geniale Humorist, der die Sprache handhabt, wie der gelenkige Knabe den Federball; die Maler Ammerling, Gauermann, Waldmüller; sie alle bewegten sich mehr oder weniger in abgeschlossenen, engen Kreisen, und schon der Umstand, daß die meisten unter ihnen nicht von dem Ertrage ihrer Werke leben konnten, sondern Aemter bekleideten, die mit ihrer Geistesrichtung nicht im Einklange standen, giebt den deutlichsten Beweis, daß die Wissenschaft, die Kunst — enfin „die Intelligenz“ in Oesterreich damals noch nicht die materielle Existenz, geschweige denn eine gesellschaftliche Stellung, sicherte.

Wenn nun Männer, wie die eben genannten, sich durch die Verhältnisse angewiesen fühlten, ihre Wünsche nach Anerkennung in der höheren Bedeutung des Wortes aufzugeben, sich mit dem bürgerlich flachen Leben einer bescheidenen Stellung zu begnügen und ihre Wünsche in der Brust zu verschließen, um nicht zuletzt von der Polizei als „Malcontent“ oder „Raisonneur“ in's schwarze Buch*) eingeschrieben zu werden — so ist's wohl erklärlich, daß in dem jüngern Nachwuchse der „Strebenden“, bei denen Ehrgeiz, erhitzte Phantasie und Jugend-Leidenschaften noch in voller Kraft wirkten, der Gedanke: durch eine Veränderung der staatlichen Verhältnisse der eigenen Zukunft glänzenderen Wirkungskreis zu öffnen, wach werden und erstarken mußte. Nicht Jedem war das Talent, die Mittel oder auch das Glück zu Theil geworden, sich als Schriftsteller im „Auslande“ geltend zu machen, um dort leben zu können, wie Kuranda, Schuselka, Wiesner, Karl Beck, Hartmann u. A., die damals vom Glanze des seitdem im Course gefallenen politischen Märtyrerthums umstrahlt waren. — Der Doctor der Rechte, der nach langen Studien dem Staate oft zehn oder mehr Jahre umsonst dienen mußte, um dann, wenn er nicht protegirt war, irgend eine Stelle mit 300 oder 400 Gulden Gehalt zu erlangen, der Gelehrte, dessen glücklichstes Loos oft in einer mit Pension verbundenen Hofmeisterstelle bestand, der Künstler, der von Ehrgeiz getrieben nach Ruf und Aufnahme in der Gesellschaft strebte, letztere nie hoffen durfte und sein Leben mit karg bezahlten Lectionen fristen mußte — sie Alle waren an die Scholle gefesselt, seufzten unter

*) Grillparzer nannte einst in einem Gedichte Wien: das „Capua der Geister“, und schrieb den Vers: „Flach geht auf flachem Boden unsere flache Zeit dahin;“ er ward seitdem, als der verpönten Kategorie angehörig, beargwohnt. — A. Grün mußte eben Graf Auersperg sein, um unbeirrt in Oesterreich leben zu können.

dem theils wirklichen, theils eingebildeten Drucke und schrieben die eigene mißliche Lage den politischen Zuständen des Vaterlandes, der Regierung allein zu.

Es wäre übrigens ungerecht, zu behaupten, daß alle die jungen Unzufriedenen, die eine Aenderung wünschten, dieselbe durch eine Umwälzung herbeigeführt wissen wollten. Sehr Vielen stand dieser Gedanke ferne, ja Manche schreckten davor zurück, aber eine Modification von oben herab, erweiterter und rascherer Gang der Gerichtspflege, Erleichterung der Censur, Gleichheit vor dem Gesetze, Conformirung der einzelnen Provinzial-Verfassungen, größere Ordnung im Staatshaushalte und würdigere kräftigere Vertretung Oesterreichs, als Großmacht, und seiner Unterthanen im Auslande wurde von Allen als Nothwendigkeit angesehen. Es war allbekannt, daß diese Angelegenheiten von der Regierung „in Betracht gezogen" seien, daß darüber debattirt und conferirt wurde; in fieberhafter Spannung wartete man auf irgend ein Lebenszeichen und noch unmittelbar vor der Revolution waren viele junge Männer aus den besten Familien bereit, all' ihre Kräfte dem Dienste einer Regierung zu weihen, von der sie Wirkungskreis und Aufmunterung für ihr Talent und Streben hoffen durften. Aber leider war die von den Ungeduldigeren, Heftigeren aufgestellte Behauptung: das herrschende System brauche und wolle keine Capacitäten, sondern gehorsame Diener, deren erstes Verdienst darin bestehen müsse, keine Gedanken zu besitzen, nicht ganz unrichtig. Der Glaube, daß die Erfüllung der Wünsche auf gesetzlichem Wege zu erreichen, war gering, die Ruhe und Besonnenheit schwanden, die Idee der Revolution gewann an Kraft und Ausdehnung, und als ihre Vertreter, die Männer der kühnen rücksichtslosen That, die allgemeine Gährung, die Zerfahrenheit der obersten Gewalten und die Uneinigkeit und Unschlüssigkeit in den höchsten Kreisen am 13. März benutzten, um ihr Ziel zu erreichen, gelang es ihnen, all' die Andern nicht mehr Hoffenden mit sich zu reißen, und dann jenen Umschwung herbeizuführen, auf welchen wir jetzt wie auf einen wirren Traum zurückblicken.

Ich hatte noch lange vor jenen Ereignissen Gelegenheit, die Persönlichkeit und Verhältnisse mehrerer Männer zu kennen, die während der Revolutions-Epoche als Leiter oder thätig Mitwirkende hervorragten, und glaube, eine kurze Schilderung ihres Charakters und Lebens wird dem Leser nicht ganz unwillkommen sein. —

Als einer der Bedeutendsten ist wohl Friedrich Szarvady zu nennen, der, obwohl im Momente des Ausbruches nicht in Wien anwesend, durch seine Verbindungen mit den sichtbaren Leitern der Märzbewegung in Wien und Preßburg, so wie durch sein Erscheinen an der Spitze der ungarischen Jugend im entscheidenden Momente am 15. März als einer der Haupt-Urheber der Umwälzung anzusehen ist. Er war der arme Verwandte einer reichen jüdischen Pesther Familie; wäre er in

eine Schreibstube gegangen, statt auf die Universität, stände er jetzt vielleicht auf der Liste der reichen Banquiers in Wien, statt auf jener der réfugiés politiques in Paris; daß sein Ehrgeiz ihn einer andern Laufbahn zuwandte, war nicht der größte Fehler, den er begangen. Er studirte Rechtsgelehrsamkeit, zuerst in Prag, dann in Wien; in beiden Städten lebte er als Erzieher in bürgerlichen Familien; sein rastloser Ehrgeiz zeigte ihm bald nach Vollendung seiner Studien, daß er in Oesterreich nie „arriviren“ werde. — Er begab sich nach Ungarn, lernte das dortige corpus juris, schriftstellerte erst in deutscher, dann in ungarischer Sprache, und warf sich endlich der Kossuth'schen, als der entschlossensten und kühnsten, Partei in die Arme. Während des ungarischen Landtags 1847—48 war er der Präsident einer Juraten-Verbindung*), stand in steter Beziehung mit den jungen Wiener Politikern, kam auch später hin und wieder nach der Residenz, und ging zuletzt als Secretair der sogenannten ungarischen Legation mit dem Grafen Ladislaus Teleky nach Paris; dort lebt er noch jetzt als Schriftsteller. Er ist meiner Ueberzeugung nach ehrlich, wenn auch einer der Exaltirtesten der ganzen revolutionären Clique. Seine äußere Erscheinung, die kleine Gestalt, die feinen geistreichen Züge, der sanfte Ausdruck der sehr schönen schwarzen Augen und das ruhige gemüthliche Benehmen lassen auf Alles eher schließen als daß dieser Mann ein Doctrinair-Kossuthianer sei! Sein Freund Max Schlesinger, Verfasser des bekannten Buches: „Aus Ungarn“ und der „Spaziergänge in London“, jetzt Redacteur der allenthalben verbreiteten „deutschen Correspondenz“ in London, ist ebenfalls ein Ungar und lebte in Wien zuerst als Hofmeister, dann als Arzt; auch ein kleiner Mann von ziemlich einnehmendem Aeußern, obwohl etwas scharf ausgeprägter jüdischer Physiognomie; — ruhig berechnend, fast schlau, aber ehrgeizig und für eine gewisse Bequemlichkeit des Lebens und Eleganz eingenommen, gehörte er bis zu der Katastrophe in Ungarn mehr zu den Unzufriedenen als zu den Umstürzenden. — Er war ein großer Verehrer der englischen Institutionen und der sogenannten Intelligenz-Regierung, blieb auch bei den Mai- und August-Ereignissen in Wien ganz unbetheiligt; nur als es sich später darum handelte, mit der Revolution zu brechen, oder ihr zu folgen, mußte er vielleicht den letzteren Weg einschlagen, weil die Brücke zum österreichisch-bürgerlichen Leben hinter ihm abgebrochen war; er wurde ein Vorkämpfer der ungarisch-nationalen Partei und verließ sein Vaterland freiwillig. Jetzt lebt er mit einer Engländerin verheirathet in London und ist guter Philister.

Doctor Becher, Musiklehrer, Componist, Kritiker, Uebersetzer, später

*) Juraten wurden die ungarischen jungen Rechts-Gelehrten genannt, die nach vollendeten Studien entweder auf eigene, oder auf Kosten ihres Comitats (Departements) zum Landtage gingen, um dort als Zuhörer die Politik und Gesetze auf praktischem Wege zu studiren. Meistentheils beschäftigten sie sich jedoch mit Lärmmachen.

Redacteur des „Radicalen", der die unsinnigen Artikel seines Journals mit dem Tode büßte — er und sein Mitarbeiter Jellinek wurden 8 Tage nach der Einnahme Wiens standrechtlich erschossen — war eines der merkwürdigsten Individuen, die mir je vorgekommen. Seine Gestalt war groß, sein Aeußeres fast imposant, wenn er ruhig stand, was ihm selten passirte, das Gesicht war edel geformt und hatte einen gewissen träumerisch-zerstreuten Ausdruck, den die Damen „interessant" nennen, die fast römisch geschnittene Nase, die hohe, gewölbte, von langen blonden Haaren umschattete Stirn wäre bei Anderen von günstiger Wirkung gewesen, während seine Erscheinung im Allgemeinen einen unangenehmen Eindruck machte; wenn man den Mann sah mit seiner nachlässigen Haltung, seinen hastigen, unstäten Bewegungen, seiner wenn auch reinlichen, doch fast immer derangirten und excentrischen Toilette — er trug in seinem 38. Jahre noch immer den offenen, übergeschlagenen Halskragen ohne Cravatte, im Sommer fast nie eine Weste — und dazu den mürrischen Gesichtsausdruck, so glaubte man das Zwitterding eines alten deutschen Kanonenstiefel-Studenten und eines hypochondrischen Gelehrten zu erblicken. Und nun erst die moralische Persönlichkeit! Voll Geist in seinem Gespräche, das tiefe und ausgebreitete Studien beurkundete, war er unsinnig in seinen Handlungen, die oft den gewöhnlichen Regeln der practischen Lebenswissenschaft widersprachen. Er war ein ausgezeichneter, theoretisch gründlich gebildeter Musiker, schrieb aber nie einen klaren Gedanken nieder und componirte ausschließlich tolles Zeug, worüber er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte;*) er war ein vortrefflicher Stylist und Kritiker, voll unparteiischen guten Willens, ließ sich aber oft vom Momente zu den ungerechtesten Urtheilen hinreißen, die er hinterdrein bereute. Zum Lectionengeben war er schon gar nicht zu bringen. Mit einer derartigen Geistesrichtung konnte es ihm auch, trotz theilnehmender und anerkennender Freunde, nicht gelingen, den mindesten Halt zu gewinnen; er fiel aus einer Excentricität in die andere, bis ihn endlich der Revolutionswirbel erfaßte und verschlang. Sein Freund und späterer Mitarbeiter, Doctor Tausenau, hat es besser verstanden, à faire flèche de tout bois; der war schon vor dem Jahr 1848 als ausgezeichneter Sprach- und Geschichtsforscher bekannt und ziemlich gesucht, hat dann an der Revolution den wirksamsten Antheil genommen, war ein Mann der That und einer der Hauptfactoren der Katastrophe vom 6. October, ging dann nach Ungarn, ließ sich fêtiren, wußte auch dort den rechten Moment, wo man sich aus dem Staube machen mußte, zu erfassen, und ging nach

*) Eines Tages spielte er mir eine Symphonie vor, die manchen guten Gedanken enthielt, aber durch den Wust von excentrischen Uebergängen und von Ueberladung in der Begleitung ganz unmusikalisch und unklar geworden war. Ich bemerkte ihm, daß durch natürliche Verbindung der melodischen Phrasen die Symphonie wirksam und interessant werden könne, während sie in der von ihm gewählten Form von keinem Menschen verstanden werden würde. „Das freut mich!" war seine Antwort.

London, wo er noch jetzt lebt.*) — Zwei Männer müssen hier noch genannt werden, deren Talent sich zwar erst in den Frankfurter gelehrten Dissertationen entfaltete, die aber auch in der ersten Zeit der Wiener Bewegung bedeutenden Einfluß besaßen: der geschmeidige, schlaue, vortrefflich redende Giskra, und der kühnere, leidenschaftlichere, vielleicht auch genialere Berger, beide ausgezeichnete Juristen, ersterer Docent an der Universität, letzterer in der Advocatur beschäftigt. Der dii minorum gentium, die nur durch die Tagesereignisse zu einiger Bedeutung gelangten, werden wir am geeigneten Orte gedenken. Viele hat die Welle gehoben, die Welle verschlungen, hier und da Einen an's sichere Ufer geworfen. Manche haben mit den revolutionären Wölfen geheult, mit den conservativen Schafen geblökt, von denen nicht zu reden, die noch immer glauben, den schnatternden Gänsen gleich das Capitol gerettet zu haben, weil sie in gefährlichen Zeiten auf die Studenten geschimpft und nie gestrauchelt haben.

Die Theater-Agenturen.

Das Theater mit Allem, was darum und daran hängt, liegt uns fern und wird uns, bei der Unmöglichkeit, irgend etwas Durchgreifendes für seine berechtigte Einfügung in unsere socialen Verhältnisse zu thun, auch wohl weiterhin kaum beschäftigen. Wir halten seine Zustände für ziemlich trostlos und auf dem besten Wege sich dahin zu entwickeln, wo wir die englische, ehemals mustergültige Bühne bereits angelangt sehen. In dem jetzt abgebrannten Coventgarden die Promenaden-Concerte des Herrn Jullien und sittenloses Maskentreiben, und in Drurylane die Menagerie eines Thierbändigers! Die Reiterbuden, die Sommertheater, das Gastrollenwesen werden dafür sorgen, daß auch in Deutschland nur noch die ausgesprochenste Vergnügungssucht sich überhaupt mit dem Theater beschäftigen mag. Man braucht nur einen Blick auf die Männer zu thun, welche in überwiegendster Mehrzahl an der Spitze deutscher Bühnen zweiten Ranges stehen, um an einer Besserung dieser Zustände zu verzweifeln. Die künstlerischen Notabilitäten, oder auch nur Capacitäten sind so sparsam und auf so weite Zwischenräume vertheilt, daher so vereinzelt, daß ein Besserwerden durch sie kaum zu hoffen ist. Ja, man muß selbst tüchtige Kräfte an diesem, wie es scheint, Sysiphus-Werke scheitern sehen. Was wurde nicht von einer Wirksam-

*) Dr. Herm. Meynert in seiner neuesten Geschichte der Oesterreichischen Revolution bezeichnet den Dr. Tausenau als einen Mann, der nicht geradezu böse gewesen sei, sondern unter andern Fehlern den der „Genäschigkeit" in so hohem Grade besaß, daß er hierdurch immer mit seinen Finanzen in Verwirrung gerieth und Kossuth's Bestechung zugänglich ward. Am Ende wäre der Mann, dem Robespierre Ideal war, noch Monarchist geworden, wenn man ihn zur rechten Zeit als Hofküchenmeister angestellt hätte!

keit Eduard Devrient's in einer geeigneten Sphäre erwartet! — Wieviel Bücher, Zeitungs-Artikel und Broschüren bereiteten darauf vor. Und nun dieser gepriesene Reformer an der Spitze einer sonst wohleingerichteten Bühne steht, was sieht man? Verwaltung, Repertoir, Darstellungsweise, künstlerische Kräfte nicht um ein Haar anders, als vor ihm hundert Andere, mit ihm alle Anderen. Alle Welt spricht und schreibt von Reformen für das Theaterwesen. Als Laube, Dingelstedt, v. Gall, Eduard Devrient von der Literatur als diejenigen bezeichnet wurden, von denen eine Besserung ausgehen müsse, wenn man sich nur entschließen könne, von der Intendanten-Manie abzugehen, da mögen wohl Einige an Besserung geglaubt haben. Auch jetzt wird Gutzkow wieder für den Gehalt und die lebenslängliche Anstellung eines Theater-Directors empfohlen und, sollte es ihm gelingen, — die Erwartungen eben so täuschen, als seine Vorgänger Laube, Dingelstedt, v. Gall und Eduard Devrient. Es sind diese Herren die Repräsentanten des Liberalismus in dem kläglich engen Gebiete des Bühnenwesens. — Sie prunken mit Reformen, zeigen auf Ideale, opponiren gegen das Vorhandene, und wenn sie dann „zur Macht" gelangt sind, stecken sie bald eben so tief im Gleise der Routine, des täglichen Geld-Erwerbes und dem ganzen „State, flat and unprofitable" Getriebe aufreibender Fürsorge für die Vergnügungssucht der Menge, als ihre Vorgänger, die von ihnen perhorrescirten Intendanten.

Wenn man sogar die Männer scheitern sieht, von denen die dienstfertige Tages-Literatur seufzend und triumphirend es vorhersagte, und die es selbst in äußerster Bescheidenheit bei jedem ihrer öffentlich gesprochenen Worte durchblicken ließen, daß sie eigentlich die Berufenen und Auserwählten dafür wären, Besserung zu schaffen, wenn man ihnen nur den durchaus dafür nöthigen Gehalt geben wolle; — so bleibt freilich überhaupt wenig Hoffnung.

Mit diesen Gedanken blätterten wir in der Broschüre: „Die Theater-Agenturen. Ein Zeitbild, der gesammten deutschen Theaterwelt gewidmet von der Monatschrift für Theater und Musik. Wien. Wallishauser. 36 Seiten." Sie bestätigt auch ihrerseits die Trostlosigkeit der Theaterzustände im Allgemeinen. Dafür hätten wir nun freilich das Zeugniß einer besonderen Broschüre nicht mehr bedurft, und darüber noch etwas mehr zu sagen, als vor uns Hunderte von Broschüren und Heften gesagt, kommt uns in der That nicht in den Sinn. Eine genauere Durchsicht zeigte uns aber, daß wir es hier mit einem socialen Krebsschaden zu thun haben, der seine zerfressende Wirksamkeit schon jetzt in einer Ausdehnung äußert, von welcher gerade unsere Leser wohl kaum eine Ahnung haben. Daß der Mißbrauch im Stillen und vollkommen unbemerkt fortwuchern und zu einer so luxuriante Blüthe gelangen konnte, beweist eben die Krebsartigkeit des Schadens, dessen Charakter ja nur dann erst erkannt werden kann, wenn er bereits

an den edelsten Theilen der Lebens-Organismen nagt, und sich bis zur Unheilbarkeit festgesetzt hat. Wie immer, wenn die Diagnose und Sonde des Arztes auf wirklich Gefährliches und Drohendes stößt, will man im ersten Augenblicke nicht recht an die Existenz des Uebels glauben, bis Vergleiche und anderweitige Wahrnehmungen die Scheu in Gewißheit, den Unglauben in Ueberzeugung verwandeln. Bis zum Erscheinen dieser Broschüre haben wir wohl im Allgemeinen von der Existenz einer Sorte von Maklern sprechen hören, die sich in neuester Zeit an das Bühnenwesen gehängt, aber wir waren weit davon entfernt zu ahnen, welcher Art, Ausdehnung und namentlich Bösartigkeit diese Maklergeschäfte sind. Die Theaterleute mögen das allerdings gewußt, gefühlt und vergebens dagegen angekämpft haben und wenn wir auch nicht deswegen die Sache einer eingehenden Erörterung werth halten, um die bisher darunter Leidenden von diesen Blutsaugern zu befreien, — das ist wohl besser ihrer eigenen Erkenntniß und Thätigkeit zu überlassen — so halten wir es doch für unsere Pflicht, die Verbindung der Tagespresse mit diesen Theater-Agenten auf die Angaben hin zu untersuchen, welche hier zum Erstenmale in einer wahrhaft ekelerregenden Weise dem Auge, auch des größeren Publicums bloßgelegt wird. — Wie wenig wir mit dem Material vertraut waren, welches diese Broschüre als bekannt voraussetzt, dafür möge unser Geständniß als Beweis gelten, daß wir von der Existenz einer solchen Menge von Theater-Zeitschriften, wie sie hier aufgezählt werden, nichts gewußt haben. Das Feld war uns ein fremdes und wir verhehlen nicht, daß es uns jetzt, da wir es kennen, ein unbehagliches ist.

Im zweiten Hefte des ersten Bandes dieser Blätter gedachten wir bereits der Liebhabertheater. Dergleichen bestehen — nach Angabe der Broschüre — in Berlin eine „ganze Masse", auf denen junge Leute aus guten Familien (!) oder sonst mit irdischen Glücksgütern gesegnet, zur Unterhaltung Comödie spielen. Um nun „jut" zu spielen, nehmen diese jungen Leutchen Unterricht bei irgend einem Künstler oder einer Künstlerin des Hoftheaters, die sich dazu hergeben, sogenannte Talente zu bilden, man macht den Leutchen weiß, es stecke ein bedeutendes Talent in ihnen. Nachdem nun einige Rollen, natürlich lauter Paradepferde, eingebläut sind, werden sie zum Ergötzen der Familie und sonstiger Freunde auf irgend einem Liebhabertheater losgelassen. (Wir bitten unsere Leser um Verzeihung, daß wir ihnen diese Schreibweise vorführen, aber sie ist zu kennzeichnend, um verwischt zu werden.) Das junge Individuum arbeitet sich „gräulich" ab, die Familie schreit: Bravo! Bravissimo! und irgend einer „aus dem Familien-Rathe" äußert: Jott straf mir — der Junge spielt so jut wie der Hendrichs: warum soll er's nich och auf 4000 Dahler Jage bringen?! Straks geht es zu Heinrich (so heißt nämlich einer der bedeutendsten Theater-Agenten Berlins.) Heinrich sieht, ob ihm das fragliche Individuum zu Gesicht steht, ob es ein brauch-

bares Glied der Kette werden könne, das heißt in so fern brauchbar, als es sonst im Leben ein solider Mensch ist, der die Procente ordentlich und richtig zahlt. Die Lehrer und Lehrerinnen, Königlich preußische Hofschauspieler, verwenden sich ebenfalls bei dem guten Heinrich, — plötzlich regnet's in der deutschen Theater-Zeitung Reclame, — und das Individuum wird in die Welt geschickt. — In irgend einem Nest muß der angehende Kunstjünger reüssiren; er bildet sich ein, schon ein vollkommener Mime zu sein, denn er kommt ja von Berlin und was verstehen die Leute in Stargardt oder Prenzlau von „die jöttliche Kunst". Geht vom Pregel bis zum Rhein und Ihr werdet die Berliner Jungens, — meistens Heinrichs Protégés — zu Dutzenden mit schauderhafter Arroganz herumlaufen sehen und Berliner Jargon und Berliner Kunstansichten auskramen hören." —

So die Broschüre. Wir bedauern keinesweges, daß die Rekrutirung des Theaters auf diese Weise vor sich geht, denn ähnlich ist es wohl immer der Fall gewesen, aber wir bedauern die Verführung dazu, welche in dem Vorhandensein bereitwilliger und geschäftsmäßig bezahlter Vermittler liegt. Allerlei sonst Gehörtes scheint diese Angaben zu bestätigen. Auch hier liegt das Uebel mehr in der ungemessenen Vergnügungssucht, in der Arbeitsscheu, in dem Drängen zu rascherem Lebensgenusse und zügelloser Selbstständigkeit, als in den Leuten, die sich zu Maklern dafür anbieten. Die Personen und das Geschäft kamen, wie immer, auch hier erst nach den Dingen und dem Verkehr. Die Theater-Agenten mögen an der Ausbreitung und an dem legalen Anstrich dieser Zustände Schuld sein; an der Existenz derselben sind sie wenigstens unschuldig. Die Blasen auf gährendem Sumpfe beweisen eben nur, daß der Sumpf selbst vorhanden ist, wenn auch üppiges Grün ihn verhüllt.

Aber was sind denn diese Theater-Agenturen nun eigentlich? — Nichts anders als Gesinde-Vermiethungs-Comptoire für den Verkehr zwischen Dienstsuchenden und Dienste Bedürfenden. Sie vermitteln durch Empfehlung die Engagements eben so anpreisend, wie jeder andere Makler; sie vertreiben die Stücke der Theaterdichter an die Bühnen, nehmen dafür Procente von Gehalten und Honoraren. Im Anfange mögen sie auch nach allen Seiten hin willkommen gewesen sein. Je mehr man sich ihrer bediente, je bequemer ihre Dienste waren, je weiter mußte sich ihr Einfluß und ihre Wirksamkeit ausdehnen, und die Mißbräuchlichkeit der Sache selbst mußte in nothwendiger und folgerichtiger Entwickelung wieder zu anderen Mißbräuchen führen, gegen welche jetzt die Reaction beginnt, und nach der gleich anfänglichen Heftigkeit derselben zu schließen, auf Zustimmung und Unterstützung im Kreise der Betheiligten rechnen kann.

Die Genesis dieser Theater-Makler-Geschäfte wird ungefähr in Folgendem gegeben. Ein als Uebersetzer und Lieferant für die Unter-

haltungs-Literatur in den 30er Jahren vielgenannter Schriftsteller, L. v. Alvensleben, in allerlei Verkehr mit den Theatern, stiftete im Jahre 1832 in Leipzig eine „Allgemeine Theater-Chronik", die auch jetzt noch besteht. Er gewann für seine Idee zwei alte Buchdrucker, Sturm und Koppe, und das erste ausschließlich dem Theater gewidmete Blatt entstand. Die Sache machte bei den Betheiligten Glück. Sie wandten sich mit Anfragen und Erkundigungen an den Redacteur, der seine Arbeit ja so ausschließlich dem Theater widmete, und so entstand die erste Theater-Agentur in Leipzig. Für die nöthige Correspondenz verlangte der Theater-Agent von Jedem, der seiner Dienste bedurfte, die Erlegung eines sogenannten Porto-Thalers, und von jedem durch ihn vermittelten Engagement, Gastrolle, Aufführung eines Stückes bestimmte Procente. Die Sache scheint sich bald so einträglich gestaltet zu haben, daß Concurrenz eintrat, die Speculation sich des neuen Erwerbszweiges bemächtigte und vor Allem dahin strebte, die Tages-Presse sich dienstbar, oder wenigstens hülfreich zu machen. Bei der Menge von Morgen-, Abend- und ästhetischen Blättern und Blättchen jener Zeit ging das eine Zeit lang, aber doch nicht ausgiebig genug, so daß jeder Theater-Agent auf die Gründung eines Blattes bedacht war, welches ausschließlich seine und seiner Clienten Interessen vertrat. So wuchs denn die Zahl der Theater-Agenturen und der mit ihnen in Verbindung stehenden Theater-Zeitschriften auf die überraschende Höhe, welche die vorliegende Broschüre von ihnen angiebt. Keine irgend bedeutende deutsche Stadt ist gegenwärtig ohne einen Theater-Agenten, oder ohne eine Theater-Zeitschrift.

Noch nie haben wir die Bestechlichkeit, Verkäuflichkeit und daher Unsittlichkeit eines Theiles der deutschen Tages-Presse so offen aussprechen, die Anschuldigungen so bestimmt formuliren, die Gewissenhaftigkeit deutscher Schriftsteller, wenn auch auf unterster Stufe, so öffentlich an den Pranger stellen sehen, als es diese, — auch aus einer Theater-Zeitschrift hervorgegangene Broschüre thut. Sie wirft Allen ohne Ausnahme vor, daß für baares Geld und Geschenke Lob und Tadel, Anpreisung und Verunglimpfung, Hervorheben und Herabziehen ganz zwanglos von ihnen zu haben sei, daß diese Blätter „papierne Pistolen" wären, die den Theaterleuten mit größter Schamlosigkeit auf die Brust gesetzt würden, daß alle Kritik lügenhaft, aller Geschäftsbetrieb auf Uebervortheilung des einen oder des anderen der contrahirenden Theile basirt, das ganze Treiben der Agenten, wie der von ihnen redigirten oder beeinflußten Blätter ein verwerfliches sei.

Das sind schwere und in den einzelnen angeführten Fällen, wie es scheint, begründete Anklagen, die wohl geeignet sind, zum Nachdenken und möglicher Remedur anzuregen. Ein gewissenhafter Schriftsteller muß sich voller Ekel von diesem Pfuhl abwenden, und überschlägt man die Verhältnisse selbst nur mit der geringen Kenntniß, die wir davon haben,

so stellt sich die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins dieser Mißbräuche in der That heraus. — Es liegt so nahe, Lob und Tadel als Scala für die erspeculirten Procente zu bemessen; es ist so einladend, die vielleicht Widerspenstigen unter den Theaterleuten gerade durch das, was ihnen zu ihrer Existenz und zum Ausharren in ihrem Stande unbedingt nöthig ist — die Eitelkeit — durch einen sanften Zwang zinsbar und procentebringend zu machen, daß wirklich ein ganz bestimmter Grad des Bewußtseins von der Würde und eigentlichen Aufgabe des Publicisten dazu gehört, um solchen Versuchungen gegenüber fest zu bleiben. Die Lebensstellung der Leute, welche auf diese Weise das Kunsturtheil exploitiren, scheint ebenfalls keine Garantie für ihr Treiben zu bieten. Es sind verkommene Schauspieler, ehemalige Souffleurs und Literaten, die von anständigen Zeitungen nicht einmal mehr zum Notizensammeln benutzt werden. Und in solchen Händen befindet sich das ganze sogenannte Kunst- und Bildungs-Institut des Theaters! — Dergleichen Leute haben sich hineingedrängt zwischen das ehemals eng und innungsartig verbundene Corporationswesen der deutschen Schauspieler! Schling- und Schmarotzerpflanzen dieser Art ranken sich auch an den wenigen noch gesunden Bäumen empor, die sich fernhalten wollen von solchem Treiben! —

Schon der Ton, in welchem die genannte Broschüre den Gegenstand tractirt, verräth keine gute Gesellschaft. Wir haben weiter oben ein Pröbchen davon gegeben. Man fühlt, daß man sich in einer Gemeinschaft befindet, in die man nicht hineingehört, obgleich die Darstellung eben deshalb interessirt, weil sie ein bisher ziemlich unbekanntes Thema behandelt und den Schleier von Dingen wegzieht, die eben unbemerkt und unbeachtet bis jetzt dicht neben uns hergegangen sind. Die Darstellung ist so, daß es uns nicht wundern sollte, wenn selbst die Polizeibehörden diesen Theater-Agenturen einmal in ihren Geschäftsbetrieb blickten und nach der Berechtigung zu diesem Schröpfsystem fragten. Vertheidigen sich die Theater-Agenten nicht gegen diesen Sündenspiegel, der ihnen vorgehalten wird, so geben sie wenigstens die volle Unberechtigung ihres Schmarotzens, Erpressens und Vergiftens zu, und es wird eben nur des ernsten Willens einiger Theater-Directoren, Dichter und Schauspieler bedürfen, um dem Unwesen mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Wer der ganzen Angelegenheit fernsteht, kann sich freilich der Frage nicht erwehren, ob denn nicht der Nutzen dieser Theater-Agenten so überwiegend ist, daß man ihnen einen Theil der jetzt hervorgetretenen Mißbräuche um dessentwillen zu Gute halten muß? Und in der That scheint der Mißbrauch erlangter Geltung und erlangten Einflusses doch nur daher rühren zu können, daß diese Anstalten anderweitig nützlich und bequem sind. Es würde sich also weniger darum handeln, den ganzen Industriezweig verkümmern zu lassen, als ihn zunächst in seinem Personale

zu bessern. Das Naheliegende eines Vorschlages zur Besserung haben wir in dieser Broschüre vermißt, und hierin scheint uns ein wesentlicher Mangel derselben zu liegen. Das Regiren, Angreifen, an den Prangerstellen ist hierbei ersichtlich der leichtere Theil der Aufgabe. Verdienstlicher wäre eine Idee gewesen, wie den mit so viel Schärfe und Bitterkeit gerügten Mängeln wohl abzuhelfen wäre. Daß es nach so leidenschaftlichen Angriffen nicht in der gewohnten Art noch weiter gehen kann, scheint uns wenigstens natürlich, obgleich wir bekennen, doch im Ganzen zu wenig von den inneren maßgebenden Verhältnissen jener theatralischen Gemeinschaften zu wissen, als daß wir selbst mit nur einiger Zuversicht einen solchen Vorschlag zum Besseren machen könnten. Und doch liegt er so nahe, scheint so einfach erreichbar, würde Anderes, Aehnliches nur nachahmen, daß wir unsere Idee wenigstens entwickeln wollen. —

Ist es wahr, daß eine so große Menge dieser Theater-Agenturen bestehen, — ist es wahr, daß die größeren unter ihnen ganz unglaublich klingende Summen aus ihrem Geschäftsbetriebe zusammenschaaren, — ist es wahr, daß alle Directoren, alle Dichter und alle Schauspieler über das damit verbundene Unwesen einer feilen Tages-Literatur klagen, — ist es wahr, daß alle diese Agenturen sich unter einander anfeinden, daß der eine herabsetzt, was der andere empfiehlt, daß nicht allein die Förderung der Hülfesuchenden, sondern auch die systematische Untergrabung derer stattfindet, welche sich den fast officiell gewordenen Blutigeln nicht fügen wollen, — ist es ferner wahr, daß viele Theater-Directionen solchen Agenten einen förmlichen Gehalt zahlen, und zwar nicht allein deswegen, damit sie ihnen Dienste leisten, sondern noch mehr deswegen, damit sie ihnen keinen Schaden zufügen: — so würde den Uebelständen mit einem Schlage begegnet, wenn irgend eine große Bühne, etwa Wien oder Berlin, welche so fest fundirt ist und so weit über den Bedürfnissen des täglichen Bühnenmarktes steht, daß sie selbst keinen Nutzen daraus ziehen kann, ein Circular an alle deutschen Theater-Directionen ohne Ausnahme erließe und sie aufforderte, einen Theil dessen, was sie bisher den verschiedenen Theater-Agenten zugewendet, in einen festen Beitrag zu verwandeln, aus welchem ein sachverständiger Mann mit einigen Schreibern besoldet wird, um das Nützliche des Agenten-Geschäfts ohne seine nachgewiesenen üblen Einflüsse für Alle ohne Ausnahme fortzuführen. Eine Art von lithographirter Correspondenz müßte von dieser einzigen und Haupt-Agentur, die von Niemand besonders und von Allen ohne Ausnahme abhängt, — ausgehen, in welcher die Repertoire aller bedeutenden Bühnen mitgetheilt, die Engagements-Anerbieten angekündigt, die Geschäfte vermittelt werden. Jede Kritik, jede Empfehlung müßte ausgeschlossen bleiben, nur Facta dürften sprechen und dieses Organ vollständig den Charakter eines theatralischen Intelligenzblattes tragen.

Mit dem Augenblicke, wo ein solches Agentur-Geschäft den Charakter eines Institutes annimmt, das nicht mehr auf Speculation und Geldmachen angewiesen ist, — von einer großen Bühne, vielleicht auch von einem Aufseher controlirt wird, den die staatliche Behörde ernennt, würde dem in dieser Broschüre dargelegten Unwesen und mit ihm dem feilen literarischen Lobe und Tadel das Garaus gemacht worden sein. Da es sehr viel wohlfeiler sein könnte, als die Menge der jetzt davon und daran Zehrenden, so würde sich die allgemeine Theilnahme dafür sehr viel leichter finden, als es im ersten Augenblicke vielleicht den Anschein hat.

Die Initiative dazu kann freilich weder ein Privatmann, und am wenigsten einer der bisherigen Agenten, noch eine kleinere Bühne ergreifen. Der Unternehmende müßte vor allen Dingen über dem Verdachte stehen, daß er selbst etwas dadurch gewinnen könnte, und deshalb scheint eine der größten deutschen Bühnen besonders dazu geeignet. Ja, wenn sie selbst im Anfange wegen der Unterstützung zweifelhaft wäre, welche die Absicht von Seiten der andern Bühnen finden könnte, so bedürfte es eben nur des selbstständigen Anfangens, um sehr bald auch die vielleicht Widerstrebenden zu vereinigen.

Sonderbar genug haben die Theater-Agenten selbst diesen Sturm gegen sich heraufbeschworen. Den größeren Geschäften dieser Art sind die kleineren, wie Pilze nachgeschossenen, durch eine strebsame, kein Mittel scheuende Concurrenz gefährlich geworden, und drei der Ersteren sind plötzlich in den von ihnen abhängigen Theater-Zeitungen in geharnischten Artikeln gegen die, von ihnen so genannten „Winkel-Agenturen" aufgetreten. Der Zorn wegen geschmälerter Procente leuchtet aus dieser „sittlichen Entrüstung" gegen die Mißbräuche der kleinen Collegen zu deutlich hervor, als daß eben diese kleinen Collegen nicht hätten auf Abwehr denken sollen. So lesen wir denn von einem Congreß der kleinen oder Winkel-Theater-Agenten in Hannover, zu welchem auch ein Theater-Agent eingeladen hat, natürlich auch ein kleiner, da seine Aufforderung aus Altona datirt ist. — Wir wissen nun freilich nicht und erfahren auch aus der Broschüre nicht, ob dieser Congreß stattgefunden? Jedenfalls muß oder müßte er eine interessante Unterhaltung für denjenigen gewährt haben, der bisher keinen Begriff von der Ausdehnung dieses Unwesens hatte. Die Broschüre ist nun aber nicht allein gegen diese Kleinen, sondern in noch viel schneidenderer Schärfe gegen die Großen gerichtet. Sehr richtig geht sie von der Annahme aus, daß auch die jetzt Großen anfangs Kleine gewesen sein müssen, und sucht zu beweisen, daß der üble Einfluß der Großen viel bedeutender und fühlbarer ist, als derjenige der Kleinen. Immer aber kommen die eigentlichen Gravamina wieder auf die Dienstbarkeit der Tages-Presse für die Zwecke der Theater-Agenturen zurück, und mit Recht so, denn hier liegt der eigentlich faule Fleck, und namentlich derjenige, auf den unser Urtheil ein vollkommenes Anrecht hat.

Wenn von einem Theil der Zeitungspresse, möge er an sich so klein und unbedeutend sein, wie er wolle, in solchen Ausdrücken und zwar von den eigenen Collegen, nämlich den Blättern der größeren Theater-Agenten gegen die „Winkel-Agenten-Blätter" gesprochen wird, wie wir in einer Blumenlese dieser Broschüre sprechen hören, so ist es Pflicht, die Anklage zu beachten. Es heißt dort: „Diese Blätter der neugegründeten Agenturen sind papierne Pistolen, welche der ganzen Theaterwelt auf die Brust gesetzt werden, wenn sich Jemand unterstehen sollte, das Abonnement darauf abzulehnen, Blätter, in denen von den Lettern ein Gebrauch gemacht wird, daß man in Versuchung geräth, die unsterbliche Erfindung Guttenberg's zu verwünschen. Sie sind ein Pasquill auf die Kritik, wo jeder Künstler und Director, der einmal den Leiter eines solchen Blattes durch Verweigerung einer Forderung beleidigte, gebrandmarkt wird, wo Frechheit und Ignoranz Hand in Hand gehen, deren Gründung begleitet ist von Briefen, die eine Rachedrohung im Falle der Abonnements-Ablehnung zwischen den Zeilen lesen lassen. Sie sind verderblich für Kunst und Künstler, und obgleich in der öffentlichen Meinung discreditirt, ist die Furcht vor ihnen so allgemein und groß, daß die beabsichtigte Einschüchterung vollkommen gelingt." —

Hinaus mit diesen literarischen Buschkleppern aus der Gemeinschaft mit der Tagespresse, wenn diese Anschuldigungen gegründet sind. Fort mit diesen Wegelagerern von der breiten, Allen gemeinsamen Heerstraße der Kunst, wenn sie wirklich aus der edlen Waffe des schriftstellerischen Wortes den Dietrich zu einer Sparbüchse machen. Wir erinnern uns ähnlicher Unternehmungen in England im Anfange des vorigen Jahrzehnts. Damals trat das Schmähblatt „the Satyrist" mit derselben Schamlosigkeit auf, wie sie in dieser Broschüre von den kleinen Theater-Zeitungen behauptet wird. Aber er trieb sein Wesen doch nur kurze Zeit und erstickte in dem Pfuhl von Gemeinheit, den er selbst zusammengespült. —

Was den Theaterleuten an der usurpirten Macht und dem Einflusse der Theater-Agenten lästig und unbequem ist, mögen sie selbst abschaffen. Ist es ihnen Ernst damit und fühlen sie den Druck dieser als Blutsauger geschilderten Kunst-Makler, so wird eine gesunde und kräftige Reaction dagegen kommen und siegen. Damit haben wir nichts zu schaffen. Diesem schmählichen Mißbrauch der Presse entgegen zu treten, sind wir aber berufen und verpflichtet. Wir werden die voraussichtlich nichts weniger als angenehme Mühe nicht scheuen, uns von nun an näher über das Treiben jener literarischen Raubritter zu unterrichten, und wenn die nun aufmerksam gemachte öffentliche Meinung sie nicht abfertigt, ihnen so ernstlich zu Leibe gehen, als es die Feder überhaupt vermag.

Englischer Literatur-Brief.

Thomas Moore und Lord John Russell — Whigs und Tories — Walter Scott und Thomas Scott — Heinrich der Achte vertheidigt von Froude.

Die gewaltige Oeffentlichkeit der britischen Inseln versteht des ausgebreitetsten Stoffes Meister zu werden; neben den wichtigen Debatten des Parlaments über den Friedensschluß und die Kriegsführung sind es Prozesse von großer socialer Bedeutung und Bücher von Wichtigkeit, welche Presse und Publicum gleicher Weise beschäftigen. Auf den Prozeß des Giftmischers Palmer werden wir der Enthüllungen wegen, welche er über englisches Leben und englische Gesellschaft macht, zurückkommen, sobald die Verhandlungen geschlossen sind und das Urtheil, dessen Inhalt bei aller Stärke der Gründe der Anklage doch noch Geheimniß und ungewiß ist, gesprochen; für heut betrachten wir einige Bücher, welche unter den Erscheinungen des Tages obenanstehen.

Lord John Russell hat so eben mit dem achten Bande ein Werk vollendet, das dem Andenken des irischen Poeten Thomas Moore gewidmet ist. Es trägt den Titel: „Memoirs, Journal and Correspondence of Thomas Moore. Edited by Lord John Russell. London. Longmans." Lord John Russells Unfähigkeit, einen Plan zu fassen und nach ihm zu arbeiten, tritt auch in diesem Werke wieder hervor; ein umsichtiger Mann hätte das reiche Material, welches Moore's nachgelassenes Tagebuch, sein Briefwechsel und seine übrigen Papiere boten, zusammengearbeitet und in höchstens drei Bänden eine klassische Biographie gegeben; Lord John dagegen reihte unverdrossen Brief an Brief, druckte alle Tagebücher unverändert aneinander und hat es so richtig zu acht Bänden gebracht. Für eines haben wir ihm indeß dabei doch zu danken, dafür, daß er so loyal in der Wiedergabe auch derjenigen Stellen des Tagebuches handelte, welche den Whigs durchaus nicht schmeicheln. Für uns und unsern Zweck sind dieselben von besonderer Wichtigkeit.

Sagen wir zunächst einige Worte über Thomas Moore. Er war ein Mann von wollüstigem Geiste, von schönem Leibe, von reichen literarischen Fähigkeiten. Liebe und Wein waren eben so oft als Freiheit und Parteipolitik seine Themata. Das vornehme Leben, Schönheit, Reichthum, Gracie, prächtige Palais, große Feste, die Schmeichelei patricischer Lippen bezauberte und bestrickte ihn. Daher seine Freuden, daher auch seine Enttäuschungen und Leiden. Er trat in die Partei der Whigs, aber nachdem ihnen sein Talent lange gedient hatte, mußte er ihren Undank bitter erfahren, doch wechselte er seine Stellung nicht.

Seine Urtheile über die Whigs zeugen von einer Beobachtung aus nächster Nähe. So schreibt er unter dem 27. December 1835, wo er sich auf einem Landsitze Lord Landsdowne's befand: „Wir sprachen

von Disraeli's des Jüngeren (des jetzigen berühmten Toryführers) Auffassung von dem politischen Charakter der Whigs und der Tories in den letzten Pamphlets, die er geschrieben hat. Lord Landsdowne bemerkte, daß in dem, was dort stände, ein gut Theil Wahrheit sei, da die Tories wirklich im Allgemeinen eine demokratischere Richtung genommen hätten, als die Whigs; ihre politische Stellung seit der Revolution (der englischen) habe sie dahin gebracht, das Bündniß des Volkes gegen die Aristokratie zu suchen. Daher die volksthümliche Haltung, die sie in Fragen, wie die um eine stehende Armee, die Schuld, das siebenjährige Parlament &c., einnähmen."

Moore fügt dem hinzu: „Der kurze Geschmack der Süßigkeiten der Macht, mit welchen die Whigs regalirt worden sind, hat sichtlich die ganze Partei berauscht, und ihre Haltung im Amte hat, da ihr die Eigenschaften fehlen, welche eine lange Gewohnheit den Andern giebt, das Unglück, weder großartig, noch versöhnend zu sein. Einige der Leiter, z. B. Lord Landsdowne, mögen davon eine Ausnahme machen aber auch sie sind bessere Männer außerhalb des Amtes, als in demselben. Die aristokratischen Vorurtheile der Partei haben sich schon in ihrer Wahl des Materials zu ihren Ministerien gezeigt, und dieselbe patricische Ausschließlichkeit, welche Canning zu den Tories hinübertrieb, herrscht noch bei ihnen. Weder Canning noch Peel würden Premier-Minister geworden sein, hätten sie ihre Laufbahn unter den Whigs gemacht."

Die Frische und Kraft der Tories mußten dem Poeten doch imponiren, und so finden wir denn auch einen hübschen Vers von ihm, in dem er schreibt:

„But, as a poet, am a tory."

Dem Lord John Russell behagt dies Bekenntniß doch sehr schlecht und er bemerkt dazu: „In der That findet man bei Schriftstellern eine Neigung, mit dem politischen System, unter dem sie leben, unzufrieden zu sein. Sir James Mackintosh pflegte zu bemerken, daß die größesten Autoren Athens sichtlich den demokratischen Principien entgegen waren. In Frankreich waren vor der Revolution die glänzendsten Schriftsteller der absoluten Monarchie, unter der sie lebten, eben so feindlich. In unseren Zeiten sehen wir Southey und Coleridge mit Demokratie bebeginnen, Scott als einen Jacobiten, Moore als einen enttäuschten irischen Katholiken. Die Freiheit der literarischen Untersuchung führt die Leute zur Prüfung der Vorzüglichkeit der herrschenden Gewalt. Hätte die Reformbill niemals triumphirt, so würde Moore in aller Wahrscheinlichkeit ein warmer Reformer geblieben sein."

Diese wenigen Zeilen charakterisiren zugleich den ganzen Russell. Ein phlegmatischer und pedantischer Doctrinär, der echte Famulus des Faust, aber in aristokratischer Selbstgenügsamkeit.

Zu den schönsten und rührendsten Partieen des Buches gehört ein Brief der Frau Moore's an ihn, in dem sie ihm schreibt, sie habe ge-

hört, daß ihm eine Pension von 300 L. ausgesetzt sei. Sie wagt es nicht, zu glauben, daß dem so sei: „Ich bin in einem Fieber von Hoffnung und Angst, und habe doch Niemand, zu dem ich reden kann, als die kleine süße Betty, welche sagt: Nun Papa nicht mehr so viel arbeiten! Nun spazieren gehen!“ . . . In einer Nachschrift heißt es: „Nun will ich auch mein Essen ändern und Butter zu den Kartoffeln nehmen. Aber bitte, zeige das keinem Menschen.“

Nach allem Dem scheint Moore für seine Frau schlecht besorgt gewesen zu sein; aber auch die Whigs haben den talentvollen Mann übel behandelt. Sie haben es mit anderen der großen Geister der letzten Zeit nicht besser gemacht, und die Memoiren Thomas Moore's ergänzen, mit denen des Lord Holland und Sydney Smith's, ein Bild der Whigpartei, das nicht schmeichelhaft, aber wahr ist.

Von einem Whigschriftsteller gehen wir zu einem Tory-Autor über. Als vor einigen Wochen ein Buch: „Who wrote the Waverley novels?“ angekündigt wurde, gerieth die ganze literarische Welt Londons in Aufregung. Alles fragte: „Soll Walter Scott diese Novellen nicht geschrieben haben?“ Das Buch liegt jetzt vor uns, und es nimmt in einer kecken, aber durchaus nicht gering zu achtenden Weise Partei für einen Bruder Sir Walter's, für Thomas Scott, der als englischer Offizier in Quebeck gestorben ist.

Zuerst wird ein authentischer Brief Walter's an Thomas aus dem Jahre 1824 angeführt. In demselben kommt folgende Stelle vor:

„Sende mir eine Novelle, und mische Deinen übersprudelnden und natürlichen Humor gehörig hinein, auch Vorfälle und Beschreibungen aus Deiner Umgebung, vorzüglich auch Charaktere und Sittenzüge. Ich will dem alle nöthige Ausführung geben, und wenn Du Dich anstrengst, so habe ich gar keine Besorgniß, daß das Buch 500 L. werth sein wird, und um Dich anzutreiben, erlaube ich Dir, wenn Du das Manuscript sendest, auf mich einen Wechsel von 100 L. zu ziehen. Du hast mehr Talent zur Schilderung, wie die Meisten, und Alles, was Dir fehlt, die Praxis des Zusammensetzens, kann ich liefern. Behalte das aber ganz für Dich und gucke nicht auf, wenn man von Waverley sprechen sollte“ . . .

Nun ist Thomas Scott's Humor und die ausnehmende Bekanntschaft seiner Frau mit schottischen Legenden und Familiengeschichten außerdem hinlänglich bekannt und erwiesen, und die Geschichte Guy Memmerings z. B. ereignete sich wirklich in der schottischen, nicht irischen Familie der Browns von Carsluth, in einer Gegend, in der die Frau Thomas Scott's geboren und erzogen ist.

Dazu kommt das Zeugniß der Kameraden von Thomas Scott. — Ein Oberst W. erzählt dann, daß er niemals bei der Frau eintrat, ohne vor ihr dicke Manuscripte zu finden. Eines Abends, beim Glase, sagte Thomas Scott zu ihm: „Warten Sie, Sie sollen sich wundern, wenn

Sie sich eines Tages selbst gedruckt sehen!“ Walter Scott schickte oft an seinen Bruder in Amerika Geld. Viele Namen in den Waverley-Novellen sind Namen canadischer Officiere.

Der Schluß, den der Verfasser aus diesen Angaben macht, daß Thomas wenigstens als Miterbe des Ruhmes und der Werke Walter's zu betrachten sei, erscheint uns zu gewagt, dagegen scheint uns durch dies Buch erwiesen worden zu sein, daß Walter die Talente seines Bruders und seiner Schwägerin wie ein großer Mann und wie ein großer Poet benutzt hat, und daß manche Scene seiner unsterblichen Romane aus dem Gehirne und der Feder seines Bruders und seiner Schwägerin hervorgegangen sein mag. So sucht der Genius von nah und fern den Stoff zusammen, dessen er für seine Gebilde benöthigt ist, und auch von den stillen und fernen Gestaden des St. Lorenzstromes hat also Walter Scott manchen Baustein für seine Dichtungen erhalten. —

Ein merkwürdiges Geschichtswerk ist so eben erschienen. Es führt den Titel: „History of England from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth. By James Anthony Froude. 2 vol. London. Parker.“

Es scheint der Hauptzweck Froude's zu sein, uns eine Geschichte der englischen Reformation, gegründet auf die „State Records“ zu geben. Sein Held ist Heinrich der Achte. Was Wilhelm III. für Macauley ist, das wird Heinrich VIII., „Bluff King Hal“, für Froude. Er ist ihm der Mittelpunkt der Zeit, die große Person, in welcher das große Princip der Reformation sich verkörperte. Was Gibbon von sich sagte, daß, wenn er eine parteiische Darstellung lese, er mit Gewalt auf die andere Seite getrieben würde, scheint auch von unserm Verfasser zu gelten. Er ist durch die einseitigen Verurtheilungen Heinrich des Achten verletzt und wendet sich nun zu der entgegengesetzten Seite. Wir wollen den Lesern ein interessantes Stück aus diesem Buche mittheilen, dasjenige, welches den Fall Anna Boleyn's beschreibt. Dort lesen wir:

„Zuerst habe ich zu bemerken, daß wir, wie bei allen großen Ereignissen der Regierung Heinrich's, so besonders bei diesem, keiner Quelle und keinem Beweisstücke trauen dürfen, welches nicht genau gleichzeitig ist. Während Perioden der Revolution thun Jahre das Werk von Jahrhunderten, indem sie Handlungen färben und entstellen, und Ereignisse werden von der Erwägung des Urtheils zu der kecken Anmaßung des Parteigeistes hinübergerissen... Die Anna Boleyn, wie sie in den zeitgenossenschen Briefen erscheint, ist nicht die Boleyn von Fox und Wyatt oder der übrigen Champions des Protestantismus, welche in ihr den Widerpart ihres Kindes sahen. Diese Schriftsteller, obgleich sie den Ereignissen, die sie beschreiben, so nahe stehen, waren doch von dem vorhergehenden Geschlechte durch einen unüberschreitbaren Abgrund getrennt. Sie waren umgeben von der Hitze und Flamme eines Streites, in welchem öffentliche und privatliche Fragen unauflöslich verbunden waren,

und je genauer wir ihre Erzählungen prüfen, desto mehr Veranlassung dazu tritt uns entgegen."

Was nun die Königin (Anna Boleyn) betrifft, so sagt er: „Ihre Erziehung ging in der schlechtesten Schule von Europa vor sich. Bei ihrer Rückkehr von Frankreich und dem französischen Hof sehen wir sie in eine unverständige Verbindung mit Lord Percy und in eine andere mit einer andern Person verwickelt. — Es waren in ihrer Aufführung Züge, wie aus ihren späteren Geständnissen vollständig klar geworden ist, welche Sir Thomas Moore rechtfertigen, wenn er ihrem Glanze ein stürmisches Ende vorhersagte."

Dann schildert unser Historiker den Proceß gegen die Königin genau, erzählt, daß mehrere Hofmänner, ein Hofmusikus in den Tower eingekerkert worden seien, weil des Ehebruchs mit der Königin geständig, beweist, daß der Proceß gegen die Königin in allen rechten Formen gehalten ward. „Sieben und zwanzig Peers, Männer von unbefleckter Ehre, das edelste Blut des Königreichs, haben die Königin gerichtet."

Vom Tode der Königin wird ein Zug angeführt, der uns an Shakespeare's Wort erinnert: „Worst returns to laughter." Der Geistliche kommt zu ihr und sie zeigt viel Angst vor der Hinrichtung. Er sagt ihr, das ginge leicht und glatt vor sich. „Und dann sagt sie: Ich habe gehört, daß der Henker brav ist, und ich habe nur einen kleinen Hals, und dabei legt sie die Hände um ihn und lacht herzlich. Ich habe manche Männer und auch manche Frauen hinrichten sehen, und sie waren in großer Noth, aber diese Lady hatte viel Vergnügen und Freude beim Tode." (Worte eines alten Berichtes, den der Verf. mittheilt.)

Den Tag nach der Hinrichtung der Anna Boleyn heirathete der König bekanntlich Johanna Seymour. Auch das setzt unsern tapfern Geschichtsschreiber nicht in Verlegenheit. „Diese unschickliche Hast" — sagt er — „ist gewöhnlich als ein schlagender Beweis von dem Grunde des Falls der Anna Boleyn hingestellt worden. Für mich aber ist diese Hast der Beweis von etwas ganz Anderem. Der König wurde von seinem Geheimen Rath zu einer neuen Ehe sogleich gedrängt, und er selbst betrachtete das Heirathen als einen ganz gleichgültigen Amtsact der Krone, welchen die Pflicht forderte."

Diese wenigen Züge genügen, um uns den Geist des Buches klar zu machen. „Es wäre recht wahr," sagt eine Toryrevue, „wenn die erste Voraussetzung desselben, daß in jenen Tagen die Geschwornen unabhängig und das Parlament frei war, richtig wären." Dennoch aber findet das Buch viel Lob, weil es vor Allem eine Masse bis dahin unbekannten Materials in schöner Form dem Publicum vorlegt.

Tages-Ereignisse.

„Nichts vermag den Frieden der Welt so zu sichern, wie die Verbindung Frankreichs, Großbritanniens und Oesterreichs!“ ruft das „Journal des Débats“ bei Gelegenheit der Mittheilung aus, daß der Vertrag vom 15. April eigentlich weniger gegen Rußland, als gegen immerhin mögliche Pläne Oesterreichs gegen die Türkei, und zwar mit Bezug auf die Donaufürstenthümer, gerichtet sei und man sich vorsichtigerweise mit Oesterreich gegen Oesterreich verbunden habe. Die Spener'sche Zeitung macht ein Fragezeichen hinter diesem begeisterten Ausruf des „Journal des Débats“ wegen vorzüglichster Sicherung des Weltfriedens durch die neueste Allianz, und dieses Fragezeichen macht der Spener'schen Zeitung um so mehr Ehre, als ihre Leitartikel seit mehreren Jahren ungefähr dasselbe zu beweisen bestrebt gewesen sind, was gegenwärtig das „Journal des Débats“ anerkennt. Beschränktere Politiker werden sich zwar zu der Frage veranlaßt fühlen, was denn die jetzt mit solchem Jubel zu Grabe getragene heilige Allianz 40 Jahre lang anders gethan, als in dieser beispiellos langen Zeit den Weltfrieden auf eine bis dahin nicht gekannte Art gesichert und einen Segen über Europa verbreitet zu haben, wie kein Bund, keine Regierung vor ihr. Liegt nicht in der scharfsinnigen Erklärung des „Journal des Débats“ über die histoire intime des Vertrages schon der Beweis, daß die drei Mächte nicht mit gleichen Intentionen in dieses Bündniß getreten sind, und daß es vom Vortheil, nicht von einer großen religiösen Wahrheit dictirt wurde. Es hat an curiosen Erklärungen des curiosen Vertrages nicht gefehlt. Alle aber lassen an der Dauer des dadurch bezweckten Bündnisses zweifeln. Schon der Ausschluß Sardiniens und der Türkei — die doch feierlich mit concertiren soll — beweist, daß nach kaum beendetem Kriege schon sehr viel andere Interessen maßgebend genug gewesen sind, um eine neue Gruppirung der Verbündeten hervorzurufen. Sardinien war von der Nachricht nicht minder überrascht, als es Rußland nur sein konnte, und siehe da, kaum ist der Vertrag vom 15. April bekannt geworden, so spricht die „Gazette du Midi“ auch schon von einer „Befreiung Italiens unter dem Protectorate Rußlands“ (?). Hierzu erlauben wir uns unsererseits ein Fragezeichen zu machen. Obgleich man sich in Turin plötzlich erinnert, Rußland bei verschiedenen Gelegenheiten Dank schuldig gewesen zu sein, als man die Kriegserklärung gegen dasselbe erließ, obgleich es Kaiser Alexander I. war, welcher Savoyen für Sardinien erhielt, und Carlo Alberto nie den Thron bestiegen hätte, wenn Rußland sich nicht für ihn erklärt, obgleich sogar eine Waffenbrüderschaft Neapels und Sardiniens mit einer Reserve von „Kosaken“ und „Knuten“ gar nicht für unliebsam erklärt wird, wenn die Oesterreicher nur aus der Lombardei hinaus müssen, so scheint uns die „Befreiung“ Italiens auf diesem Wege

doch kaum als nahe bevorstehend. Es ist allerdings wahr, daß der russische Gesandte beim Constitutionsfest in Turin eine hervorragende Rolle gespielt — wahr, daß eine Compagnie der dortigen Nationalgarde sogar das Gewehr vor ihm präsentirt hat, ohne ein constitutionell gegengezeichnetes höheres Commando dafür erhalten zu haben. Dessenungeachtet hat es mit Bildung der Partei, welche ein russisches Protectorat für Italien erstrebt, doch wohl keine unmittelbar drohende Gefahr, um so mehr, als es ja bekannt ist, daß: l'Italia fara da se! und Sardinien stets nur für die gerechte Sache das Schwert zieht. Daß Rußland verstimmt gegen Oesterreich ist und auch wohl noch einige Zeit lang verstimmt bleiben dürfte, ist sehr richtig; eine gleiche Verstimmung möchte in Petersburg aber auch gegen Sardinien vorhanden sein, wenigstens fehlt es nicht an Ursachen dazu, denn eine unveranlaßtere, ungerechtfertigtere und zwecklosere Kriegserklärung, als die Sardiniens gegen Rußland, weist die Geschichte schwerlich nach. Es müßten sehr zwingende Nothwendigkeiten sein, welche einen so mächtigen Staat wie Rußland über die Erinnerung an die Kriegserklärung Sardiniens hinwegsehen ließen, und um so mehr, als Sardinien durch den Mund seines jetzt „volksthümlichsten" Ministers erklärt, auf einer Stufe mit Spanien zu stehen und sich zu ähnlichen Regierungs-Ansichten zu bekennen, wie sie am Manzanares gegenwärtig im Schwange sind. Ob ein solches Bekenntniß gerade aufmunternd und einladend für eine Protection von Seiten Rußlands wirken möchte, bleibt wenigstens zweifelhaft, wenn auch, wie die „Gazette du Midi" versichert, die russische Partei in Turin schon zwei Organe der Tagespresse für sich gewonnen hat.

Wunderbar, wie rasch die Herren Liberalen mit der Verdammung einer Maschine, die sie doch selbst so lebhaft und dringend empfohlen, bei der Hand sind, wenn diese Maschine einmal nicht nach ihrem Willen agirt; wie sie sogar zu Verworfenem, Ueberwundenem, Ueberlebtem greifen — so wurde ja wohl die Institution der Provinzial-Landtage von ihnen genannt, — wenn ihnen auch einmal nicht unbedingt der Wille geschieht. In der rheinischen Gemeinde-Ordnungs-Angelegenheit hat sich wieder einmal recht deutlich gezeigt, welcher Verlaß auf die Principien des Liberalismus ist, wenn man von ihm nun auch Gehorsam für die Resultate des eigenen Systems fordert. Der berühmte Artikel der Kölnischen Zeitung giebt den deutlichsten Beweis, daß alle jene Fictionen des Constitutionalismus nach französischer Chablone (glücklicherweise nach älterer französischer Chablone), mit denen der Liberalismus so gerne prunkt — als Unangreifbarkeit des Trägers der Krone, Widerstand auf parlamentarischem, Gehorsam auf executivem Felde, Herauslassen hochstehender Persönlichkeiten aus den politischen Debatten, — eben nichts weiter als Fictionen und nur so lange brauchbar sind, als dem Liberalismus der Wille geschieht. Das Gesetz ist sorgfältig von allen dazu berechtigten

und verpflichteten Behörden und Körperschaften geprüft worden. Die preußische Presse, welcher man sogar im Auslande eine vollkommen freie, ungehinderte Bewegung zugesteht, hat vollkommen Zeit gehabt, den allerdings wichtigen Gegenstand nach allen Seiten hin zu erwägen und zu besprechen. Seine Majestät der König hat den Beschluß der Landesvertretung sanctionirt, und doch ist der Liberalismus nicht zufrieden gestellt. In seiner Wuth und Noth greift er zu Mitteln, die jeden nicht liberalen Preußen, deren es doch in der That noch eine ganz annehmliche Anzahl giebt, mit tiefer Betrübniß erfüllen müssen. Es widersteht uns, auf diese Art der Argumentation einzugehen, und gestehen wir dem Liberalismus gern das Uebergewicht in dieser Art der Controverse zu. Er wird nun zwar sagen, daß das constitutionelle System in Preußen nicht r e i n genug sei, wenigstens nicht ganz so rein wie in Sardinien oder Spanien; wenn er aber von dem bei weitem überwiegenden Theile der Einwohner des preußischen Staates Gehorsam für sein System fordert, so sollten seine Bekenner wenigstens das Beispiel dazu geben. Aber weit davon entfernt, dem Steuerdruck des selbstgebauten Schiffes nachzugeben, tönt es aus den rheinischen Zeitungen fast eben so heraus, wie in den Märztagen des Schandjahres 1848, natürlich mit so viel mehr Mäßigung, als der augenblicklich wehende Wind vorschreibt. Wie hieß doch das Stichwort, welches am 17. März Abends durch ganz Berlin flog? „Abfall der Rheinlande, wenn nicht augenblicklich die Forderungen des Volks berücksichtigt würden." Es waren die Herren v. Wittgenstein, Dom-Capitular Broix, Kaufmann Raveaux, Dr. d'Ester, Advocat Böcker, Justizrath Stapp, Seydlitz, Heyser, Michel, Guilleaume, Beeres und Dr. Claessen, sämmtlich Mitglieder des Kölnischen Gemeinde-Raths und sämmtlich so aufgegangen als nur möglich, welche an diesem Tage in der Hauptstadt ankamen und von denen Einzelne in Weinhäusern sich so deutlich aussprachen, daß der drohende Ruf: „Abfall der Rheinlande", noch in der Nacht durch alle Straßen jagte und am andern Morgen, dem verhängnißvollen 18. März, nicht wenig zu der allgemeinen fieberhaften Aufregung beitrug. An der Spitze dieser außerordentlich liberalen Deputation stand der Ober-Präsident der Rhein-Provinz, Herr Eichmann. Der Minister v. Bodelschwingh, dem sie ihre Ankunft anzeigte, sagte ihr für den nächsten Tag eine Audienz bei Sr. Majestät dem Könige zu, und die Spener'sche Zeitung berichtete in ihrer Nummer vom 20. März folgendermaßen über diese Audienz, bei welcher Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen gegenwärtig war. „Herr v. Wittgenstein schilderte die Lage der Rheinprovinz und der Stadt Köln mit Ernst und Würde, die volle Wahrheit mittheilend. Er machte darauf aufmerksam, wie von der Antwort, welche die Deputation nach ihrer Heimath zurückbringe, gewissermaßen die ganze Zukunft der Provinz abhange, wie die Wichtigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse einen augenblicklichen hochherzigen Entschluß bedinge. Am Schlusse übergab der

Redner die bezügliche Adresse des Gemeinderathes von Köln, welche in entschiedenen Worten sich über die Lage der Provinz ausließ. Weiterhin wurde vorgestellt, wie dringend es für die Beruhigung der Rheinprovinz sei, wenn die Deputation mit einer festen Zusicherung nach ihrer Heimath zurückkehre, denn halbe Maßregeln könnten in keiner Weise beruhigen. Herr v. Wittgenstein machte auch noch darauf aufmerksam, daß von dem Entschlusse dieser Stunde vielleicht das Heil Deutschlands abhängig und eine einzige Stunde in diesem Augenblicke wichtiger sei als sonst ein ganzes Jahr."

Es wird kaum etwas gegen den vollendeten Liberalismus dieser Deputation eingewendet werden können, obgleich das Wort „Abfall der Rheinlande" bei der Audienz nicht ausgesprochen, sondern nur „gewissermaßen auf die Zukunft der Provinz" hingedeutet wurde. Dagegen erschallte es desto lauter auf den Straßen und in den improvisirten Clubs der Conditoreien. Allerdings antwortete ein unverbesserlicher Altmärker einem perorirenden Rheinländer auf das schwunghafte: „Wir fallen ab!" das sehr ruhige: „Wohin?" und fügte die anspruchslose Bemerkung hinzu: „Wenn Ihr abfallt, holen wir Euch wieder!" — Nichts desto weniger übte die Deputation und das officiell wie privatim von ihren Mitgliedern Gesagte, eine schwerwiegende Wirkung auf den Augenblick aus. Auch jetzt spricht die rheinische Presse wieder von einer „Lage der Provinz". Auch jetzt theilt sie „mit Ernst und Würde die ganze Wahrheit" mit, auch jetzt wird „ein hochherziger Entschluß" verlangt, auch jetzt „können halbe Maßregeln auf keine Weise genügen", auch jetzt wird in „entschiedenen Worten" die „Beruhigung der Rheinprovinz" gewünscht.

Aber die Zeit ist eine andere geworden, wenn der Liberalismus sich auch auf's Aeußerste sträubt, das anzuerkennen.

Wie Polen und Finnland die Erwartungen der Westmächte und der liberalen Stimmführer in der deutschen Presse betrogen haben, so auch die Tscherkessen, von deren Erhebung im Rücken der Russen so außerordentliche Resultate erwartet wurden. Das gebildete Europa hat nun ein Pröbchen davon, welcher Verlaß auf Versprechungen und selbst auf Verträge mit solchen halb wilden Völkerschaften ist. Vor allen Dingen wollen sie Vieh stehlen, Gefangene in die Sclaverei schleppen und keinerlei staatlicher Autorität unterthan sein. Wenn sie die russischen Grenzdistricte nicht fortwährend überfielen und beraubten, wenn sie auch nur einen Tag die immer und immer wieder abgeschlossenen Verträge und Uebereinkommen hielten, wenn sie nicht ohne alle Veranlassung von Seiten Rußlands, fortwährend einen kleinen aber furchtbar verwüstenden Krieg gegen die russischen Ansiedelungen führten, so würde Rußland schon längst von diesem opfervollen und zwecklosen Kampfe gegen die

Bergvölker abgestanden sein. Nun, England und die Türkei haben erfahren, was sie von den Tscherkessen zu hoffen haben. Möchten sie es einmal versuchen, die Civilisation dieser Bergvölker an der Stelle Rußlands zu unternehmen, und die höhnenden Stimmen, welche bisher über die Erfolglosigkeit der russischen Anstrengungen an der Tagesordnung waren, würden sehr bald verstummen. Das Anneriren ohnmächtiger und widerstandsloser ostindischer Königreiche ist freilich ein sehr viel leichter „Geschäft" als die Besiegung eines Volkes, das keinem fremden Gewalthaber unterthan sein will, er komme von wo er wolle. Viehdiebstahl, Raubritte, Mädchenverkauf, Sclaverei, Clanwirthschaft passen in keinerlei Regierungssystem; Tortur vielleicht, Waffentragen jedes Waffenfähigen aber vor allen Dingen nicht in die Anschauung eines britischen Staatsbürgers. Es kommt jetzt zu Tage, daß es nicht an Versuchen von Seiten der gegen Rußland Alliirten gefehlt hat, die Tscherkessen zu einer allerdings gefährlichen Diversion am Kaukasus aufzustacheln, und man verschanzt sich für das Mißlingen dieser Versuche hinter einer Bestechung Schjamils und einer Doppelzüngigkeit Sephir Pascha's, den Lord Clarendon mit dem Epitheton: dieser Mensch! belegt, weil er eben so viel Abneigung gegen britische als gegen russische Civilisation gezeigt. Der Krieg wird in Circassien so wenig enden wie in Algier und Indien! Vergebens kommen alle Stimmen Urtheilsfähiger dahin überein, daß die Tscherkessen unbezähmbar sind und daß Rußland selbst in seinem Offensivsystem immer nur defensiv gegen dieses Volk gehandelt hat. Sie haben nun einmal die Sympathieen der Liberalen, und daß dergleichen Sympathieen unzugänglich für jeden Vernunftgrund sind, dafür liegen ja sehr viel nähere Beweise überreichlich vor. Vor der Hand ist unzweifelhaft gewiß, daß auf ein Bündniß mit den Tscherkessen gegen Rußland nicht zu zählen, weil die Tscherkessen, wie alle halb civilisirten Völker, einen natürlichen Instinct der Furcht vor den späteren Forderungen der Mächtigen haben, mit denen sie sich verbünden, Forderungen, die ihre Alten aus Erfahrung kennen, wenn der Kampf vorüber ist. Für einen Hat-Humayun in anderer Art — und er wäre ihnen zuverlässig dictirt worden — haben sie keinen Sinn, und ihre Rathsversammlungen sagen ihnen, daß sie sich von Niemand brauchen lassen sollen, wenn sie von Niemand abhängig sein wollen. Sie wollen den Kriegszustand für sich, nicht für Andere. Sie lieben den Kampf und den Widerstand um des Kampfes und um des Widerstandes willen, nicht weil sie einen bestimmten oder gar weiteraussehenden Zweck damit verbinden. Für politische Combinationen sind sie so wenig brauchbar, wie für Tractate, die ein ungestörtes nachbarliches Verhältniß regeln sollen, und der neuerdings wieder begonnene Kampf im Gebirge zeigt, daß eigentlich nichts in den bisherigen Verhältnissen geändert ist. Man wird sich weiter, aber zuverlässig nicht bis zu gegenseitiger Erschöpfung schlagen. Die Zeit wird mehr thun als der Kampf, und auch dort wird endlich sich

das Uebergewicht europäischer Cultur zeigen. Mit dem Falle des Türken-Reiches in Europa fällt auch die tscherkessische Unabhängigkeit, gleichviel wer dann der Herr sein wird.

Einmal hat das Parlament den Hydepark-Demonstrationen schon durch Zurückziehung einer den Massen mißliebigen Bill nachgegeben. Andere Hydeparks-Demonstrationen führen vielleicht auch ein Nachgeben des Ministeriums herbei. Das sind nach beiden Seiten hin für England neue Vorgänge, vielleicht von gar keiner, vielleicht aber auch von sehr tief eingreifender Bedeutung. Werden diesmal die Hydepark-Demonstrationen fortgesetzt, so dürften sie leicht eine sehr viel andere Bedeutung gewinnen, als bisher ein englischer Mob oder ein Riot in einer fernen Manufacturstadt hatte. Schon jetzt mischen sich politische Anspielungen in die Reden der vorbereitenden Meetings und der tiefe Groll der Massen über den für England so wenig glorreichen oder auch nur zufriedenstellenden Frieden, dürfte Gelegenheit finden, auf eine unerwartete Weise hervorzutreten. Völlig unerwartet kam im vorigen Jahre die Zurücknahme der Bill und somit das Wegfallen jeden Vorwandes für eine weitere Ausbeutung der Volksversammlungen, sonst war es durch das Einschreiten der Constabler bereits gelungen, eine genügende Masse von Zündstoff aufzuhäufen, der nur des geschickten Funkens wartete. Glücklicherweise ist die große Masse des englischen Volkes und namentlich seine mächtige Mittelklasse zu praktisch und zu vernünftig, um einem Mob wirklich Einfluß auf eine bedeutende und entscheidende Maßregel zu gestatten. Mit der anscheinend so unschuldigen und billigen Forderung von Sonntagsmusik für die „arbeitenden Klassen" — auch ein Wort, das der Liberalismus so gern für seine Zwecke ausbeutet, — ist es etwas anderes, besonders wenn das Land nach außen hin keine Kraft zu entwickeln hat. Während wir dies schreiben, findet wahrscheinlich, „wind and weather permitting" abermals eine Volksversammlung im Hydepark statt, und wir haben zu erwarten, welchen Charakter sie tragen oder vielleicht erst annehmen wird. — Die Forderung von Sonntagsmusik in den öffentlichen Parks erscheint in Deutschland sehr unverfänglich, in England ist sie es nicht, denn sie legt die Axt an eine Volkssitte von tiefster Bedeutung, deren strikte, wenn auch unbequeme Aufrechterhaltung wesentlich mit zu der unbestreitbaren Tüchtigkeit des englischen Volkes beigetragen hat. Billigkeits- und Nützlichkeitsgründe werden sich hinreichend dafür anführen lassen, aber schon ehe die Volksversammlungen einen wirklich demonstrativen von Charakter angenommen haben, mischt sich Neid gegen die Vorrechte der höheren und reichen Klassen der Gesellschaft, Haß gegen die Aristokratie und Uebelwollen gegen die Regierung hinein. Eine eigenthümliche Stellung zur Sache nimmt Sir Benjamin Hall ein, der zunächst berufen ist die Anordnungen der Regierung auszuführen, sich aber direct auf die Seite der Massenwünsche

stellt. Wie ganz gewöhnliche Agitatoren ruft er erst durch seine Rede wiederholt groans und shames einer Vorversammlung von 2000 Personen hervor und ermahnt dann zum Schluß die von ihm Aufgereizten, sich friedfertig zu verhalten, damit durch eine wohlorganisirte gesetzmäßige Bewegung den wahren Volksfreunden der Sieg bleibe. Das ist ein gefährliches Spiel und eine gefährliche Herausforderung. Wir sind gewohnt stets Praktisches und Vernünftiges von den Engländern vorauszusetzen. Möchten wir nie Ursache haben zu bedauern, daß der Saame auch dort aufgeht, den die Demokratie, einheimische und fremde, dort Jahre lang bis jetzt ungestraft ausgesäet.

In der Parlaments-Debatte vom 19. Mai sagte d'Israeli bei Gelegenheit seines scharfen Angriffs gegen Lord Palmerston: Traurig wäre es für uns und für unsern guten Ruf, wollten wir von Neuem den Liberalismus in Italien aufstacheln, um uns den gedankenlosen Beifall des Pöbels, der Regierung aber den vaguen Ruf, „liberal" zu sein, zu erobern und doch gleichzeitig mitzuhelfen, die österreichische Herrschaft zu befestigen.

Wir haben dieser Charakteristik des Liberalismus von einem Liberalen in einem liberalen Parlamente nichts hinzuzufügen.

Unter allen Mißbräuchen der Presse ist wohl derjenige ihrer Ausbeutung zu trügerischen Speculationen der verwerflichste. Bei der vierten Seite des quarré de papier, wie Alphonse Karr in seinen Guèpes die großen Journale zu nennen pflegte, weiß man so ziemlich, woran man mit einer marktschreierischen Reclame ist, und wer sich dadurch noch betrügen läßt, der will sich eben betrügen lassen. Anders aber ist es, wenn der Humbug sich verkleidet in die ersten Seiten eindrängt, wenn er die Maske eines belletristischen Productes vor sein frech aufdringliches Gesicht hält, und der wirkliche Schriftsteller sich zu einem Colporteur des Betruges macht. Zur Zeit, als die Ankündigungen von Warren's Blacking (eine von Warren erfundene Stiefelwichse) alle Mauern Londons bis auf Meilenweit im Umkreise besudelte, kam der industriöse Erfinder auch auf die Idee, einen namhaften Schriftsteller zu gewinnen, der ihm eine Novelle für eine der gelesensten Reviews schrieb, in welchem ganz unvermerkt, und ohne sich auffallend bemerklich zu machen, diese Stiefelwichse empfohlen wurde. Einem neuesten Versuch dieser Art — aber weit verwerflicher, weil er nicht, wie jener, eine an sich wirklich gute Stiefelwichse empfiehlt, sondern Tausende ins Elend führen kann, begegnen wir in der Pariser Illustration vom 26. April dieses, wo Edmond Texier einen novellistisch gefärbten Artikel über deutsche Auswanderer schreibt, nur um die neue Société d'émigration et de colonisation, die neuerdings wegen ihrer Lügen und Bestechungen so viel von sich reden gemacht, zu empfehlen. Arglos beginnt der Leser einen Ar-

tikel, der eher alles Andere, als eine industrielle Reclame vermuthen läßt. Wir geben ihn in seinen Hauptzügen wieder, um zu beweisen, bis wohin sich die Ausbeutung der Literatur verirren kann.

„An einem schönen Sommerabende ging ich mit einem Freunde auf dem Wege spazieren, der von Mainz nach Kassel-Darmstadt (!) führt. Wir bewunderten die gut bebauten Felder, die schönen Obstbaum-Alleen, und sagten uns, daß ein so cultivirtes Land seine Bewohner reichlich ernähren müsse. Kaum eine Stunde waren wir so gegangen, als wir einem Haufen von ungefähr 60 Menschen begegneten, Männer, Frauen und Kinder. Vorauf fuhren 3 Wagen mit altem Hausrath, Betten, Kisten und Vogelbauern beladen. Auf den ersten Anblick glaubten wir Auswanderer vor uns zu haben, aber das ruhige Wesen der Männer, das Lachen der Frauen, die Sprünge der Kinder wollten zu dem Bilde eines Auswanderer-Zuges nicht passen. Wir folgten den Leuten bis zu einem Wirthshause, wo sie Halt machten. Es wurde Bier getrunken und die Unterhaltung schien lebhaft zu werden, unverständlich freilich für uns, da nur deutsch gesprochen wurde. Die Frauen sahen uns an und kicherten, wie immer, wenn Frauen niederen Standes etwas ihnen fremdes sehen, und die Kinder bettelten uns mit „Monsieur français, donne à moi un écu“ an, wie wir das tausend Mal von den Straßenjungen in Köln und Mainz gehört hatten. Als wir etwas gegeben hatten, redete uns einer der Männer, ein Greis von ungefähr 60 Jahren, an:

„Sie sind Franzosen, meine Herren? Ich war auch Franzose zur Zeit Napoleons. Heute gebe ich meinen Freunden das Geleit.“

„Und wohin gehen diese Leute?“

„Zu ihren Brüdern in das neue Deutschland da drüben!“

„Welches neue Deutschland?“

„Das Deutschland der Unglücklichen unter den Deutschen, Amerika!“

„Aber Sie sind ja gar nicht traurig. Ich habe in England Auswanderer gesehen, aber sie weinten, als sie eingeschifft wurden. Diese Leute hier scheinen ihre Heimath so ruhig zu verlassen, als wäre sie ein ihnen fremdes Land?“

„Warum sollten sie auch traurig sein. Hier ist der Arbeitslohn niedrig und die Abgaben verzehren den größten Theil dessen, was man gewinnt. Sie gehen in ein Land, wo man sie gut aufnehmen wird, und wo sie glücklich leben werden. Wie Sie mich hier sehen, bin ich noch einer der Wohlhabendsten des Dorfes, das sich jetzt auflöst. Ich halte ein Wirthshaus für die Fuhrleute und bin nebenbei Schneider. Nun sehen Sie, für mein Haus, für meinen Gewerbeschein als Schneider und für ein Paar Morgen Acker hinter meinem Hause muß ich dem Großherzoge 38 Gulden Abgabe bezahlen.“

„38 Gulden? das sind ungefähr 78 Francs. Nun, das scheint doch aber nicht übermäßig.“

„Wissen Sie aber auch, was mir diese Summe werth ist? — Erstens meinen Taback, hin und wieder ein Glas Wein, Sonntags Fleisch und die Schuhe für meine 6 Kinder."

„Gehen denn die alten Männer dort auch mit nach Amerika?"

„O nein, die Alten bleiben zurück. Das junge Volk hat ihnen einen Altentheil ausgesetzt. Man kann sich trennen, ohne daß gegenseitige Vorwürfe zurückbleiben."

„Aber das Dorf wird ja ganz veröden."

„Auch viele andere Dörfer, wenigstens werden dann keine Leute mehr da sein, die unsern Fürsten Abgaben bezahlen müssen."

„Ist es aber nicht traurig, daß die deutschen Bauern sich von solcher fernen Aussicht blenden lassen? — Ihr nennt Euch Demokraten und seht nicht, das die künftige Armee der Demokratie in Masse auswandert."

„Bah! sie wird schon wiederkommen, diese Armee, wenn nur erst der rechte Augenblick dafür gekommen sein wird."

Ich begreife nicht, wer den deutschen und elsassischen Bauern eine so sonderbare Idee beigebracht hat. Viele sprechen mit Begeisterung von Amerika, als ob ihnen erst von dorther eine Aenderung ihres Schicksals kommen sollte. „Der Retter wird uns einst von jenseit des atlantischen Meeres kommen," sagte mir einmal ein Deutscher, der keineswegs ein Bauer war. Was wollen sie damit sagen und welche Hoffnung knüpfen sie an Amerika? Völker, welche leiden, müssen etwas hoffen können, und sollte die Hoffnung 1200 Meilen jenseit des Oceans liegen.

Und wenn diese Auswanderer nur nicht von Agenten und Unterhändlern geplündert und betrogen würden. Schlechte Subjecte benutzen ihre Unerfahrenheit. Man transportirt sie wie Waarenballen, man wirft sie ohne Schutz an eine fremde Küste, wo andere Blutsauger sie schon erwarten.

Die französische Regierung hat diese Uebelstände erkannt und ist für ihre Abhülfe besorgt gewesen. Das Decret vom 15. Januar 1855 regelt das Auswanderungswesen, und ein Bericht des Staatsraths Heurtier, Directeur général de l'agriculture et du Commerce, sagt darüber:

„Durch seine geographische Lage ist Frankreich das Land, durch welches der Strom der deutschen Auswanderung abgeleitet werden muß. Straßburg und Forbach sind die natürlichen Eingangsorte dieses Stromes. Havre und Dünkirchen seine Ausflüsse. Will man aber, daß dieser Strom sein naturgemäßes Bett nicht verlasse, so muß ihm Hülfe und Schutz geleistet werden. Gastfreundlichkeit muß den Durchzug dieser Leute durch Frankreich begleiten."

Eh bien! — wir hören, daß sich eine Société d'émigration et de colonisation in diesem Augenblicke bildet, an deren Spitze die ehren-

werthesten Namen stehen. Diese Gesellschaft kann, wenn sie ihre Aufgabe recht versteht, dem Lande große Dienste leisten; sie kann der Schutzengel der ganzen europäischen Emigration werden. Bei richtiger Leitung muß sie die Herrin der ganzen deutschen, rheinischen und schweizer Auswanderung werden. Wenn irgend etwas auf Erden Achtung verdient, so ist es die muthige Entsagung dieser Tausende von Deutschen, die keinen Unterhalt mehr auf ihrem zu eng gewordenen heimathlichen Boden finden und sich lieber unbebaute Strecken weit über's Meer hin aufsuchen, als daß sie die Gesetze ihres Landes anklagen, oder zum Aufruhr ihre Zuflucht nehmen. Edmond Texier.

Hält man damit zusammen, was neuerdings über diese neue Geldspeculations-Gesellschaft in den Zeitungen bekannt geworden ist, so erscheint diese novellistische Reclame, dieser literarische Humbug, doppelt verwerflich. Es wird nicht lange dauern, so schleicht sich diese Herabwürdigung der Literatur auch in deutsche Zeitungen ein.

Wir wollen wenigstens davor gewarnt haben!

Johanniter-Orden.

Liste
der Mitglieder der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

Vacat.

Mitglieder des Convents.

1. Eberhard, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Major à la suite des 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiments und Landrath des Kreises Landeshut, auf Kreppelhof bei Landeshut. — Kanzler des Ordens und Werkmeister der Schlesischen Genossenschaft. — Mit Führung der Geschäfte des leitenden Commendators beauftragt.
2. Frhr. v. Gaffron-Kunern, Geh. Regierungs-Rath und erster Director des Credit-Instituts für Schlesien, zu Breslau. — Schatzmeister.
3. Graf v. Zedlitz genannt Trützschler v. Falkenstein, Präsident der Regierung zu Liegnitz. — Richter.
4. Graf v. Schweinitz und Crain, Hauptmann a. D. und Majoratsbesitzer, auf Hausdorf, Kr. Bolkenhain.
5. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, Major a. D. und Landrath des Kreises Schönau, auf Herrmannswaldau.
6. Frhr. v. Köckritz, Landesältester, auf Groß-Sürchen, Kreis Wohlau.
7. v. Röder, General-Lieutenant a. D., auf Gohlau, Kreis Neumarkt.
8. Heinrich LXXIV. Fürst Reuß zu Schleiz-Köstritz, auf Jänkendorf, Kreis Rothenburg.
9. Carl Graf v. Pückler, Landesältester, auf Ober-Weisteritz, Kreis Schweidnitz.
10. Hugo Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, auf Schlawentzütz, Kreis Kosel.
11. v. Wintzingerode, Oberst und Chef des Generalstabes 6. Armee-Corps.

Commendator.

1853.

Graf Henckel v. Donnersmarck, Oberst a. D., Erb-Ober-Land-Mundschenk im Herzogthum Schlesien und Standesherr, auf Neudeck, Kreis Beuthen.

Rechtsritter.

1810.

1. v. Ratzmer, General der Infanterie und General-Adjutant, auf Matzdorf, bei Spiller.

1853.

2. Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode, Major à la suite des 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiments und Landrath des Kreises Landeshut, auf Kreppelhof. — Kanzler des Ordens.

3. Graf v. Schweinitz und Crain, Hauptmann a. D. und Majoratsbesitzer, auf Hausdorf, Kreis Bolkenhain.

1854.

4. Frhr. v. Gaffron-Kunern, Geh. Regierungs-Rath und erster Director des Credit-Instituts für Schlesien, zu Breslau.

5. v. Uechtritz, Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenrathes, zu Berlin.

6. Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, Major a. D. und Landesältester, auf Neukirch, Kreis Schönau.

Ehrenritter.

1812.

1. Graf v. Rödern, Premier-Lieutenant und Kriegsrath a. D., zu Breslau.

1813.

2. Frhr. v. Werther, Staats-Minister a. D. und Oberst-Marschall, zu Berlin.

1817.

3. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, Oberst a. D. und Landschafts-Director, auf Nieder-Kaufung, Kreis Schönau.

1818.

4. Frhr. v. Zedlitz-Leipe, Lieut. a. D., auf Zülzendorf bei Schweidnitz.

1820.

5. v. Schweinitz, Landesältester, auf Alt-Raudten, Kreis Steinau.

6. v. Sydow, Hauptmann a. D., auf Hirschfeldau, bei Sagan.

1821.

7. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, Major a. D. und Landrath des Kreises Schönau, auf Herrmannswaldau, Kreis Schönau.

1823.

8. Graf v. Pückler, General-Lieutenant a. D., zu Breslau.

1824.

9. v. L'Estocq, Oberst a. D., auf Kieslingswaldau bei Görlitz.

1825.

10. Graf v. Stosch, Landschafts-Director, auf Manze, Kreis Nimptsch.

1826.

11. v. Teichmann und Logischen, Kammerherr, auf Pontwitz, Kreis Oels.

12. v. Woyrsch, Geh. Regierungs-Rath a. D., zu Breslau.

13. v. Schweinitz, Premier-Lieutenant und Geh. Regierungs-Rath a. D., auf Lanken bei Guhrau.

1828.

14. Paul Graf v. Haugwitz, Kammerherr, Major und Landrath a. D., auf Rogau, Kreis Oppeln.

15. Frhr. v. Lüttwitz, Rittergutsbesitzer, auf Hartlieb, Kreis Breslau.

1829.

16. Frhr. v. Köckritz, Landesältester, auf Groß-Sürchen, Kreis Wohlau.

17. v. Küster, Major und Geh. Legationsrath a. D., auf Lomnitz, Kreis Hirschberg.

1830.

18. v. Strantz, General-Lieutenant a. D., zu Breslau.

1831.

19. Graf v. Carmer, Rittmeister a. D., auf Pantkau, Kreis Neumarkt.

20. Gustav Graf Blücher von Wahlstatt, auf Kriblowitz, Kreis Breslau.

21. Frhr. v. Senden und Bibran, Kreisdeputirter, auf Reisicht bei Haynau.

1834.

22. Graf Henckel v. Donnersmarck, General-Lieutenant a. D., zu Breslau.
23. v. Röder, General-Lieutenant a. D., auf Gohlau, Kreis Neumarkt.
24. Frhr. v. Knobelsdorff, Landstallmeister, zu Leubus, Kreis Wohlau.
25. Friedrich Graf v. Pfeil, zu Gnadenfrei, Kreis Reichenbach.
26. Frhr. v. Rothkirch-Trach, Oberlandesgerichts-Rath a. D., auf Bärsdorf, Kreis Goldberg-Haynau.
27. v. Schindel und Dromsdorff, Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Kammerherr, auf Nieder-Schönbrunn bei Görlitz.

1835.

28. Frhr. v. Firks, Oberst a. D., zu Breslau.
29. Graf v. Pückler, Major a. D. und Präsident der Regierung zu Oppeln.

1836.

30. v. Franckenberg-Ludwigsdorff, Wirkl. Geh. Rath, auf Nieder-Schüttlau, Kreis Guhrau.

1837.

31. v. Katzler, Hauptmann a. D. und Kammerherr, auf Nistitz, Kreis Steinau.
32. Graf v. Zedlitz, genannt Trützschler v. Falkenstein, Präsident der Regierung zu Liegnitz.

1838.

33. Frhr. v. Rotenhan, Königl. Baierscher Kammerherr und Major, auf Markt Rentweinsdorf bei Bamberg.

1839.

34. Frhr. v. Buddenbrock, Oberst-Lieutenant a. D., zu Berlin.
35. Graf v. d. Recke-Volmerstein, Rittmeister a. D., auf Kraschnitz bei Militsch.
36. Heinrich LXXIV. Fürst Reuß zu Schleiz-Köstritz, auf Jänkendorf, Kreis Rothenburg.
37. v. Guretzky und Cornitz, Geheimer Justizrath a. D., auf Blankenberg, bei Wusterhausen an der Dosse.
38. Frhr. v. Werther, Gesandter in St. Petersburg.

1840.

39. Frhr. Schüler v. Senden, Kammerherr, auf Radschütz, Kreis Steinau.

1843.

40. Graf v. Lüttichau, Oberst-Lieutenant a. D., auf Ober-Prausnitz bei Goldberg.
41. Graf von und zu Egloffstein, auf Schwusen bei Glogau.
42. v. Goldfus, Rittmeister a. D., auf Groß-Tinz, Kreis Nimptsch.

1844.

43. v. Prittwitz, Premier-Lieutenant a. D. und Landesältester, auf Skalung, Kreis Kreutzburg.

1845.

44. Carl Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Landrath des Kreises Lublinitz.
45. Carl Graf v. Pückler, Landesältester, auf Ober-Weistritz, Kreis Schweidnitz.

1846.

46. Gebhard Graf Blücher von Wahlstatt, auf Kriblowitz, Kreis Breslau.
47. Fabian Burggraf und Graf zu Dohna, Landrath des Kreises Sagan, auf Nieder-Küpper bei Sagan.
48. Freiherr v. Durant, Landrath des Kreises Rybnick, auf Baranowitz bei Sohrau.
49. v. Eickstedt, Major a. D., auf Silberkopf, Kreis Ratibor.
50. v. Erdmannsdorff, Kammerherr, auf Deutsch-Paulsdorf, Kreis Görlitz.
51. v. Nickisch-Rosenegk, Kammerherr und Landschafts-Director, auf Kuchelberg, Kreis Liegnitz.
52. v. Prittwitz, Landesältester, auf Kasimir, Kreis Leobschütz.
53. Adolph Carl Freiherr v. d. Reck zu Berlin.

54. Graf v. Sandreczky und Sandraschütz, Kammerherr und Erb-Landmarschall im Herzogthum Schlesien, auf Langenbielau, Kreis Reichenbach.
55. Graf v. Schweinitz, Major a. D., auf Berghof bei Mettkau.
56. Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode, auf Peterswaldau, Kreis Reichenbach.
57. Graf zu Limburg-Stirum, Königl. Niederländischer Legationsrath a. D., auf Peterwitz, Kreis Neumarkt.
58. v. Ziegler und Klipphausen, Kammerherr, auf Dambrau, Kreis Falckenberg.
59. Graf v. d. Schulenburg, Kaiserl. Oesterr. Oberst-Lieutenant von der Armee und Kämmerer, zu Sagan.

1847.

60. Graf v. Schweinitz und Crain, Major, auf Dieban bei Steinau a. d. Oder.
61. v. Maltitz, Hauptmann a. D., auf Würgsdorf bei Bolkenhain.

1848.

62. Calixt Prinz Biron von Kurland, auf Polnisch-Wartenberg.
63. August Graf v. Maltzan, Ober-Erb-Kämmerer im Herzogthum Schlesien und Standesherr auf Militsch.
64. v. Prittwitz-Gaffron, Rittmeister a. D. und Kammerherr, auf Minkowski, Kreis Namslau.
65. Graf v. Reichenbach-Goschütz, Kammerherr, auf Brustave bei Festenberg.
66. Graf v. Westarp, Premier-Lieutenant im 2. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment, auf Sacherwitz, Kreis Liegnitz.

1849.

67. v. Salisch, Rittergutsbesitzer, auf Jeschütz, Kreis Trebnitz.
68. Sylvius Graf v. Pückler, Kammerherr, auf Schönfeld, Kreis Schweidnitz.

1850.

69. Frhr. v. Buddenbrock, Major a. D., zu Breslau.
70. Hugo Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, auf Schlawentzütz, Kreis Kosel.

1851.

71. v. Zastrow, Kammerherr, auf Ober-Oertmannsdorf, Kreis Lauban.
72. v. Wintzingerode, Oberst und Chef des Generalstabes 6. Armee-Corps.
73. Heinrich IV. Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Premier-Lieutenant a. D., auf Trebschen bei Züllichau.
74. Heinrich XII. Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Seconde-Lieutenant à la suite der Armee, auf Stonsdorf, Kreis Hirschberg.
75. v. Erdmannsdorff, Rittergutsbesitzer, auf Moschen bei Chrzelitz.
76. v. Lieres, Landesältester, auf Stephanshain, Kreis Schweidnitz.
77. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, Kammerherr, auf Tiefhartmannsdorf, Kreis Schönau.
78. Graf v. Monts, Hauptmann a. D. und Landrath des Kreises Kreutzburg, auf Jeroltschütz bei Constadt.

1852.

79. Frhr. v. Seydlitz und Gohlau, Rittergutsbesitzer, auf Constadt, Kreis Kreutzburg.
80. v. Jordan, Kammerherr, auf Ober-Neundorf, Kreis Görlitz.
81. Heinrich IX. Prinz Reuß-Schleiz-Köstritz, Lieutenant im 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiment, auf Neuhof bei Schmiedeberg.
82. Frhr. v. Bissing, Kammerherr und Landesältester, auf Ober-Bellmannsdorf, Kreis Lauban.
83. v. Heydebrand und der Lasa, Landesältester, auf Nassadel, Kreis Namslau.
84. Graf v. Logau-Altendorff, Major a. D. und Landesältester, auf Reuthau, Kreis Sprottau.
85. v. Tieschowitz, Landrath des Kreises Beuthen, auf Rokittnitz, Kreis Beuthen.
86. v. Wilamowitz-Möllendorff, Premier-Lieutenant a. D. und Kammerherr, auf Meesendorf, Kreis Neumarkt.
87. v. Woyrsch, Geheimer Regierungsrath, auf Pilsnitz, Kreis Breslau.

1854.

88. Frhr. v. Knobelsdorff, Oberst-Lieutenant a. D., zu Breslau.
89. Julius v. Prittwitz-Gaffron, Rittergutsbesitzer, zu Breslau.
90. Frhr. v. Bissing, Kammerherr, auf Klein-Ellguth, Kreis Nimptsch.
91. v. Thielau, Kreis-Deputirter, auf Lampersdorf, Kreis Frankenstein.
92. v. Köckritz, Rittmeister a. D., zu Thiergarten bei Wohlau.
93. v. Rabenau, Königl. Sächsischer Kammerherr, auf Königswartha im Königreich Sachsen.
94. Graf v. Sauerma, Director des Credit-Instituts für Schlesien und Landesältester, auf Ruppersdorf, Kreis Strehlen.
95. Graf v. Pückler, Premier-Lieutenant im 6. Kürassier-Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) und Adjutant der 6. Cavallerie-Brigade.
96. Alfred Burggraf und Graf zu Dohna, Rittmeister, auf Mallmitz, Kreis Sprottau.
97. Magnus Graf v. Schlieffen, Major a. D., auf Groß-Krausche, Kreis Bunzlau.
98. Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, Kammerherr und Wirthschafts-Intendant, zu Erdmannsdorf, Kreis Hirschberg.
99. v. Jeetze, Regierungsrath, zu Oppeln.

1855.

100. Graf v. Zedlitz-Trützschler, Rittergutsbesitzer, auf Petrikau, Kreis Nimptsch.
101. v. Elsner, Kammerherr und Landesältester, auf Zieserwitz, Kreis Neumarkt.
102. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, Polizei-Präsident, zu Berlin.
103. Frhr. v. Frankenberg-Proschlitz, Premier-Lieutenant a. D. und Landesältester, zu Breslau.
104. Frhr. v. Tschammer, Landschafts-Director, auf Dromsdorf, Kreis Striegau.
105. v. Graeve, Major a. D., zu Breslau.
106. v. Elsner, Kammerherr, auf Pilgrammsdorf, Kreis Goldberg-Haynau.
107. v. Gersdorff, Hauptmann und Kammerherr, auf Ostrichen, Kreis Lauban.
108. Frhr. v. Schleinitz, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Präsident der Provinz Schlesien.
109. Graf v. Seherr-Thoß, Landrath, auf Hohenfriedberg, Kreis Bolkenhain.
110. Kracker v. Schwarzenfeldt, Kammerherr und Landesältester, auf Bogenau, Kreis Breslau.
111. Graf v. Loeben, Landesältester, auf Nieder-Rudelsdorf, Kreis Lauban.
112. Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, Hauptmann und Landesältester, auf Pischkowitz, Kreis Glatz.
113. v. Heydebrand und der Lasa, Landrath des Kreises Steinau, auf Golkowe bei Militsch.
114. Frhr. v. Gaffron, Landesältester, auf Haltauf, Kreis Münsterberg.
115. Frhr. v. Rothkirch-Trach, Kammerjunker, auf Panthenau, Kreis Goldberg-Haynau.

Wappen-Sagen.

Münchow.

Es ist die alte Sage,
Sie geht von Mund zu Mund,
Von Kaiser Carl dem Großen
Und seiner Tafelrund' —
Die Sage sie schmücket mit strahlendem Ruhm
Das tausendjährige Heldenthum.

Saß Jeder an der Tafel,
Der Erste und der Letzt',
Denn Alle hat der Kaiser
Sich selber gleichgesetzt —
Die Sage sie rühmet mit glühendem Mund
Die Pairs von Caroli Tafelrund.

Um gleich zu sein den Helden,
Die selbst dem Kaiser gleich,
Bedurft's ein ganzes Leben
An Ruhm und Thaten reich —
Die Lieder sie preisen die Helden mit Macht
Und was sie, gewaltig an Thaten, vollbracht.

Nie hat die Welt gesehen
So stolzen Ehrenbund,
Galt höher weit als Kronen
Ein Platz im Tafelrund —
Laut tönet des Ruhmes gewaltiger Schall,
Wie der Hornruf tönte von Roncesvall.

Der edlen Franken Einer,
Der Bernhard Mancho hieß,
Der kämpfte dreißig Jahre
Mit Bogen und mit Spieß —
Es schmückte der Lorbeer ihn prächtig und reich,
Doch ward er den Paladinen nicht gleich.

Mit seinem Schicksal grollte
Der edle Mancho drob
Und schaute herb und düster
Bei seiner Thaten Lob,
Dann zog er von dannen mit reisiger Schaar
Und blieb verschollen in's dritte Jahr.

Zu Aachen saß der Kaiser,
Die Helden um ihn her
In stolzer Tafelrunde,
Doch mancher Platz war leer —
Der Tod nur hatte die Streiter besiegt,
Die immer die Sieger, wo sie gekriegt.

Da öffnet sich die Pforte,
Held Mancho tritt herein,
Dem leuchtet's von der Stirne
Wie eitel Sonnenschein —
Zwei Knappen ihm tragen den blinkenden Schild,
Fünf Mohren ihm folgen, des Kummers Bild.

Und vor dem großen Kaiser
Bernhardus Mancho kniet,
Der auf den stolzen Helden
Mit Lust hernieder sieht;
Er neigte das Scepter und reichte die Hand,
Und hieß ihn willkommen im Vaterland.

„Drei Könige der Mohren,“
Bernhardus Mancho sprach,
„Bracht' ich um Reich und Leben
„An einem Siegestag.“
Die Knappen sie boten dem Kaiser den Schild,
Drei Köpfe drauf standen — ein schreckliches Bild.

„Fünf Könige der Mohren,
Sprach Bernhard Mancho gut,
„Die stell ich als Vasallen
„In Deines Reiches Hut!“
Fünf Könige fielen da huld'gend auf's Knie
Und Kaiser Carl der begnadigte sie.

Drauf ward Bernhardus Mancho
Des Kaisers Paladin,
Die hohe Tafelrunde
Empfing mit Jubel ihn —
Noch tönet die Sage von Bernhard's Ruhm
Und seinem hellleuchtenden Heldenthum.

Es sprach zum hohen Helden
Der große Kaiser mild:
„Drei Mohrenköpfe führe
„Gekrönt im Silberschild —“
Hell schmettern Trompeten mit ehernem Klang,
Zu Ehren dem Helden, dem Großes gelang.

„Und Deinen Helmkamm ziere
„Ein grüner Palmenzweig
„Bis in die spät'sten Zeiten
„Für jedes Mohrenreich.“ —
Hell schmettern Trompeten mit ehernem Klang,
Zu Ehren dem Helden, dem Großes gelang.

Noch heute blüht im Lande
Des Mancho stolz Geschlecht,
Des hohen Ahnen würdig
Im männlichen Gefecht,
Das hat durch tapfre That in der Schlacht
Viel neuen Ruhm zu dem alten gebracht.

Der Name ist verändert,
Von Münchow heißen sie,
Sie führen noch das Wappen,
Das Kaiser Carl verlieh —
Und Preußische Adler bewachen es stolz,*)
Denn Helden wachsen aus solchem Holz.

*) Von König Friedrich dem Großen 1741 bei Erhebung in den Grafenstand als Schildhalter verliehen.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Erstes Capitel.

Am Heerde des Mennoniten.

Ohne Dich hab' ich kein Leben,
Ohne Dich ist Leben Tod,
Und doch würd' ich hin es geben,
Sieben Mal dahin es geben,
Schäferin, auf Dein Gebot —
Schäfer, ich versteh' Dich nicht,
Schäfer, ach! ich glaub' es nicht!
(Spanisches Volkslied aus dem Parnasso Español.)

Endlos schier streckt sich die Tiefebene hin auf dem rechten Weichselufer, hoher Schnee deckt die Lande und die festgefrornen Wasser; so weit das Auge auch suchend und forschend hinschweifen mag über die harten Schneefelder, kein Haus, kein Baum bietet ihm einen Ruhepunkt.

Müde sinkt der Blick niederwärts und das Auge brennt, denn es ist so weiß Alles, Alles ringsum, und die Sonne, die nicht wärmt, scheint hell darauf.

Ein rauher Schrei ertönt, er wird langsam beantwortet, einzeln erschallt ein rauhes Schreien und Krächzen, ein Schrei nach dem andern; ein Schwarm großer Dohlen ist's, schwarz und faul streicht er dicht über das Schneegefilde hin, er folgt den flachen Schlittenspuren, die festgefroren den Weg andeuten, den in dieser Einsamkeit zuletzt lebende Wesen verfolgt.

Langsam bewegt sich der Schwarm der schwarzen Vögel, mit schwerem Flügelschlage bald sich wenige Fuß hoch nur erhebend, bald ruhend auf den Gleisen im Schnee.

Und der heisere Schrei der Dohlen ist der einzige Ton, der durch die Grabesstille klingt, welche mit dem hellen Sonnenschein auf der weiten weißen Ebene verschmolzen liegt.

Die Sonne neigt sich bereits, aber im Osten macht sich der Wind auf und zieht leise und langsam erst quer über die Niederung; je tiefer

aber die Sonne sinkt, desto rascher wird sein Zug, sein unheimlich hohles Pfeifen tönt bald stärker, bald schwächer.

Durch diese einsame Winter-Landschaft gleitet ein Schlitten, von drei kräftigen Rossen gezogen, die in scharfem Trabe gehen und der Peitsche nicht bedürfen, die der Bauer im Schafpelz über ihnen schwingt. Im Schlitten sitzen zwei stattliche Männer, verhüllt so weit es möglich, aber eigentlich doch wenig nur geschützt gegen die bittere Kälte.

Der Eine lehnt müde und verdrossen in seiner Ecke und bewegt sich nur, um das kleine weiße Taschentuch wieder zurecht zu rücken, mit dem er den hohen Kragen seines grauen Mantels zusammengebunden hat um den Hals, damit er fester zusammenhalte und das Gesicht besser schütze vor dem scharfen Zuge, dennoch hängt sein Schnurrbart voller Eiszapfen.

Der Andere müht sich viel, seinen Gefährten zu erheitern; munter blickt sein frisches Gesicht mit den hellen braunen Augen, dem zierlichen Bärtchen und den frischen Lippen darunter unter der Pelzmütze hervor, deren Klappen ihm Ohren und Wangen besser schützen, als der blaue Tuchkragen des grauen Mantels, den er nicht einmal, wie sein Gefährte, aufgebunden hat.

Zwei preußische Offiziere sind's, der jüngere ein Ulanen-Lieutenant aus dem Hauptquartier des Generals von York, der ältere ein Infanterie-Capitain.

„Es wird immer kälter!" murrte der Capitain verdrießlich, „ich fühle, wie mir die Kälte bis auf die Haut kommt, obwohl ich drei Hemden über einander trage."

„Sind schlecht gestärkt vermuthlich, von Arenstorff," lachte der Lieutenant, „müssen sich an ihre Waschfrau halten, wären sie besser gestärkt, käme die Kälte nicht durch; nicht wahr, guter Witz, was meinen Sie?"

Der Hauptmann von Arenstorff antwortete mit einem ärgerlichen Brummen, das der Lieutenant indessen ohne Weiteres als ein Zeichen der Zufriedenheit annahm.

„Allerdings sehr guter Witz," fuhr er fort, „will mich übrigens nicht mit fremden Federn schmücken, ist nicht von mir der Witz, Blacha hat ihn gemacht, Sie kennen den tollen Blacha von unserm Regiment? als wir vor einigen Wochen ein Mal die halbe Nacht zu Pferde halten mußten."

„Wissen Sie was, Krummensee?" fuhr der Capitain plötzlich auf.

„Was denn, Herr Kamerad?" fragte der Lieutenant neugierig.

„Ich bin ein scheußlich neidischer Kerl!" sagte der Capitain mit schärfster Betonung.

Mit naivem Erstaunen sah der jüngere Offizier seinen Reisegefährten an ob dieses unerwarteten Bekenntnisses.

„Ja," sprach von Arenstorff mit einer wirklich komischen Mischung von Aerger über sich selbst und wahrhaft neidischem Gelüste, „ja, Krummensee, ich beneide Sie um Ihre Haut, ich wollte, ich hätte Ihre Haut, die ganz unempfindlich gegen Kälte zu sein scheint, und dann wollte ich doch, ich hätte meine drei Hemden noch darüber und meinen Rock und dann den Pelz von diesem Kerl und dann meinen Mantel — so friert mich."

„Mit meiner Haut kann ich nicht dienen," antwortete der Lieutenant lebhaft, „überdem, Sie irren sich, von Arenstorff, ich habe den zartesten Teint von allen Offizieren in unserm Regiment; die Damen in Kurland waren stets entzückt von meinem Teint, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch Discretion ist die Parole bei den Ulanen, hier nehmen Sie einen tüchtigen Schluck!"

Der Capitain nahm mit zitternder Hand die dargereichte Flasche und trank.

„Das wärmt, das thut gut, hurrah, der König soll leben!" rief der Lieutenant, ebenfalls trinkend.

„Das wärmt, das thut gut," wiederholte der Capitain, „ja, ein paar Minuten, und dann ist's um so schlimmer!"

Der Lieutenant sah den Capitain einen Augenblick an, dann stand er auf, wickelte sich aus einer dicken wollenen Pferdedecke, schlug dieselbe, die bis jetzt seine Füße vor der Kälte geschützt hatte, um den Oberleib seines Kameraden und rief: „Edler Sohn dieses Landes, gieb mir Deine Zügel und Deine Peitsche, ich will doch versuchen, ob ich die hohe Kunst des Rossekenkens nicht ganz verlernt während der Campagne."

„Was wollen Sie thun, Krummensee?" fragte der Capitain matt, ohne jedoch seiner Verhüllung durch die Decke weitern Widerstand entgegenzusetzen.

Der Lieutenant aber ließ den Bauer in den Schlitten steigen und nahm auf dem Vordersitz Platz.

„Sehn Sie, von Arenstorff," sagte er dann heiter, „beim ganzen Regiment giebt es Keinen, der erfahrener in der edlen Kunst des Rossekenkens wäre als ich, selbst Baron Falkenhayn nicht, der doch eigene Wagenpferde hat. Blacha ist reiner Naturalist. Bei unsern Schlittenfahrten waren die Damen immer ganz entzückt von mir, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch Discretion ist die Parole bei den Ulanen, wie Sie wissen!"

Mit erhöhter Geschwindigkeit flog der Schlitten dahin.

Der Infanterie-Capitain erkannte wohl den Edelmuth, mit welchem der jüngere Kamerad einen Vorwand fand, sich seiner Decke zu entledigen, um ihm mehr Schutz gegen die Kälte zu verleihen, aber obgleich er innerlich über sich zürnte und seine elende Schwäche verfluchte, so hatte er doch den Muth nicht, die Decke abzulehnen.

Die Sonne war nahe daran unterzugehen, ein matter falbrother Schein glänzte auf dem Schneefelde und es wurde immer kälter.

„Wackrer Eingeborner des Landes," wandte sich der Lieutenant, die Pferde stärker antreibend, an den Bauer, „wie lange haben wir noch zu fahren?"

Dem jungen Offizier wurde bange um seinen Kameraden, der immer schläfriger wurde, den er um jeden Preis wach zu halten suchen mußte, um ihn vor dem Erfrieren zu schützen, auch fror er selbst jämmerlich, und es steht dahin, ob er nicht ein wenig die großmüthige Aufwallung bereute, in welcher er seine Decke weggegeben.

„Kann's so genau nicht sagen, Herr Lieutenant," antwortete der Bauer, „da sehen Sie den schwarzen Streifen vor sich, das sind die Föhren, und von da ab ist's keine Stunde mehr bis in das Mennonitendorf!"

Der Ulan schwang die Peitsche innerlich seufzend, denn der schmale schwarze Streifen am fernen Horizont dünkte ihm noch ziemlich weit zu sein, trotzdem aber rief er: „Hören Sie, von Arenstorff, wir haben das Ziel unserer Fahrt vor uns, hurrah!"

„Ich wollte wir hätten es hinter uns!" entgegnete der Capitain, sich mühsam zusammenraffend und die bleischweren Augenlider erhebend.

„Wollen Sie nicht eine Pfeife Tabak rauchen, von Arenstroff?" fragte der Lieutenant nach einer Weile.

Der Capitain nickte, schon halb vom Schlaf befangen.

Der Bauer stopfte die kurzen Pfeifen der Offiziere und erhielt den Befehl, selbst zu rauchen; es gelang dem Ulanen wirklich, seinen Kameraden noch ein Mal zu ermuntern, freilich nicht auf lange, obwohl er nun mit lauter Stimme zu singen begann:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

„Von Arenstorff", fragte der Lieutenant, seinen Gesang unterbrechend, „wie finden Sie meine Stimme?"

„Schön!" sagte der Capitain vor sich hin; er klagte nicht mehr über die Kälte, sondern fand sich behaglicher als vorher.

„Ich sage Ihnen," plauderte der Lieutenant weiter, „im Hauptquartier waren alle Damen entzückt von meiner Stimme, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch, Sie wissen schon, Discretion ist die Parole bei den Ulanen."

„Halten Sie an, Herr Lieutenant!" rief der Bauer plötzlich, „sonst erfriert der Herr Capitain."

Der Schlitten stand.

Der Bauer sprang herunter und kratzte mit seinem Messer den hartgefrornen Schnee zusammen, er rieb das Gesicht des Capitains damit auf eine ganz unbarmherzige Art; dieser kam alsbald zu sich.

Er wurde aus seinen Decken gewickelt, die Reisegefährten hoben ihn vom Schlitten, er vermochte allein zu stehen.

„Da geht's noch!" sagte der Bauer, „hier, fassen Sie an, versuchen Sie zu gehen!"

Der Capitain faßte sich an der Pritsche des Schlittens fest, der Lieutenant that ein Gleiches, der Bauer trieb die Pferde an, aber der Schlitten stand festgefroren. Die Offiziere mußten alle ihre Kräfte anstrengen, um ihn wieder flott zu machen.

Endlich ging's vorwärts, der Bauer lief neben den Pferden her, die Offiziere hinter dem Schlitten, sich an der Pritsche festhaltend.

Der Capitain gewann bald den Gebrauch seiner Glieder vollständig wieder; es ging im raschen Lauf über's Feld, die Männer schnaufend gleich den Rossen.

Endlich waren die Föhren erreicht, die Offiziere stiegen in den Schlitten, der nun wie ein Pfeil dahinflog; der Capitain fühlte sich unbeschreiblich matt, aber er litt nicht mehr so schmerzlich von der Kälte, obwohl dieselbe nach Untergang der Sonne noch gestiegen war.

„Das werde ich Ihnen nicht vergessen, von Krummensee!" sagte er zu seinem Begleiter, „ohne Sie wäre ich umgekommen vor Kälte!"

„Pah!" lachte dieser, „und ohne diesen würdigen Ureinwohner der westpreußischen Steppen wären Sie erfroren, Herr Kamerad; doch hören Sie!"

„Wahrhaftig Hundegebell!" entgegnete Arensdorff.

„Bei Gott," rief der Lieutenant, „habe die Schmalz in Berlin gehört, aber mir klingt das Hundegebell da weit angenehmer in die Ohren."

Die Rosse strengten ihre letzten Kräfte an und griffen gewaltig aus, ihr Instinct verkündete ihnen den nahen Stall.

Man sah Lichter blinken, die Hundestimmen erschallten immer lauter und vielstimmiger, der Lieutenant declamirte entzückt: „Oh wunderhelle Sternennacht, oh sternenhelle Wundernacht, oh helle Nacht der Sterne!" „Schönes Lied," setzte er hinzu, „aber nicht von mir, habe es mal von meiner Cousine Waldemare gehört."

„Gott sei Dank, da ist das Dorf!" antwortete der Capitain, wenig angesprochen von dem poetischen Erguß seines Freundes.

Der Schlitten hielt vor einem verschlossenen Gehöft, der Bauer sprang von dem Schlitten und schlug mit seinem Peitschenstiel an die großen Thorflügel, daß es weithin scholl und das Hundegebell antwortete wie ein Echo aus den verschiedensten Kehlen von allen Seiten.

Gleich darauf öffnete sich die kleine Pforte neben dem großen Thor, ein Mann im Pelz erschien und fragte mit freundlicher Stimme: „Wer klopft da?"

„Reisende," antwortete der Lieutenant, aus dem Schlitten springend, „ja, Landsmann, Reisende, die vor Kälte fast umkommen, gönnt uns Dach und Fach und einen Platz am Ofen!"

„Du bist uns willkommen, Freund, mit Deinem Begleiter!" antwortete der Bauer, und beeilte sich, die großen Thorflügel zu öffnen.

Der Schlitten fuhr ein in den Hof, aus dem Hause aber kam ein älterer Bauer mit einem jungen Mädchen, das eine Laterne trug.

„Es sind Reisende, Vater, welche ein Obdach suchen bei uns!" rief ihm der, welcher das Thor geöffnet, zu.

„Sie sind uns willkommen," sagte der alte Bauer, „Gott segne ihren Eingang!"

Zugleich aber trat er an den Schlitten und bemerkte, daß der Capitain trotz der Hülfe des Lieutenants nicht im Stande war, vom Schlitten zu steigen; er faßte zu und hob den Offizier heraus, in seinen starken Armen den Wankenden haltend, der nicht im Stande war, allein zu stehen.

Mit einem Gesicht, welches halb verlegen und ängstlich, halb zornig und verzweifelt war, blickte der Infanterie-Offizier dem stattlichen Bauer in das ernste, gutmüthige Antlitz mit den großen, tiefen Furchen auf Stirn und Wangen.

„Von Arenstorff," rief der Lieutenant, wirklich um seinen Kameraden besorgt, „was haben Sie denn, Sie werden doch, beim Teufel, die Füße nicht erfroren haben.

„Du würdest gut thun, mein Freund," sagte der alte Bauer, „jetzt nicht lästerlich zu fluchen und zu schwören, sonst aber kannst Du unbesorgt sein um diesen Mann, erfroren sind seine Füße noch nicht, so Gott will?"

Der Lieutenant starrte den Alten, der ihn so freundlich vermahnte, nicht zu fluchen, verwundert an: „Ih! das ist ja ein ganz verfluchter Kerl!" sagte er leise vor sich, denn der Bauer hatte dem jungen Krieger imponirt und that das noch mehr beinahe jetzt, wo er mit ernster Ruhe den Capitain auf den Arm nahm und ihn, wie man ein Kind trägt, in sein Haus trug.

„Willst Du nicht unter das Dach meines Vaters treten?" fragte plötzlich eine helle, anmuthige Stimme den Offizier, der noch immer mit Verwunderung dem Alten nachsah.

Er blickte sich um und sah in ein allerliebstes, frisches Mädchengesicht, das mit hellen, blauen Augen hervorschaute unter dem großen, braunen Tuche, das die Dirne zum Schutz gegen die Kälte über den Kopf genommen und unter dem Kinn zusammengebunden hatte.

Das Mädchen, es war groß und schlank, hob die Laterne, welche es in der Hand trug, hoch auf, so daß der volle Lichtschein auf den Lieutenant fiel, und wiederholte die freundliche Einladung mit dem Zusatze: „Die Kälte ist groß heute und Du mußt viel gelitten haben, Freund!"

„Ich werde sogleich die Ehre haben zu folgen, mein Fräulein!" antwortete der Offizier völlig verwirrt, „ich werde nur diese Sachen

hier mitnehmen, wissen Sie, ein Offizier ist nicht gern ohne seinen Säbel!"

Der Lieutenant nahm seine und seines Freundes Waffen von dem Schlitten, von welchem indessen der Sohn des alten Bauern die Pferde abgespannt und mit Hülfe dessen, der den Offizieren als Kutscher gedient, in den Stall gezogen hatte.

„Höre Freund," sagte das junge Mädchen, dem Offizier leuchtend, „wenn Du die Mordwerkzeuge mit in's Haus nehmen mußt, weil Du nicht gern ohne sie bist, so lege sie an der Thür nieder, denn sie würden ein schmerzlicher Anblick sein für meinen Vater und meine Mutter."

„Warum das, mein Fräulein? mein gutes Mädchen?" fragte der Lieutenant.

„Weil Blut damit vergossen ist, das Blut der Brüder!" lautete die ernste Antwort.

Sie traten ein in die große Stube durch einen schmalen Flurgang, der quer durch das ganze Gebäude führte, und die Ställe von der Wohnung schied.

Das niedrige Gemach war durch einen großen Ofen, der die eine Wandseite fast ganz einnahm, sehr behaglich erwärmt, mit braunem Holz waren die weißgetünchten Wände bis zur halben Höhe hinauf bekleidet, die Tische, die Stühle, Bänke und Schränke waren von einfachster Form und braun angestrichen, aber jedes einzelne Stück zeigte eine Sauberkeit und Reinlichkeit, welche an die holländische Abkunft der Besitzer erinnerte.

An einem Fenster, das ziemlich weit vom Ofen entfernt war, saß der Capitain auf einer Bank, vor ihm kniete eine alte, reinlich gekleidete Frau, die des Offiziers Füße, welche in einem kleinen Fäßchen standen, mit kaltem Wasser wusch.

„Du kannst unbesorgt sein um Deinen Begleiter," sagte der alte Bauer, dem Lieutenant entgegentretend, „Gott hat ihn bewahrt und ihm seine gesunden Gliedmaßen gnädig erhalten; doch ist es gut, daß durch kaltes Wasser der letzte Frost herausgezogen werde."

Freundlich half der junge Bauer, der jetzt auch mit dem Kutscher der beiden Herren hereingekommen war, dem Lieutenant beim Ablegen des Mantels und Ueberrocks.

Ernst sah der Alte zu, aber erst als der Lieutenant in der knappen Ulanen-Uniform dastand, sagte er: „Du bist ein Kriegsmann des Königs, Freund?"

„Zu dienen, mein ehrlicher Gastfreund," entgegnete der junge Mann, der die ganze Elasticität seines Wesens wieder gewonnen, „zu dienen, von Krummensee, Lieutenant im combinirten Ulanen-Regiment, dritte Schwadron, der Herr dort ist der Capitain von Arenstorff, vom ehemaligen Regiment vacat von Romberg!"

Der Lieutenant bemerkte wohl, daß eine gewisse Scheu und Zurückhaltung in dem Benehmen der guten Leute sich kund gab, deren

Grund er auch ganz richtig errieth; er wußte, daß er sich in dem Hause eines Mennoniten befand, und erinnerte sich dunkel, daß die Mennoniten nie in den Krieg ziehen, den sie als eine eben so große Sünde betrachten als den Todtschlag, und daß sie einen solchen Abscheu vor Waffen aller Art haben, daß sie sich lieber berauben lassen, als daß sie zu den Waffen greifen zur Vertheidigung.

Das junge Soldatenblut fand nun zwar solche Ansichten im höchsten Grade beklagenswerth, denn ihm war und mußte sein das ritterliche Waffenhandwerk, zu dem er geboren und erzogen worden, der Inbegriff aller Ehren, aber der kampflustige Offizier hatte eine treffliche Erziehung genossen, und man hatte ihm gelehrt, christliche Frömmigkeit zu achten, unter welcher Form sie sich auch zeige; deshalb vermied er im Gespräch, so weit das irgend möglich war, jede Anspielung auf seinen Stand und suchte nur den guten Leuten so viel er konnte behülflich zu sein bei ihren Bemühungen um den Capitain, der so erschöpft war, daß er, nachdem er einige Tassen heißen Thee getrunken, zu Bette gebracht werden mußte.

„Mache Dir keine Unruhe, Freund," tröstete der alte Mennonit den jungen Offizier, der nicht ohne Besorgniß war, „Dein Genosse wird morgen neu gestärkt sein, Gott hat ihn noch zur rechten Zeit in mein Haus geführt."

Der Lieutenant sagte etwas von ewiger Dankbarkeit und mühete sich, seinen Dank umständlich auszusprechen.

„Laß das gut sein, Freund," erwiderte der Alte, „Deine Rede sei ja, ja, nein, nein, was drüber ist, ist vom Uebel; und nun setze Dich an meinen Tisch und genieße die Gabe Gottes zu Deiner Stärkung, denn auch Du bedarfst derselben, obwohl Dir Gott einen starken Körper geschenkt hat, wohl gemacht zur Ertragung von Beschwerden, an denen es ja auch in dem Stande, dem Du angehörst," der alte Mann seufzte, „nicht fehlt."

Und sie aßen; die Speisen waren einfach, aber wohlbereitet und reichlich.

Als der Lieutenant seinen Hunger gestillt hatte, was erst der Fall war, als die mäßige Mennoniten-Familie schon längst aufgehört hatte zu essen, fühlte er sich ungemein wohl und behaglich. Sein schlanker, wohlgebauter Körper war in der That wie gemacht zum Ertragen von Strapazen, elastisch und immer frisch wie sein Geist, der unverzagt Alles an- und aufnahm, was ihm auch begegnen mochte.

Der Lieutenant von Krummensee war wie guter Stahl, glatt und blank, aber auch geschmeidig und fest.

Es gefiel ihm wohl unter den Mennoniten, der alte Bauer hatte etwas Patriarchalisches, was ihm imponirte; manches Donnerwetter und manchen anderen Fluch schluckte er hinunter, weil ihm der Alte ein paar Mal gesagt hatte: „Du würdest gut thun, mein Freund, nicht zu

suchen.“ Der Sohn des Hauses, Abraham, war ein schöner junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit ernsten Augen und männlichen Zügen, in denen sich Kraft und Energie aussprachen, der aber noch stiller und schweigsamer war, als seine Aeltern und seine Schwester Susanna. Besser als draußen beim Schein der Laterne konnte der Lieutenant jetzt die wunderbare Schönheit dieses jungen Mädchens bewundern; er hatte bis jetzt kein weibliches Wesen gesehen, das ihm so ganz ohne allen äußern Putz, ohne Schmuck, so liebreizend erschienen wäre.

Susanna war fast eben so groß, als ihr Bruder, aber ihr Wuchs war von einer Zierlichkeit, wie man sie selten findet; ihr frisches rosiges Gesicht war weniger ernst, als das des Bruders, und in ihren Zügen verrieth sich zuweilen ein Feuer und eine Lebhaftigkeit, die einen seltsamen Gegensatz, nicht nur zu dem ernsten gehaltenen Wesen ihrer Angehörigen, sondern auch zu ihrem eigenen gesetzten, sichern Benehmen bildeten. Die einfach dunkle Tracht, das glatt gescheitelte Haar, die geräuschlosen Bewegungen verriethen wohl das Kind des Mennoniten, aber die muthig blitzenden Augen, in denen Jugendfeuer und Lebenslust funkelten, paßten wenig in die Familie eines strengen Sectirers.

Der Lieutenant konnte sich kaum satt sehen an dem lieblichen Mädchenbilde, das da am Spinnrade vor ihm saß, und er bemerkte es mit einer Empfindung, die er zuvor nicht gekannt, mit einem Gefühl, das ihn voll und heiß durchströmte und sein Herz höher klopfen machte, daß die Jungfrau zuweilen ihren Blick auf ihm ruhen ließ mit einer Mischung von weiblich zartem Wohlwollen und mädchenhafter Neugierde.

Nach der Tochter fühlte sich der Offizier am meisten angezogen von der Mutter; er hatte nicht geglaubt, daß eine alte Frau, und das war die Mennonitin, denn ihr Haar war ergraut da, wo es unter dem glatt anliegenden Häubchen hervorsah, so schmuck und lieblich aussehen könne. Das Gesicht war glatt und weiß geblieben; es hatte einen demüthig-frommen, einen wahrhaft evangelischen Ausdruck, und doch war eine gewisse Heiterkeit darin und eine Art von mütterlichem Stolz, die das Gesicht der alten Frau auf Momente förmlich verklärte.

Die Mennoniten sind schweigsam; es liegt das in ihren religiösen Ansichten, die über ja, ja und nein, nein hinaus jedes Wort vom Uebel halten. Die Lüge erklären sie für die vom Teufel in die Welt gebrachte Ursünde, darum reden sie wenig. Aber die Mennoniten sind auch gastfreundlich, und der alte Ruitsteen fühlte, daß es zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehöre, selbst für die Unterhaltung des Gastes zu sorgen; auch waren die großen Ereignisse der Zeit nicht spurlos an den stillen Wohnungen der Mennoniten vorüber gegangen, und obgleich Menno Simonis seine Anhänger gelehrt, daß dieses Leben nur ein Uebergang zu einem höhern, bessern sei, nur gegeben, um sich auf jenes bessere Leben würdig vorzubereiten, so waren die preußischen Mennoniten doch treue und eifrige Patrioten, die den König Friedrich Wilhelm über Alles

liebten und mit der That bewiesen in den Tagen des Unglücks, daß sie nicht nur als Mennoniten, sondern auch als Preußen fühlten.

„Nenne mich nicht neugierig, Freund," begann der alte Ruitsteen, „wenn ich Dich frage, ob Du vielleicht zu den Kriegern des Königs gehört hast, welche dem fremden Kaiser in Frankreich zu Hülfe ziehen mußten gegen den Kaiser in Rußland?"

„Ich habe den Feldzug mitgemacht gegen Rußland, guter Vater," antwortete der Lieutenant, „jetzt aber ist er vorüber, denn unser Feldherr der General von York wird sich in diesem Augenblicke wohl schon auf preußischem Grund und Boden befinden und ich glaube nicht, daß er von den Russen angegriffen werden wird. Mich schickt mein General eben nach Berlin, um Seiner Majestät dem Könige einen Bericht zu bringen über das, was sich bei uns auf dem äußersten linken Flügel des Kriegsschauplatzes ereignet hat."

„Wir haben von einem großen Strafgericht gehört, welches der allmächtige Gott verhängt haben soll über den fremden Kaiser in Frankreich, der unserm gnädigen Könige so viel Böses gethan!"

„Ja," rief der junge Offizier, „Ihr habt recht gehört, ich habe einen Theil der Trümmer gesehen, die noch übrig geblieben sind von der großen französischen Armee. Der französische Kaiser hat seine ganze Armee verloren, Tausende sind in großen Schlachten geblieben, Tausende gefangen worden, aber die größeste Zahl ist elendiglich umgekommen vor Frost und Hunger."

„Die Gerichte Gottes sind gewaltig!" seufzte der Mennonit.

Der Lieutenant erzählte weiter, was er von dem grausigen Schicksale der großen Armee vernommen in Königsberg, denn er selbst hatte bei dem Corps des Marschalls Macdonald gestanden, das abgesondert von der großen Armee operirte. Der Offizier erzählte feurig, und er erzählte um so besser, als er die fast athemlose Aufmerksamkeit bemerkte, mit welcher Susanna seinen Worten lauschte. Aber er erzählte nicht nur von der Niederlage der Franzosen, er erzählte auch von den Hoffnungen der Preußen, die plötzlich überall wie verhaltener Brand aufschlugen aus der Asche, mit der Borussia ihr gebeugtes Haupt bestreut nach dem Tilsiter Frieden; er sprach von der nahe bevorstehenden Erhebung Preußens gegen den fremden Zwingherrn, er erzählte, was in York's Hauptquartier nicht nur die Gemüther bewegte, sondern was auch schon frei und offen ausgesprochen wurde. Er malte mit jugendlicher Begeisterung und soldatischer Empfindung den Kampf, der entbrennen werde gegen den französischen Erbfeind; er schilderte den Streit, zu dem ganz Preußen sich in ein Heerlager verwandeln werde, zu dem Jeder, der die Waffen tragen könne, Soldat werden müsse.

Im Eifer seiner Rede hatte der junge Offizier nicht bemerkt, daß der junge Abraham Ruitsteen sein Gesicht niederbeugte, auf daß man die Thräne nicht sehe, die in seinem Auge blinkte; er sah nicht, daß der

alte Mennonit mißbilligend sein Haupt schüttelte, er sah nur, daß das Spinnrad Susanna's still stand und daß das liebliche Mädchen, helles Roth auf den Wangen, mit begeisterten Blicken an seinem Munde hing.

Endlich sagte der alte Nuitsteen: „Verzeihe mir, Freund, wenn ich Dich bitte, einzuhalten in Deiner Erzählung, einem Kriegsmanne, wie Du bist, mag eine solche Sprache wohl ziemen, aber wisse, daß wir, meine Glaubensgenossen, den Krieg nicht billigen, weil wir uns an die Worte der Schrift halten, die da lauten: Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!"

„Verzeiht, guter Vater," entgegnete der Lieutenant, „ich hatte das einen Augenblick vergessen, ich wollte Euch nicht wehe thun, und dann dürft Ihr doch auch nicht vergessen, daß wir nicht Krieg führen wollen, um uns zu bereichern, oder um einen Vortheil zu gewinnen, sondern um die Ungerechtigkeit zu bezwingen und unsern König und unser Vaterland zu befreien, um unsere Brüder zu retten aus der Tyrannei des fremden Herrschers, und steht nicht auch geschrieben: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder!"

„Verzeihe mir, Freund," entgegnete der Mennonit ernst, „daß ich mit Dir nicht streite über diese Punkte, da Du ein Gast bist in meinem Hause."

Nach einer Pause tiefen Schweigens erhob sich der junge Nuitsteen auf einen Wink seines Vaters und führte den Offizier nach der Kammer, in welcher der Capitain in einem großen Bette behaglich schlief.

„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder!" murmelte der junge Mennonit für sich, als er von der Begleitung des Offiziers zurückkehrte. Die Reden des Lieutenants hatten einen mächtigen Eindruck gemacht auf ihn, und einen größern vielleicht noch hatten sie auf Susanne gemacht, obwohl sich das junge Mädchen desselben nicht so bewußt war.

Als der Lieutenant von Krummensee am andern Morgen erwachte, fuhr er erschrocken auf, als er bemerkte, daß das falbe Wintertageslicht bereits in die Kammer fiel, in welche er mit seinem Kameraden quartiert worden war; er saß in seinem großen Bette eine ziemliche Weile, sich langsam der Ereignisse des vergangenen Tages erinnernd, dann sah er nach der Uhr, die er auf dem Schemel neben dem Bette hingelegt hatte, und war mit einem mächtigen Satze aus dem Bette, als ihm die Uhr zeigte, daß bereits zehn Uhr Vormittags vorüber sei.

„Donnerwetter!" rief er, in die mit Pelz gefutterten Stiefel fahrend, „zehn Teufel über den dummen Bauerkerl! hab' ich ihm gestern nicht noch ausdrücklich gesagt, daß wir spätestens um acht Uhr fahren müßten!"

„Was haben Sie denn, von Krummensee?" fragte der Capitain, welchen der dröhnende Sprung seines Kameraden geweckt.

„Was ich habe? ei!" der Lieutenant besann sich, „ei! wie geht's Ihnen, von Arenstorff? gut geschlafen?"

Der Lieutenant fragte mit wirklicher Theilnahme und trat in höchst unvorschriftsmäßigem Anzuge an das Bett des Capitains.

„Sie sind wahrhaftig ein guter Kerl, von Krummensee," sagte der Capitain, dem jungen Kameraden die Hand reichend, „ich erinnere mich jetzt der Geschichte von gestern, habe geschlafen wie ein Bär und bin frisch und gesund, nur leide ich am Magen, das heißt, ich spüre grimmigen Hunger!"

„Hunger? unmöglich krankhaftes Symptom," lachte der Ulan, seine Beinkleider anstraffend, „Hunger höchst natürlich, nicht die Spur von Unerklärlichkeit, haben miserabel soupirt gestern Abend, von Arenstorff, wissen Sie, zwei Tassen Thee, glaub' ich, ohne Beilage!"

„Es ist mir Alles wie ein Traum," versicherte der Capitain aufstehend und sich ankleidend, „was mit mir gestern Abend geschehen ist, eigentlich weiß ich nur noch, daß Sie mich glücklich bis hierher gebracht haben, von Krummensee!"

„Donnerwetter," schrie der Lieutenant wieder, „ich wollte, ich hätte Sie schon wieder hier fortgebracht; denken Sie sich, von Arenstorff, es ist zehn Uhr vorüber, wir sollten lange unterwegs sein; ich hatte es unserm Schlittenbauer auch befohlen, uns zu wecken, aber vermuthlich hat's der Kerl von gestern her auch noch in den Gliedern, hat's verschlafen, und die Mennoniten haben vielleicht nicht die Gewohnheit, ihre Gäste zu wecken!"

„Zehn Uhr, das ist stark," entgegnete der Capitain, „wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Beide Herren beeilten sich so viel als möglich mit ihrer Toilette und beendeten dieselbe mit soldatischer Raschheit; sie wollten eben die Kammer verlassen, als sich die Thür derselben öffnete und der alte Mennonit eintrat.

„Gott gesegne Euch Euern Schlaf!" lautete sein Morgengruß.

„Schön Dank, guten Morgen!" antworteten die Officiere.

„Du siehest, Freund," sagte der Alte, „daß Dein Gefährte ganz gesund ist heute, wie ich Dir gestern schon voraussagen konnte, denn ich verstehe mich auf solche Fälle und weiß, was Gott thun kann mit ein wenig kaltem Wasser und einigen Stunden gesunden Schlafes."

„Ei, sagt mir doch, Vater Ruitsteen," fragte der Lieutenant, „warum Ihr's unterlassen habt, uns einige Stunden früher zu wecken, da Ihr doch hörtet, daß ich meinen Fuhrmann auf Tagesanbruch bestellte?"

„Verzeihe mir, Freund, wenn ich damit gegen Deinen Wunsch gehandelt habe," entgegnete der alte Mann nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, denn er glaubte schon, sich wirklich eines Vergehens schuldig gemacht zu haben, „meine Kinder meinten, Du und Dein Gefährte, Ihr

hättet Beide die längere Ruhe nöthig nach den Anstrengungen des gestrigen Tages —"

„Nöthig oder nicht!" unterbrach der Lieutenant ärgerlich, obgleich er mit unwillkürlicher Eitelkeit daran dachte, daß die reizende Susanna aus zarter Fürsorge für ihn die Abreise verzögert hatte, „mein wackrer Alter, wir sind im Dienst, Ihr werdet verstehen, wo die Pflicht gebietet, da kümmert sich der preußische Offizier um nichts weiter, als eben darum, wie er sie am besten und schnellsten erfüllt!"

„Deine Ansichten sind löblich, Freund," antwortete der Mennonit ernst, „aber Du würdest wohlgethan haben, mich ausreden zu lassen, denn wenn die Fortsetzung Deiner Reise nur irgend möglich gewesen wäre, so würde ich für Dein rechtzeitiges Fortkommen Sorge getragen haben, aber der HErr hat um Mitternacht ein so mächtiges Schneewetter geschickt, und es schneit noch immer so gewaltig, daß es nicht in Deiner Macht liegt, Deine Reise fortzusetzen."

Dem Lieutenant schwebte ein grimmiges Donnerwetter auf den Lippen, aber er schluckte es hinunter, weil ihm der Mennonit mit seinen ernsthaften Augen gerade in's Gesicht sah.

„Ist denn gar kein Mittel, weiter zu kommen?" fragte der Capitain.

„Würde ich es Dir nicht sagen, Freund?" entgegnete der alte Ruitsteen mit vorwurfsvollem Ton, „doch komm hinunter in die Stube und siehe selbst, daß Gott der Stärkere ist."

Die Offiziere folgten ihrem Wirth in die große Stube, die bei Tage noch weit sauberer erschien als am Abend zuvor. Sie blickten durch die Fensterscheiben in das tolle Schneewirbeln draußen und mußten sich selbst sagen, daß es eine Unmöglichkeit sei, in solchem Wetter den Weg in den pfadlosen Ebenen zu finden.

Sie ergaben sich in ihr Schicksal, sie seufzten und blickten finster drein, als indessen gleich darauf die Mutter Ruitsteen erschien mit Butter und Brot und geräuchertem Fleisch und Käse, und hinter ihr, rosig und frisch, die liebliche Susanna mit dem Theegeschirr, da hellten sich die Gesichter der beiden Herren ziemlich rasch wieder auf, und mit bester Miene nahmen sie Platz an dem Frühstückstisch.

Der Capitain war zu hungrig, um der prächtigen alten Frau und dem liebreizenden jungen Mädchen mehr als einen kurzen Augenblick der Bewunderung zu schenken, dann machte er sich rüstig an's Werk und aß mit gewaltigem Appetit, dabei von der guten Mutter Ruitsteen unterstützt, die ihm vorlegte und für ihn sorgte, wie eine zärtliche Mutter für ihren Sohn zu sorgen pflegt.

Der Ulanen-Lieutenant hatte sich nicht einer gleich umsichtigen Aufmerksamkeit zu erfreuen, denn obwohl ihm Susanna mit angebornem Anstande die Tasse reichte, so überließ sie ihm doch im Uebrigen die Sorge für sein Frühstück selbst; wie alle jungen Mädchen, war sie am Morgen schüchterner als am Abend, auch hatte sie

nicht, wie die Mutter, die Gewohnheit, für die Bedürfnisse der Männer zu sorgen.

Obgleich also der Lieutenant nicht so sorgfältig bedient wurde wie sein älterer Kamerad, so fühlte er sich doch viel glücklicher; es kam ein ganz unsäglich freudiges Gefühl über ihn, wenn seine Blicke den Blicken Susanna's begegneten, wenn sie ihre Augen vor seinem Blick mit sanftem Erröthen niederschlug, und der Ulan trank eine ganz unglaubliche Anzahl von Tassen Thee, nur um immer und immer wieder sagen zu können: „Darf ich Sie noch um eine Tasse Thee bitten, liebes Mädchen?"

Susanna begriff den Offizier rasch, sie fühlte, daß er seine Tasse nur darum so schnell leere, um sie um eine neue bitten zu können, und weil ihr seine Bitte lieb dünkte und wohllautete in ihrem Ohr, füllte sie ihm die Tasse immer nur halb, aber sie wurde stets roth dabei, und es war ihr, als ob sie ein Unrecht begehe.

Endlich hatten die Herren ihr Frühstück beendet und waren allein, als die Frauen das Geschirr hinaustrugen, denn der alte Ruitsteen hatte die Stube schon früher verlassen.

„Was sagen Sie, von Arensdorff?" fragte der Ulan, obgleich derselbe den Mund nicht geöffnet hatte.

„Ich sage, daß Sie sich in das allerliebste Mädchen verliebt haben, Herr Kamerad," entgegnete der Capitain leise, indem er dicht an den Ulanen trat und seine Hand auf dessen Schulter legte. „Sie werden roth," fuhr er fort, „nehmen Sie sich in Acht, Freund, Sie vergessen das liebe Kind wohl draußen im Krieg, im großen Kampf, der uns bevorsteht, aber das schöne Mädchen sah Sie ein paar Mal so an, daß mir der Bissen im Munde quoll, wenn ich daran dachte, daß sie vielleicht mit wundem Herzen hier bleibt nach Ihrer Entfernung."

„Ich bitte Sie, von Arensdorff!" sagte der Lieutenant, verwirrt die Augen niederschlagend.

„Sie sind ein nobler Cavalier durch und durch," nahm der ältere Offizier nach einer kleinen Pause das Wort, „ich will das vertreten gegen Jedermann, mit Degen oder Pistolen, Sie werden den guten Leuten hier keinen Anlaß geben, die Gastfreundschaft zu bereuen, die sie gegen uns ausüben."

Der Capitain sprach ernst und eindringlich.

„Aber sagen Sie nur um Gotteswillen," entgegnete der Ulan, der sich gesammelt hatte, „auf was für wunderliche Gedanken kommen Sie da, Herr Kamerad? Habe mein Stück Eitelkeit so gut wie ein Anderer, ist mal so bei Ulanen, und bei Infanterie wird es nicht anders sein, aber dieses schöne Kind wird sich nicht gleich in mich verlieben, habe erträglich gute Meinung von mir, kann aber doch das Compliment nicht annehmen, das Sie mir mit Ihrer Besorgniß machen, ist zu viel, auf Ehre!"

Der junge Offizier sprach wirklich aufrichtig, er war kein Geck, und die leichten Allüren beruhten bei ihm auf gesellschaftlichen Angewöhnungen. Der Capitain durchschaute das wohl, aber seinem Scharfblick war es dennoch nicht entgangen, daß die junge Mennonitin einen eben so tiefen Eindruck auf das Herz des Lieutenants gemacht, wie dieser auf das des Mädchens. Auch war ihm in der ersten Minute klar geworden, daß Susanna, vielleicht, ja wahrscheinlich, ohne es zu wissen, anders fühle, als ihre Eltern, als ihre Bekenntnißgenossen, und das erklärte ihm den Eindruck, den sein Kamerad auf ihr Herz gemacht. Daß das feurige Gemüth des jungen Reiters nicht eine Minute unempfindlich bleiben konnte solchen Reizen gegenüber, das begriff er ohne Mühe. Indessen sagte er jetzt weiter nichts, sondern beschloß nur, seinen jüngeren Kameraden nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen und jede weitere Annäherung zwischen den beiden jungen Leuten unmöglich zu machen.

Er hatte nicht eben lange Zeit, diesem Vorsatz nachzudenken, denn gleich darauf kehrte Susanna mit ihrem Bruder Abraham zurück, dessen ernstes, männliches Wesen dem Capitain ungemein zusagte.

Es war Susanna, welche das Gespräch auf den Krieg leitete; der Capitain, der es hauptsächlich führte, bemerkte bald, daß das junge Mädchen die strengen Ansichten der Mennoniten über den Krieg nicht theile, und daß der Bruder, der sichtlich unter dem Einfluß der Schwester stand, wie sie denke.

Der Lieutenant, sich der Worte seines ältern Kameraden erinnernd, wagte das junge Mädchen kaum anzusehen, schwieg meistens und sagte nur von Zeit zu Zeit ein verlegenes Wort.

Susanna bemerkte das rasch genug, und plötzlich trat sie vor den jungen Krieger und fragte mit der süßesten Theilnahme in Blick und Wort: „Was fehlt Dir, Freund? Du bist anders als gestern, anders als vorher, hat Dich etwas gekränkt hier? oder bist Du leidend?“

Der Lieutenant war keiner Antwort mächtig, ein Wonneschauer durchrieselte ihn, und der Capitain zitterte vor dem Eindruck, den diese theilnehmenden Mädchenworte, wie er wohl fühlte, auf seinen jungen Kameraden machen mußten, um so mehr machen mußten, als sie mit einer völlig unschuldigen Unbefangenheit ausgesprochen wurden. Er begriff, daß dieser Unbefangenheit gegenüber die Ausführung seines Planes große Schwierigkeiten haben werde.

Der Ulan ergriff eine der kleinen Hände Susanna's und sagte leidenschaftlich bewegt: „Ich bin traurig, liebes Mädchen, weil ich so bald von hier fortgehen muß!“

„Wie,“ rief Susanna, „Du freuest Dich nicht, Freund, daß Du in den Kampf gehen darfst für den geliebten König und streiten als ein Held für die Brüder? Gestern sprachest Du anders!“

„Ich freue mich, liebes Mädchen," antwortete der Lieutenant, „aber ich bin auch traurig, denn wenn ich heute oder morgen von hier ziehe, kehre ich nie wieder hierher zurück!"

„Dein Leben steht überall in Gottes Hand, Freund," erwiederte Susanna unschuldig, „wenn Du als ein Held streitend den Tod erleidest, so tröstet Dich Gott mit dem schönen Spruch, den Du gestern uns in's Gedächtniß riefest: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für die Brüder! Die Brüder aber, für die Du Dein Leben gelassen, und alle ihre Angehörigen, sie werden Dich preisen und Dein gedenken in Liebe und Dankbarkeit. Wenn Dich aber der allmächtige Gott vor Tod und Gefahren schirmet im Kampfe, dann kannst Du auch hierher zurückkehren!"

Der junge Offizier war außer sich, völlig hingerissen drückte er Susanna's Hand an seine Brust und rief: „Und wirst Du es sein, willst Du es sein, geliebtes Mädchen, die mir den Kranz reicht, wenn ich heimkehre nach dem Siege? Oh, wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie einsetzen für Dich, geliebtes Wesen!"

Helles Scharlachroth färbte das Antlitz des jungen Mädchens, und obwohl sie sagte: „Ich verstehe Dich nicht, Freund!" so hatte sie ihn doch verstanden, wenngleich sie es selbst nicht klar wußte.

Das Alles hatte sich so schnell begeben, Rede und Gegenrede waren sich so rasch gefolgt, daß der Capitain nicht im Stande gewesen war, auch nur ein warnendes Wort einzuschieben; er hatte der raschen Entwickelung mit demselben sprachlosen Erstaunen beigewohnt, wie Abraham Ruitsteen, der junge Mennonit, nur hatte er ein richtigeres Verständniß für das, was eigentlich geschehen war, wie dieser, der sich begnügte, zu sagen: „Liebe Schwester, laß unsern Vater nicht hören, daß wir über den Krieg nicht so denken, wie die Gemeinde, und Du, Freund, der Du ein großes Wohlgefallen an meiner Schwester zu finden scheinst, weil sie eben so gut als klug und dabei auch wohlgestaltet ist, vergiß nicht, daß die Tochter eines Mennoniten nie die Deine sein kann; solche Worte aber, wie Du ihr gesagt hast, darf von Dir nur ein Weib hören, um welches Du werben kannst, ich bitte Dich also, Freund, nicht weiter in dieser Weise zu reden mit meiner Schwester!"

Susanna warf ihrem Bruder einen Blick zu, der eben nicht freundlich war, dann eilte sie aus dem Gemach.

„Ich fürchte, Deine verständige Rede kommt schon viel zu spät, Freund Mennonit," sagte der Capitain leise zu sich selbst, laut aber sagte er: „Ihre Schwester ist ein kluges Mädchen, lieber Ruitsteen, sie wird nicht allzu viel Gewicht legen auf einige überschwängliche Worte meines Freundes!"

„Ich hoffe es," antwortete der junge Mann, „aber sei mir nicht böse, Freund," er hielt dem Lieutenant die Hand hin, „die Weiber sind schwach, darum habe ich gesprochen, nicht um Dir wehe zu thun."

Der Lieutenant drückte die Hand Abraham's, es war ja Susanna's Bruder, aber er sagte nichts, denn er war nicht im Stande, zur Zeit sich Rechenschaft zu geben, die Empfindungen der verschiedensten Art stritten sich in seinem Herzen.

Bald darauf kam der alte Mennonit herein; er verkündete den Herren, daß sich das Schneegestöber etwas gelegt habe, daß es vielleicht um Mittag sich aufhellen werde, und daß sie dann noch heute wenigstens die große Straße würden erreichen können, obwohl er ihnen eine schwere Reise vorhersage.

Der Mennonit setzte seinen Gästen Pfeifen und Taback vor.

Auf der großen silbernen Tabacksdose bemerkte der Capitain ein adliges Wappen.

„Wessen ist das Wappen?" fragte er neugierig.

„Es ist das meinige, Freund," entgegnete der Bauer, „oder wenn Du willst, das Wappen meiner Väter, welche zu katholischen Zeiten Edelleute waren. Der alte silberne Kasten ist mit meinem Großvater aus Holland bis hierher gewandert; wir halten das alte Geräth werth, obwohl wir nicht glauben, daß wir besser sind wegen unserer adligeu Abstammung; ja, Freund, mein Großvater ist ein Kriegsmann gewesen, wie Du einer bist, ehe denn er sich zur Lehre Menno Simonis, unseres Stifters, bekannte; sie sagen, es stände in vielen Büchern, daß der Oberst Jan van Ruitsteen die holländische Stadt Dendermonde gar wacker vertheidigt habe für den Prinzen von Oranien. Doch das sind alte Geschichten, reden wir nicht mehr davon!"

Der alte Mann brach ab, weil er selbst fühlte, daß er lieber von dem Kriegsruhm seines Großvaters sprach, als sich mit den strengen Grundsätzen seiner Secte vertrug; dem Capitain aber entging es nicht, daß das Auge des jungen Ruitsteen flammte, als er von der Belagerung von Dendermonde hörte und von der tapfern Vertheidigung dieser Stadt durch seinen Urgroßvater.

Die größeste Freude aber über die Mittheilung des alten Mennoniten hatte unstreitig der Lieutenant von Krummensee, der sein Gesicht plötzlich nach dem Fenster kehrte, scheinbar besorgt nach dem Wetter blickend, der sich aber nie weniger um das Wetter bekümmert hatte, als in diesem Augenblick gerade.

„Fräulein Susanna van Ruitsteen," sagte er ganz leise, aber auch ganz entzückt vor sich hin.

Zeitig wurde das einfache Mittagsmahl aufgetragen, zeitiger noch als sonst, denn das Wetter hatte sich wirklich so weit aufgehellt, daß die Offiziere es wagen konnten, ihre Reise fortzusetzen, um wenigstens die große Straße nach Berlin zu erreichen am heutigen Tage.

Der Lieutenant zeigte sich beim Abschied gefaßter, als der Capitain gedacht, der noch eine Scene gefürchtet hatte; die ganze Familie begleitete die Herren bis an den Schlitten, da aber hatte der tapfere Offizier

kaum den Muth, dem jungen Mädchen die Hand zu reichen; als er es gethan, drückte er sie entschlossen an seine Lippen und flüsterte halb athemlos: „Wir sehen uns wieder!“ Dann fiel er Susanna's Mutter um den Hals und küßte die alte gute Frau auf's Zärtlichste.

Susanna erröthete; sie fühlte, daß diese Küsse ihr galten, und vielleicht ahnete es die Mutter auch.

„Gott segne Deinen Ausgang, Freund!“ sagte der alte Ruitsteen.

Die Rosse zogen an und der Schlitten fuhr aus dem Hofe.

Die ganze Familie stand an dem Hofthor; noch aus der Ferne sahen sie den Lieutenant mit der Hand winken, und sie erwiederten Alle seinen Gruß; aber Susanna wußte, daß dieser Gruß ihr allein galt, und träumerisch kehrte sie in das Haus zurück.

Sie fühlte in ihrem Innern eine so süße, so selige Traurigkeit, und ihr Herz war so voll von bisher nicht gekannten, nicht geahnten Gefühlen, daß es sich durch Thränen Luft machen mußte.

Erst als Susanna sich recht satt geweint in ihrer stillen Mädchenkammer, kam sie wieder hinunter zu den Ihrigen; sie war heiter wie sonst und rührig wie sonst, und doch war sie ganz anders geworden, das bemerkte die Mutter wohl, wenn auch Vater und Bruder nichts davon sahen.

Die frühere Stille herrschte am Heerde des Mennoniten.

Wiener Skizzen und Physiognomieen aus dem Jahre 1848.

Capitel IV.

Die ständische Opposition und ihr Anhang.

Es ist bemerkenswerth und bedauerlich, daß Keiner unter den vielen Tageshistorikern, welche sich mit den verschiedenen Ereignissen des Jahres 1848 beschäftigten, eine allgemeine Geschichte des Jahres 1847 zu schreiben unternommen hat. Der preußische vereinigte Landtag, die Reformen des Papstes Pius' IX., die Vorgänge in Neapel, Ober-Italien, der Schweiz, die dänischen Wirren, die französisch-spanische Heirath und der Sturz des Ministeriums Peel waren doch so bedeutende Vorläufer der späteren Revolutionen, daß die Aufgabe, die Wechselwirkungen all' dieser Begebenheiten genau zu prüfen und treu darzustellen, eine lohnende sein würde. Es wäre dann leichter, zwischen der Unzahl von Schriften, welche von der Revolution, als dem heiligen Kampfe der Freiheit gegen Unterdrückung und Despotismus, reden, und jenen, welche dieselbe nur als eine Escamotage gelten lassen wollen, die Wahrheit

herauszufinden. Da ich blos Wiener Physiognomieen zu schildern unternommen habe, so kehre ich denn auch zu meiner Aufgabe zurück.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich schon nach der Juli-Revolution, vorzüglich aber in den vierziger Jahren, eine Partei im Schooße der verschiedenen Provinzial-Stände-Versammlungen gebildet hatte, deren Streben dahin ging, ihre alten verbrieften, unter der Regierung des Kaisers Franz geschmälerten Rechte wieder zu erlangen und, wo möglich, zu erweitern. Den Frondeurs gleich, die „für den König gegen Mazarin" kämpften, griffen die Führer der erwähnten Partei das herrschende System im Interesse der Monarchie an. Bei der schlechten Finanzverwaltung, der Unordnung in den Catastral- und Rustical-Verhältnissen, dem immer weiter greifenden Einflusse der Beamtenherrschaft, die vor lauter Schreiben nie zum Handeln kam, gebrach es natürlich nicht an Stoff zu bittern Bemerkungen und verdeckten Angriffen auf den allmächtigen Staatskanzler. Die nieder-österreichischen Stände gaben hierin den ersten Impuls, welcher dann in den andern Provinzen, besonders in Böhmen, theilweise auch in Steiermark und Kärnthen, wo der Baron Herbert, Ritter Tschabuschnigg und Graf Auersperg das „liberale Princip" vertraten, Nachahmung fand. Die bedeutsame Kunde einer derartigen Regung in einem Staate, der immer als der Pfleger und Beschützer des patriarchalischen Absolutismus in Deutschland angesehen worden war, konnte trotz der wachsamen Polizei und der Censur nicht unbekannt bleiben; die letzte Eingabe der nieder-österreichischen Stände-Versammlung vom Jahre 1846/47, worin sie um Abschaffung der Censur, Regelung der bäuerlichen Verhältnisse und vorzüglich der Finanzen, die sich „trotz dreißigjährigen Friedens nur immer verschlechterten," baten, war in Deutschland allgemein bekannt und von dort durch tausend große und kleine Schriften in Oesterreich verbreitet worden, und die Führer der ständischen Oppositions-Partei, wie Baron Dobblhof, Stifft, der Fürst von Lamberg, der eine Philippica gegen das Unterrichts-System gehalten hatte, Fürst Auersperg, die Grafen Breuner, Fries, der Prälat v. Melk wurden allenthalben als Vorkämpfer des Fortschrittes in Oesterreich gepriesen; ein mächtiger und zahlreicher Anhang, aus Mitgliedern des Richteradels (noblesse de robe), der Bank-Aristokratie und des vermöglichen und einflußreichen Bürgerthums bestehend, schaarte sich nach und nach um sie. Gerade aus diesem Anhange hat das Geschick Männer gewählt, denen es einen bedeutenden Platz in der Geschichte Oesterreichs anwies, während die ursprünglichen Leiter bald vom Schauplatze verschwunden sind.

Da war ein junger Advocat, Dr. Bach, einer reichen, fast durchgehends aus Rechtsgelehrten bestehenden Familie entsprossen, einer der Hauptgründer des juridisch-politischen Vereins — eine geschlossene Gesellschaft von Rechtsgelehrten, Banquiers und hochgestellten Beamten, welcher das Recht eingeräumt war, alle Bücher und Journale direct und censurfrei zu beziehen — und Anreger der berühmten Petition desselben,

auf die ich später zurückkommen werde. Ruhig, höflich, kalt, schweigsam, unermüdlich thätig, voll Scharfsinn und Entschlossenheit, zog er, als er noch zur eigenen Ausbildung eine untergeordnete Stelle in einer Advocatie seines Schwagers, wenn ich nicht irre, einnahm, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Graf Seldern, dessen Geschäfte die obenerwähnte Kanzlei leitete, meinte öfters: „Mich sollt's wundern, wenn der kleine Schreiber bloß Advocat würde; in dem streckt viel," und seine Tochter, die Baronin Wesselényi (Gemahlin des Husaren-Oberst-Lieutenants, dessen Familie dem Kaiserhause eben so treu blieb, als ihre gleichnamigen Verwandten Gegner desselben waren) versicherte, daß schon damals jenes ruhig-kalte Lächeln um Bach's Lippen zuckte, das ihn später in den gefahrvollsten Momenten nicht verließ. Ihm gleich an Gesinnung und Kenntnissen, wenn auch nicht an Energie und Glück, standen der bereits genannte Appellationsrath Freiherr v. Sommaruga, späterer Unterrichtsminister, und der Ritter v. Schmerling, welcher als deutscher Reichsminister der herrschenden Partei zu reactionär, als österreichischer Justizminister zu liberal war, ein Mann von außerordentlicher Bildung, und ehrlich, aber nicht von der Complexion, wie's die jetzige Zeit verlangt. Freiherr v. Pillersdorf, Vicepräsident der Hofkammer, vom April des Jahres 1848 an Ministerpräsident, den das Geschick zum Büßer für die Sünden des Oesterreichischen Altliberalismus auserſehen hat, der immer die Revolution und zuletzt den Belagerungszustand beschwichtigen wollte, vor der Revolution ein vortrefflicher Vice-Hofkammerpräsident, der untauglichste Minister nach derselben. Die Universitäts-Professoren Hye (jetzt Hofrath), Kudler und Endlicher gehörten ebenfalls zum Anhange der ständischen Opposition, und unter den einflußreichsten Mitgliedern des niederösterreichischen Gewerbevereins zählten Baron Dobblhof und Stifft aufrichtige und entschlossene Freunde, unter denen der Seidenfabrikant v. Hornbostel später einige Wochen lang Gelegenheit hatte, die angenehme Stellung eines sogenannten populären Ministers kennen zu lernen. Auch Banquiers und vorzüglich Banquiers-Frauen gab es, die liberal waren. Madame N. N. wiegte sich in der Hoffnung, durch einen hochgebornen Schwiegersohn oder sonstige Connexionen Frau Finanzministerin zu werden, oder der Gedanke entzückte sie, einst in ihrem Hause ein bureau d'esprit à la Geoffrin etc. errichten zu können, wo die Helden des Tages ihre mots d'ordre holen würden. Endlich muß ich auch noch auf die „Glieder des vermöglichen Bürgerthums" zurückkommen, deren ich früher erwähnt. Manchen dieser Männer ärgerte es, daß den Abgeordneten ihres Standes bei den Ständeversammlungen nach Verlesung des Allerhöchsten Rescriptes die Thür vor der Nase geschlossen wurde und nur die adeligen Herren im Berathungssaale blieben; Andere mochten auch meinen, in einem Parlamente oder als Lord-Mayor Wunder für's allgemeine Beste wirken zu können, wie denn überhaupt die englische happy constitution, mit ihrer Pairskammer, ihrer Charta

magna, ihrer Jury, ihrer Autonomie der Gemeinden, ihrem „my house is my castle“ und sonstigen Schlagwörtern vielfach als das Ideal einer künftigen österreichischen Verfassung angesehen ward; dabei dachte man freilich nicht an österreichische Verhältnisse, an die Unmöglichkeit des Constitutionalismus in dem aus verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Kaiserreiche, saß auch hinterdrein statt auf Pairs-Fauteuils nur zwischen zehn Stühlen auf der Erde.

Vor der Hand war das allgemeine Streben, wie ich schon im Anfang bemerkte, auf die Entfernung des Fürsten Metternich gerichtet, der als der eiserne, unerschütterliche Wächter des verhaßten Systems angesehen ward. Der greise Staatskanzler wußte dies ganz genau; ihm waren seine Gegner nicht unbekannt, die sich theilweise in der unmittelbaren Nähe des Kaisers befanden und in den Provinzen von hohen Würdenträgern und den Häuptern der ersten Familien des Adels unterstützt waren, die in ihm den Beschützer der unbeliebten Bureaukratie sahen, des „ôte-toi, pour que je m'y mette“ nicht zu gedenken. — Daß aber ihm untergeordnete, von ihm protegirte Beamte, ja selbst Staatsmänner, die vereint mit ihm über die Geschicke Oesterreichs zu wachen hatten, zu seinem Sturze mitwirkten, und daß mancher Witz, den irgend ein armer Teufel hinter dem sechsten Glase Bier als neuestes bon-mot zum Besten gab und dafür in unangenehme Bekanntschaft mit den Behörden gerieth, oft zuerst in einer Partie Quinze zwischen Excellenzen ausgedacht und dann durch tausend unbekannte Quellen in den untern Schichten der Bevölkerung verbreitet worden war, mochte der Fürst nicht ahnen.

Aus den Elementen aber, wie ich sie beschrieben, bestand die „verbrecherische Faction, meist dem Judenthume und dem Proletariate angehörig,“ von der nach der Behauptung des Verfassers der Broschüre: „Bekenntnisse eines Soldaten“, *) die bei ihrem Erscheinen nach allen

---

*) Im J. 1851, als man noch bis über die Ohren im Constitutionalismus stack, erschien ein kleines Büchlein unter dem obbezeichneten Titel. Der Verfasser begann mit einem Rückblick auf die Revolution, die, wie er meinte, nur von Juden und Proletariern ausgegangen war, und endigte mit der Behauptung, daß Oesterreich nur im Absolutismus gedeihen könne. „Die Provinzen mögen von Statthaltern verwaltet werden, das Reich regiere der Kaiser.“ Daß es hierbei nicht an ungalanten Anspielungen auf die constitutionellen Minister und die „sich breit machenden“ Beamten, die Parvenu's &c. fehlte, ist von selbst verständlich. Es waren nur äußerst wenige Exemplare dieses Buches in's Publicum gedrungen, da es unmittelbar nach seinem Erscheinen confiscirt wurde, ja sogar eine hochgestellte Person aus der Umgebung des Kaisers in die Druckerei gekommen war, wo der Satz vor ihren Augen vernichtet werden mußte. Man zerbrach sich den Kopf in Conjecturen über den Verfasser. Viele meinten, es wäre der Feldzeugmeister Haynau, die Eingeweihten aber bezeichneten den Major Babarczy als denselben, der in der Militair-Kanzlei Sr. Maj. des Kaisers angestellt war, später einige Zeit zur Armee ging, sich jetzt aber als Oberst-Lieutenant wieder in der Kanzlei befindet. Er ist, wenn ich nicht sehr irre, ein Bruder des Hrn. Toni v. Babarczy, ehemaligen Deputirten des Czongráder Comitates, der sich bei den Landtagen immer als Anhänger der Kaiserl. Regierung bewährt hat. Während der Verfasser der „Genesis der österreichischen Revolution“, wie ein Staatsmann schreibt, sein Buch noch mit Phantasieen über Gleichberechtigung und constitutioneller Basis endete, hatte der unstaatsmännische energische Soldat weiter und richtiger gesehen.

Seiten hin die größte Sensation erregte und das Evangelium der militairisch-absolutistischen Partei wurde, die österreichische Revolution zuerst ausgegangen war.

Ein altes Sprüchwort sagt: La queue emporte la tête. So war's auch in Wien. Der eigentliche Kopf ist indessen nie recht sichtbar geworden, und auf den noch kaum zuckenden Schwanz wird noch immer tüchtig losgehauen! Dabei riskirt man Nichts! —

Die katholische Kirche als geschichtliche Macht und die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland. Ein Wort zu den Zeichen der Zeit. Von Gustav Dietzel. Göppingen, im Selbstverlag des Verfassers. 1856.

Gustav Dietzel ist kein Publicist des ersten Ranges, aber er hat originelle Ideen, vollendete Beherrschung der Sprache und scharfe Beobachtungsgabe für die Begebenheiten oder „Zeichen der Zeit", wie man jetzt sagt. Sein Fehler ist dagegen Effectsucht und Unklarheit. Die erstere zeigt sich im Aufstellen von Sätzen, für die schlechterdings gar kein Beweis beigebracht und auf die gleichwohl, als auf ausgemachte Wahrheiten, weiterconstruirt wird; auf diese Weise läßt sich auch beweisen, daß der Mond nicht größer wie ein Pfannkuchen sei. Die Unklarheit Dietzel's kann ihm aber um so weniger nachgesehen werden, als sie Folge absichtlich verwirrter Sophistereien ist, mit denen der Verfasser seinen bodenlosen Standpunkt haltbar erscheinen zu lassen sucht. Von dem eigentlichen Kern der Religion: dem Glauben, ist bei ihm, wenigstens in seiner Schrift, keine Rede. „Ob die Glaubensdifferenz," sagt er, „in Deutschland theologisch überwunden werden kann, lassen wir dahingestellt. Das berührt uns nicht. Wir sehen nur die Möglichkeit, sie politisch zu überwinden." Er beschäftigt sich mit dem Katholicismus als politischem Mittel, um unter Oesterreichs Oberhoheit Deutschlands Vereinigung anzustreben. Er sagt: „Abermals hat sich die katholische Kirche in verjüngter Kraft aufgemacht, um den verlornen Theil der Welt zurück zu erobern, überall in Deutschland hat sie festen Fuß gefaßt, überall gelingt es ihr, die Zügel abzuwerfen, die der Staat ihr angelegt hatte, und durch die sie an freier Bewegung und Ausbreitung gehindert wurde. Es ist ganz dieselbe Bewegung wie im 16. und 17. Jahrhundert, und sie stützt sich, wie damals, auf das Haus Oesterreich, das für die Beherrschung seiner verschiedenen, auseinanderstrebenden Völkerschaften das Bindemittel der katholischen Kirche nicht entbehren kann." — Also die Vereinigung Deutschlands ist für den Verfasser oberster Zweck. Als Mittel dazu dienen ihm Katholicismus und Oesterreich. Er hat aber

das Bewußtsein, mit diesen Mitteln nur in einem engen Kreise Anklang zu finden. Deshalb bedarf er noch eines dritten, und dieses findet er in dem modernen Freiheitsdrange, der angeblich durch den Katholicismus befriedigt wird. Diese ganze Ideencombination hat etwas unendlich Gewaltsames, Verschrobenes, ist aber mit vielem Geschick ausgeführt, so daß immerhin Dietzel's Schrift als eine der besten Broschüren erscheint, welchen dieses Jahr das Dasein gegeben. Freilich muß der Verfasser mit seiner Unklarheit in die Brüche vollständiger „Sprachverwirrung" gerathen. Denn, mag man nun vom Katholicismus so oder so denken: das sieht doch jedes Kind, daß dessen Tendenz nicht mit der des Liberalismus zusammenfällt. Dietzel behauptet aber, dem sei so, und sucht dieses effecthaschende Paradoxon folgendermaßen zu begründen: „Herr von Bunsen kann nicht umhin, zu gestehen, daß das System des festländischen Beamtenthums mit Bildung des Volkes zu wahrer Freiheit unvereinbar ist und die Staatsgewalt am Ende mehr schwächt als stärkt. Damit hat er aber das Urtheil des Territorialstaats gesprochen, der nur durch die bis in's Kleinste gehende Bevormundung des Volkes bestehen kann. Ihm gegenüber erscheint die katholische Kirche ganz unläugbar als eine volksthümliche Gewalt, so lange wenigstens, als sie gegen die Bureaukratie kämpft, in welcher das Volk durchweg etwas Fremdes und Feindseliges sieht." — Hier liegt das Streben nach einem schwächlichen populären Effect recht klar am Tage. Denn diese Redensarten, weil sie eben ganz beweislos, als in der Luft hängende Behauptungen, erscheinen, verfehlen jede Wirkung so sehr, daß man sie eben so gut zum geraden Gegentheil des vom Verfasser Gesagten umdrehen kann. Wenn Einer sagte: „Man kann nicht umhin zu gestehen, daß das System des römischen Kirchenregiments mit Bildung des Volks zu wahrer Freiheit unvereinbar ist und die Staatsgewalt mehr schwächt als stärkt. Damit aber ist das Urtheil des Priesterstaates gesprochen, der nur durch die bis in's Kleinste gehende Bevormundung des Volkes bestehen kann. Ihm gegenüber erscheint die Bureaukratie ganz unläugbar als eine volksthümliche Gewalt, so lange wenigstens, als sie gegen die Hierarchie kämpft, in welcher das Volk durchaus etwas Fremdes und Feindseliges sieht," so ist er sicher, einen wenigstens eben so großen Kreis von Beistimmenden zu finden, wie Dietzel mit seiner sophistischen Wendung, die am Ende doch hinausläuft auf den Schluß: Weil das Volk die Beamten haßt, darum muß es die Priester lieben. Mit diesem Gegensatz und den daraus hergeleiteten Folgerungen, mit der Differenz zwischen Beamten- und Priesterthum, ist das erste Capitel der Dietzel'schen Schrift angefüllt.

Das zweite bekämpft unter der Aufschrift „Kirche und Staat" die Forderung der Religionsfreiheit. Was Dietzel nun sonst gegen dies Postulat des Liberalismus vorbringt, ist ganz gut, in der Hauptsache aber kommt er nicht von der Ansicht los, daß Christenthum und Libe-

ralismus nicht wesentlich entgegengesetzt, ja wohl gar im Grunde dasselbe wären, daß folglich die wahre Bedeutung der katholischen Kirche darin bestände, sich, unbeschadet ihrer positiven geistigen Substanz, mit dem Liberalismus abzufinden, oder, wo das unthunlich, zu identificiren. „Die Autonomie und Freiheit der Kirche," sagt er, „ist ein Schutzmittel gegen den Despotismus;" und weiter: „Den Menschen ist Bedürfniß, eine Autorität zu haben. Es wird immer darauf nur ankommen, ob eine gegebene Autorität zeitgemäß ist, sich mit dem ebenfalls vorhandenen Fortschritts- und Freiheitsbedürfniß zu vermitteln weiß, und ob sie ihrer ganzen Anlage nach einen größeren oder nur einen kleineren Kreis zu beherrschen im Stande ist." — Dem Verfasser geht hier jedes Princip verloren über seiner Schönrednerei. Wäre er consequent bei der begriffsmäßigen Entwickelung der Gewissensfreiheit geblieben, die er nur nebenbei giebt, so wäre es ihm viel leichter gewesen, die Richtigkeit und Unvernunft des Postulats darzuthun, denn man kann ihm in folgenden Sätzen nur beipflichten: „Der Staat als eine Collectivpersönlichkeit ist auch eine Einheit Vieler, und insofern ruht sein Bestand darauf, daß die Vielen durch eine gewisse innere Gleichartigkeit der Welt- und Lebens-Anschauung, des Denkens und Glaubens, unter sich verbunden seien. Nun und nimmermehr wird man sagen können, daß ein Staat um so stärker sei, je weniger er sich um jene Gleichartigkeit bekümmere. .... Die Glaubensfreiheit ebenso wie das constitutionelle Regiment sind Abstractionen aus englischen Realitäten, für deren Verwirklichung mindestens in den bisher versuchten Formen uns die thatsächlichen Vorbedingungen fehlen. Das Ergebniß war die Zerrüttung fast aller Staaten ..... durch den Einfluß politischer Theorieen, in die wir die Realitäten Englands sublimirt haben, um sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen zu verwirklichen. Es ist daher keine zufällige Thatsache, daß alle Großmächte sich wieder auf den Boden einer bestimmten Kirche, eines specifischen Bekenntnisses zurückziehen. In Frankreich sind die Grenzstreitigkeiten zwischen Staat und Kirche unter dem jetzigen Regiment in einer Weise zu Gunsten der Kirche geschlichtet, wie kaum unter den alten Königen. Oesterreich hat die volle Autonomie der Kirche in einem feierlichen Act anerkannt, sicherlich nicht aus bloßer Willfährigkeit des Kaisers gegen einen sterbenden Lehrer, sondern um der Erhaltung des Staates willen. Preußen giebt die Union auf und kehrt zum reinen Lutherthum zurück, das sich vom Katholicismus fast nur durch seine Inconsequenz unterscheidet. Gegen diese Thatsachen kann man nicht mit der vagen Forderung der Religionsfreiheit ankämpfen. Der innige Zusammenhang, die gegenseitige Bedingtheit von Kirche und Staat ist ein geschichtliches Factum. Der Staat fühlt die Nothwendigkeit, in der Kirche ein moralisches Band für den Zusammenhalt seines Bestandes zu gewinnen. Diesem Bedürfniß kann man doch nicht mit der leeren Bemerkung entgegentreten, daß er dieses Band nicht haben solle."

Im dritten Capitel: Deutsch-römische Wechselbeziehungen, sagt der Verfasser: „Hier stehen wir vor der wichtigsten Frage, die in Deutschland aufgeworfen werden kann, vor der Frage der deutschen Nationaleinigung, die, unseres Erachtens, die einzige politische Frage in Deutschland ist, die eine Anstrengung und einen Kampf verdient. Wie ist die deutsche Nationaleinheit gegründet worden? Welchen Charakter hatte sie? Wie ist sie verloren gegangen? Unter welchen Bedingungen läßt sie sich wieder herstellen?“ — Diese vier Fragen beweisen den schiefen Standpunkt, auf dem der Verfasser bei Betrachtnng der deutschen Einheit sich befindet. Es giebt nur Eine Art von politischer Einheit: die der unitarischen Centralisation. Jeder Föderalismus, sowohl der bundesstaatliche, wie der staatenbündnerische, hindert die Einheit. Ob es wünschenswerth oder verabscheuenswerth sei, daß Deutschland centralisirt werde, darüber läßt sich Streit erheben: ohne Sinn und Gedanken aber streitet der, welcher die Einheit auf anderem als dem Centralisirungswege herstellbar wähnt. Darüber ist sich Dietzel nun nicht klar geworden. Vielmehr verschwimmt seine Abhandlung dieses Capitels in nebelhaften Ungewißheiten und Allgemeinmenschlichkeiten, aus denen hervorgeht, daß er nicht weiß, was er will. An der deutschen Zerrissenheit sind nach ihm Schuld: die Reformation und Rußland. Nun hat aber die Reformation doch erst 1517 begonnen, und der Einfluß Rußlands hat sich in Deutschland erst seit dem siebenjährigen Kriege geltend gemacht. War nun vor diesen Epochen Einheit in Deutschland, mehr Einheit wie jetzt? Dietzel spricht sich darüber nicht bestimmt aus: bei aller Vorliebe für unbeweisbare Paradoxen hat er es doch bedenklich gefunden, eine Behauptung klar hinzustellen, welche durch so sehr viele historische Thatsachen, z. B. durch die Kämpfe der Welfen und Waiblinger schlagend widerlegt würde. Am schwächsten erscheint aber seine Abhandlung darin, daß er zu gar keinem Schluß über das von ihm selbst als so hochwichtig angekündigte Einheitsthema gelangt, sondern den Gegenstand fallen läßt, um sich in zwecklosen Diatriben gegen Rußland und die deutschen Fürsten protestantischer Confession zu ergehen. Er ist der Untersuchung, auf die er uns mit hochtrabenden Worten vorbereitet hat, nicht gewachsen, und weil er sich das selber nicht gestehen mag, verzettelt er seinen Witz in planlosem Poltern, welches ihm wohlthut.

Das Steckenpferd des Russenhasses, welches er im dritten Capitel bestiegen, muß ihn denn auch durch das vierte tragen. Dasselbe ist betitelt: Protestantismus und Katholicismus in der jetzigen Krisis Europa's. Hier tritt aber die Effectmacherei schier ekelhaft hervor: „Heute ist es nicht mehr gestattet,“ spricht Dietzel im kategorischen Imperativ, „daran zu zweifeln, daß der Protestantismus, in der Form, die er in Deutschland angenommen, bewußt und unbewußt der intime Verbündete Rußlands ist. Daß aber eine nationale Bewegung in Deutschland, wenn ihr nur ein Gran Vernunft zu Grunde liegt, ihre Richtung gegen

Rußland nehmen muß, darüber kann Niemand im Zweifel sein, der die ersten Axiome der politischen Logik anerkannt." (Hoffentlich hat er gemeint: Dietzel'sche Logik, denn was eigentlich „politische Logik" sein soll, ist unklar.) „Diejenigen historischen Potenzen, welche in die frühere Zeit des „finstern Mittelalters" zurückreichen, in welchen sich noch das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Westens verkörpert erhalten hat, diese sehen wir an die Spitze der Einheitsbewegung in Deutschland treten, während alle diejenigen Potenzen, die ihren Ursprung aus der Reformation genommen und in denen der Individualismus des reinen Fürsichseins seine Verkörperung gefunden hat, sich dem gemeinsamen Feinde beider in die Arme geworfen, dadurch aber auch über ihre Sonder-Existenz den Stab gebrochen haben. Die Verjüngung des Alten und die Selbstvernichtung des Modernen, das sind Zeichen der Zeit.. Die römische Kirche hat in Deutschland allein mit klarem Bewußtsein und männlichem Nachdruck in geschlossenen Reihen gegen Rußland gekämpft (?) und die russische Frage in Verbindung mit der deutschen Einheitsfrage gesetzt... Oesterreich hat sich, von Deutschland weit mehr gehindert als gefördert, an die Spitze des Kampfes für die deutschen (?) Interessen gestellt, und diese Stellung verdankt es, nächst der Weisheit und Entschiedenheit seiner Staatsmänner und der Kraft seiner Heere, vor Allem der Bundesgenossenschaft der römischen Kirche."

Von der äußeren Politik Oesterreichs kommt der Verfasser im fünften Capitel auf die innere, namentlich das Concordat. Anstatt aber dieses welthistorische Ereigniß einer ernsthaften und staatsmännischen Kritik zu unterziehen, beschränkt er sich darauf, es unter seinem individuellen Gesichtspunkt, dem der kirchlichen Opposition gegen den Beamtenstaat, zu betrachten. Mit Freuden sieht er vorher: „Die Bureaukratie wird sich nicht so leicht in die ihr auferlegte Machtbeschränkung finden, die Kirche keine Gelegenheit versäumen, ihrem alten gefährlichsten Feind einen Streich zu versetzen. Ist es nicht klar, daß dieser Kampf für die Freiheit nutzbar gemacht werden kann?" — Man kann unmöglich eine oberflächlichere Ansicht vom Concordat sich zurecht machen, wie Gustav Dietzel, der sich einzubilden versucht, Kaiser und Papst hätten das Concordat lediglich dazu abgeschlossen, damit ihre Diener sich in Händel verwickelten. Was völlig nebensächlich, rein äußerlich am Concordat ist: die Friction der weltlichen Macht mit der geistlichen: das ist hier als die Hauptsache, ja, als das wahre Wesen des Concordats behandelt!

Zum Schluß folgt dann eine nochmalige Besprechung der Frage von der deutschen Einheit, wobei die Unklarheiten und beweislosen Behauptungen sich häufen, und in folgenden, auf 32 Seiten zerstreuten, Sätzen die Tendenz von Dietzel's Schrift resümirt wird: „Wer politisch zu denken im Stande ist, sollte sich hüten, das Concordat, welches Oesterreich mit der Kirche abgeschlossen, als ein beklagenswerthes Ereig-

niß zu bezeichnen, da es doch ein Symptom der Ermannung des Westens gegen den Osten ist. Es mag im Abendlande manche Personen geben, welche, auch ohne durch ein specielles Interesse bestimmt zu sein, das Russenthum dem Katholicismus vorziehen, aber politische Denkfähigkeit wird man ihnen in diesem Falle schwerlich" (und warum nicht? Abgesehen von dem sinnlosen Ausdruck „politische Denkfähigkeit", als ob es auch eine unpolitische gäbe!) „zugestehen können ...... Bei der gänzlichen Abhängigkeit Preußens von Rußland ist es durchaus nicht wahrscheinlich, daß Preußen jemals über das Kokettiren mit seinem „deutschen Beruf" hinauskomme: es kann die deutsche Mission, die man ihm aufbürdet, nicht erfüllen, außer um den Preis russischer Bundesgenossenschaft: grade dadurch würde es für Deutschland einen Selbstmord involviren. . . . Als der unter den heutigen Weltverhältnissen natürlichste Weg zu einer gewissen Einigung aus dem jetzigen Zustand der Getheiltheit und Zersplitterung erscheint für Deutschland offenbar derjenige, welcher, in die seit 300 Jahren verlassenen (!) geschichtlichen Gleise zurücklenkend, in Oesterreich wieder den politischen Mittelpunkt der von Westen nach Osten sich vorschiebenden deutschen Nation erblicken läßt ..... Es ist undenkbar, (?? Warum?!) daß man in Wien die Lösung der deutschen Frage auf einem anderen Wege, als durch Herstellung eines organischen Verhältnisses, durch eine Art von Kompromiß für möglich halten sollte ...... Die Lösung der deutschen Frage besteht darin, daß die verschiedenen Besonderheiten, in welche Deutschland zerfallen ist, den Charakter des Fürsichseins aufgeben und in das Verhältniß der Unterordnung unter das Ganze zurückkehren." Einige Zeilen weiter folgt dann die Wiederaufhebung dieses Satzes, denn dies Aufgeben des Fürsichseins soll ein freiwilliges und bedingtes sein, d. h. nicht wirklich stattfinden. — So sehen wir auch an Gustav Dietzel, daß der menschliche Geist, wenn er sich von der Einfachheit der klaren Abstraction loszumachen versucht, in welcher folgerechtes Denken allein möglich ist, sich in Irrthümer, Widersprüche und zuletzt in offenen Unsinn verwickelt.

Staatswissenschaftliche Bücherschau.

Die Staatswissenschaften haben in neuerer Zeit innerlich und äußerlich eine so umfangreiche Bedeutung gewonnen, daß es schwer hält, nur ihre Geschichte und Literatur mit eigenem Urtheile zu verfolgen. Unter der Fluth unsers überfüllten Büchermarktes wird oft das beste Werk mit den zahlreichen mittelmäßigen und schlechten weggeschwemmt, so daß es selbst dem, welcher eine wissenschaftliche Fortbildung erstrebt, verloren

geht. Solcher Entbehrung wünschen wir unsers Theils nach Kräften abzuhelfen durch wiederkehrende Referate über den charakteristischen Inhalt der bedeutenderen im Gebiete der Staatsverfassung, wie Staatsverwaltung, also auch der Staatswirthschaft, erschienenen Werke. Bibliographische Vollständigkeit, was zur Feststellung des Standpunktes und Begränzung der Ansprüche gleich Eingangs bemerkt sei, ist nicht beabsichtigt, durch den zugewiesenen Raum auch unmöglich. Die Literatur ist ja auch nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen, wie künstlerischen Formen. Die gesammte staatswissenschaftliche und cameralistische Literatur wird übrigens bekanntlich in dem Berichte aufgeführt, welchen Professor Helwing in den Mittheilungen des königlichen statistischen Bureaus am Schlusse jedes Jahrgangs mit erschöpfendster Genauigkeit und sachlich eingehendem kritischen Urtheile erstattet. Wer mehr begehrt, als hier geleistet werden kann und soll, muß mit diesem bewährten Führer später noch eine größere Umschau unternehmen. Jene jährliche Arbeit hat auch den Vorzug der Gruppirung des Stoffes und der zweckmäßigen Zusammenstellung der einzelnen Productionen, während hier gerade nur das ohne innere systematische Reihefolge hervorgehoben werden kann, was für das eigentliche Wissen vom Staate zur Beachtung auch für weitere nicht vorzugsweise gelehrte Kreise augenblicklich hervorgetreten ist.

Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt von Robert von Mohl. Zweiter Band. Erlangen. Verlag von Ferdinand Enke. 1856. Lexik. 8. S. 602.

Die Vorzüge und Mängel dieses Werkes haben wir bei der Anzeige des ersten Bandes in der „Revue“ (1855, S. 375.) hervorgehoben. Der Verfasser bietet eine Sammlung von Monographien dar, keine zusammenhängende Geschichte, noch auch nur eine vollständige Literatur der Staatswissenschaften. Die Grundanschauungen der verschiedenen Schriftsteller über die einzelnen Lehrsätze und deren Anwendung sind neben einander dargestellt. Auf die gewordenen Erscheinungen und Zustände hat der Verfasser die ganze Schärfe seiner Beobachtung, Fülle der Belesenheit und Klarheit des Urtheils zusammengedrängt, das genetische hintereinander der Staatswissenschaften aber weniger berücksichtigt. Mohl's Behandlungsweise erinnert an die der besten englischen Schriftsteller in ihren sogenannten Essays und sucht auch durch einfache verständliche Sprache in ähnlicher Weise anziehend für den Leser zu werden. Mittelst einer unermüdlichen Forschung nach der Maxime Goethe's: „Aeltestes bewahrt mit Treue freundlich aufgefaßt das Neue“, so wie durch die im praktischen Dienste gesammelten Erfahrungen und die auf Reisen gewonnenen lebendigen Anschauungen glückte es dem Verfasser, eine Reihe von Monographien zu

liefern, aus denen wir nicht nur volle Belehrung schöpfen, sondern auch durch das geschickt aufgespeicherte Material Anregung zum weiteren Nachdenken und Forschen über viele noch ungelösete Probleme unseres Staatslebens erhalten. Dieses Zugeständniß müssen wir machen, obgleich unser politischer Standpunkt ein verschiedener ist, weil wir dem monarchischen Principe und der historisch ständischen Gliederung im Staate größeres Recht zugestehen, somit auch zu abweichenden Resultaten gelangen.

Der vorliegende zweite Band enthält vier selbstständige, in sich abgeschlossene Abhandlungen: Die Literatur des englischen Staatsrechts; die Denkwürdigkeiten, Staatsschriften und Reden der englischen Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts; (namentlich sind die Artikel, welche Lord Malmesbury, Marlborough, Burke, Lord Wellesley und Herzog v. Wellington betreffen, nach verschiedenen Seiten interessant); das positive deutsche Staatsrecht seit der Gründung des Bundes; zwölf deutsche Staatsgelehrte. — Die erste Monographie giebt für ein genaues und richtiges Studium des englischen Staatsrechts um deshalb eine zweckmäßige Anleitung, weil der geschichtliche Hergang der staatlichen Ausbildung klar hervorgehoben ist, und die Schriften über einzelne rechtliche Gegenstände möglichst vollständig aufgeführt sind, da ja eine gründliche systematische Bearbeitung des gesammten englischen öffentlichen Rechts weder von Engländern noch Ausländern bis jetzt geliefert ist. Die durch diese Methode ermöglichte genauste Kenntniß der geistigen wie sachlichen Bedingungen des englischen Staatslebens sichert den einzig richtigen Weg zur Vergleichung der englischen Staatseinrichtungen mit denen des Festlandes; namentlich auch der constitutionellen deutschen Staaten; ja diese Erkenntniß allein befähigt zu einer Würdigung der Möglichkeit, englische Formen zu übertragen, dortige Anstalten zu verpflanzen, und erleichtert die Abwägung der dann wahrscheinlichen Folgen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Literatur ist wohl erschöpfend die Monographie über das positive deutsche Staatsrecht seit Gründung des Bundes, namentlich wegen Erwähnung aller nur irgend erheblichen Ereignisse und Streitfragen. Wir gewinnen aus der Uebersicht wiederum die Ueberzeugung, daß wir Deutschen in geschichtlichen Untersuchungen mehr leisten als in der Erörterung praktischer Fragen. Um die Wissenschaft des deutschen Staatsrechts in den bedeutenden neueren Trägern abzuspiegeln, wird noch die persönliche Schilderung und wissenschaftliche Bedeutsamkeit von nachfolgenden zwölf deutschen Staatsgelehrten gegeben: die beiden Moser, J. St. Pütter, A. L. von Schlözer, G. F. von Martens, J. L. Klüber, Fr. Gentz, K. S. Zachariä, K. L. von Haller, K. von Rotteck, K. E. Jarcke, K. F. Eichhorn. Jeder dieser Männer ist in seiner Eigenthümlichkeit getreu aufgefaßt.

Deutsches Staatswörterbuch. In Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von Dr. J. C. Bluntschli, ordentlichem Professor an der Universität München. Unter Mitredaction von K. Brater. Erstes Heft. Stuttgart und Leipzig. 1856. gr. 8. S. 80.

Dieses Staatswörterbuch will den Reichthum an Ideen, Institutionen und Erfahrungen, welche den jetzt lebenden Geschlechtern von den Vorfahren überliefert sind, in dankbarer Treue bewahren helfen und zugleich Schritt halten mit der heutigen Ausbildung der Staatswissenschaft als mit den Entwickelungen und Bedürfnissen des modernen Staatslebens. Neben der Schilderung der vorhandenen Rechtszustände will es gründliche historische Kenntnisse zu verbreiten und lebensfähige Ideen dem gesunden Menschenverstande klar zu machen suchen. Nach alphabetischer Ordnung sollen in gesonderten Artikeln mit vorzüglicher Beachtung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Verhältnisse behandelt werden: 1) Die bestehenden und die seit 1740 aufgelösten europäischen, so wie die bestehenden außereuropäischen Staaten von einiger Bedeutung; 2) die bedeutendsten Staatsmänner der neueren Zeit und die für die Entwickelung der Staatswissenschaft wichtigen Persönlichkeiten; 3) die staats- und völkerrechtlichen, politischen, nationalökonomischen Begriffe und Anstalten. Zur Ausführung des Werks haben sich dem Herausgeber zahlreiche Notabilitäten der staatswissenschaftlichen Literatur aus allen Ländern der deutschen Zunge in Verbindung mit ausgezeichneten jüngeren Kräften angeschlossen. Das kürzlich ausgegebene erste Heft enthält u. A.: Abgeordnete, Abstimmung, Abzeichen, Adoption von Pözl (Professor in München), absolute Gewalt, Geschichte und Reform des deutschen Adels, Adresse von Bluntschli, Rechtszustand des deutschen Adels von Brater. Acht von K. Maurer, J. und S. Adams von Fr. Löher. Wir können unserer Seits nur dringend wünschen, daß das Staatswörterbuch durch Festhaltung und Geltendmachung historisch-conservativer Principien ein tüchtiges und weitreichendes Gegengewicht dem liberalen Staatslexicon von Rotteck und Welcker halten möge, dessen eben jetzt erneuerte dritte Auflage wiederum beweist, wie groß, ungeachtet der Erfahrungen von 1848, noch immer die Menge derer ist, welche in dem seichten Wasser des Liberalismus zu schwimmen wünschen.

System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Erster Band: die Grundlagen der National-Oekonomie enthaltend. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1854. gr. 8. S. X. und 511.

Dieses Werk muß wegen des äußeren Planes ein völlig selbstständiges, wegen des inneren Gehalts ein ausgezeichnetes genannt werden;

dasselbe vereinigt auf seltene Weise zwei Vorzüge, allgemein verständliche Darstellung der volkswirthschaftlichen Ansichten und Verbesserung der Methode. Die Grundsätze der eigenthümlichen, von dem Urheber mit dem Ausdrucke historisch-physiologisch bezeichneten Methode, welche für die Staatswirthschaft etwas Aehnliches erreichen will, wie die Savigny-Eichhorn'sche Methode für die Jurisprudenz erreicht hat, legte Roscher bereits in der Vorrede des „Grundrisses zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach geschichtlicher Methode. Göttingen, 1843", nieder; sie fanden von competenter Seite auch Zustimmung und Beifall. Das auf vier Bände berechnete größere Werk bringt nun die weitere Ausführung, deren Charakteristik der Verfasser selbst in folgenden Worten darlegt: „Wir verzichten in der Theorie auf die Ausarbeitung volkswirthschaftlicher Ideale gänzlich. Was wir statt dessen versuchen, ist die einfache Schilderung, zuerst der wirthschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volkes; zweitens der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind; endlich des größeren oder geringeren Erfolges, den sie gehabt haben. Also gleichsam die Anatomie und Physiologie der Volkswirthschaft. Wir gehen hierbei auf ähnliche Art zu Werke, wie die Naturforscher. An mikroskopischen Untersuchungen, Sectionen fehlt es auch nicht. Ja, wir haben vor dem Naturkundigen voraus, daß die Selbstbeobachtung des Körpers sehr beschränkt, die des Geistes aber beinahe unbeschränkt ist. Mit der völligen Durchführung dieser Methode wird eine Menge von bedeutenderen Controversen als solche hinwegfallen. Sind die Naturgesetze der Volkswirthschaft erst hinreichend erkannt und anerkannt, so bedürfte es im einzelnen Falle nur noch einer genauen und zuverlässigen Statistik der relevanten Thatsachen, um alle Parteizwiste über Fragen der volkswirthschaftlichen Politik, wenigstens insofern sie auf entgegengesetzter Ansicht beruhen, zu versöhnen. Ein anderer, sehr in die Augen fallender Charakterzug der physiologischen Methode besteht darin, daß sie der Selbstüberhebung entgegentritt, womit die meisten Menschen „verhöhnen, was sie nicht verstehen." Eine kritische Vergleichung verschiedener Formen, von denen jede ihrem Inhalte gleich sehr angemessen ist, kann allerdings stattfinden, historische Objectivität aber wird sie nur dann besitzen, wenn sie auf richtiger Einsicht in den eigenthümlichen Entwickelungsgang des betreffenden Volks beruht. Die Formen der Reifezeit mögen sodann als die höchsten bezeichnet werden, die früheren als dem unreifen, die späteren als dem sinkenden Alter zugehörig. — Unser Bestreben ist nicht darauf gerichtet, im Buche selber practisch zu sein, sondern Practiker auszubilden. Zu diesem Ende suchen wir die Naturgesetze zu entwickeln, die der Mensch nicht meistern, sondern höchstens benutzen kann. Wir möchten den Leser daran gewöhnen, daß er bei der geringsten einzelnen Handlung der Volkswirthschaftspflege immer das Ganze, nicht blos der Volkswirthschaft, sondern des Volkslebens vor Augen hat.

Ueberhaupt wollen wir denjenigen, welche sich unserer Führung anvertrauen, nicht etwa eine Masse Verhaltungsmaßregeln einprägen, von deren Vortrefflichkeit wir sie zuvor überredet hätten; sondern unser höchster Wunsch geht dahin, daß sie in Stand gesetzt werden, frei von jeder irdischen Auctorität, aber nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, sich selbst Verhaltungsregeln für die Praxis zu schaffen."

Die angegebenen Vorzüge der neuen Methode springen in die Augen. Auch an der Darstellung selbst müssen wir noch zwei andere hervorstechende Eigenschaften besonders erwähnen, weil sie wesentlich zur Erreichung des Zwecks bei der Herausgabe verhelfen, ein Hand- und Lesebuch zu schaffen, nicht blos für Gelehrte, sondern überhaupt für Gebildete — „ernste Männer, welche die Wahrheit und Wissenschaft um ihrer selbst willen begehren." Der Verfasser besitzt die seltene und darum schon beneidenswerthe Gabe, die schwierigsten Dogmen so klar und faßlich vorzutragen, daß sie rasch beim Leser Eingang finden, und er versteht überdies eben so fördernd anzuregen, wie fesselnd zu unterhalten durch die Ausbreitung eines sehr reichen, mannigfaltigen und anschaulich gruppirten Geschichtsmaterials. Die Erläuterungen zu jedem Beispiele durch vergangene oder gegenwärtige Erscheinungen aus allen Ländern liefern einen vollgültigen Beweis für die universelle Vorbildung des Verfassers, deren Besitz, namentlich die gründlichen historischen und rechtsgeschichtlichen Kenntnisse, ihn über die besten der älteren Meister stellt. Von jeder wichtigen Lehre sind dann auch noch der erste Keim, die Hauptentwickelungsstufen und Gegensätze, endlich der bis jetzt erreichte Höhepunkt angegeben. Mehrere Abschnitte hätten freilich wohl noch einer strengeren sachlichen Durcharbeitung bedurft, so daß die Vermuthung Raum gewinnt, der sonst so classisch gebildete Verfasser habe die alte, wohlbewährte Horazische Regel selbst zu wenig durch die Eile in der Herausgabe dieses größeren Werks beachtet. Auch der politische Standpunkt des Verfassers tritt nicht überall in gleicher Schärfe hervor; es scheint fast absichtlich vermieden zu sein, bei dargebotener Gelegenheit ein Bekenntniß oder Fürwort für streng conservative Verfassungs- und Verwaltungs-Maximen abzulegen.

Das Werk zerfällt nach einer Einleitung (Grundbegriffe, Stellung der National-Oekonomik im Kreise der verwandten Wissenschaften, Methoden der National-Oekonomik) in vier natürliche Bücher: Production, Umlauf, Vertheilnng und Consumtion der Güter. Ein Anhang handelt über Bevölkerung.

Zur Goethe-Literatur.

Goethe's Dichtungen, die sein eigenes Leben nach den mannichfaltigen Richtungen sind, bedurften eben deshalb vielseitiger Commentare, und haben sie auch erhalten. Hermann und Dorothea, die Wahlverwandtschaften, Tasso, Wilhelm Meister — Faust endlich vor allen haben Stoff zu philosophischen Erörterungen, kritisch-exegetischen Erklärungen gegeben, deren Menge bereits eine eigene Bibliographie hervorrief. Ueber die neueste Literatur zum Faust haben wir im dritten Bande der „Revue" (1855 S. 513 ff.) ausführlich berichtet und am Schlusse des Aufsatzes die Ansicht ausgesprochen, daß Wissenschaft und Kunst noch lange Zeit nicht nur aus, sondern auch an dieser eigenthümlichsten und bedeutendsten Schöpfung deutscher Dichtkunst sich entwickeln würden. Ein neuer Belag liegt bereits durch die Schrift vor:

Goethe's Faust, erläutert von Ernst Julius Saupe (Subconrector am Gymnasium zu Gera). Leipzig, Friedrich Fleischer. 1856. 8. S. 202.

Diese Erläuterung des Faust ist nicht für gelehrte Kenner der Goetheschen Poesie bestimmt, sondern für denjenigen Theil des gebildeten Publicums geschrieben, der den Faust wohl verstehen könnte, aber nicht Zeit genug hat, sich jene genauere Kenntniß des Goetheschen Lebens und Entwicklungsganges anzueignen, welche zum vollen Verständniß und Genuß des Faust erforderlich ist. Von dem Gewinn eigener und fremder Forschungen legt sie das zu richtiger Auffassung des Gedichts Nothwendige und Wesentliche dar. Das besonders aus einem sehr genauen Studium der Goetheschen Schriften verständlich und gefällig verfaßte Büchlein beschäftigt sich lediglich mit dem ersten Theile des Faust, „als einem großartigen Fragmente." Der Verfasser ist nämlich durch eine tiefer eingehende Beschäftigung mit Goethe's Werken zu der festen Ueberzeugung gelangt, „daß der zweite Theil des Faust nur in sehr uneigentlichem Sinne als eine Fortsetzung des ersten gelten könne, da er in keiner inneren Lebenseinheit mit demselben steht, und daß eben deshalb der Ausleger beider Theile denselben nur dann gerecht werde, wenn er sie als selbstständige, von einander unabhängige Dichterwerke betrachtet und behandelt, keinesweges aber, wenn man davon ausgeht, den ganzen Faust von Anfang bis zu Ende als ein planmäßiges, vollendetes und in sich abgeschlossenes Kunstwerk aufzufassen und zu erklären." Von diesen Ansichten geleitet, giebt der Verfasser eine einleitende Abhandlung über die Faustsage, über Goethe's Interesse an derselben und über Entstehung, Plan, Charakter und Idee der Faust-Tragödie — zur Charakteristik der Entwickelung Goethe's ist namentlich das chronologische Scenenverzeichniß belehrend. Dann folgt eine dramatische Entwickelung des Inhalts sämmtlicher Scenen des ersten Theiles, und getrennt im

dritten Theile, „damit die unmittelbare Hingabe an den Reiz der Dichtung nicht gestört werde“, Erläuterungen zu ganzen Scenen und einzelnen Stellen. Unser Gesammturtheil können wir mit den eigenen Worten des Verfassers in dem directen Zugeständnisse niederlegen, daß ihm sein Wunsch gelungen ist, „das für den ausgesprochenen Zweck Brauchbare herausgefunden und in ansprechender, wie anregender Weise mit dem Seinigen zusammengestellt zu haben.“

Aus England, dem „stammverwandten“ Lande, ist ein werthvoller Beitrag zur Goethe-Literatur gekommen — eine biographische Zusammenfassung des über und für Goethe aufgeschichteten Materials zu einem Gesammtbilde. G. G. Lewes setzte zehn Jahre seines Lebens daran, Goethe und die ihm zeitlich parallele Literatur sammt Allem, was deutscher Bienenfleiß an Büchern über den Meister und seine Werke zu Tage gefördert, so wie die zum vollen Verständniß seines Wirkens nothwendigen Naturwissenschaften zu studiren und dann ein angenehmes, lesbar und schön geschriebenes Buch „The life and works of Goethe — London, 1855“ zu verfassen. Das Buch vereinigt deutschen Fleiß und sorgfältige Sichtung des reichen Materials mit englischer Darstellungskunst, befriedigt vollkommen in dem, was über Goethe's Leben und die Beziehung zu seinen Poesieen geliefert ist, bleibt aber in der Besprechung der einzelnen Werke hinter deutschen Anforderungen zurück. Allein ungeachtet dieser Unvollkommenheit verdient das Buch auch in Deutschland gerechte Anerkennung und Beachtung, zu der wir vorläufig in der Hoffnung anregen möchten, daß den Auszügen in den Journalen bald eine vollständige Uebersetzung folgen werde.

Zur Kenntniß Goethe's und der durch ihn gebildeten Epoche unserer Literatur sind auch von erheblichem Werthe die Charakteristiken derjenigen Menschen, welche mit und um ihn lebten. Namentlich hat eine Reihe begabter Frauen einen wundersamen Antheil an den Erfolgen jener Zeit gehabt. Die interessantesten und bedeutendsten derselben schildert Adolf Schloenbach in einem eben erschienenen Buche unter dem Titel:

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Hannover 1856.

Diese zwölf Frauenbilder sind: 1. Herzogin Amalie; 2. Herzogin Louise; 3. Goethe's Mutter; 4. Charlotte von Stein; 5. Schiller's Frau; 6. Caroline von Wolzogen; 7. Charlotte von Kalb; 8. Sophie Laroche; 9. Angelika Kaufmann; 10. Germaine von Staël-Holstein; 11. Rahel van Ense; 12. Bettina von Arnim. — Das Wesen und Wirken der genannten Frauen hat der Verfasser individuell charakterisirt, ihre Persönlichkeiten zur allgemeinen Theilnahme möglichst nahe zu führen gesucht, aber Alles vermieden, was an pikanten Anekdoten, indiscret besprochenen Geheimnissen und sonderbaren „Enthüllungen“ vorlag. Er

gesteht freilich zu, daß in jenen Frauenkreisen oft ein außerordentlicher „Luxus des Geistes“, des Gefühls und der Tinte herrschte, manch’ Ungesundes und Unschönes vorkam, viele Thränen, Seufzer und Krämpfe verbraucht und doch bei den Meisten volle Proportionen und erstaunlich hohe Jahre gewonnen wurden, daß oft eine ungemeine Naivetät in der Auffassung und Behandlung von Liebe, Ehe und Freundschaft, — eine eigenthümliche Verwechselung dieser Begriffe, bei oft rührender Genügsamkeit in ätherischer Liebe vorherrschte.“ Er erklärt dies Alles aber „bedingt theils in der Endlichkeit des Geistes überhaupt und in der allgemeinen Organisation der Frauen; hauptsächlich und speciell aber erstens in der damals weit mehr, als jetzt, üblichen Ehe der Convenienz, der Wappen-Tradition und der Hofbefehle, die namentlich bei jenen feinorganisirten Frauen auch viel herbere und tiefere Conflicte ihres Innen- und Außenlebens herbeiführen mußten; zweitens in dem außerordentlichen Geistes-, Gedanken- und Gefühlsreichthum jener Zeit und Kreise, der die eigentlich unschöpferische und nur empfangende und reproducirende Frauenkraft fast überwältigte und zu der unendlichen Empfindung steigerte, die jene Auswüchse nothwendig zur Folge haben mußte.“

Der Verfasser hat übrigens, laut eigener Erklärung, mehr anregen, als ausführen wollen. Sein Buch ist ein leichtes, gefällig zugängliches, dessen Lectüre durch die Form der Darstellung eben so spannt, wie durch geschickte Verarbeitung des reichen Materials neue Gesichts- und Geschichtspunkte bietet. Hervorgerufen wurde es „durch das Studium Desjenigen, der Weimar unsterblich machte — deshalb auch die Widmung an seine Gemeinde,“ mit dem der Frau v. Staël entlehnten Motto: „Die Bewunderung Goethe’s bildet in Deutschland eine Art von Brüderschaft, an deren Losungswort die Eingeweihten sich einander erkennen.“

Der Heliand.

Als im Jahre 1830 J. Andreas Schmeller, Custos der königlichen Bibliothek zu München, das große Verdienst sich erwarb, die altsächsische Evangelien-Harmonie aus dem neunten Jahrhundert, von der man früher kaum mehr als das Vorhandensein wußte und darnach einst Klopstock schmerzlich, aber vergebens sich gesehnt, nach dem 1804 nach München überkommenen Bamberger Codex, zu veröffentlichen, blieb dieselbe eine geraume Zeit ausschließlich das Eigenthum der gelehrten Forschung; die Beachtung weiterer Kreise ward diesem leuchtenden Sterne aller Gesänge erst durch Vilmar, in dessen vortrefflichem Literaturwerk; diesem folgte endlich 1847 eine Uebersetzung

aus der vielgewandten Feder Karl Ludwig Kannengießer's, die dem Heliand begeisterte Freunde gewonnen. (Berlin, Hermann Schulze.)

Eine zweite Uebersetzung ist jüngst erschienen, die erstere ohne Vergleich überragend und treu im Sinn und Hall dem wunderherrlichen Urgesang sich anschließend, auf die wir nicht allein Alle, denen der mächtige und tiefe Geist unserer deutschen Vorzeit werth ist, sondern auch ein jedes Christenherz, das in deutscher Sprache betet, aufmerksam machen möchten, denn es ist ein deutscher Christus, der uns hier entgegentritt, das heilige Gotteskind mächtig und mild. Es ist der Christus, wie das edelbürtige und reine, stolze und tapfere Volk der Sachsen nur ihn aufzufassen vermochte, und heilig reiner Hauch, wie aus den frischgrünen Wäldern unserer Vorzeit, wehet aus jeder Zeile hebend und erkräftigend uns an.

Es ist lebhaft zu wünschen, daß der Heliand den weitesten Eingang finden möge.

Der noch jugendliche Uebersetzer, der insonders die so schwierigen Stabreime mit großer Gewandtheit handhabt, hat aus dem Codex Exoniensis (Exeter Book) eine wunderbar schöne Mythe, „Der Vogel Phönix", muthmaßlich von dem angelsächsischen Dichter Cynevulf, gleichzeitig glänzend übertragen, und verspricht andere angelsächsische Dichtungen gesammelt folgen zu lassen. Sein bislang noch ungenannter Name ist C. W. M. Grein. Der Druckort ist das kurhessische Provinzial-Städtchen Rinteln an der Weser. Verlagshandlung von C. Bösendahl. Der „Heliand" hat X. und 200, der „Vogel Phönix" nur 34 Octavseiten.

Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens von Wilhelm Schulz-Bodmer, Leipzig bei Brockhaus. 1856.

Der metaphysische Standpunkt, welchen der Verfasser, ein ehemaliger Reichsparlamentär, der jetzt in Hottingen bei Zürich lebt, persönlich einnimmt, erhellt aus seiner Schrift keineswegs. Doch ist er wenigstens nicht ganz ohne Verstandeskräfte, und das ist bei einem philosophirenden Schriftsteller mit religionsverbesserischer Tendenz schon Etwas werth. Nachdem ich Scheve, Eduard Zeller, Uhlich, Bunsen, Marheineke habe die Revue passiren lassen, nehme ich alle derartigen Schriften besorglich zur Hand, darauf gefaßt, daß mir gleich auf der ersten Seite arger Widersinn entgegentritt. Desto wohlthuender wirkt dann die seltene Ueberraschung, mit einem Autor in Berührung zu kommen, der doch ein vernünftiges Wort mit sich reden läßt, wenn man

auch Vieles, was er schreibt, schlechthin verwirft und Anderes nur bedingt zugiebt.

Schulz-Bodmer richtet seine Schrift gegen alle Diejenigen, welche wissen und aussprechen, was sie wollen. Solche Richtungen giebt es nicht mehr als zwei: die auf positivem Glaubensgrund fußenden Christen und die Materialisten. Ueber beide aber ist Schulz-Bodmer im Irrthum befangen. Von den positiv Gläubigen setzt er voraus, daß sie Heuchler seien. Die Materialisten aber denkt er sich sämmtlich als Physiologen. Aber diese Voraussetzungen sind falsch. Der Materialismus wird mit Widerlegung des physiologischen Schulsystems nicht abgethan. Die Physiologen, also: Vogt, Moleschott, Büchner, Burmeister, Mulder, stützen sich darauf, daß sie die Existenz des menschlichen Geistes überhaupt abläugnen: der Mensch, sagen sie, hat keine Seele, sondern nur Körperfunctionen, deren eine, welche vom Gehirn herrührt, bisher Geist oder Seele genannt und für wesentlich verschieden von den andern Körperfunctionen erachtet worden ist, ohne dies jedoch wirklich zu sein. Gegen diese Theorie, welche ich schon in meiner Kritik des Büchner'schen Systems widerlegt habe, ist hauptsächlich auch Schulz-Bodmer's Polemik gerichtet. Allein Schulz-Bodmer irrt sich, wenn er mit Abfertigung dieser Einen Form des Materialismus dessen Princip vernichtet zu haben glaubt. Um Materialist zu sein, braucht man nicht die Existenz des Menschengeistes als individueller Seele zu läugnen: ja, man kann an Gott, an einen persönlichen Gott, glauben und doch Materialist sein! Das punctum saliens ist die concrete Frage von der Vorsehung und von dem Verhältniß des Menschengeistes zu Gott. Läugnet man, daß der Menschengeist in seiner irdischen Entwickelung zu dem göttlichen Geist in Verhältniß treten könne, daß er also in Abhängigkeit von der Vorsehung sei: dann muß sich von selbst die Moral ergeben, welche doch der Kern des Materialismus ist: daß die menschliche Seele dazu da sei, im Genuß aufzugehen und mit dem Körper zugleich im Genuß dahinzusterben, ohne daß man nöthig hätte, sich in die mehr phantastische als verständige Irrlichtstheorie der Physiologen zu verlieren. Schulz-Bodmer kämpft also nach beiden Seiten mit Entartungen des Princips, nicht mit dem Princip selbst; er thut aber, als wüßte er etwas Besseres wie das positive und wie das negative Princip; nur ist er so ein Schalk, diese unerhörte Wissenschaft für sich allein zu behalten.

Dann aber ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Methode seiner Polemik gegen das positive Princip, also nach ihm die „Pedanterie des Glaubens", und der gegen das negative. Erstere mißlingt wegen der forcirten Unwahrheit seiner willkürlichen Voraussetzung. Schulz-Bodmer hat sich eine confuse Theorie ersonnen, die er unter der Ueberschrift: „Wissen, Dichten und Glauben," vorträgt, des Inhalts, daß wahres Wissen zum Dichten führe und das Product dieses Dichtens der Glaube sei. Nun sind aber Denken und Glauben selbststän-

dige, von einander unabhängige Functionen des Geistes. Dichten dagegen ist keine solche, vielmehr ist es eine von den Bethätigungsweisen einer anderen Function: des Fühlens, woher denn auch das dichterische Schaffen in der Gefühlslehre (Aesthetik) und nicht in der Denklehre (Logik) oder Glaubenslehre (Metaphysik) abgehandelt wird. Schulz-Bodmer's Theorie, die etwas Neues zu sein beansprucht, ist also nur ein Knäuel verworrener Vorstellungen von alten, aber ihm unklar gebliebenen Begriffen. Vielleicht auch ist es eine syllogistische Volte, die der Sophist geschlagen hat, um durch etwas ganz Stupendes und Mirakulöses der halbgebildeten Lesermasse zu imponiren. Dazu kommt, daß die Theorie, in's Practische übersetzt, sich sogleich als unhaltbar bewährt. Wenn das Dichten den Glauben macht, so muß der begabteste Dichter auch der stärkste im Glauben sein. Danach sind, um von Schiller und Goethe nicht zu reden, Heine und Byron die Gläubigsten gewesen, was man doch wohl auch bei aller dichterischen Anlage nicht glauben möchte! Und überträgt man die Logik des Satzes: „Durch Denken dichtet der Mensch und durch fortgesetztes Dichten gelangt er zum Glauben“, auf die leiblichen Functionen, so erhält man folgende Ungeheuerlichkeit: „Durch die Sehwerkzeuge vernimmt der Mensch Schwefelgeruch und durch dessen fortgesetztes Einathmen erlangt er ein verschärftes Gehör.“

Auf das schwächliche Fundament dieser Dichtungstheorie gründet Schulz-Bodmer nun folgende Deduction, durch welche er die Lächerlichkeit der Orthodoxie und des Materialismus zugleich zu beweisen vermeint: „Daß durch die Kritik dieser und jener religiösen Vorstellung, daß durch diese oder jene Philosophie oder auch durch die Naturwissenschaften die Religion als überflüssig jemals beseitigt werden könne, läuft also mit dem Aberglauben, daß durch die Prosa die Poesie abgeschafft werden könne, auf das Gleiche hinaus.“ Es ist die Forderung an den Mund und Schlund des Menschen, sich nur weit genug aufzusperren, damit er mit Haut und Haaren den ganzen Menschen verschlucke. „Die größten und vielleicht die einzigen Feinde aller Poesie und darum aller Religion sind die Pedanten.“ .....

Was Schulz-Bodmer nun gegen die orthodoxen Scheinchristen vorbringt, sind Pfeile, die ihr Ziel nicht treffen. Er beschuldigt die Orthodoxie: den Gespensterglauben zu befördern. Man muß aber wirklich mit seinem publizistischen Horizont auf Hottingen beschränkt sein, um nicht zu wissen, daß grade die Organe des „Rückschritts“ sich zuerst und mit voller Entschiedenheit gegen die Manie des Tischrückens und Geisterklopfens aussprachen. Sie haben es also nicht zu verantworten, wenn wirklich folgenden Angaben Schulz-Bodmers Wahrheit zum Grunde liegt: „In Frankreich ist die empirische Thatsache der Klopftische zu dem Range einer neuen und höheren Naturwissenschaft erhoben worden durch die Bemühungen der Herren von Mirville, Gougenot des Mousseaux u. A. in ihren 1854 und 1855 erschienenen Werken: „Les

esprits"; „Question des esprits, ses progrès dans la science; Moeurs et pratiques des démons ou des esprits visiteurs." Auch durfte die neue Wissenschaft von den Gespenstern sich selbst schon für unwiderleglich erklären, weil zu ihrer Widerlegung Graf Gasparin vom Standpunkte des orthodoxen Protestantismus aus ein zwölfhundert Seiten langes Buch geschrieben hatte, das kein Mensch lesen wollte: daraus ergab sich deutlich, daß bereits alle Nichtleser zu den eifrigen Anhängern der neuen Doctrin gehören. Mit der gläubigsten Miene von der Welt erzählt uns Herr de Mirville, wie es unter den französischen Tischen, Leuchtern und andern Geräthschaften eine ganz gewöhnliche Sache geworden, daß sie mit Leidenschaft eine Polka oder einen Galopp und dann und wann einen Walzer tanzen. Und kaum haben sie zu tanzen aufgehört, so laufen sie den Mädchen nach, um sie in die Schultern zu beißen. Die Spuren ihrer Zähne kann man noch bis zum dritten Tage sehen, dann aber nicht mehr." — Für derartige Verirrungen der Phantasie Einzelner will Schulz-Bodmer nun die Orthodoxie verantwortlich machen, nämlich „die Jesuiten aller Confessionen, die aus dem Aberglauben ein Brodstudium machen." Er übersieht, daß alle christlichen Kirchen zu allen Zeiten den Aberglauben und die Gespensterfurcht als Teufelswerk, als Abfall von der rechten Lehre gebrandmarkt haben. Im Mittelalter richtete man die, welche sich für Hexen oder Zauberer hielten, hin, jetzt lacht man sie aus; es wechseln mit den Zeiten die Gewohnheiten. Den Gespensterglauben für einen integrirenden Theil der Religion auszugeben, ist ein Fehlschuß Schulz-Bodmers, der ins Blaue geht. Nicht anders fällt das zweite Manöver aus, welches er gegen die Positivität (Pedanterie nennt er es) im Glauben richtet: er belustigt sich über die Teleologie, d. h. über den Versuch, die Existenz eines persönlichen Gottes zu erweisen aus der Zweckmäßigkeit der Welteinrichtung, und führt an, „daß allerdings die Katzen genau da, wo die Augen sitzen, runde und zweckmäßig gestaltete Löcher im Pelz haben." Das beweist doch nur, daß man sich in der Wahl seiner Beweismittel vergreifen kann, was wir bereits wußten, aber weiter beweist es auch Nichts.

Treffender sind Schulz-Bodmer's Hiebe gegen die Physiologie, weil hier der Witz gut angebracht ist, was er beiläufig, obschon die Witzschriftsteller es leicht glauben, nicht überall ist. Den inneren Prozeß des physiologischen Systems verfolgt Schulz-Bodmer in folgenden Sätzen, die in der hier gemachten Zusammenstellung einen folgerichtigen Artikel bilden, beim Verfasser aber zusammenhangslos durch das ganze Buch zerstreut sind: „Die ganze Doctrin des Materialismus beruht darauf, daß ihre Bekenner in der einseitigen Betrachtung der materiellen Erscheinungen befangen geblieben sind. Alle ihre Beweisführungen laufen auf den stets vergeblichen Versuch hinaus, sich die Musik ohne Musiker, das Telegraphiren ohne Telegraphisten zu erklären. Weil sie Leib und Geist in

thätiger Verbindung finden, weil sie die Thätigkeit des einen von der des andern nicht zu unterscheiden wissen, setzen sie die Einheit der leiblichen und geistigen Functionen voraus. Und von dieser willkürlichen Voraussetzung kommen sie zu der willkürlichen Behauptung, daß das sinnlich erkennbare Ende der einen auch das Ende der anderen sein müsse; ein eben so bindender Schluß, als wenn man bei dem Durchschneiden des Telegraphendrahts folgern wollte, daß im gleichen Augenblick der Lebensfaden des Telegraphisten durchschnitten worden sei. Immer wieder setzen sie ihre Hypothese: Hirnthätigkeit = Denkthätigkeit, als erwiesen voraus. Sie treiben es wie die jungen Hunde, die, im Kreise sich drehend, mit dem Schwanze spielen; nur daß sie noch den Zuschauern bei diesem Spiele nach jedem glücklich vollzogenen Bisse mit dem Selbstgefühl eines Mannes der Wissenschaft zurufen: Seht da den unverwerflichen Beweis, daß Kopf und Schwanz eins sind! Nach ihrem Dogma: daß sich das Denken mit dem Gehirn übereinstimmend entwickle, müßte Jeder, der die Wahrheit der Kepler'schen Gesetze von der Bewegung der Himmelskörper erkennt, genau dasselbe Gehirn wie Kepler im Kopfe tragen. Denn wenn die von vielen Menschen erkannten gleichen Wahrheiten nur die Producte ihrer Gehirne wären, so müßten doch auch die Factoren dieser Producte, nämlich die Gehirne selbst, gleich sein. Da es aber keinen menschlichen Körper und kein Menschenhirn giebt, die sich unter den millionenfach verschiedenen äußern Lebensverhältnissen mit irgend einem andern menschlichen Körper und Menschenhirne völlig übereinstimmend entwickeln können, so könnte es auch keine übereinstimmenden Wahrheiten, es könnte nicht einmal die gleichen mathematischen Wahrheiten geben. Der Materialismus läugnet also die Möglichkeit der Wahrheit überhaupt; er läugnet aber eben darum in seiner Gedankenlosigkeit auch dasjenige, was er selbst mit so possierlicher Zuversicht als Wahrheit behauptet. Mit der Redensart, daß die Gedanken Hirnsecretionen seien, wird also rein gar nichts bewiesen, als daß die materialistischen Naturforscher von der Natur des Menschengeistes rein gar nichts erforscht haben. Bei dem Geläute der Glocken denken sie an die billigeren Preise des Kochgeschirrs in Folge einer nützlicheren Verwendung der Glockenspeise nach glücklicher Ueberwindung des christlichen Standpunktes. Es scheint ihnen höchst verdammungswürdig, wenn etwa ein Liebhaber sein Mädchen einen „reizenden Engel" heißt und dadurch nur dem Glauben an diese transcendenten Geschöpfe unserer Einbildung neue Nahrung giebt. Sie hielten es für zweckmäßiger, wenn er seiner Geliebten mit den Worten: Du vertical aufgerichtetes Säugethier, den ersten Kuß auf die Lippen drückte, um ihr mit den Eindrücken der jungen Liebe sogleich auch den physiologischen Gattungsbegriff „Mensch" beizubringen."

Man sieht aus diesen Proben, daß es Schulz-Bodmer durchaus nicht an Witz und Scharfsinn mangelt; was ihm fehlt, ist ein Princip.

Aber da ihm die „Wortgläubigen und die Wortungläubigen sich nur dadurch unterscheiden, daß die Einen den Zopf nach der Erde hängen lassen, während ihn die Andern aufrecht tragen," da ihm „Beide Sclaven des Buchstabens sind, weil sie am Worte kleben bleiben oder sich von ihm in die Flucht schlagen lassen," und da er nun sonderbar genug auch gegen den Nihilismus, gegen die Indifferenz, die Ueberzeugungslosigkeit sich ausspricht, so bleibt nur übrig, ihn, bei aller Anerkennung seines schriftstellerischen Talents und seiner verstandesmäßigen Befähigung, für unklar, und sein System für ein Chaos der allerverschiedensten Einfälle zu halten; es ist kein dummes, aber es ist verwirrtes Zeug. Einen ernsten, positiven Gegenbeweis vermag er denn auch, um dieser seiner eigenen Unsicherheit willen, nicht gegen den physiologischen Materialismus vorzubringen. Der einzige Satz, mit dem er dies versucht, ist folgender: „Indem das Denken sich selbst als Thätigkeit des Unterscheidens begreift, erkennt es sich zugleich als das Entgegengesetzte der Materie, die sich nicht selbst begreift; es erkennt sich also als immateriell, als Geist." Allein dieser Floskel Simsonskraft wird den Tempel der Physiologie nicht umwerfen. Es liegt für dessen Priester zu nahe, den gedachten Denkproceß für Selbsttäuschung zu erklären.

Tages-Ereignisse.

Man mag deuten, erklären, entschuldigen, so viel man will; immer bleibt der Tractat vom 15. April etwas vollkommen Ueberflüssiges, und in der Politik, wie in jedem größeren Verkehr, ist alles Ueberflüssige schädlich. Möglich, daß er ein Zusatz-Artikel zu dem eigentlichen Friedens-Tractat sein und zwischen den drei hohen Contrahirenden geheim bleiben sollte, — eben so möglich, daß er zu früh zur Kenntniß des Grafen Orloff kam, und deshalb voreilig im englischen Parlament zugestanden wurde. — Möglich ferner, daß die österreichischen Abgesandten, besorgt wegen der offenkundigen entente cordiale zwischen Frankreich und Rußland, mit dem Friedensschluß nicht Alles verlieren wollten, was Oesterreich an verschiedenen Bündnissen, Tractaten, Mobilmachungen und sonstigen politischen Exercitien seit 3 Jahren geleistet. Alle diese Möglichkeiten, die jetzt nach und nach discutirt, vertheidigt oder entschuldigt werden, zugegeben, bleibt das Mißtrauens-Votum gegen Rußland, Preußen, Schweden, Sardinien und die Türkei doch immer noch übrig, ohne daß irgendwie ein positiver oder auch nur wahrscheinlicher Nutzen dieses wirklich vollkommen überflüssigen Tractats zu erkennen wäre. Wir wollen den wahrhaft frevelhaften Vergleich dieses After-

Bündnisses mit der heiligen Allianz ganz bei Seite lassen. Zu solcher Schamlosigkeit hat wohl nur eine liberale Bourgeoisie-Zeitung die Stirn. Aber wir möchten fragen, was denn Oesterreich, von dem der Vorschlag dazu ausgegangen, dadurch erreicht hat? Vor der Hand weiter nichts, als die dauernde Gereiztheit Rußlands. Schon während das After-Bündniß geschlossen wurde, bereitete der Bundesgenosse England dem Bundesgenossen Oesterreich steigende Verlegenheiten in Italien und drängte zu sofortiger Räumung der Donaufürstenthümer. Das ist wenigstens kein versprechender Anfang für diese, nach Ansicht des Liberalismus, verbesserte Ausgabe der heiligen Allianz. Wo und wie können die drei contrahirenden Mächte künftig noch gleiche Interessen haben, nachdem nun Rußland nach Asien zurückgeworfen worden ist? In Italien gewiß nicht. In Deutschland noch weniger! Wo also? — oder für welche Zwecke? — In innerer wie äußerer Politik gehen grade diese drei Mächte diametral auseinander. Dem einen Berührungspunkte, „la tutelle embarassante de la Russie“, folgen eben so viele Punkte der Abstoßung, als es Interessen in diesen Staaten giebt. Und darauf will man ein Bündniß bauen? In seiner Schließung trägt es den Charakter der Uebereilung, in seiner Entwickelung den Charakter der Lebensunfähigkeit, und seine Dauer hängt von so vielen Nebendingen, Persönlichkeiten und augenblicklichen Verhältnissen ab, daß kein besonders scharfer politischer Blick dazu gehört, um schon jetzt zu erkennen, an welchen Eventualitäten es einst scheitern muß. Die Wiener Zeitung bemüht sich in einem geschickt geschriebenen Artikel zu beweisen, daß Preußen durch diesen Tractat vom 15. April nicht beleidigt sein könne, und daß er die engsten Bundesverhältnisse Oesterreichs zu den übrigen Staaten unangetastet läßt. Somit nehmen wir Act von der doch wahrscheinlich officiellen Aeußerung: „Preußen hat im ganzen Verlaufe der orientalischen Verwickelung seinen festen Entschluß kundgegeben und durchgeführt, keinerlei Verpflichtung einzugehen, welche die Freiheit seiner Action für die Zukunft beengen möchte.“ Das ist wahr, und so ist denn auch durch den Tractat vom 15. April die Action Preußens für die Zukunft nicht beengt. Daß der Tractat auch die Action Englands und Frankreichs nicht sonderlich beengen wird, wenn die Gelegenheit sich darbieten sollte, glauben wir nach den Lehren der Geschichte ebenfalls voraussetzen zu können. Wo also — fragen wir noch einmal — sind die Zwecke dieses Afterbündnisses, wo die augenblicklichen und späteren Vortheile, wo auch nur die geringste Garantie für seine Dauer? — Als Graf Walewski es gestattete, daß Graf Cavour die italienischen Verhältnisse in der Friedens-Conferenz zur Sprache brachte, hätten die österreichischen Abgesandten sich schon überzeugen müssen, daß der Boden gelockert war, auf dem die bisherige anti-russische Allianz gestanden. Mit den Schwärmern und Feuerrädern der Friedensfeuerwerke verpuffen auch die Grundlagen dieses Tractates in der Luft, und

nichts bleibt übrig, als die schwebenden Feuerfunken, die sie nach kurzem Glanze über die Erde ausgestreut.

Ein sonderbarer Zufall führt die Nachricht von der Amnestie, welche Kaiser Alexander II. den polnischen Verbannten gewährt, und das Bekanntwerden jenes Memorandums, welches die in Paris lebenden Repräsentanten derselben angeblich an den Grafen Walewski gerichtet, in ein und dasselbe Zeitungsblatt zusammen, und dies Zusammentreffen giebt allerdings gar Manches zu denken. Wir knüpfen eben so wenig Hoffnungen an die guten Wirkungen der Amnestie, als Besorgnisse an die abermals officiell ausgesprochenen Hoffnungen der Flüchtlinge. Es sind unglaublich stumpfe — weil in sich unwahre Waffen, mit denen sie kämpfen; Absichten, die Napoleon der I. mit ihnen gehabt haben soll, — eine jener handgreiflichen historischen Lügen, die wie das Testament Peters des Großen immer wieder auftauchen, wenn der Liberalismus sie braucht, — Versprechung einer künftigen Selbstständigkeit Polens, während gerade Napoleon I. alles Mögliche gethan hat, um keine Verbindlichkeiten für sonst gewiß ganz willkommene Rekruten-Lieferung einzugehen; — endlich die jährlich wiederkehrenden Phrasen der bürger-königlichen Kammer in Frankreich, bekanntlich die unfruchtbarste und überflüssigste Redeübung, die je in einer Kammer gehalten. Das Alles ist wohl Stoff für den Leitartikel einer liberalen Zeitung, aber wahrlich kein Argument für einen Staatsmann, den Grafen Cavour nehmen wir natürlich aus, da auch er ziemlich ähnlich deducirt. Und wie diese Phrasen von Westen, so tönt gleichzeitig das Wort: Keine Träumereien, meine Herren! uns von Osten her in das Ohr. Kaiser Alexander scheint gleich die Probe auf das Exempel seiner Großmuth machen zu wollen, indem er das von Anderen so oft Versuchte noch einmal versucht. Gebe Gott, daß sein wohlwollendes Herz keine Täuschung erlebt! Je gnädiger und verzeihender ein Herrscher im Anfange seiner Regierung ist, je weniger kann er es gewöhnlich am Ende derselben sein. Viele werden mit dem ernsten Vorsatze zurückkehren, eine solche Schule der Erfahrung nicht noch einmal durchzumachen, und werden ihn nicht halten können, wenn der Augenblick der Versuchung kommt. Andere werden dagegen mit dem Vorsatze zurückkommen, einen solchen Augenblick der Versuchung sobald als möglich herbeizuführen, und sie werden ihn halten. An der Spitze werden diese Männer freilich nie wieder stehen, denn die Zeit geht rasch verbrauchend über revolutionäre Koryphäen dahin. Ganz andere Leute werden die von ihnen gegebenen Lehren befolgen und auszubeuten wissen. Doch bleibt es gerade bei polnischen Emigranten ein gefährlicher Versuch!

Die unbedachte Aeußerung eines Correspondenten des Brüsseler „Nord“ hat wohl mehr Aufsehen in Deutschland gemacht und eine grö-

ßere Beachtung gefunden, als sie verdient, namentlich aber mehr als der „Nord" und sein Correspondent davon erwartet hat. Irgend ein um einen Franc Honorar mehr verlegener Correspondent läßt den „Nord" einen tiefen Blick in die innersten politischen Geheimnisse des Hofes der Tuilerieen thun und findet dort die Mediatisirung einiger kleinen deutschen Staaten, zum Besten und zur Arrondirung der Staaten zweiten Ranges im deutschen Bunde. Pariser Zeitungen geben sich die Mühe, ein solches Gerücht zu widerlegen. Das hätten sie kaum nöthig gehabt, denn wenn man selbst annimmt, daß dergleichen Gedanken bei irgend einem haut fonctionnaire de l'empire aufgetaucht sein mögen — und warum eigentlich nicht, da ein Rheinbund ja ganz in die Chablone der Nachbildung aller großen civilisirenden und weltbelebenden Gedanken Napoleon's I. paßt, — so würde es mit der Ausführung diesmal doch einige andere Schwierigkeiten haben, als zur Zeit, wo der Kaiser Franz die deutsche Krone niederlegte. Der deutsche Bund hat bisher grundsätzlich, und Gott sei Dank, eine bescheidene politische Rolle gespielt, bedroht aber, hat er eine ganz außerordentliche Expansionsfähigkeit, und es können immer nur zwei Fragen entstehen, wenn das Ausland sich auf irgend eine Weise in deutsche Angelegenheiten mischen wollte. Entweder hält der Bund, wenigstens in seinen Haupt-Mitgliedern, und dann wird der etwa widerstrebende Kleinere gezwungen, und die „deutsche Zunge" ist im Stande, eine Streitkraft zu entwickeln, wie sie absolut kein Europäischer Staat mit äußerster Anstrengung zusammen zu bringen vermag. Oder der Bund hält nicht, und dann tritt einfach die Frage einer andern Gruppirung der Allianzen ein. Die Kampf-Objecte sondern sich sehr deutlich und erkennbar, und das Mediatisiren erfolgt dann vielleicht in wesentlich andern Richtungen, als der Correspondent des „Nord" sich die Sache in der Phantasie ausmalt. Ueberhaupt scheint sich West-Europa in der naivsten Unwissenheit über die Kraft des deutschen Bundes zu befinden und immer nur auf Zwistigkeiten innerhalb desselben zu rechnen. Auf Zwistigkeiten zwischen den Westmächten mag auch Rußland so lange als nur irgend möglich gerechnet haben, und erst als diese Hoffnung scheiterte, begann sein immer noch in hohem Grade anerkennenswerthes Nachgeben. Zwistigkeiten zwischen England und Frankreich sind aber wenigstens eben so historisch nachzuweisen als Zwistigkeiten zwischen deutschen Staaten. Der Schluß wäre also wenigstens gerechtfertigt, daß auch für Deutschland einmal das bisher Unerhörte, die Einigkeit, wenn auch nur die nothgedrungene, eintreten könnte. Was hätten in der That deutsche Staaten zweiten und dritten Ranges zu hoffen, wenn sie irgend einem nicht deutschen Nachbar zu Liebe aus dem Bunde heraustreten wollten? — So lange der deutsche Bund besteht, hat kein deutscher Fürst eine Mediatisirung zu befürchten, wohl aber wenn dieser Bund auf irgend eine Weise gesprengt werden sollte. So lange Oesterreich und Preußen in den großen

deutschen Fragen einig sind, wird jeder Nachbar, und wäre er noch so mächtig, noch so glücklich, sich besinnen, ehe er den deutschen Bund gegen sich in Waffen ruft. Der „Nord" mag Rußland sehr genau kennen und eifrig bemüht sein, jetzt auch Frankreich kennen zu lernen, Deutschland kennt er nicht, obgleich er im vorigen Jahre noch viele schöne Worte für uns hatte. Die Antworten, welche jene jedenfalls unbedacht geschriebenen und wahrscheinlich unbedacht gedruckten Worte seines Correspondenten in Deutschland gefunden, werden ihm beweisen, daß Berlin und Wien doch wohl etwas mehr als Etappen zwischen Paris und Petersburg sind.

Das britische Nationalgefühl, dessen Ausdruck ja angeblich das Weltblatt „Times" ist, scheint in hohem Grade und gewiß mit Recht verletzt, wegen der ziemlich offen betriebenen Annexations-Versuche Walkers in Central-Amerika. Dieses auf Papier repräsentirte Nationalgefühl sagt: „Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten diesen Walker anerkennt, so würde ein solcher Act unsere Regierung zu gerechter Eifersucht aufreizen, denn der eingestandene Zweck des Walkerschen Unternehmens und das, wodurch er die Sympathieen der Gleichgesinnten in den Vereinigten Staaten gewonnen hat, ist, mit einem Wort gesagt: Annexation. Seine Freunde stellen ihn als den „Regenerator" von Central-Amerika hin, in dem Sinne nämlich, daß die Wiedergeburt so viel wie die Einführung eines dauernden Einflusses der Union auf Central-Amerika bedeutet." Gewiß richtig und vernünftig gefolgert. Jeder Nicht-Engländer wird aber freilich fragen: wie kommt es, daß so richtige und vernünftige Folgerungen nicht auch bei der britischen Annexation von Aden und Audeh laut geworden sind? oder weshalb der Titel eines Regeneratoren von Audeh nicht eben so gut den dauernden Einfluß des britischen Löwen auf ganz Süd-Asien bedeuten soll? Die Dinge sehen bekanntlich von verschiedenen Standpunkten sehr verschieden aus, und das muß wohl auch besonders von Annexationen der Fall sein. England erklärt sich bereit, sich in der Angelegenheit von Central-Amerika einem Schiedsgerichte zu unterwerfen, weil es ganz genau weiß, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich principiell keinem Schiedsgerichte unterwirft. Somit ist auch hier der Anschein politischer Tugendhaftigkeit gewahrt und Lord Palmerston wieder einmal über dem Wasser. Damit mag es noch einige Zeit gehen, lange geht es aber so nicht mehr, und wie man sich anfängt zu erinnern, daß der britische Gesandte in Constantinopel England doch wohl diesen Krieg, namentlich aber diesen Frieden hätte sparen können, so möchte man sich endlich doch auch an jene lange Reihe von Regierungshandlungen des Lord Palmerston erinnern, der ein besonderes Vergnügen daran zu finden scheint, Europa in einer fieberhaften Unruhe zu erhalten. Was ihm indessen mit vielen andern Dingen und Personen gelungen ist, dürfte ihm

mit dem modernen Bündniß und mit der Person des gegenwärtigen Beherrschers der Franzosen auf die Länge nicht gelingen. Seine Majestät Louis Napoleon hat sich bisher ganz als ein Mann gezeigt, der auch die widerstrebendsten Charaktere seinen Zwecken dienstbar zu machen weiß, und wenn das mit den täglich bissiger werdenden Angriffen der englischen Presse gegen die jetzigen Regierungs-Zustände in Frankreich so fortgeht, so dürfte die Cordialität der Entente denn doch mit der Zeit sehr leiden. Das britische Parlament zieht Alles ohne Ausnahme vor sein Forum und glaubt sich berechtigt, über Dinge zu urtheilen, von denen es in der That nur außerordentlich wenig versteht. Die Zeit wird kommen, wo auch andere Parlamente sich erlauben werden, ihrerseits über englische Dinge zu urtheilen, die man wohl versteht, aber nicht begreift. Wenn Neapel auf das Unwissendste und Lügenhafteste in England in der Presse und auf der Tribüne verdächtigt und herabgewürdigt wird, so geschieht das nur, weil die englischen Parlamentsredner ganz gut wissen, daß kein anderes Parlament — wir wollen nicht sagen, den Muth, aber jedenfalls die Schicklichkeit hat, über fremde Staaten ein öffentliches und anmaßendes Urtheil auszusprechen. Auch das wird gelernt und verlernt werden, je nachdem. Und fängt eine solche Gegenrechnung des Continents gegen britische Anmaßung erst an, so lassen sich Resultate voraussehen, vor denen in diesem Augenblick noch Presse und Tribüne in England sich sicher fühlen. Man sieht überall auf dem Continent sehr viel klarer in vielen Dingen nach diesem Kriege gegen Rußland, als vor demselben, und vornehmlich weiß man, daß England ohne Hülfe anderer Staaten keinen Krieg führen kann. Es wird also bei künftigen Verwicklungen in allgemeinen europäischen Fragen nur darauf ankommen, das Bündniß anders zu gruppiren. Lord Palmerston ist auf dem besten Wege, ganz Europa auch öffentlich gegen sich aufzubringen, wie es mehr oder weniger jedes Cabinet schon längst im Stillen ist, und wenn ihn der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen nicht mehr schützt, die andern Mächte schützen ihn gewiß nicht.

Mit den Fremdenlegionen in englischem Solde nimmt es ein rasches und unerfreuliches — uns freilich keinen Augenblick überraschendes Ende. Schulden und Beschwerden der Offiziere, Unzufriedenheit und trostlose Aussichten für die Gemeinen. Der greifbare Wunsch der Regierung, so wohlfeil, als möglich mit ihnen fertig zu werden, und die vollkommene Enttäuschung der Capitani di ventura, wie der reislaufenden Condottieri, gewähren kein ermunterndes Bild für abermalige Versuche dieser Art. Die vielen hohenzollernschen Medaillen, von denen noch vor Kurzem ein correspondirendes Mitglied der englisch-deutschen Legion so stolz aus Skutari schrieb, werden nun bald zu eben so vielen Verlegenheiten für die Rückkehr der Verführten werden, und wieder ein-

mal wird die Scene aus Schiller's Räubern, wo die Libertiner gegen die Nachricht ihrer Aufhebung rasen und — eine andere Laufbahn einschlagen, durchgespielt werden. So unglaublich abgeschmackt jenes Versprechen von Landvertheilung in Canada oder sonst irgend wo bei der Anwerbung war, — denn wenn die Rekruten Lust gehabt hätten, das Land zu bauen oder überhaupt zu arbeiten, so hätten sie sich nicht zum Kriegsdienst anwerben lassen —, so unglaublich naiv ist auch die Leichtgläubigkeit derer, welche diese Versprechungen für ernst gemeint gehalten. Es wird bald genug von dem ganzen Experiment nichts weiter übrig sein, als das hübsche Vermögen der Entrepreneurs und Lieferanten, ungefähr eben so, wie der mit höchstem Pomp angekündigte Kriegshafen auf Helgoland. Selbst mit dem Gelde hapert es, und die Klagelieder deutscher Offiziere in englischen Blättern über die Unmöglichkeit, mit ihrem Solde auszukommen, geben keinen besonderen Begriff von den anfangs so glänzend geschilderten pecuniären Verhältnissen, welche den „Knausereien continentaler Armeen" so lockend gegenüber gestellt wurden. Habeant sibi! —

Fast möchten wir stolz werden unsere Anschauungen auch offiziell von Staatsmännern getheilt zu sehen, ja daß diplomatische Aktenstücke fast dieselben Worte brauchen, mit denen wir Wochen lang vorher ein Tagesereigniß besprochen. Die sardinischen Denkschriften über Italien haben eine Antwort der österreichischen Regierung hervorgerufen, die dem Grafen Cavour eine ziemlich nachdrückliche Lection in politischer Schicklichkeit giebt und sehr begreiflich auch dort wieder eine Erwiederung hervorrufen wird, denn Wahrheiten läßt man sich nicht gern öffentlich sagen. Die Cavour'sche Denkschrift behauptet frisch weg, daß die traurigen Zustände Italiens eine Folge der österreichischen Occupation einiger italienischer Staaten sei. Wir erlaubten uns zu fragen, ob es nicht richtiger wäre, die Anwesenheit der Oesterreicher eine Folge der italienischen Zustände zu nennen? Kann man der Breslauer Zeitung trauen, welche den Wortlaut jener österreichischen Antwort bringt, so heißt es dort: Man könne mit gutem Grund die Behauptungen des Grafen Cavour umkehren: nicht die österreichische Besetzung unterhalte den Gährungs-Zustand in Italien, sondern der Gährungs-Zustand mache die Fortdauer der Besetzung nothwendig. Natürlich wird diese einfache Argumentation von sardinischer Seite unbeantwortet bleiben. Dagegen wird an liberalen Phrasen von der „Mission Sardiniens", „Freiheit und Ordnung", „volksthümlichen Institutionen", „spada d'Italia chi fara da se", kein Mangel sein und „Times" wie „Daily News" werden diese Deduction sardinischer Staatsweisheit gewiß sehr loben, denn wer vermöchte in der That gegen so schlagende Gründe etwas vorzubringen?

Zu welchen Argumenten liberale Zeitungen und deren Correspondenten ihre Zuflucht nehmen, davon giebt eine Correspondenz des „Frankfurter Journals“ aus Stuttgart wieder einmal einen recht schlagenden Beweis. Es ist dort von dem „unvolksthümlichen“ und mißliebigen Verbote der Musik in Wirthshäusern und öffentlichen Gartenlocalen an Festtagen die Rede und giebt der stuttgarter Correspondent der württembergischen wie allen anderen Regierungen folgende, gewiß beachtenswerthe Lehre: „An Tagen, wo keine Musik gemacht wird, steht es fest, daß um so mehr getrunken, gespielt und auch sich durchgeprügelt wird, was gerade keine Förderung der öffentlichen Moral ist, während überall, wo Musik ist, das Spielen und Trinken und noch mehr die Balgereien in den Hintergrund treten.“ Wo der Mann diese beneidenswerthe Kenntniß der Prügel-Statistik in öffentlichen Wirthsgärten her hat, ist leider nicht angegeben, obgleich eine anspruchlose Notiz gerade darüber gewiß sehr willkommen gewesen wäre. Mit größerer Assurance — wir wählen ausdrücklich das französische Wort dafür — ist aber wohl kaum jemals ein — Gegentheil der Wahrheit ausgesprochen worden als hier die Behauptung, daß in Bierlocalen ohne Musik mehr geprügelt wird, als in Bierlocalen mit Musik. Jeder Gensd'arm und Polizeibeamte würde dem Correspondenten des „Frankfurter Journals“ gewiß höchst dankbar sein, wenn er ihm die Quellen mittheilen wollte, aus denen er seine Erfahrungen geschöpft. Indessen, was wird nicht in den Tag hinein behauptet, erfunden und auch wohl gelogen, wenn es darauf ankommt, liberale Aufgegangenheit gegen verfinsternden Knechtesdruck der Regierung zu vertheidigen.

Johanniter-Orden.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, wird am 23. Juni c. ein Capitel des Johanniter-Ordens abhalten und am darauf folgenden Tage in der Capelle des Königl. Schlosses mehreren Ehren-Rittern des Ordens den Ritterschlag und die Investitur ertheilen, auch den 23. vor dem Beginn des Capitels denjenigen Personen, welche von Sr. Majestät dem Könige zu Ehren-Rittern ernannt worden sind, die betreffenden Insignien übergeben.

Die Vorstellung dieser Herren bei Sr. Majestät findet den 24. Juni statt.

Liste
der Mitglieder der Posener Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

1854.

Freiherr Hiller v. Gaertringen, Kammerherr und Landtagsmarschall der Provinz Posen, auf Betsche.

Mitglieder des Convents.

1. Freih. v. Massenbach, Major a. D., auf Bialokosz, Kreis Birnbaum. — Werkmeister und Stellvertreter des Commendators.
2. Graf Strein v. Schwarzenau, Oberst-Lieutenant a. D. und Landschaftsrath, auf Groß-Dammer bei Tirschtigel. — Schatzmeister.
3. Graf v. Königsmarck, Landrath a. D., auf Olesnitz, Kreis Chodziesen. — Richter.

Rechtsritter.

1854.

1. Freih. v. Massenbach, Major a. D., auf Bialokosz, Kreis Birnbaum.
2. Graf Strein v. Schwarzenau, Oberst-Lieutenant a. D. und Landschaftsrath, auf Groß-Dammer bei Tirschtigel.
3. Graf v. Königsmarck, Landrath a. D., auf Olesnitz, Kreis Chodziesen.
4. Freih. v. Schleinitz, Präsident der Regierung zu Bromberg.

1855.

5. Graf v. Moltke, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Ober-Stallmeister, auf Behle, Kreis Czarnikau.
6. Freih. v. Unruhe-Bomst, Oberst a. D. u. Landschaftsrath, auf Bomst.

Ehrenritter.

1836.

1. v. Zietzen und Hennig, General der Cavallerie und Commandeur des 5. Armee-Corps.

1833.

2. Heinrich v. Treskow, Seconde-Lieutenant a. D., auf Radojewo, Kreis Posen.

1839.

3. v. Prittwitz, Oberlandesgerichts-Rath a. D., auf Nieder-Heiersdorf, Kreis Fraustadt.

1840.

4. v. Twardowski, Kreis-Deputirter, auf Szczuczyn, Kreis Samter.

1842.

5. v. Gersdorff, Rittergutsbesitzer, auf Seevorwerk, Kreis Meseritz.
6. Eduard Graf v. Potworowski, auf Deutsch-Presse, Kreis Kosten.
7. Graf v. d. Goltz, Landrath des Kreises Chodziesen.
8. v. Zychlinski, Hauptmann und Landrath a. D., auf Sienno, Kreis Bromberg.
9. Julius Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, auf Schloß Bentschen, Kreis Meseritz.

1846.

10. v. Born, Hauptmann und Landrath a. D., auf Lugowitz, Kreis Meseritz.
11. v. Treskow, Rittergutsbesitzer, auf Wierzonka, Kreis Posen.
12. Graf v. Itzenplitz, Rittergutsbesitzer, auf Herzberg, Kreis Schubin.
13. Freih. v. Pelet-Narbonne, Rittergutsbesitzer, auf Polanowice, Kreis Inowraclaw.

1847.

14. v. Knobelsdorff, Major u. Commandeur des 2. Bataillons (Stralsund) 2. Landwehr-Regiments.

1851.

15. v. Wilamowitz-Möllendorff, Rittergutsbesitzer, auf Markowice, Kreis Inowraclaw.

1852.

16. v. Voigts-Rheţ, Oberst und Chef des Generalstabes 5. Armee-Corps.

1854.

17. v. Winterfeld, Ritterschafts-Rath a. D., auf Murovana-Goslin, Kr. Obornick.

18. v. Witzleben, Rittmeister à la suite des Garde-Husaren-Regiments und Adjutant des Prinzen Carl von Preußen, auf Liezkowo, Kreis Wirsitz.

19. v. Zastrow, Premier-Lieutenant a. D., auf Palzig bei Züllichau.

1855.

20. v. Waldow, Major a. D., auf Nieder-Röhrsdorf, Kreis Fraustadt.

21. Freih. v. Münchhausen, Ober-Regierungsrath und Abtheilungs-Dirigent bei der Regierung zu Posen.

22. v. Puttkammer, Ober-Präsident der Provinz Posen.

23. v. Prittwitz und Gaffron, Ober-Regierungs-Rath und Abtheilungs-Dirigent bei der Regierung zu Liegnitz.

24. v. Zastrow, Hauptmann a. D., auf Groß-Rybnow, Kreis Gnesen.

Wappen-Sagen.

Zedlitz.

Es war eine schimmernde, mondhelle Nacht,
Die Sterne beschienen das Lager der Schlacht,
Und doch eine Nacht voller Bangen;
Ein Knappe der ruhet wohl unter dem Baum,
Lind wehet der West, wie ein lieblicher Traum,
Um seine geröthеten Wangen.

Da dröhnt es von ferne heran mit Gewalt
Wie klirrende Panzer, ein Schlachtruf erschallt,
Dann donnerndes Hufschlag-Gestampfe;
Der Knappe, der fährt aus dem Schlafe empor,
Hell blitzet sein Schwert in dem Mondstrahl hervor,
Und vorwärts stürzt er zum Kampfe.

„Mein Kaiser, mein Kaiser!“ so ruft er voll Pein,
Bang spähet sein Aug' ins Gefilde hinein,
So weit die Blicke nur reichen.
Jetzt sieht er den Kaiser, der sprenget daher,
Auf schäumendem Rosse, in schimmernder Wehr,
Er hatte nicht seines Gleichen.

Da stürzt aus des Waldes verräth'rischer Nacht
Der Feind auf den Kaiser mit tückischer Macht,
Den Jüngling erfaßte ein Bangen;
Laut tönen die Schwerter auf Helm und auf Schild,
Des Kaisers Schlachtroß — es bäumet sich wild —
Der Kaiser, der Kaiser gefangen!

Da haut sich der Knappe die blutige Bahn,
Er bricht durch die Feinde, er drängt sich heran,
Dem Kaiser entfallen die Zügel,
Schon wankt er im Sattel, mit eiserner Hand
Erfaßte ein Feind ihn am Purpurgewand
Und reißet ihn frech aus dem Bügel.

Der Knappe sieht es, rasch macht er ihn frei,
Er bricht ihm die Schnalle des Gürtels entzwei,
Die feste den Purpur gehalten;
Er fasset den Kaiser und hebt ihn aufs Pferd,
Er reicht ihm die Zügel und reicht ihm das Schwert
Und trotzet des Feindes Gewalten.

Als siegreich der Kaiser geschlagen die Schlacht,
Da hat er in Gnaden des Jünglings gedacht,
Er ließ nach ihm suchen und fragen;
Und als er gefunden, da ward er geehrt
Und von dem Kaiser mit eigenem Schwert
Zum Ritter des Reiches geschlagen.

Als Wappen erhielt er ein blutrothes Schild,
Darin zum Gedächtniß als ehrendes Bild
Eine silberne Schwertgurtschnalle.
Und wo man von Treue und Tapferkeit spricht,
Da fehlt auch der Name der Zedlitze nicht,
Ihr Haus kommt nimmer zu Falle!

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Zweites Capitel.

Graf Louis von Narbonne.

„Ach könnt' ich, könnte vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundlichen Lippen die!
Vielleicht ich möchte genesen;
Doch ach! mein Herz, mein Herz kann es nie,
Und doch ist es Wahnsinn, zu hoffen Sie;
Und dann wie kann ich vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundlichen Lippen die?
Viel lieber nimmer genesen!"

(Graf Thiebaut von Champagne, König von Navarra.)

Gegen Abend, am zweiten Weihnachtsfeiertag 1812, war's, die Lichter waren schon angezündet und die Vorhänge herabgelassen in dem Hotel, welches der Gesandte des französischen Kaisers am königlichen Hofe zu Berlin, unter den Linden Nr. 73, bewohnte.

Der Graf von Saint-Marsan ging in seinem Cabinete auf und ab, mit langsamen Schritten wandelnd; er dictirte seinem Schreiber, der an einem Tischchen vor dem Spiegel saß, einen Bericht für den Staatssecretair Herzog Maret von Bassano.

Der Bericht floß über schier von Complimenten für den preußischen Staatskanzler Baron von Hardenberg und gab dem kaiserlichen Ministerium die Versicherung, daß Preußen treu ausharren werde bei der Alliance mit Frankreich, trotz des Unglücks der großen Armee in Rußland; der König Friedrich Wilhelm habe sich selbst in den stärksten Ausdrücken ausgesprochen gegen einzelne Regungen von Feindseligkeiten gegen Frankreich, welche sich hier und da kund gegeben unter dem Volke. Allerdings fehle es auch in Berlin, meldete der Gesandte in seinem Bericht, nicht an einflußreichen Männern, welche zum Kriege gegen Frankreich drängten und die Zeit für günstig hielten, ihrem Haß Folge zu geben, indessen sei der Wille des Königs und seines Ministers stark, und darum von den Kriegslustigen zur Zeit nichts zu fürchten.

Das Geräusch eines Wagens, der vor dem Hotel des Gesandten hielt, unterbrach diesen in seiner Beschäftigung; er hielt nachdenkend inne und fragte sich selbst: wer kann das sein? denn er erwartete keinen Besuch. Eben wollte er seinem Kammerdiener klingeln, um zu befehlen, daß er für Niemand zu Hause sei, da verrieth ihm eine eigenthümliche Bewegung, die sich in seinem Vorzimmer kundgab, daß es eine Person von Bedeutung sein müsse, welche angekommen.

Die Flügel der Thür wurden in demselben Augenblick geöffnet, als sich der Gesandte ihr näherte, und es trat ein älterer Herr ein, dessen ausgezeichnet feines, geistvolles Gesicht, dessen schöne, dunkele Augen in vollster Harmonie standen mit der eleganten Haltung seines schlanken Körpers und seiner einfachen, aber geschmackvollen Reisekleidung.

„Sie entschuldigen meinen späten Besuch, Herr von Saint-Marsan!“

„Wie, der Herr Graf von Narbonne!“ rief der Gesandte im höchsten Grade erstaunt und winkte seinem Secretair, das Zimmer zu verlassen.

Graf Louis von Narbonne, ein vollendeter Cavalier und Hofmann, von vornehmer Herkunft, er stammte durch eine Seitenlinie von dem altcastilischen Hause der Lara, geboren im Palast einer Tochter von Frankreich, Elisabeth's von Bourbon, Herzogin von Parma, bei welcher sein Vater sowohl als seine Mutter hohe Hofämter bekleideten, war in Versailles erzogen worden. Später wurde er Ehrencavalier an dem kleinen Hof der Mesdames de France, der Tanten Ludwig's XVI., diente mit großer Auszeichnung und wurde endlich Kriegsminister Ludwig's XVI. in den letzten Zeiten der gesetzgebenden Versammlung, kurz vor der völligen Niederlage des Königthums. Aus der Emigration bot er sich in einem Brief an den Convent zum Vertheidiger des Königs in dessen Prozeß an, wurde aber natürlich nicht angenommen. Unter dem Consulat war Graf Narbonne zurückgekehrt nach Frankreich, hatte sich später dem Kaiserthum ralliirt und war, sechzig Jahr alt, Adjutant des Kaisers Napoleon geworden, der ihn gern zum Oberhofmeister der Kaiserin Marie Louise gemacht hätte, der aber in diesem einen Falle seinen mächtigen Willen nicht durchsetzen konnte. Der General-Lieutenant Graf Narbonne hatte den Feldzug in Rußland als Adjutant des Kaisers mitgemacht frisch wie ein Jüngling, jetzt bereiste er im Auftrage des Kaisers die deutschen Höfe, um zu erfahren, welchen Eindruck das große Unglück in Rußland auf die Gesinnungen der deutschen Fürsten und Völker gemacht.

Graf Louis von Narbonne war im Jahre 1812 trotz seiner 62 Jahre noch immer, was er schon vor der Revolution gewesen, einer der wohlwollendsten Männer in Frankreich, ein tapferer Soldat, ein vollendeter Cavalier und geistreicher Weltmann, wegen seiner gewinnenden

Formen und mannichfachen Erfahrungen im Leben auch in gewissen Verhältnissen ein geschickter Diplomat, aber trotz einzelner sehr richtiger und klarer Anschauungen ein schwacher Politiker und unter allen Umständen kein wirklicher Staatsmann.

Der Graf von Narbonne war erzogen zu einer Zeit, wo der Liberalismus noch vornehme Mode, noch exclusiver Hofton war, später war er in die wohlgemeinten, aber grundfalschen und gefährlichen Theorieen Turgot's eingeweiht worden und hatte seine politische Bildung beendet in dem Salon Necker's, in welchem die geistreiche Art und Weise der Frau von Staël ihn zu dem hölzernen Liberalismus des Genfer Banquiers bekehrt hatte.

Die gräßlichen Folgen des liberalen Anfangs, die schauerlichen Ereignisse der Schreckenszeit hatten den Grafen, den seine Geburt und auch seine spätern Erlebnisse zum festen Anhänger des Königthums hätten machen sollen, der seinen Gefühlen und Neigungen nach auch Royalist war, zum Bewunderer der kaiserlichen Regierung gemacht; Graf Narbonne glaubte das Heil der Völker wirklich in dem „aufgeklärten Despotismus“ zu sehen, mit welchem Napoleon regierte, freilich mißbilligte er überall die herben Formen, in welchen derselbe mehr und mehr sich gefiel.

In diesem Augenblick, nach seiner Niederlage in Rußland, konnte Napoleon unmöglich einen Mann finden, der so wie Graf Narbonne geeignet gewesen wäre, die Höfe Deutschlands in seinem Vortheil zu besuchen; der gewaltige Herrscher hatte ein dunkles Gefühl, daß die persönliche Ehrenhaftigkeit des alten Cavaliers und die gewinnenden Formen des vornehmen Weltmanns seiner Sache jetzt förderlicher sein würden, als das brusque Auftreten seiner Marschälle und die Drahtpuppen-Behändigkeit der Diplomaten, die das Kaiserthum selbst gebildet hatte, ohne alle Selbständigkeit, nur fähig, nach genauen Instructionen aus Paris zu handeln.

Graf Narbonne war vor dem Feldzuge französischer Gesandter in München gewesen, er kannte die Lust, welche die süd- und mitteldeutschen Fürsten an der durch Napoleon erlangten Souverainetät hatten, er wußte, wie dieselben und noch mehr deren Minister den eben aus dem überwiegenden Einfluß Frankreichs leicht zu erklärenden Trieb hatten, ihre Staaten nach dem Muster Frankreichs zu regieren und auch bei sich Alles auf napoleonischen Fuß zu setzen. Auf diese Kenntniß gründete Graf Narbonne seine Hoffnung, die deutschen Fürsten bei dem Bündniß mit Napoleon zu erhalten.

Freilich war auch er nicht ohne trübe Ahnungen; er begriff, welchen gewaltigen Stoß das Ansehen Napoleon's durch die Niederlage in Rußland erlitten, ja, er hielt dasselbe für noch mehr gefährtet als es wirklich war, weil er doch nicht ganz die riesenhaften Hülfsquellen zu beurtheilen verstand, die Napoleon in seinem Genie fand und durch dieses

bei dem französischen Volke, das er gehorchen gelehrt hatte, wie selten ein Herrscher vor ihm eine unbändige Nation.

Deshalb trachtete er die hochfahrenden Formen, in denen die napoleonische Diplomatie, namentlich in Deutschland aufgetreten war bislang, nach Kräften zu mildern, sie durch gewinnendere zu ersetzen; er wollte die Höfe, denen Napoleon bis jetzt nur befohlen hatte, mit ihm versöhnen, er wollte ihre Freundschaft gewinnen, während bis jetzt nur Gehorsam gefordert worden war.

In Süddeutschland nun hätte diese Politik Aussicht auf Erfolg gehabt, auch in Oesterreich, in Norddeutschland aber war sie hoffnungslos, denn der Haß gegen Napoleon und die Franzosenherrschaft, die hier alle Schichten der Bevölkerung in fast gleich hohem Grade durchdrang, machte eine Versöhnung selbst dann unmöglich, wenn Napoleon zu den Opfern und der Nachgiebigkeit bereit gewesen wäre, die Graf Narbonne bei ihm fälschlich voraussetzte, weil er ihn nach einem zu kleinen oder zu großen Maßstabe messen mußte.

Seine kurze Reise in Norddeutschland und was er auf derselben von dem Geist der Bevölkerung kennen gelernt, erfüllte den Grafen mit den größesten Besorgnissen.

Kopfschüttelnd hörte er die Berichte des Grafen Saint-Marsan über die guten Gesinnungen des preußischen Hofes und des preußischen Ministeriums.

„Ich bitte Sie dringend, Herr von Saint-Marsan," sagte er seufzend, nachdem derselbe seine rosige Schilderung der Verhältnisse beendet, „diesen Bericht nicht nach Paris abgehen zu lassen, Sie schildern in Ihrer gewohnten unübertrefflichen Weise die Verhältnisse am preußischen Hofe und die Stimmung in den Kreisen, welche vom Hof und dem Ministerium aus zunächst beeinflußt sind; Ihr Scharfblick täuscht Sie auch darin nicht, daß Sie die königliche Autorität mächtiger glauben, als das Drängen kriegslustiger Persönlichkeiten und Parteien; und dennoch, verzeihen Sie mir Herr Graf, sind Sie in einen Irrthum verfallen, der verhängnißvoll für Frankreich werden könnte, wenn Sie diesen trefflichen und überzeugenden Bericht nach Paris abgehen ließen."

„Mein Gott, Herr Graf," rief Saint-Marsan, „Sie glauben doch nicht an eine so tiefe Hinterlist bei dem Könige Friedrich Wilhelm?"

„Gewiß nicht, Herr von Saint-Marsan," entgegnete Narbonne, „ich bin überzeugt, daß der König von Preußen in seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit seinen Versprechungen und dem Bündnisse mit uns treu bleiben wird, so lange er kann, so lange es möglich ist, darin haben Sie vollkommen recht, auch täuschen Sie sich nicht in der Voraussetzung, daß die preußischen Minister dem Willen ihres Souverains aufrichtig dienen, aber nach den Erfahrungen, die ich in den letzten Tagen gemacht habe, ist es nicht möglich, daß der König von Preußen lange unser

Alliirter bleibt; ja, mein Herr, es giebt etwas, was stärker ist, als der Wille des Königs, und das ist in dem einfachen Satze ausgesprochen: es ist unmöglich, Alliirte zu behalten, die man auf das Härteste behandelt und beraubt hat, sobald man aufhört der Stärkste zu sein; wir können von diesem Könige und seinem Volke nicht erwarten, daß sie jetzt aus Freundschaft und freiwillig noch mehr für uns thun, als sie bis jetzt durch unsere Uebermacht gezwungen für uns thun mußten. Das ist die Unmöglichkeit, mein Herr, vor der auch der Wille des Königs von Preußen weichen muß binnen kurzer Zeit; er wird sich gezwungen sehen, einen Preis auf sein Bündniß mit uns zu setzen, den der Kaiser nicht zahlen kann, und dann werden wir einen Krieg haben, und zwar einen Krieg auf Tod und Leben. Es wird an dem Hofe dieses achtungswerthen Monarchen keine Comödie gespielt, ich weiß es, hier ist nicht von einem angesponnenen Verrath die Rede, aber ich sage Ihnen, Herr Graf, der Krieg zwischen uns und Preußen hat bereits begonnen, dieses ganze Volk ist bereits in Haß gewaffnet und gepanzert gegen uns, es wird losbrechen auf das erste Signal. Ich werde morgen dem Kaiser melden, daß er von Preußen nichts weiter zu hoffen hat, als einen Kampf auf Tod und Leben."

„Ich bin gewiß geneigt," entgegnete der Gesandte, „den höheren Einsichten und dem Scharfblick des Herrn Grafen mich zu unterwerfen, aber ich bin außer Stande, Ihnen beizupflichten so ganz und gar; gewiß, Herr Graf, ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich hier nichts verabsäumt habe, mich über die Ansichten an leitender Stelle zu unterrichten, auch vertraue ich viel dem Urtheil des ersten Secretairs meiner Ambassade, des Herrn Lefebvre, dieser aber stimmt ganz mit mir überein."

„Mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm der Graf nach einer kleinen Pause mit der gewinnenden Freundlichkeit, die ihm vor Vielen im höchsten Grade eigen, „ich bezweifle weder Ihre, noch des Herrn Lefebvre Thätigkeit und Umsicht, Sie haben auch ganz Recht, Sie sind sicher über die Ansichten, die an leitender Stelle herrschen, aber es wird die Zeit kommen, und ich fürchte, sie ist noch näher, als es scheint, da es dem Könige von Preußen und seinen Ministern unmöglich sein wird, den Ansichten Ausdruck zu geben, die sie jetzt für uns hegen. Wir sind ja ganz einig darüber, daß der preußische Hof jetzt noch entschlossen ist, mit uns zu gehen und dem geschlossenen Bündniß treu zu bleiben, ich hege meines Theils nur die Ansicht, daß der preußische Hof bald nicht mehr können wird, wie er jetzt will; es ist in diesem Lande eine Bewegung der Geister, die uns feindselig ist, wie sie es denn auch nicht anders sein kann; dieser aber wird der König, eben weil er Souverain, ein von uns beraubter, besiegter und hart behandelter Souverain ist, bald genug das Zeichen zum Losbruch geben müssen."

Offenbar machten die Vorstellungen des Grafen von Narbonne Eindruck auf den Gesandten; er war nicht mehr so sicher, als vorher,

und leise sagte er: „Dann wünschte ich fast, Herr Graf, der Kaiser hätte das neunundzwanzigste Bülletin in anderer Form erlassen!"

„Was meinen Sie, mein Herr?" fragte Narbonne.

„Das neunundzwanzigste Bülletin der großen Armee," entgegnete der Gesandte etwas verwundert; „sollte dem Herrn Grafen der „Moniteur" vom 20. December noch nicht zugekommen sein?"

„Ich bitte Sie darum," rief Narbonne lebhaft, „mein Gott, und was enthält dieses Bülletin?"

Der Gesandte klingelte und befahl den „Moniteur" zu bringen.

„Das Bülletin," antwortete er, „ist gestern hier angekommen, es enthält ein offenes Bekenntniß unserer Niederlagen."

„Das wäre kein Fehler," meinte der Graf, „aber Sie sind ängstlich, Herr von Saint-Marsan?"

„Sie werden selbst urtheilen, Herr Graf," erwiderte der Gesandte; „mich frappirte die Form an einigen Stellen, aber die Ansichten des Herrn Grafen, die ich so eben vernommen, lassen mich fürchten, daß man mit diesem Actenstück einen großen Mißgriff begangen hat."

„Ist es hier schon bekannt?" fragte Narbonne.

„Man kennt es bei Hofe, in diesen Tagen werden es alle Zeitungen haben!"

Der Gesandte reichte dem Grafen das Blatt, das man ihm eben brachte.

Der Graf las, Saint-Marsan, der sich ihm gegenübersetzte, suchte mit beinahe ängstlicher Aufmerksamkeit den Eindruck, den das Bülletin auf den Lesenden machte, in dessen Gesichtszügen zu verfolgen.

Tiefe Theilnahme sprach sich in den Zügen Narbonne's aus, als er den Bericht des grenzenlosen Elendes überlas, von dem er selbst Zeuge gewesen, wenigstens zum Theil; bald hing eine Thräne an der Wimper des wackern Edelmannes, dann athmete er schwer und sagte: „Wie? habe ich recht gelesen?"

Er las mit halblauter Stimme, wie um sich zu überzeugen, daß er sich nicht verlesen habe: „Diejenigen, welche die Natur so geschaffen hat, daß sie Alles überwinden können, bewahrten ihre Heiterkeit und ihr gewöhnliches Wesen, sie suchten in neuen Gefahren immer nur eine günstige Gelegenheit, neuen Ruhm zu erwerben!"

Der Graf hielt inne, große Thränen rollten über seine Wangen, dann aber sagte er bitter, wie er selten sprach: „Der Kaiser konnte Alles sagen, aber Heiterkeit, oh Gott, Heiterkeit, das durfte er nicht sagen! Herr Graf, verzeihen Sie, Heiterkeit, allbarmherziger Gott, Heiterkeit den Scenen gegenüber, die wir schauen mußten!"

Dem Grafen Narbonne schauderte bei der Erinnerung an die Beresina, und im „Moniteur" stand: Heiterkeit.

Und Narbonne war ein Edelmann, dessen Bravour über allem Zweifel erhaben war, der sich als ein fester Mann gezeigt hatte im Don-

ner der Schlacht eben so wohl, wie aufrührerischen Volkshaufen gegenüber; welchen Eindruck mußten diese Worte auf schwächere Gemüther machen?

Es lag in jenen grausamen Worten ein Hohn gegen Alle, welche den furchtbaren Scenen Rußlands nicht mit „Heiterkeit“ beigewohnt, und dieser Hohn hat dem französischen Imperator viele, viele Herzen entrissen.

Lange dauerte es, bevor Graf Narbonne wieder so viel Ruhe hatte, das Bülletin bis zu Ende zu lesen.

Der Schluß aber schien ihn völlig zu vernichten.

„Die Gesundheit des Kaisers ist niemals besser gewesen!“ las er laut, „mein Gott!“ rief er dann, „warum schleudert er diesen Hohn in all' die Tausende von Familien Frankreichs, in denen die Trauer um die Theuren herrscht, die dort für ihn gefallen. Hunderttausend Franzosen sind untergegangen für ihn, und Er sagt ihren Wittwen und Waisen zum Trost, daß seine Gesundheit nie besser war! Allbarmherziger Gott, wer hat dieses Bülletin geschrieben?“

„Er selbst hat es redigirt,“ sagte der Gesandte bekümmert, „er hat es mich expreß wissen lassen, das machte mich gleich bestürzt, denn es lag in dieser Mittheilung eine Geflissentlichkeit, die mir zugleich die Klagen erklärt, die von allen Seiten ertönen.“

„Was für Klagen?“ fragte der Graf sich sammelnd und aufmerksam werdend.

„Der Kaiser soll seine treuesten Diener, selbst die Minister und Marschälle, jetzt mit einer Härte behandeln, die man früher, wenigstens seit den Zeiten des Consulates nicht an ihm bemerkt haben will. Er, doch ich berichte hier nur nach wenig verbürgten Mittheilungen,“ unterbrach sich der Gesandte plötzlich.

Der Diplomat glaubte schon zu viel gesagt zu haben.

Graf Narbonne aber war wenig aufmerksam; mit seinen eigenen schweren Gedanken beschäftigt, sagte er leise vor sich hin: „Sollte der glänzende Tag des Kaiserthums vorüber sein? Der Brand von Moskau leuchtet wie ein riesiges Abendroth am Himmel! Doch nein, ein Abendroth im Osten! Die Sonne geht nicht im Osten unter, es sind Schatten, Wolken, welche über die Sonne von Austerlitz ziehen, sie gehen vorüber und die Sonne strahlt herrlicher und leuchtender als vorher!“

Die beiden Diplomaten des Kaiserthums schwiegen lange.

„Dieses Blatt,“ sagte endlich Narbonne, den Moniteur emporhebend, „ist für den Kaiser trauriger als eine verlorene Schlacht.“

„Meinen Sie,“ fragte der Gesandte ängstlich, „daß das Bulletin wirklich einen so schlimmen Eindruck auf das Ausland macht?“

„Ausland?“ rief Narbonne, „ach nein, Herr Graf, das ist eine Niederlage, die der Kaiser im Innern, im Herzen Frankreichs erlitten hat!“

Beide Männer fühlten jetzt die Nothwendigkeit, einem Gespräch ein Ende zu machen, das zu nichts führen konnte.

„Ich muß Ihnen in mehrfacher Beziehung lästig fallen, mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm Graf Narbonne in gefaßterm und ruhigerm Tone das Wort, „nicht genug, daß ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, daß ich Ihr Haus —"

„Es ist des Kaisers Haus, Herr Graf," unterbrach Saint-Marsan verbindlich, „ich darf nicht auf die Ehre stolz sein, den Herrn Grafen Narbonne in meinem Hause zu bewirthen."

Narbonne reichte dem Gesandten mit unübertroffener Freundlichkeit die Hand, dann fuhr er fort: „Nun muß ich aber auch noch meinen Freund den Grafen von Saint-Marsan bitten, mir allerlei kleine nützliche persönliche Notizen zu geben, damit ich morgen nicht als ein allzu Fremder auf dem preußischen Boden erscheine, wenn mir der kaiserliche Ambassadeur eine vertrauliche Unterredung mit dem Staatskanzler dieses Landes verschafft hat."

„Belieben der Herr Graf zu fragen, ich bin ganz und durchaus zu Ihren Diensten!" lautete die Entgegnung.

Der Gesandte, der bis dahin den Grafen Narbonne nur oberflächlich gekannt, war ganz hingerissen von dessen Manieren. Der Edelmann von alter Familie fand sich zu seines Gleichen um so mehr hingezogen, als das diplomatische Corps des Kaiserreichs eigentlich eine ziemlich gemischte Gesellschaft bildete und die Gesandten im ordentlichen Dienst oft durch das brusque Auftreten und die schlechten Manieren der außerordentlichen Sendlinge des Imperators eben so viel litten, als die Höfe, bei denen sie accreditirt waren.

„Was ist der Baron von Hardenberg für ein Mann?" fragte Narbonne.

„Beinahe ein preußischer Narbonne," entgegnete der Gesandte.

Der Graf verbeugte sich zweideutig lächelnd.

„Oh! nein," rief Saint-Marsan lebhaft, „das ist ein großes Compliment für den preußischen Staatskanzler, aber nur ein geringes für Eure Excellenz!"

„Dann wird Herr von Hardenberg," entgegnete der Graf überlegend, „jedenfalls sofort von mir allerlei Begünstigungen und Vortheile für seinen Souverain verlangen, denn wenn ich preußischer Staatskanzler wäre, so würde ich die Bescheidenheit unter diesen Umständen für Felonie halten."

„Herr von Hardenberg," bemerkte der Gesandte, „wird Ihnen zeigen, daß ich ihn richtig beurtheilt habe, und er wird seine Wünsche in Formen kleiden, an denen selbst der Graf Narbonne nichts zu tadeln finden wird."

„Sie sind unendlich freundlich, mein theurer Herr von Saint-Marsan," fuhr der Graf fort, „aber meinen Sie nicht, daß ich den

Herrn Staatskanzler zunächst nur um eine Privataudienz bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen ersuche und erst nach der Audienz weiter mit ihm verhandle?"

Der Gesandte schwieg und sah den Grafen fragend an.

„Was haben Sie, Herr Gesandter?" fragte Narbonne.

„Ich will ganz aufrichtig sein, Herr Graf!"

„Ich bitte dringend darum!"

„Haben Eure Excellenz Vollmacht, dem preußischen Hofe bestimmte Versprechungen zu machen?"

„Nein, mein theurer Herr von Saint-Marsan, meine Sendung ist eine ganz allgemeine, ich kann etwas Bestimmtes durchaus nicht versprechen, ich soll nur sondiren, Sie verstehn mich!"

„Vollkommen," erwiederte der Gesandte; „in diesem Falle werden Sie Herrn von Hardenberg auch nichts abzuschlagen haben und können freigebig mit Aussichten und Hoffnungen sein; Sie werden diesen Diplomaten damit nicht täuschen, er wird sofort begreifen, daß Sie nur hier sind, die Wünsche und Ansichten Preußens zu vernehmen, und er wird Ihnen vorschlagen, einen außerordentlichen Gesandten nach Paris zu senden, um direct mit dem Kaiser zu verhandeln. Ich zweifle nicht, daß er den Fürsten von Hatzfeld vorschlagen wird; beeilen Sie sich, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu rathen, die Person des Fürsten als eine angenehme zu bezeichnen, damit nicht ein General geschickt wird. Sie verstehn mich, ein General wäre nicht angenehm in Paris in diesem Augenblick, wenn eintreffen sollte, was Sie fürchten. Ach, Herr Graf, Sie haben mich angesteckt mit Ihren Befürchtungen!"

„Und der König Friedrich Wilhelm?" fragte der Graf, die letzte Phrase des Gesandten geflissentlich überhörend.

„Er wird Sie gnädig empfangen, aber er wird Ihnen gegenüber immer fremd bleiben, hoffen Sie da nichts von Ihrer Liebenswürdigkeit. So fest ich davon überzeugt bin, daß dieser König, ein redlicher Mann durch und durch, sich eifrig bemühen wird, jede Verpflichtung zu erfüllen, die er einmal übernommen hat, so fest bin ich andererseits auch überzeugt, daß er uns Franzosen im Allgemeinen nicht liebt, und daß er ganz insbesondere eine tiefe Abneigung gegen den Kaiser hegt. Er ist keineswegs ein bornirter Hasser Frankreichs und des Kaisers, im Gegentheil, er läßt den großen Eigenschaften des Kaisers, ich weiß es genau, Gerechtigkeit widerfahren, aber er fürchtet ihn; verstehen Sie mich nicht falsch, Furcht im gemeinen Sinne kennen die Fürsten des Hauses Hohenzollern nicht, er fürchtet ihn, wie selbst ein tapfrer Mann einen andern fürchten kann und darf —"

Der Gesandte hielt inne.

„Ich bitte Sie dringend, auszusprechen!" bat der Graf.

„Nun, der König von Preußen fürchtet den Kaiser, wie ein Christ die Sünde scheuen und fürchten soll!" sagte Saint-Marsan leise.

Graf Narbonne zuckte zusammen.

„Ich bitte um Entschuldigung," bat der Gesandte, „ich habe vielleicht einen unpassenden Vergleich gewählt?"

„Im Gegentheil," erwiederte Narbonne, „ich fürchte, Sie haben den allerrichtigsten gefunden, wenigstens stimmt er zu Allem, was ich von diesem Könige gehört und gesehen! Doch, giebt es Personen, die einen besondern Einfluß auf den König haben?"

„Ich glaube nicht," versetzte Saint-Marsan, „das heißt, ich bin meiner Sache nicht sicher. Es ist gewiß, daß Baron Hardenberg Einfluß hat, daß der General von Köckeritz Einfluß hat, daß der Prinz Carl von Mecklenburg, der Bruder der verstorbenen Königin, einflußreich ist, es unterliegt keinem Zweifel, daß König Friedrich Wilhelm großes Vertrauen auf den General von Scharnhorst setzt, und so könnte ich Ihnen noch eine Anzahl von Männern nennen, deren Rath der König oft verlangt und befolgt, doch darin ist er dem Kaiser Napoleon ähnlich, einen allmächtigen Premierminister oder einen dirigirenden Günstling hat er nicht."

„Man sagt, die Schwägerin des Königs, die Prinzeß Gemahlin des Prinzen Wilhelm, bilde am Hofe den Mittelpunkt der antifranzösischen Partei!" meinte der Graf forschend.

„Es ist müßiges Gerede, Herr Graf; es giebt bei Hofe keine französische Partei, also auch keine antifranzösische; die Prinzeß, welche Sie nennen, ist eine milde, freundliche, fromme Dame, welche der verstorbenen Königin am nächsten stand, sie liebt den Kaiser nicht, wer könnte das verlangen? nach dem was, vielleicht nicht von ihm, aber doch in seinem Namen und unter seinem Schutz, gegen die verstorbene Königin gethan und geschrieben worden ist? Ich glaube, daß die Gemahlin des Prinzen Wilhelm in Napoleon den Erbfeind Preußens, den persönlichen Feind des königlichen Hauses sieht, aber ich weiß, daß sie weit entfernt davon ist, überhaupt Politik zu treiben oder gar eine politische Partei zu bilden."

„Und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs?"

„Sind noch zu jung, selbst die Aelteste, Prinzeß Charlotte, eine junge Dame voll Feuer und Muth, in welcher der Geist und die Milde der Mutter sich mit dem edeln Sinn des Vaters und der alten Thatkraft der Hohenzollern zu vereinigen scheinen, ist erst fünfzehn Jahr alt. Diese junge Dame, die uns gar nicht liebt, ist ungemein populär hier in der Hauptstadt; als die älteste Tochter der Königin Louise liebt man sie ganz besonders, und ich versichere Sie, Herr, diese junge Prinzessin zeigt bei jeder Gelegenheit, daß sie die Großnichte des Königs Friedrich des Großen! Denken Sie, vor einiger Zeit war ein fremder Prinz hier zum Besuch, etwas älter als die Prinzeß Charlotte; es wurden Reliquien von Friedrich dem Einzigen gezeigt und von den Thaten und Schlachten des großen Königs gesprochen. Die Prinzeß Charlotte wußte

nach einander alle Schlachten zu nennen, ich bemerkte wohl, daß sie die Schlacht von Roßbach nicht nannte, der junge Prinz rief: Ew. Königliche Hoheit haben eine Hauptschlacht vergessen! Die Antwort lautete: Das ist möglich, mein Oheim hat so viele Siege erfochten! Der junge Prinz aber beharrte: Ja, aber bei Roßbach hat er doch einen seiner größten Siege erfochten, Roßbach kann man nicht vergessen! Die Prinzeß Charlotte entgegnete ernst und mich anblickend: Ich habe Roßbach auch nicht vergessen, ich werde es nie vergessen, da aber der Herr französische Gesandte in meiner Gegenwart nie von Jena gesprochen hat, so hielt ich es für passend, in seinem Beisein von Roßbach zu schweigen!"

„Ah! das ist allerliebst!" rief Graf Narbonne, „da ist Feinheit und Geist zugleich mit großem Selbstbewußtsein; diese junge Dame wird weit gehen!"

„Sicherlich wird sie jeden Platz zieren, auf den sie gestellt wird. Uebrigens half sich der junge sächsische Prinz auch ganz vortrefflich, er sagte: Der Herr Gesandte entschuldigt meine Erinnerung gewiß, wenn ich ihm sage, daß mein Großoheim die Reichstruppen bei Roßbach anführte und das Unglück der Franzosen in jener Schlacht theilte!"

„Ich werde also," meinte Graf Narbonne aufstehend, „hier ein Terrain finden, auf welchem ein Diplomat sich eigentlich gar nicht bewegen kann, wenn er sich nicht in die Verhältnisse so hineingearbeitet hat wie Sie, Herr Graf; ich werde mich Ihrer freundlichen Leitung blindlings anvertrauen müssen, um nicht Fehltritte zu thun."

Saint-Marsan verbeugte sich.

Graf Narbonne, der von der Reise doch etwas angegriffen schien, ließ sich bald darauf nach seinen Zimmern führen und nahm in herzlichster Weise Abschied von dem Gesandten.

Kaum sah sich derselbe allein, als er seinen ersten Secretair, Herrn Lefebvre, rufen ließ; er arbeitete mit ihm bis tief in die Nacht.

Um dieselbe Stunde etwa, da der Graf Louis Narbonne in Berlin ankam und bei dem französischen Gesandten abstieg, versammelte sich wenige Schritte davon in der zweiten Etage eines stattlichen Hauses unter den Linden eine heitere Gesellschaft, um den zweiten Weihnachtsfeiertag in norddeutscher Weise mit heißem Punsch zu feiern.

In jener Etage wohnte die verwittwete Präsidentin von Lohmeier, die einen großen Familienkreis an solchen Tagen um sich zu versammeln pflegte, da nicht nur ihr Sohn und ihre beiden Töchter, sondern auch zwei ihrer Schwestern in Berlin verheirathet waren und lebten. Die Familienabende der Präsidentin waren stets sehr zahlreich besucht, und am zweiten Weihnachtsfeiertage war das in noch höherem Grade der Fall als gewöhnlich.

Schon hatte man die Kinder, das heißt die Neffen, Nichten, Enkelinnen und Enkel der Präsidentin in das geräumige Schlafzimmer der Frau vom Hause auswandern lassen, nicht allein, um die laute Freude

der Jugend etwas mehr aus der Ferne zu genießen, sondern wirklich auch um Platz zu gewinnen. Im Salon die verheiratheten Damen, im Wohnzimmer die Spieltische, im Zimmer der schönen Waldemare, der einzigen noch unverheiratheten Tochter des Hauses, die jungen Damen und diejenigen Herren, welche der Fahne der Damen noch folgten, im Zimmerchen der Jungfer eine Art von Büffet, und alle Räume ziemlich gefüllt.

Ein paar alte Freunde und Freundinnen des Hauses ausgenommen, waren alle Anwesenden mit einander näher oder ferner verwandt, es war die Familie der Präsidentin.

Die Kinder im Schlafzimmer waren ungezogen unter der milden Aufsicht von längst verwittweten oder im höchsten Grade jungfräulichen Tanten und Großtanten, im Salon hörte man alle erdenklichen Verwandtschafts-Bezeichnungen, und selbst im Spielzimmer hieß es: „der Herr Bruder sind codille", oder: „Onkel Ferdinand, Coeur macht Farbe." Unter den jungen Leuten in dem sauber aufgeputzten Zimmer der Tochter vom Hause ist nicht ein Einziger, der nicht wenigstens Cousin wäre, und selbst die Thee und Punsch einschenkende Jungfer ist eine weitläuftige Cousine des Hauses und heißt Minna.

In solchen Familienkreisen herrschte einst ein ganz eigenthümlicher Ton, der namentlich für die jüngere Generation von Bedeutung war. Diese Familien-Vereinigungen waren eine Art von Bildungsschule für Knaben und Mägdelein, besonders auf der Uebergangsstufe; unter der Aufsicht der ganzen Familie lernten die jungen Mädchen sich Männern gegenüber ohne Blödigkeit und mit weiblicher Würde zeigen, und die unbärtigen Jünglinge mußten sich galant zeigen gegen Cousinen und Tanten, sich beherrschen lernen und dem mildernden Einfluß weiblicher Sitte folgen.

Diese Familienkreise waren ein nicht unbedeutendes gesellschaftliches Bildungsmittel auch im weiteren Sinne, denn es gab wenige Richtungen, die nicht ihre Vertreter in denselben gefunden hätten, wenig Dinge, Erscheinungen und Ereignisse, die dort nicht besprochen worden wären.

In schweren Zeiten schlossen sich diese Kreise enger, das Gefühl der Familien-Gemeinsamkeit wurde mächtiger, und in den letzten Tagen des Jahres 1812 fühlte man in Berlin in allen Ständen, daß sich Großes vorbereite und daß es Noth thue, sich fest aneinander zu schließen, um dem, was komme, die Stirn zu bieten.

So war es auch in dem Familienkreise der Präsidentin.

Um das Sopha, auf welchem die kluge Dame mit den großen grauen Augen in edler Haltung und eleganter Toilette saß, standen mehrere Herren, welche eifrig den Rückzug der Franzosen aus Rußland mit ihr besprachen. Die Dame vom Hause sprach eben nicht viel, aber sie sprach bedeutend, und besaß die seltene Gabe, das Gespräch in der Weise zu beleben und zu leiten, daß Jeder das Beste sagte, was er

wußte, daß sich Jeder bemühte, durch seine Rede das Verständniß der Sache, die man besprach, zu fördern, oder die Hörer für seine Ansichten zu gewinnen. Mit wenigen Worten, welche den Frauen den Gegenstand näher rückten, wußte die Präsidentin das Gespräch der Männer auch für diese interessant zu machen, und wenn sie einem Herrn, der verständig oder gut gesprochen, zunickte, oder ihm gar eine Prise aus ihrer großen goldenen Dose bot, so war das ein Zeichen der Zufriedenheit, auf das Jeder stolz war und mit großem Rechte stolz sein durfte.

Der Familienkreis der Präsidentin war ein patriotischer, und unbedenklich hörte man überall behaupten, der König werde seine alten Bünde mit Rußland wieder herstellen und Preußen von dem französischen Joch befreien. Man unterschätzte die Schwierigkeiten, die in der Stellung Preußens lagen, nicht, man sah nicht mit Hohn auf Frankreich, wie 1806, aber man hielt sich für tüchtig zum Kampf, und man war entschlossen, ihn aufzunehmen. Dieser Gedanke eines Krieges auf Tod und Leben mit Napoleon war so fest in allen preußisch-patriotischen Herzen, daß auch nicht der geringste Zweifel an einem nahe bevorstehenden Kriege mit Frankreich aufkam. Daß der König und seine Minister anders denken könnten, hielt Niemand für möglich, doch wurde anerkannt, daß die Regierung noch Rücksichten auf Frankreich zu nehmen habe, weniger wegen des bestehenden Bündnisses, als wegen der noch im Lande stehenden französischen Truppen.

Graf Louis Narbonne hatte den Geist, der durch Preußen wehete, wohl erkannt und richtig gewürdigt.

Wie im Salon die schlanke Gestalt der Präsidentin den Mittelpunkt der Gespräche bildete, so war ihre Tochter Waldemare auch der Mittelpunkt der jungen Gesellschaft im Nebenzimmer.

Waldemare war eine junge Dame von einigen zwanzig Jahren, welche in ihrer Familie für eine Schönheit galt; sie war das eigentlich nicht, die Präsidentin war jedenfalls in ihrer Jugend viel schöner gewesen, aber Waldemare hatte zwei ältere Schwestern, sehr liebe, gute, aber herzlich unbedeutende Frauen, die, rund und wohlgenährt, die ächten Ebenbilder des seligen Präsidenten waren; Waldemare hatte allein den Geist der Mutter geerbt mit deren geistvollen grauen Augen und deren schlanker, eleganter Gestalt.

Die Cousins, vom ältesten bis zum jüngsten, waren auf eine Gunstbezeigung der Cousine Waldemare eben so stolz, wie auf ein billigendes Wort der Präsidentin, und häufig war ihnen das Erstere noch lieber, als das Letztere.

Waldemare hatte sich eben aus dem Kreise junger Verwandten etwas entfernt und war an die Thür des Salons getreten, in welchem sie die Stimme eines Vetters vernahm, der, vor Kurzem bei der Seehandlung angestellt und viel sich in verschiedenen Kreisen bewegend,

manche Neuigkeit zeitig erfuhr. Waldemare nannte den Vetter Rudolph deshalb ihren Neuigkeits-Courier.

Die junge Dame stand auf der Thürschwelle und lehnte leicht an dem Pfosten; sie war reich in schwarze Seide gekleidet, welche das glänzende Weiß ihrer Arme, ihrer Schultern und ihres Halses noch mehr hob; ihr mehr feines und intelligentes, als schönes Gesicht hatte, wenn sie die lebensvollen Augen niederschlug, den Ausdruck vollkommener Ruhe. So stand sie und erwartete ihren Neuigkeits-Courier; sie gab sich nicht die Mühe, einzelne Worte von dem um den Sopha geführten Gespräch zu erlauschen; sie wußte, daß der Vetter Rudolph, sobald es ihm möglich, sich los machen und ihr seine Neuigkeiten mittheilen werde.

Sie war gewohnt an Artigkeiten und Zuvorkommenheiten aller Art von ihren Cousins.

In der That brauchte sie nicht lange zu warten. Vetter Rudolph hatte der Tante und dem ganzen Kreise seinen Respect bezeugt, er hatte seine Neuigkeiten mitgetheilt und brannte jetzt vor Begierde, Waldemare zu begrüßen und ihr durch seine Nachrichten eine Freundlichkeit abzugewinnen. Sein guthmüthiges Gesicht strahlte vor Freude, als er die schöne Cousine an der Thür erblickte. Er eilte auf sie zu, küßte ihr mit mehr Zärtlichkeit, als dem Cousin eigentlich zukam, die Hand und sagte: „Meine schöne Cousine, ich darf natürlich keinen Anspruch darauf machen, daß Du mich vermißt hast, aber ich darf doch bemerken, daß ich viel früher hier gewesen sein würde, wenn ich nicht einen Beamten der französischen Gesandtschaft gesprochen hätte, der mir eine interessante Neuigkeit mitgetheilt hat."

„Wer mir eine interessante Neuigkeit bringt, kommt nie zu spät zu mir!" entgegnete Waldemare, eine directe Antwort auf die Rede des Vetters eben so geschickt vermeidend, wie eine directe Frage nach seiner Neuigkeit.

„Es ist heute Abend ein General-Adjutant Napoleon's, der Graf von Narbonne, angekommen und bei dem Französischen Gesandten abgestiegen; mein Gewährsmann meint, Napoleon lasse dem Könige ein neues Bündniß gegen Rußland unter sehr vortheilhaften Bedingungen anbieten."

„Meinst Du, daß der König ein solches Bündniß annimmt?" fragte Waldemare.

Der junge Mann war entzückt, daß ihn die geistreiche Cousine um seine Meinung ersuchte, das war die Art, in welcher sie sich dankbar und freundlich zeigte.

„Ich glaube es nicht," antwortete er, „denn der König wird dem falschen Corsen nicht trauen!"

Hier wurde das kaum begonnene Gespräch der beiden Verwandten plötzlich unterbrochen; im Vorsale hörte man eine laute Stimme, das schöne Mädchen richtete sich höher auf, eine leichte Röthe überzog ihr

Antlitz und ihren Hals, aber Vetter Rudolph bemerkte es nicht, denn er hatte sich schon umgedreht und sagte verwundert: „Wer kann das sein, die Stimme sollte ich kennen?"

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür, ein junger Offizier in höchst chiffonnirter Uniform, verwildertem Haar und Bart trat raschen Schrittes ein und rief fröhlich: „Guten Abend, das ist herrlich, da bekomme ich doch noch ein Stück Weihnachten, die ganze werthe Familie zusammen, ich wußte es, meine gnädige Tante!"

Die Präsidentin war aufgestanden, sie umarmte und küßte den jungen Officier, trotz seiner derangirten Toilette, mit mehr Zärtlichkeit, als ihrem gemessenen Wesen sonst eigen war.

„Vetter Philipp! Cousin Krummensee!" tönte es mit froher Verwunderung von allen Seiten, und der Lieutenant ging aus einer Umarmung in die andere; selbst die Familienmitglieder, die ihn nicht persönlich kannten, umarmten ihn.

„Aber laßt mich doch!" rief der Lieutenant, „auf Ehre, Ihr seid Alle so geputzt, ich schäme mich, ah, Waldemare, meine schöne Cousine!"

Er küßte seine Verwandte mit jener Herzlichkeit und Ungezwungenheit, die jedes innigere Gefühl als verwandtschaftliche Zuneigung ausschließt; Waldemare trat auffallend bleich zurück.

„Philipp", sagte die Präsidentin, ihren Neffen — seine Mutter war eine Schwester des verstorbenen Präsidenten gewesen — bei der Hand nehmend, „Philipp, das ist ja eine rechte Weihnachtsüberraschung, die Du mir machst durch Dein Kommen."

„Ei, meine gnädige Tante, bedanken Sie sich schön bei Excellenz von York, welche mich aus Rußland direct hierher geschickt hat; ich wäre übrigens schon vor einer Stunde hier gewesen, wenn man mich nicht beim Gouverneur aufgehalten hätte; gnädige Tante, ich habe auf der Commandantur gesagt, daß ich Unter den Linden Nro. 69, bei der Präsidentin von Lohmeier logire, strafen Sie mich nicht Lügen, denn ich wüßte nicht, wo ich hingehen sollte heute Abend!"

„Aber Philipp, das versteht sich ja von selbst; Waldemare, sage Minna, daß die kleine Stube gleich geheizt wird!" entgegnete die Präsidentin. „Und Du kommst direct aus Rußland?" wandte sie sich wieder an den Offizier.

Die ganze Familie ohne Ausnahme schaarte sich nun um den Lieutenant, der Punsch trinkend und Kuchen essend, in heiterster Stimmung plauderte und erzählte und es nicht unangenehm fand, sich nach den Strapazen der beschwerlichen Winterreise pflegen zu lassen und dabei den Löwen des Abends zu spielen.

Es war leicht zu bemerken, daß der Lieutenant der ganz besondere Günstling seiner Tante, der Präsidentin war, diese Gunst aber wurde ihm von den andern Mitgliedern der Familie gegönnt, denn der frische, kecke, gutmüthige Offizier war eigentlich der Liebling Aller. Er war der

Mitwisser aller kleinen Familiengeheimnisse, obwohl er sie sorglos und unbekümmert auszuplaudern pflegte. Er wußte alle Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke in der Familie vorher; er kannte die abgelegenen Weinstuben, in denen seine Oheime im tiefsten Geheimniß sich zuweilen einen Zopf tranken, denn damals schon fing man an, die äußere Respectabilität für das höchste Gut zu achten und sich mit jedem frohen Genuß zu verstecken, wodurch derselbe viel verlor und aufhörte froh zu sein; der Lieutenant wußte die Plätze, wo die Jungens aus der Familie verbotener Weise Taback rauchten; er war der Vertraute jeder ersten Liebschaft; kurz der Cousin Philipp war der Liebling aller Tanten und Cousinen, die Letzteren waren alle in ihn verliebt gewesen, so lange sie mit der Puppe spielten. Und der Ulanen-Lieutenant scherzte mit ihnen noch eben so, als wenn sie noch in die Schule gingen.

Nur Waldemare machte eine Ausnahme; sie war nur zwei Jahr jünger als Philipp und hatte in frühester Jugend sich an ihn angeschlossen, das aber hatte sich lange schon geändert, und obwohl der junge Officier immer noch in der alten Vertraulichkeit und Ungezwungenheit gegen das schöne Mädchen beharrte, so war doch Waldemare ihm gegenüber eine ganz Andere geworden. Sie war auffallend still und zurückhaltend in Philipp's Gegenwart.

„Ich höre ihn gern schwatzen!" sagte sie, wenn man sie nach der Ursache ihres Schweigens fragte.

Das war vielleicht nicht unwahr, aber es war nicht die ganze Wahrheit; Waldemare hegte zärtlichere Gefühle für ihren Cousin, sie liebte das muthige, unverzagte, neidlose, großmüthige Herz in ihrem Verwandten, so lange sie denken konnte, aber sehr frühe schon war sie inne geworden, daß ihre Zuneigung bei Philipp keine Erwiederung finde, darum war das geistvolle junge Mädchen vor der Zeit ernst und bekämpfte ihre zärtliche Leidenschaft, obwohl sie nicht alle Hoffnung schon aufgegeben.

Sie hatte nicht alle Hoffnung aufgegeben, die Liebe ihres Vetters zu gewinnen, denn es war ihr kein Geheimniß, daß die Familie beschlossen hatte, Sie mit dem Lieutenant zu vermählen, von allem Uebrigen abgesehen auch aus dem Grunde, um das Rittergut, welches Krummensee besaß, mit der ansehnlichen Mitgift Waldemare's schuldenfrei zu machen und ihn so im Besitz zu erhalten. Im Anfang hatte der Gedanke, daß Philipp sie nur heirathen werde, um sein Gut schuldenfrei zu machen, etwas höchst Peinliches und Niederschlagendes für das junge Mädchen gehabt, das sich in seiner Eitelkeit nicht nur, sondern im Bewußtsein wirklicher Vorzüge des Geistes und des Herzens verletzt fühlte, bald aber hatte Waldemare sich gesagt, daß Philipp, wenn er einmal ihr Gemahl sei, ihre Vorzüge würdigen, ihre innige Liebe anerkennen und dann doch durch ein Band herzlicher Zuneigung an sie geknüpft sein werde.

Waldemare war hohen Sinnes, mit Stolz sah sie den Geliebten in den Krieg ziehen, nur beklagte die Patriotin, daß er unter einem französischen Feldherrn ziehen müsse, sie hoffte den heimkehrenden Sieger zu kränzen. Es waren liebliche Mädchenträume, welche die Dame träumte von ihrem Cavalier.

Nun kehrte er zurück, als ein einfacher Soldat, als derselbe, der er gegangen. Daß er sich brav benommen bei mehr als einer Gelegenheit, das wußte Waldemare, aber das eben hatte ihre Erwartungen gesteigert, und nun trat er zu ihr, in einer verschabten Uniform, verwildertem Haar, faßte sie ungenirt um die Taille, küßte sie ungezwungen, nannte sie: schönes Cousinchen, und nichts weiter, ganz wie sonst, ganz als ob er gar nicht im Felde gewesen und wie sonst oft zum Besuch nach Berlin komme.

Das war ganz anders als sich Waldemare geträumt, und darum trat sie bleich und enttäuscht von ihm zurück, gleich nachdem er sie begrüßt.

Sie näherte sich ihm auch den ganzen Abend über nicht wieder, und dennoch hatte der Lieutenant keine aufmerksamere Zuhörerin als die liebende Waldemare.

Der lustige Reiter hatte keine Ahnung von den Schätzen an Liebe, die er hätte sein nennen können, wenn er nur die Hand hätte ausstrecken wollen.

Wohl kannte auch der Lieutenant das Familien-Arrangement, welches ihm Waldemare zur Gemahlin bestimmte, man hatte es ihm schon mitgetheilt, als er bei den Ulanen eintrat; damals hatte er gelacht, hatte nichts dagegen gehabt, die ganze Angelegenheit aber hatte ihm stets sehr fern gestanden, und sein Wunsch war gewesen, die Verheirathung so lange als möglich aufzuschieben, damit er seine Jugend genießen könne.

Daß ihn Waldemare liebe, leidenschaftlich liebe, mit der vollen Gluth ihres warmen und edlen Herzens, mit der ganzen Fülle ihrer jungfräulichen Seele, davon hatte der Ulan keine Ahnung, würde es auch vor seinem kurzen Aufenthalte an dem Heerde des Mennoniten kaum begriffen haben.

Als sich der junge Offizier nach dem Abendbrot — man speiste damals noch zu Abend in Berlin nach guter alter Sitte — durch seine Müdigkeit entschuldigt, zurückzog und der Familie gute Nacht sagte, reichte ihm auch Waldemare ihre kühle, kleine Hand wieder; er fühlte die zarten Finger in seiner Hand zittern und sah das schöne Mädchen einen Augenblick fragend an, aber Waldemare hielt die Augen niedergeschlagen und ihre feinen Züge zeigten die vollkommenste Ruhe. „Gute Nacht, liebe Waldemare!“ „Gute Nacht, lieber Philipp!“ Damit schieden sie für diesen Abend.

Waldemare hörte noch lange mit innerer Befriedigung all' die Lobsprüche an, welche die Tanten und Oheime dem jungen Offizier

schenkten, Lobsprüche, in welche die Präsidentin lauter einstimmte, als sonst ihre Weise war.

Indessen suchte der Lieutenant, begleitet von dem Cousin Rudolph, dem jungen Beamten der Seehandlung, sein Lager.

Rudolph war derjenige Vetter in der Familie, der den Lieutenant in dessen Abwesenheit zu ersetzen bestrebt war bei allen Familienmitgliedern, am liebsten hätte er ihn natürlich bei Waldemare ersetzt, und schon vor Philipp's Abreise zur Armee hätte er mit diesem von Waldemare sprechen wollen, damals aber war er zu schüchtern gewesen, jetzt hatte ihm seine Anstellung im Staatsdienst Muth gegeben.

Harmlos plaudernd blieb er bei dem Offizier, während sich dieser entkleidete, und erst als der Lieutenant im Bette lag, sagte er: „Bist Du sehr müde, Philipp? ich möchte noch einige Worte mit Dir reden.“

„Genire Dich nicht, Vetter,“ entgegnete der Lieutenant, „müde bin ich gar nicht; ich hatte nur das Bedürfniß, aus den Kleidern zu kommen und meine Glieder zu strecken!“

„Philipp,“ nahm Rudolph ernsthaft das Wort, und ließ sich auf einen kleinen Stuhl neben dem Bette des Offiziers nieder, „ich muß Dir zuerst sagen, daß ich verliebt bin!“

„Bravo, mein Junge, mache Deine Bekenntnisse, Discretion ist Parole bei Ulanen, weißt Du! In wen bist Du verliebt?“

„In unsere Cousine Waldemare!“ sagte Rudolph leise.

„Das muß wahr sein!“ rief der Lieutenant lachend, „wir sind eine sonderbare Familie zusammen, alle Vettern verlieben sich in Cousine Waldemare und Alle machen mich zum Vertrauten ihrer Flamme, Du warst bis jetzt der Einzige, und nun fängst Du auch mit Waldemare an!“

„Lache nicht, Philipp,“ bat der Liebende treuherzig, „bei mir ist es Ernst!“

„Ich will nie wieder in meinem Leben ein Glas Punsch trinken, Vetter, wenn mir das nicht noch Jeder versichert hat!“

„Nein, Philipp, Du verstehst mich nicht, ich will Waldemare heirathen, meine Stellung bei der Seehandlung, mein eigenes Vermögen erlauben mir, ihr einen Antrag zu machen.“

Der Lieutenant richtete sich auf im Bette und sah seinen jungen Verwandten an; verschiedene Gedanken gingen durch seine Seele, er schwieg eine Weile, dann sagte er langsam: „Du willst die schöne Waldemare heirathen, Du bist wohlhabend, und sie ist es auch, nun, warum machst Du ihr nicht Deinen Antrag?“

„Ich weiß, daß die Familie beschlossen hat, das himmlische Mädchen Dir zur Frau zu geben!“ entgegnete Rudolph.

„Hm! das weiß ich auch,“ meinte der Lieutenant, „aber das himmlische Mädchen hat niemals eine besondere Neigung an den Tag gelegt, meine Gemahlin zu werden, und ich, nun ich dächte, lieber Vetter, Du

könntest wissen, daß ich mich eben nicht beeilt hätte, den Wünschen der Familie nachzukommen!"

„Aber Du liebst Waldemare?"

„Gewiß, da sie ein liebenswürdiges Mädchen ist und ich als Cousin, dem Familien-Herkommen gemäß, sie lieben muß!" erwiederte der Lieutenant zwischen Ernst und Scherz.

„Ich bitte Dich, Philipp," drängte der Vetter, ungeduldig werdend, „bleibe doch einen Moment ernsthaft und höre, was ich Dir sagen will."

„Auf Ehre, ich bin ernsthafter, als Du denkst, mein guter Junge," versicherte der Lieutenant, vor dessen Seele das Bild der schönen Mennonitin Susanna neben dem der Cousine Waldemare stand.

Die arme Waldemare ahnte nicht, welche furchtbare Gegnerin sie im fernen Westpreußen hatte.

„Nun, Philipp," nahm Rudolph das Wort, „sei mir nicht böse, wenn ich einen delicaten Punkt berühre. Du bist nicht reich, Dein Gut ist schwer verschuldet, und mit der Mitgift der himmlischen Waldemare wollte Dich die Familie im Besitz erhalten. Darf ich Dir ein Anerbieten machen?"

„Rudolph," entgegnete der Lieutenant ernsthaft, „ich weiß nicht, wo hinaus Du mit Deinen Bemerkungen über mein Vermögen willst, aber ich bitte Dich, mir nicht Vorschläge zu machen, die ich nicht annehmen kann!"

„Was ich Dir anbiete," versicherte Rudolph, „kannst Du annehmen; Du brauchst Geld, ich bin Dein Vetter, ich biete Dir so viel an zu landesüblichen Zinsen, als Du brauchst."

„Und was willst Du dafür?" fragte der Offizier mißtrauisch.

„Nichts, Vetter," entgegnete der junge Mann, „ich will nur die Familie hindern, aus Rücksicht wegen der Schulden, die auf Deinem Gute haften, auf Deiner Verheirathung mit meiner Waldemare zu bestehen!"

„Ah! Deine Waldemare! Du bist also schon einig mit ihr?"

„Das geliebte Mädchen hat vielleicht eine Ahnung von meiner Liebe, gesprochen habe ich noch nicht."

„Nun denn, Vetter, lege Dich schlafen!" rief der Lieutenant, „wenn ich Geld brauche, werde ich Dich darum bitten, und bei Dir steht es, mir meine Bitte abzuschlagen, oder zu gewähren! Aber ich bitte Dich ernstlich, mir nicht mit Geldanerbietungen in dieser Angelegenheit zu kommen; siehst Du, das ist mesquin, Du meinst es gut, ja, aber mich hat's verletzt. Wärest Du zu mir gekommen und hättest gesagt: Vetter, wenn Du unsere Cousine Waldemare nicht liebst, so mach mir Platz, ich liebe sie und will sie heirathen, oder: Vetter, wir Beide lieben Waldemare, laß sie selbst wählen zwischen uns; so hätt' ich geantwortet: suche die Liebe des Mädchens zu gewinnen, denn ich liebe sie nicht, ich hätte sie

nur aus Familien-Rücksichten genommen! So aber sieht das aus wie ein Handel, Donnerwetter, damit mußt Du mir nicht kommen!"

„Ich bitte Dich, Vetter!" sagte Rudolph kleinlaut und höchst bestürzt.

„Na, sei nur ruhig," tröstete der Lieutenant, wie immer schnell besänftigt, „ich weiß ja, Du bist ein guter Kerl; da, nimm meine Hand, wir wollen morgen weiter darüber reden, und an mir soll's sicher nicht liegen, wenn Du Deine himmlische Waldemare nicht bekommst."

Rudolph drückte die Hand seines Vetters, daß der hätte schreien mögen, und entfernte sich, Seligkeit im Herzen.

Der Lieutenant aber konnte lange keinen Schlaf finden; er sah die ernsten Gesichter aller Oheime und Tanten vor sich, er erwog die Folgen seiner Auflehnung gegen den Familienbeschluß, er sagte sich selbst, daß er viel lieber mit seinen Ulanen ein feindliches Viereck niederreiten würde, als all' die Vorstellungen und Ermahnungen anhören; aber hinter all' diesen schreckhaften Vorstellungen leuchtete ihm das seltsam liebliche Bild der holden Susanna. Dann wieder sah er auf der andern Seite den Widerstand des Mennoniten voraus, er fühlte, daß er mit zwei festen Familien und ihrer berechtigten Opposition zu kämpfen haben werde, aber dennoch beschloß er, frisch und freudig den Kampf zu wagen. „Ja," sagte er zu sich selbst, „hätte ich Susanna nicht gesehen, so hätte ich wohl auch mit Waldemare glücklich werden können; auch sie ist edel und schön, und verdammt bequem hätte ich's gehabt, aber ich hätte doch keine Ahnung gehabt von dem wonnigen Gefühl, das mich durchströmt, wenn ich an das holde Mennonitenkind nur denke. Ich habe immer gelacht, wenn mir Waldemare sonst Gedichte vorlas über das schmerzliche Sehnen nach der Geliebten; dieser wonnige Schmerz, ich habe die Dichter für toll gehalten, aber sie haben doch Recht! All' dieser Qualen wäre ich ledig, die Unruhe wäre vorüber, wenn ich Susanna vergessen könnte — aber ich möchte diese süßen Qualen nicht missen, ich bin selig in diesem schmerzlichen Sehnen nach der Geliebten — Susanna heißt die Parole für alle Zeit!"

Die Einwirkung der liberalen Gesetzgebung auf die Landwirthschaft.

I.

Durch eine Reihe von Gesetzen ist seit dem Jahre 1808 im preußischen Staate eine vollständige Veränderung aller socialen Verhältnisse herbeigeführt. Die Staatsmänner, welche diese Gesetzgebung leiteten, gingen von der Ansicht aus, daß die vollste Freiheit in der Verfügung

über die Person und allen geistigen und materiellen Besitz den Staatsangehörigen die Gelegenheit am vollständigsten gewähren würde, ihr eigenes Wohl am besten zu fördern, und dabei zugleich die Macht des Staates auf die möglichst höchste Stufe zu heben. Da die frühere Gesetzgebung mit dieser Ansicht im schroffsten Widerspruch stand, so konnte es nicht fehlen, daß fast alle Verhältnisse, welche sich unter ihr gebildet hatten, unter der neuen bedeutende Veränderungen erfahren mußten. Die Wirkung der neuen Gesetzgebung ist nun bereits durch mehr als 40 Jahre thätig und es scheint an der Zeit, die Erfolge zu ermessen, welche sie auf die verschiedenen socialen Verhältnisse hervorgebracht hat, um zu beurtheilen, ob sie den gehegten Erwartungen entsprochen oder nicht. Eine Untersuchung dieser Art muß aber nothwendig in verschiedene Theile zerfallen, sie muß die Verhältnisse der Gewerbe, des Handels, der Wissenschaft, der Moralität und des Sanitäts-Zustandes durchdringen, um festzustellen, ob geistiger und materieller Besitz der Staatsangehörigen fortgeschritten oder zurückgegangen ist. Sie darf ferner nicht auf vage Raisonnements, sondern muß auf unumstößliche Facta, wie sie allein die Statistik begründet, angelegt werden. Freilich ist letztere in unserm Staate leider in einem mangelhaften Zustande, dessen ungeachtet darf dieser Mangel aber nicht zurückschrecken, weil wenigstens für manche Verhältnisse so viel feststeht, daß sehr wichtige Momente zur Beurtheilung der Erfolge der neuen Gesetzgebung aufgefaßt werden können und weil anderntheils dadurch auch größere Aufmerksamkeit auf die Mängel der Statistik erregt und hierdurch vielleicht auf deren Abhülfe hingewirkt wird.

Hier soll nun eine Untersuchung des Zustandes des landwirthschaftlichen Gewerbes unternommen werden, wie derselbe vor und nach der neuen Gesetzgebung sich verhält, und wie er den von der letztern gehegten Erwartungen entsprochen hat. Eine solche Untersuchung wird vier Fragen zu beantworten haben, nämlich:

1) hat sich der Betrieb des Gewerbes,
2) die Ernährung der Bevölkerung,
3) der Reichthum des Bodens,
4) die Steuerkraft und die außerordentliche Leistungsfähigkeit in Kriegszeiten bei den Grundbesitzern verändert und in welcher Weise?

Alsdann wird zu untersuchen sein, ob, wenn in diesen vier Fällen Veränderungen eingetreten sind, hierbei die neuere Gesetzgebung eingewirkt hat oder nicht.

Zur Vergleichung sind die Jahre 1803 und 1849 gewählt, und die statistischen Zahlen für 1803 dem Werke von Krug:

Betrachtungen über den National-Reichthum des preußischen Staates, Berlin 1805;

diejenigen für 1849 den statistischen Tabellen und der Kotelmann'schen Schrift:

Die preußische Landwirthschaft nach amtlichen Quellen statistisch dargestellt, Berlin 1853,

entnommen; auch hat die Schrift des Professor Schubert zu Königsberg:

Statistik des preußischen Staates

Material geliefert.

Nach diesen Vorbemerkungen soll die Beantwortung der einzelnen Fragen versucht werden.

I. Hat sich der Betrieb des landwirthschaftlichen Gewerbes seit dem Jahre 1803 verändert?

Die Hauptgrundlage der Landwirthschaft ist das Areal, auf welchem sie betrieben wird. Soll nun das Letztere für die beiden in Rede stehenden Jahre in seinem Umfange festgestellt werden, so tritt hier sofort der Uebelstand entgegen, daß das Gebiet des Staates jetzt ein wesentlich anderes als 1803 ist, jedoch darf, wenn diejenigen Landestheile, welche abgetreten sind, mit denjenigen, welche hinzugekommen, verglichen werden, die Annahme statthaft erscheinen, daß in den hinzugekommenen Landestheilen mehr Bedingungen zum Fortschritt der Landwirthschaft lagen, als in den abgetretenen, und es wird daher diese Veränderung bei der Beurtheilung der Erfolge der neuen Gesetzgebung nur günstig für dieselbe wirken und nicht die Wahrheit zu ihrem Schaden verrücken.

Krug giebt nun für 1803 (Thl. I. S. 101) den Acker des Staates auf 24,130,000 Morgen und das Gartenland auf 482,600 Morgen an, über Wiesen und Weiden sagt derselbe leider nichts, und es hat sich auch darüber keine andere zuverlässige Quelle auffinden lassen.

Kotelmann berechnet (S. 309) das Ackerland des Staates auf 45,872,270 Morgen, das Gartenland auf 1,307,699, die Wiesen auf 8,089,495 und das Weideland auf 8,296,656 Morgen.

Hiernach umfaßte das Areal im Jahre 1849 an Gartenland 825,000 Morgen und an Ackerland 21,742,270 Morgen mehr als 1803.

Es geht also aus diesen Zahlen hervor, daß das landwirthschaftliche Gewerbe sein Areal in Folge der freien Verfügung über den Grund und Boden an Acker und Gartenland fast verdoppelt hatte, und die erste Frage muß daher dahin beantwortet werden, daß der Betrieb der Landwirthschaft sich bedeutend erweitert hat.

II. Hat sich die Ernährung der Bevölkerung verändert?

Bei der Beantwortung dieser Frage erscheint es zweckmäßig, zuerst festzustellen, wie viel Acker- und Gartenland in den beiden Jahren pro Kopf der Bevölkerung vorhanden war. Dieselbe betrug 1803: 9,700,000 Einwohner, 1849 dagegen 16,300,000 Einwohner, so daß im erstern

Jahre für jeden Einwohner 0,^{05} Morgen Gartenland und 2,^{5} Morgen Acker, im letzteren dagegen 0,^{08} Morgen Gartenland und 2,^{8} Morgen Acker vorhanden waren. Die statistischen Nachrichten für 1852 aber ergeben ferner, daß für den Zeitraum pro 1849—52 wiederum eine Erhöhung des Acker- und Gartenlandes pro Kopf des Zuwachses der Bevölkerung eingetreten ist, denn der Zuwachs der Bevölkerung beträgt 584,173, an Acker war dagegen mehr vorhanden 1,897,000 Morgen, oder pro Kopf des Zuwachses 3,^{2} Morgen und an Gartenland 108,000 Morgen, also 0,^{2} Morgen.

Die Thatsache, daß in unserm Staate von 1803 ab ein ziemlich gleiches Quantum an Acker- und Gartenland für jeden Einwohner vorhanden war, und daß für den Zuwachs sofort das benöthigte Areal durch Ausrodung beschafft wurde, ist für die Beurtheilung des Zustandes der gesammten Landwirthschaft von größter Wichtigkeit. Sie beweist vor allem, daß der Fortschritt der Landwirthschaft, welcher so oft von staatswirthschaftlichen Schriftstellern dadurch bewiesen werden sollte, daß die um 50 pCt. gewachsene Bevölkerung fortwährend von den einheimischen Producten ernährt und die Ausfuhr der letztern gesteigert werden konnte, vielmehr eine Ausdehnung als ein Fortschritt war, denn von Letzterm könnte nur alsdann die Rede sein, wenn nachgewiesen wäre, daß die Ernährung selbst eine reichlichere und kräftigere geworden. Ob dies der Fall ist, soll sofort untersucht werden.

Vorweg wird hier bemerkt, daß in allen nachfolgenden Berechnungen:

1	Schfl.	Weizen	=	90	Pfd.
1	„	Roggen	„	80	„
1	„	Gerste	„	60	„
1	„	Hafer	„	45	„
1	„	Rund-Getreide	„	100	„
1	„	Kartoffeln ...	„	100	„

und 1 Ctr. stets zu 100 Pfd. in Ansatz gebracht worden ist. Krug giebt die Ernte-Erträge über die Aussaat für 1803 in nachstehender Höhe an:

Theil 1. S.	57	Weizen	7,527,504	Schfl.	=	6,774,753	Ctr.,
„ „ „	61	Roggen	36,212,000	„	„	28,969,600	„
„ „ „	65	Gerste	18,921,600	„	„	11,352,960	„
„ „ „	70	Hafer	23,566,560	„	„	10,604,952	„
„ „ „	76	Erbsen	3,751,848	„	„	3,751,848	„
„ „ „	77	Wicken u. Linsen	338,832	„	„	338,832	„
„ „ „	78	Bohnen	177,704	„	„	177,704	„
„ „ „	82	Buchweizen ...	1,588,920	à 60 Pfd.	=	953,352	„
„ „ „	78	Hirse	401,160	à 60 Pfd.	„	240,696	„
Also Getreide in Summa		....				63,164,697	Ctr.

und Kartoffeln 21,158,000 Schfl. oder Ctr.

Diese Angaben sind den Kammer-Tabellen entnommen und gewiß, wenn überhaupt unrichtig, wie das in der Natur solcher Ermittelungen liegt, doch eher zu niedrig als zu hoch gegriffen.

Die neuere Statistik hat dergleichen Ermittelungen nicht angestellt, sondern die Ernte-Erträge durch Conjecturen festzustellen gesucht. Die Annahme, welche Schubert hierbei gewählt hat, scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen und wird daher hier zu diesem Zweck benutzt werden. Danach kommen von den vorhandenen 45,872,270 Morgen Ackerland: auf die Brache $^2/_9$; 10,193,838 Morgen Ackerland; auf den Futterbau $^1/_9$; 5,096,919 Morgen Ackerland; auf den Kartoffelbau $^1/_9$; 5,096,919 Morgen Ackerland; auf den Getreidebau $^5/_9$ = 25,448,595 Morgen.

Von diesen letzteren wird die Hälfte dem Winter-Getreidebau in der Art zugewiesen, daß dieselbe mit Weizen und Roggen im Verhältniß wie 9 : 41 besät wird, also dem Weizenbau 2,797,089 Morgen, dem Roggenbau dagegen 9,945,208 Morgen zufallen.

Die andere Hälfte wird der Art auf das Sommergetreide vertheilt, daß $^3/_5$ also 7,645,577 Morgen dem Haferbau, von dem Reste dagegen $^2/_3$ also 3,397,946 Morgen dem Gerstenbau und $^1/_3$ also 1,698,973 Morgen dem Rundgetreidebau überwiesen werden. Von dem also vertheilten Acker wird der Ertrag pro Morgen Weizen auf $5^5/_8$ Schffl., Roggen auf $5^1/_4$ Schffl., Hafer auf $6^3/_4$ Schffl., Gerste auf 6 Schffl., Rundgetreide auf 3 Schffl. und Kartoffeln auf 28 Schffl. berechnet und zwar alle diese Erträge über die Aussaat hinaus, so daß dieselbe nicht zur Berechnung kommt. Nach diesen Annahmen würde der Ernte-Ertrag pro 1849 sich zu folgender Höhe stellen:

Weizen	15,733,625	Schffl.	=	14,160,262	Ctr.
Roggen	52,212,342	„	„	41,769,873	„
Gerste	20,387,676	„	„	12,232,605	„
Hafer	51,507,644	„	„	23,178,439	„
Rundgetreide	5,096,919	„	„	5,096,919	„
	also an Getreide in Summa			96,438,098	Ctr.
	und an Kartoffeln . . .			142,713,732	Schffl. od. Ctr.

Wenn aus diesen Ernte-Erträgen die menschliche Consumtion ermittelt werden soll, so wird angenommen werden müssen, daß für Unterhaltung des Viehstandes die ganze Haferernte, die Hälfte des Rundgetreides, $^1/_4$ der Gerste- und $^1/_8$ der Kartoffelernte verwendet wird, daß dagegen der Ueberrest zur Consumtion und Ausfuhr verbleibt, wobei zu bemerken ist, daß dasjenige an Getreide und Kartoffeln, welches zur Bier- und Branntwein-Erzeugung verbraucht wird, als zur menschlichen Consumtion gehörig angesehen ist.

Nach diesen Voraussetzungen kommen

	an Hafer	23,178,439	Ctr.
	an Erbsen	2,548,459	„
	an Gerste	3,056,651	„ und
die Durchschnitts-Ausfuhr der Jahre 1848 — 50 mit		8,461,637	„
	also Summa	37,245,186	Ctr.

von dem Gesammt-Getreide-Ertrag in Abzug, so daß 59,193,900 Ctr. als Getreide-Consum für 16,300,000 Einwohner, daher 363 Pfd. pro Kopf verbleiben. Die Kartoffelernte ist für 1849 angenommen auf 142,713,732 Ctr. Hiervon kommen in Abzug 1/8 für den Viehstand mit 17,839,217 Ctr. und es verbleiben daher 124,874,515 Ctr. zur Consumtion oder pro Kopf der Bevölkerung 7,66 Ctr.

Wenn nun diese Consumtion an Getreide und Kartoffeln fast ganz genau mit derjenigen übereinstimmt, welche Kotelmann (S. 8) auf Grund weitläufiger Ermittelungen des Landes-Oeconomie-Collegii und der Nachweisungen der Consumtion in den mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städten annimmt, so beweist dies nachträglich die Richtigkeit der Berechnung der Erntebeträge wenigstens so weit, als sie bei großen Durchschnittsrechnungen erwünscht und nothwendig ist.

Die statistische Tabelle für 1849 berechnet eine Fleisch-Consumtion von 34,55 Pfd. und einen Milchverbrauch von 244 Quart pro Kopf der Bevölkerung.

Die Consumtion für 1803 in gleicher Weise berechnet, stellt sich dagegen wie folgt:

Die Getreide-Ernte betrug, wie vorher ermittelt,		63,164,697	Ctr.,
hiervon kommen in Abzug zum Viehfutter	Hafer . .	10,604,952	„
	Buchweizen	953,352	„
	Rundgetreide	2,254,535	„
	Gerste . .	2,838,240	„
	also in Summa	16,651,073	Ctr.,
so daß zur Consumtion und Ausfuhr		46,654,618	„

verbleiben, oder 480 Pfd. pro Kopf.

Ueber die Ausfuhr fehlen bei Krug alle Angaben, dagegen führt Demian (Statistische Darstellung der preußischen Monarchie. Berlin 1817) an, daß die Ausfuhr der Provinz Preußen nach einem dreijährigen Durchschnitt

an Weizen	720,000	Schffl.	=	648,000	Ctr.
an Roggen	576,000	„	„	460,800	„
an Gerste	168,000	„	„	109,200	„
an Erbsen	96,000	„	„	96,000	„
			Summa	1,314,000	Ctr.

betragen habe. Da nun die Provinz damals 1,784,000 Einwohner hatte, so betrug die Ausfuhr 0,73 Ctr. Getreide pro Kopf. Dieselbe hat sich, wie Schubert nachweist (S. 35), in dieser Provinz bis 1849 ver-

doppelt, und da die bei weitem größte Ausfuhr des Staates aus dieser Provinz kommt, so scheint die Annahme gerechtfertigt, daß die Ausfuhr des gesammten Staates sich in der Zeit von 1803—49 ebenfalls verdoppelt habe. Wenn sich dieselbe nun für 1849 auf 52 Pfd. pro Kopf berechnet, so würde sie hiernach für 1803 auf 26 Pfd. angenommen werden müssen, so daß sich die Consumtion an Getreide auf 454 Pfd. pro Kopf ergiebt.

Die Kartoffel-Ernte betrug 1803		21,158,400 Ctr.,
davon in Abzug $1/8$	. . . . . . =	2,644,800 „
	bleiben	18,513,600 Ctr.,

wonach, bei 9,700,000 Einwohnern, 1,^{9} Ctr. Kartoffel-Consumtion sich ergiebt. Zur Berechnung der Fleisch-Consumtion giebt Krug gar keine Data und wenn dieselbe nach denselben Sätzen wie 1849 berechnet wird, so stellt sie sich, wie folgt, von:

1,255,000 Stier. u. Ochs.	$1/7$ =	179,285 z. Schl.	à 500 pfd.	giebt	89,642,500 pfd.
2,355,902 Kühen	$1/8$ =	294,487	à 300 „	„	113,046,900 „
1,646,918 Jungvieh	$1/20$ =	82,346			
					202,962,400 = 20,^{89} pfd.
1,590,234 Kälbern			à 40 „		63,609,360 = 6,^{55} „
11,230,528 Schafen	à $1/6$ =	1,871,754	à 30 „		56,152,620 = 5,^{78} „
2,644,144 Schweinen	à $3/4$ =	1,983,108	à 110 „		218,141,800 = 22,^{49} „
					Summa 55,^{71} pfd.

Fleisch-Consumtion pro Kopf der Bevölkerung.

Für die Milch-Consumtion giebt Krug für eine Kuh einen jährlichen Ertrag von 1260 Quart an, wonach pro Kopf der Bevölkerung 270 Quart Milch entfallen.

Gegen die Berechnung der Fleisch-Consumtion für das Jahr 1803 wird wahrscheinlich Seitens der officiellen Statistik protestirt werden, da sie sich für berechtigt hält, eine bedeutende Veredlung der Viehzucht in Beziehung auf den Fleischertrag anzunehmen. Wird aber nach den Beweisen gefragt, welche sie für diese Annahme beschaffen kann, so erscheinen diese so hinfällig, daß eigentlich gar kein Gewicht darauf zu legen ist. Als nämlich der auffallende Umstand eintrat, daß von Triennium zu Triennium die Fleisch- und Milch-Consumtion pro Kopf der Bevölkerung sich verminderte, weil diese in einem stärkern Procentsatz wuchs, als die Viehzucht, nämlich um resp. 57 pCt. und 42 pCt., diese Wahrnehmung aber der Annahme des wachsenden Wohlstandes widersprach, da mit solchem stets eine vermehrte Fleisch-Consumtion eintritt, so mußte entweder diese Voraussetzung aufgegeben oder eine höhere Fleischproduction des Viehstandes angenommen werden. Zu Ersterem scheint man sich nicht haben entschließen zu können, man mußte also letztere wahrscheinlich machen. Hierzu wurde folgende Beobachtung benutzt.

Es hatte sich ergeben, daß das in die mahl- und schlachtsteuer-

pflichtigen Städte eingeführte Vieh im Gewicht pro Stück sich vermehrt hatte, und zwar wog:

	in der zweiten Hälfte der 30ger Jahre,	der 40ger Jahre
1 Ochse oder Bulle	555 Pfd.	583 Pfd.
1 Kuh oder Ferse	358 „	375 „
1 Schwein	121 „	153 „
1 Schaf	41 „	40 „
1 Kalb	47 „	48 „

Auf diese Zahlen gestützt, hat die Statistik eine bedeutende Veredlung des gesammten Rindviehstandes in Beziehung auf Fleisch- und Milchproduction anzunehmen gewagt.

Die Frage drängt sich nun auf, warum denn die Kühe und Bullen sich um 5 und 6 pCt. in der Fleischproduction veredelt haben, die Kälber aber an dieser Veredlung nicht Theil nahmen. Diese einfache Betrachtung wird schon genügen, die angenommene Veredlung aufzugeben und für die Gewichts-Zunahme einen andern Grund zu suchen. Der liegt aber nahe. Nach Einführung der Mahl- und Schlachtsteuer wurde es vortheilhafter, nur das schwerste Vieh in die steuerpflichtigen Städte einzuführen. Es wurde daher nothwendig, daß sich Viehhändler etablirten, welche den Landwirthen das gemästete Vieh abkauften und dasselbe nach seinem Gewicht sortirten, um alsdann das schwerste in die größern, das leichtere dagegen in die kleinern Städte abzusetzen. Solcher Zwischenhandel war aber früher verboten, und diese Art des Viehhandels bildete sich erst allmählich aus. Die Folgen dieser Sortirung des Mastviehs konnten erst später bemerkbar werden, und die Erscheinung der Gewichtszunahme des in die größern Städte eingeführten Viehes ist später nicht wieder vorgekommen, nachdem die Sortirung vollständig durchgeführt worden war.

Wenn nun nach dem Vorangeführten die von der Statistik scheinbar durch Zahlen nachgewiesene Veredlung des Rindviehstandes verworfen werden muß, so sei es erlaubt, einige Vermuthungen gegen die Veredlung des Viehstandes überhaupt auszusprechen. Freilich liefert die officielle Statistik gar kein Material hierzu.

Wenn ein Urtheil über die Veredlung des Viehstandes gefällt werden soll, muß der der größern und der der kleinern Güter auseinandergehalten werden, weil beide sich seit Durchführung der Separationen in wesentlich verschiedener Lage befunden haben. Durch die Separation wurden eine Menge Aufhütungs-Gerechtigkeiten und damit die frühere Hauptbasis der Viehzucht vernichtet. Derselben konnte nur durch künstlichen Weide- und Futterbau eine neue Grundlage geschaffen werden, und es wird als unbestreitbare Thatsache zugegeben werden müssen, daß wenigstens in den Provinzen auf dem rechten Elbufer, wo sich die Hauptmasse des gesammten Viehstandes befindet, dieser Bau auf den kleinern Gütern erst in so geringer Ausdehnung getrieben wird, daß

kaum bei einer so schlecht begründeten Viehzucht eine Verbesserung derselben denkbar ist, ja daß vielmehr mit Nothwendigkeit eine Verschlechterung gefolgert werden muß. Dagegen ist nicht in Abrede zu stellen, daß auf den größern Gütern viel zur Veredlung des Viehstandes gethan ist. Doch darf nicht übersehen werden, daß diese Veredlung sich hauptsächlich auf Pferde- und Schafzucht beschränkt, und Rindvieh- und Schweinezucht hierbei viel weniger Beachtung und Beförderung gefunden haben. Die Statistik weist nun nicht nach, welcher Theil des Viehstandes auf den kleinern und welcher auf den größern Gütern steht, bei welchem also eine Verschlechterung, und bei welchem eine Verbesserung anzunehmen ist. Nur für Westpreußen weisen statistische Ermittelungen bei der Landschaft nach, daß auf 240 in den Jahren 1849—52 taxirten Rittergütern überhaupt auf 1000 Morgen Acker 14,7 Pferde, 3,7 Fohlen, 0,9 Bullen, 17,2 Ochsen, 26,1 Kühe, 13,3 Jungvieh, 651,1 Schafe, 37,2 Schweine gehalten wurden, wogegen im ganzen Provinztheil auf 1000 Morgen Acker 14,7 Pferde, 6,0 Fohlen, 1,4 Bullen, 15,7 Ochsen, 41,2 Kühe, 22,4 Jungvieh, 297 Schafe, 46,4 Schweine kommen.

Wird dieses Verhältniß auch für Ostpreußen angenommen und in Betracht gezogen, daß in der ganzen Provinz 1/3 des landwirthschaftlichen Areals in Besitzungen über 600 Morgen liegt, und werden diese in ihrer Viehhaltung den Rittergütern gleich gesetzt, so befinden sich auf jede 3000 Morgen Acker

	auf den Besitzungen über 600 Morgen:	auf den Besitzungen unter 600 Morgen:
Pferde	14,7	70,8
Fohlen	3,7	16,1
Rindvieh	54,7	187,6
Schafe	651	239
Schweine	37	102

Diese Zahlenreihe für den ganzen Staat als maßgebend für die Vertheilung des Viehstandes der größern und kleinern Güter anzunehmen, würde sehr gewagt erscheinen, und läßt sich hierfür nicht füglich ein Beweis beibringen. Da aber in keiner andern Provinz sich so viel große Güter vorfinden, als in Preußen, und doch vielleicht in den anderen ähnliche Verhältnisse obwalten, so spricht die Vermuthung dafür, daß im ganzen Staate von dem gesammten Viehbestand nach der Stückzahl sich 75 pCt. in den Händen der kleinern Besitzer befinden. Wenn nun als wahrscheinlich richtig anerkannt wird, daß der Viehstand der kleinern Besitzungen sich nicht veredelt hat, so ist leicht zu ermessen, wie bedeutend die Veredlung desselben auf den größern Gütern hätte sein müssen, wenn dieser Fortschritt von irgend erheblichem Einfluß auf die Veredlung des Gesammt-Viehstandes hätte sein sollen. Wie aber schon oben bemerkt, hat sich die Veredlung viel mehr auf Schafe und Pferde, als auf Rindvieh und Schweine gerichtet. Also auch diese Vermuthun-

gen führen zur Verwerfung einer irgend erheblichen Steigerung der Fleischproduction der beiden Viehgattungen überhaupt.

Was nun aber speciell eine Vergleichung der Fleischproduction des Viehstandes in den Jahren 1803 und 1849 betrifft, so scheint die Annahme einer Vermehrung für letztere fast geradezu widersinnig. Krug weist nämlich nach (Thl. I., S. 20), daß 1803 auf 5,257,820 Stück Rindvieh überhaupt 1,646,918 Stück Jungvieh vorhanden waren, wogegen 1849 bei einer Stückzahl von 5,371,644 nur 1,514,504 an Jungvieh sich vorfanden; es mußte also 1803 mehr des vorhandenen Viehes geschlachtet werden können, als 1849, und dieses Mehr mußte mindestens auf 10 pCt. angeschlagen werden. Da aber nur ein gleicher Bruchtheil des vorhandenen Viehes zum Schlachten berechnet ist, so ist hierdurch bei dem Rindvieh schon die Fleischproduction für 1803 zu niedrig berechnet; dieser Fehler steigert sich aber noch, wenn bedacht wird, daß 1803 an Ochsen 1,255,000, 1849 dagegen 752,014 vorhanden waren. Wäre nun für 1803 $1/_6$ der vorhandenen Ochsen zum Schlachten berechnet, so wären 30,000 Ochsen oder 15,000,000 Pfd. Fleisch allein bei dieser Position für 1803 zu wenig veranschlagt.

Was nun die Berechnung der Fleischproduction der Schweine betrifft, so kommt hier in Betracht, daß sich dieselben zum größten Theil im Besitz solcher Leute befinden, welche durch die Verschließung der Forsten gegen diese Thiergattung und durch die Urbarmachung der Gemeinde-Weiden die gedeihlichste Basis dieser Viehhaltung verloren haben, daher ist dieselbe denn auch in so sehr starkem Verhältniß gegen den Anwachs der Bevölkerung zurückgegangen. Es kamen nämlich 1803 bei 9,700,000 Einwohnern und 2,644,000 Schweinen auf 100 Einwohner 27 Schweine, wogegen 1849 bei 16,300,000 Einwohnern und und 2,466,000 Schweinen auf 100 Einwohner nur 15 Schweine kamen. Es mußten also entweder mehr als $3/_4$ der vorhandenen zum Schlachten, oder diese, weil sie älter, auch schwerer berechnet werden.

Für die Kälber und Schafe hat selbst die Statistik kein höheres Fleischer-Gewicht angenommen. Bei den Schafen erklärt sich die Nichtvermehrung des Fleischertrages dadurch, daß durch die bedeutende Veredelung des Wollertrages ersterer gelitten hat, wie es denn bekannt ist, daß das Merino-Schaf ein schlechteres Fleisch-Schaf als das Land-Schaf ist. Wird dieser Umstand in Betracht gezogen, so wie der enorme Fortschritt in der Stückzahl (von 1816—1849 um 100 pCt.), so erscheint es fast gerechtfertigt, für 1803 einen größern Theil der Schafe zum Schlachten zu berechnen und für diese ein höheres Fleischgewicht anzunehmen. Trotz aller dieser Ausführungen soll aber dennoch der von den Statistikern angenommenen Veredelung insofern Rechnung getragen werden, daß für 1803 von dem Fleischgewicht des Rindviehs und der Scheine 10 pCt. in Abzug gebracht werden, also resp. pro Kopf der Bevölkerung 2,1 Pfd. und 2,3 Pfd. wonach die Fleisch-Con-

sumtion für 1803 sich auf $51,^{31}$ Pfd. herausstellt. Wird nun die Consumtion beider Jahre zusammengestellt, so zeigt sie folgendes Quantum pro Kopf

1803:	Getreide	454 Pfd.	1849: 360 Pfd.
	Kartoffeln	190 "	766 "
	Fleisch	$51,^{31}$ "	$34,^{55}$ "
	Milch	270 Quart	244 Quart.

Es tritt hier eine wesentliche Veränderung der Consumtion entgegen, indem pro Kopf 1849 94 Pfd. Getreide, $16,^{76}$ Pfd. Fleisch, 26 Quart Milch weniger, dagegen 576 Pfd. Kartoffeln mehr consumirt wurden. Was diese Veränderung der Consumtion für einen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben muß, bleibt den Aerzten zu beurtheilen überlassen, vom landwirthschaftlichen Standpunkt aus aber ist sie höchst bedeutend. Hätte die alte Consumtion aufrecht erhalten werden sollen, so müßte ein bedeutend größeres Quantum Ackerland zur Ernährung von 16,300,000 Menschen vorhanden sein, als 1849 vorhanden war, denn da 1 Pfd. Fleisch zu erzeugen, nach von Riedeselschen Erfahrungen, 13 Pfd. Getreide oder 66 Pfd. Kartoffeln, und 10 Quart Milch 8 Pfd. Getreide oder 40 Pfd. Kartoffeln erfordern, so ergiebt sich folgendes Verhältniß: Es fehlen an der Consumtion von 1849 gegen diejenige von 1803 an Getreide . . 94 Pfd.

tion von 1849 gegen diejenige von 1803 an Getreide . .	94 Pfd.
mit den mehr vorhandenen 576 Pfd. Kartoffeln lassen sich 9 Pfd. Fleisch herstellen, es müssen alsdann noch $7,^{76}$ Pfd. Fleisch mit Getreide erzeugt werden, welche zu 13 Pfd. erfordern	100 "
für die fehlenden 26 Quart Milch müssen à 10 Quart 8 Pfd. Getreide	20 "
in Summa .	214 Pfd.

verfuttert werden.

Da nun auf den vorhandenen 45,000,000 Morgen Acker, wenn die Kartoffeln nach dem Verhältniß von 5 zu 1 im Verhältniß ihrer Nahrhaftigkeit auf Getreidewerth reducirt werden, nach Abzug der Aussaat und des Viehfutters 85,000,000 Ctr. Getreidewerth zur Consumtion producirt werden könnten, so müßten, um die erforderlichen $2,^{16}$ Ctr. pro Kopf für 16,300,000 Einwohner zu schaffen, 17,000,000 Morgen Acker mehr urbar gemacht worden sein, oder der preußische Staat hätte seine gesammte Getreide-Ausfuhr von 8,400,000 Ctr. nicht allein aufgeben, sondern auch noch 24,200,000 Ctr. Getreide einführen müssen, um die Consumtion von 1803 auch im Jahre 1849 zu gewähren.

Als Resultat der vorstehenden Untersuchungen ergiebt sich daher, daß, vom landwirthschaftlichen Standpunkt aus, die Consumtion sich bedeutend und zwar um 40 pCt. verschlechtert hat, denn sollte sie auf die Höhe von 1803 zurückgebracht werden, so würden 4 Morgen Acker pro

Kopf der Bevölkerung hierzu erfordert, wogegen damals 2,5 Morgen hinreichten.

Wie ganz anders stellt sich dagegen dieses Verhältniß in England. In einer Schrift von Rickards (Population and Capital, London 1854) wird constatirt, daß im Jahre 1800 in Großbritanien 5,4 Ackern, und in England und Wales 4 Acker pro Kopf der Bevölkerung, im Jahre 1850 dagegen nur resp. 2,7 und 2 Acker vorhanden waren. Da nun bekanntlich die Consumtion in England, namentlich was das Fleisch betrifft, bedeutend gestiegen ist, und zwar viel bedeutender als die Einfuhr von Vieh, so ergiebt sich aus dieser Vergleichung, daß es in derselben Zeit der englischen Landwirthschaft gelungen ist, die Production für die Consumtion pro Acker Landes zu verdoppeln, wogegen die preußische dieselbe um 40 pCt. vermindert hat.

Die zweite Frage wird also dahin zu beantworten sein, daß sich die Consumtion bedeutend verschlechtert hat, und daß alle die Erscheinungen, welche so häufig als ein Beweis für den Fortschritt der Landwirthschaft angeführt werden, nur dadurch eingetreten sind, daß die Einwohner des preußischen Staates eine wesentlich schlechtere Kost haben.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. Von Alexander Jung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

Wieder ein Beitrag zur Charakteristik jenes literarischen Cliquenwesens, neue Pinselstriche zum Conterfei jenes systematischen Herausstreichens, wie es die „Berliner Revue" bereits zu verschiedenen Malen dargelegt hat. Ja, die alte „Henne" des „Wandsbecker Boten" hat noch immer Recht, wenn sie gackert:

„Ihr wißt wohl schön, was heuer
Die Mode mit sich bringt, ihr ungezognes Vieh,
Erst leg' ich meine Eier,
Dann recensir' ich sie."

Nur mit dem Unterschiede, daß jetzt gleichgesinnte Hähne auf dem Mist der Clique das Recensiren übernehmen, einmal, um die Sache minder auffallend zu machen, und dann, damit man doch nicht sagen könne: es krähe kein Hahn nach den heutigen Literaturgrößen. Es wird die Möglichkeit gedruckt in Deutschland. Dennoch haben wir es beim ersten Blick auf diese „Briefe" nicht für möglich gehalten, daß ein so leichtsinniger Buchhändler in den deutschen Gauen blühe, ein 237 Seiten starkes Buch über Gutzkow's „Ritter vom Geist" drucken zu lassen.

Erst beim zweiten Blick begriffen wir das Unbegreifliche: F. A. Brockhaus, der Verleger der „Ritter vom Geiste“, ist auch der Verleger dieser bewunderungsvollen „Briefe über die Ritter vom Geiste“! Die Rückseite des Umschlages meldet ausdrücklich, daß „im Verlage von F. A. Brockhaus „die Ritter vom Geiste“, d. h. vom Geiste des Herrn Karl Gutzkow, für sechs Thaler zu kaufen sind, „zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigeren Preise.“ Hat F. A. Brockhaus sonach schon das Opfer gebracht, diese „Ritter“ fast um die Hälfte des Preises zu erniedrigen, warum soll er nicht ein Uebriges thun und einen ungereimten Lobgesang auf die „Ritter“ drucken lassen? Der Lobgesang hebt an:

„Welche Freude gewährt es mir, hochverehrtester Freund, Ihnen endlich schreiben zu können, daß ich Gutzkow's „Ritter vom Geiste“ nun auch gelesen, genossen, vielfach erwogen und durchdacht habe. Sie sind mir in dem Allen längst zuvorgekommen. Sie haben mir fast einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich bei meinem Interesse für Gutzkow die Lecture so lange unterlassen konnte.“

Wer dieser „hochverehrteste Freund“ ist? Alex. Jung nennt ihn nicht mit Namen. Wir vermuthen: es ist F. A. Brockhaus. Denn erstens ist es ohne Zweifel ein Freundschaftsstückchen seltener Art, so ein Buch zu drucken, und der „Freund“, der diese Gefälligkeit hat, verdient gewiß hohe Verehrung, resp. das Prädicat: „hochverehrtester“! Zweitens hat der „hochverehrteste Freund“ dem Briefsteller Alex. Jung „fast einen Vorwurf daraus gemacht“, die Lecture der bewußten „Ritter“ so lange unterlassen zu haben. Und wer anders, ausgenommen etwa Herr Gutzkow, könnte wohl Einem „fast einen Vorwurf daraus machen“, diese Unterlassungssünde an den „Rittern“ begangen zu haben, wer anders, als der Verleger in seinem natürlichen „Interesse für Gutzkow“?

Seit dem ersten Erscheinen der „Ritter vom Geist“, welche das „Halle'sche Volksblatt“ kurz und gut als „Ritter von Sinnen“ charakterisirt hat, mag wohl schon ein Lustrum vergangen sein. Somit liegt die Frage nahe: warum Alexander Jung nicht schon früher als kritischer Schildknappe den Gutzkow'schen „Rittern“ Helm, Lanze und Schild nachgetragen, zumal da er an seinen „hochverehrtesten Freund“ schreibt: „Als die erste Ankündigung jenes Romans erschien, wie schnell theilte ich es Ihnen mit, wie war ich darauf gespannt, mit dem Ganzen vertraut zu werden. Ich verschlang die ersten Capitel, welche bekanntlich zuerst im Feuilleton der „Deutschen Allg. Ztg.“ erschienen.“ Warum hat nun Alexander Jung nicht weiter „verschlungen“? Der Appetit kommt doch sonst im Essen. Hat er sich vielleicht sogleich an den ersten Capiteln eine Indigestion zugezogen? Diese Vermuthung wäre freilich die natürlichste. Aber für alles Natürliche haben, man weiß wohl, die jungen Deutschländer und ihre Lobgesellen schon in ihrer

Jugend wenig Sinn gehabt, und ihr Alter schützt sie noch weniger vor der Thorheit des literarischen Geckenthumes. Um zu begreifen, das beste Mittel, immer neu, immer frisch zu erscheinen, sei ganz einfach dieses: das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen, dazu gehörte die ganze poetische Verblendung eines Homer und eines Goethe. Dagegen die jungen Deutschländer waren von Hause aus über alle Naturwahrheit erhaben. Ihre Tendenz ging auf das Verblüffen. Ihr Genie bestand wesentlich darin, verrückte Themata wie Emancipation des Fleisches, überhaupt Emancipation von den Schranken der Zucht und Sitte in übergeschnappter Weise zu behandeln — wir würden sagen: mißhandeln, wenn solchen Gegenständen durch schlechte Behandlung nicht die größte Güte erzeigt würde in den Augen von Leuten, die nicht zu dem Orden der „Ritter von Sinnen“ gehören. Rein natürliche Gründe für seine Vertagung dieser Gutzkow'schen Apotheose sind daher auch nicht von dem Schreiber dieser „Briefe“ zu verlangen, also auch nicht das offene Geständniß: er habe sich an den ersten Capiteln bereits so gründlich den Geschmack an den „Rittern vom Geiste“ verdorben, daß er, wie sehr er auch darauf „gespannt“ gewesen, doch davor zurückgebebt, sich tiefer in diesen Abgrund von Langeweile zu stürzen. Der Briefsteller erzählt vielmehr:

„Dieses Blatt (die Brockhaus'sche „Allgemeine“) kam mir später nicht regelmäßig zu Gesicht. Ich bedauerte das in Betreff des Romans nicht zu sehr, denn der Anfang der „Ritter“ hatte mich bereits so gewaltig erfaßt, daß ich jede Unterbrechung wie eine Entweihung fühlte, daß ich darnach trachtete, das Ganze in einem Stück in mich aufzunehmen. Aber auch im Nächsten waltete manch' ungünstiger Zufall. Als das Werk im Buchhandel war, kam es mir leihweise in die Hand. Mit gesteigerter Erwartung begann ich zu lesen, mich zu vertiefen, mußte aber den Roman seinem Besitzer auf einige Zeit wieder zustellen. Als das Dichtergebilde mir wieder zu Gebote stand, schoben sich Arbeiten, schoben sich ungünstige Stimmungen zwischen Wollen und Vollbringen.“

Ist das nicht rührend, wenn nicht für's Herz, doch rührend für etwas Tieferes, für jene starke Haut, welche die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidet und Zwerchfell genannt wird, ja, ist es nicht Zwerchfell-erschütternd, so zu lesen, wie Einer Gutzkow's Ritter durchaus lesen will und es doch nicht „vollbringen“ kann. Nicht vollbringen, ungeachtet aller „Spannung“, aller „gesteigerten Erwartung?“ Man sieht, sogar Einen, den schon „der Anfang der Ritter so gewaltig erfaßt“ hatte, konnte die Fortsetzung nicht festhalten, nicht fesseln. Ja, hätte Hercules die Glanzepoche dieser Ritter erlebt, es würde ihm als eine seiner zwölf Arbeiten vom Eurystheus befohlen worden sein, Gutzkow's Roman in einem Zuge durchzulesen. —

Wodurch die Ritter „für alle Zeit Werth und Bedeutung er-

halten", das will Alex. Jung „abmessen" mit seinen ellenlangen Briefen. Um wieviel leichter und kürzer hätte er sich doch die Sache machen können, wenn er einfach erklärt hätte: Gutzkow's Roman habe ihm, Alex. Jung, völlig genug gethan. Sodann hätte Gutzkow in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" in die Kohlen des Weihrauchs für seinen Anbeter geblasen, hätte seinerseits den Verfasser dieser Briefe für einen der Besten seiner Zeit erklärt. Und somit wäre die Ewigkeit der Ritter und die Unsterblichkeit Gutzkow's constatirt gewesen: „denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Basta! —

Das Ueberraschendste, was Alex. Jung in seinen Briefen leistet, ist die Entdeckung eines „liebevollen, Alles umfassenden Gemüths" bei dem Stifter des Bundes der „Ritter vom Geist". Im gleichen Verlage von F. A. Brockhaus ist zwar schon einmal der Ausspruch erschienen: „Es dünkt uns oft, als sei in Gutzkow vereinigt, was in Voltaire und Rousseau an zwei Geister vertheilt war." Aber was jetzt Alex. Jung über Gutzkow's Herz und Gemüth offenbart, das geht doch noch weit über jene bescheidene Vereinbarung von Voltaire und Rousseau hinaus. Diese köstliche Stelle, die den ganzen Briefsteller charakterisirt, lautet:

„Nicht bloß der Verstand, der in Gutzkow ein so scharfer, mit eigenthümlichster Ironie — man vergleiche nur seine „Oeffentlichen Charaktere" — alle bloße Halbheit ätzender und zersetzender ist, das Herz vor Allem ist das Leben Treibende, Schaffende in den „Rittern vom Geiste", so daß sogar die Schärfe unseres Dichters gegen gewisse Zeitrichtungen aus den Betheiligungen eines liebevollen, Alles umfassenden Gemüths bei ihm hervorgeht."

Daß „der Verstand in Gutzkow von eigenthümlichster Ironie" ist, damit trifft Alex. Jung allerdings den Nagel auf den Kopf. Denn jedenfalls ist es eine „eigenthümliche Ironie" für den „scharfen Verstand" Gutzkow's, daß jetzt z. B. wieder ein Napoleon Beherrscher von Frankreich ist, nachdem Gutzkow in den 30ger Jahren gerade „ätzend und zersetzend" geurtheilt hat: der Napoleonismus habe gar, aber auch gar keine Zukunft mehr in Frankreich. Und das, wenn wir uns recht erinnern, gerade in den „öffentlichen Charakteren", die demnach Alex. Jung etwas ungeschickt ihrer wohlverdienten Vergessenheit zu entreißen strebt. Es ging dem „scharfen Verstand" Gutzkow's mit dieser Vorhersagung gerade so wie dem hochpolitischen Gervinus mit seiner bekannten Weissagung von wegen der glänzenden Zukunft des Deutsch-Katholicismus: die Geschichte machte sich, ironisch wie sie ist, den Spaß, gerade das Gegentheil von dem eintreffen zu lassen, was die klugen Leute prophezeit hatten. — Ob in Gutzkow's Rittern wirklich mehr Herz als Geist ist, oder ob vielmehr die Langeweile „den vorwaltenden Antheil daran hat": die Entscheidung darüber können wir getrost denen anheimstel-

len, welche selbst auf der Folter jenes neunbändigen Romans gelegen haben. Nur protestiren wir zu Ehren der deutschen Poesie und im Namen des gesunden Menschenverstandes gegen die Art, wie Alex. Jung Gutzkow mit Goethe (!!!), die Ritter mit Wilhelm Meister und den Wanderjahren in Parallele bringt, wobei Goethe gegen den „Verdacht der Stockaristokratie und des Heidenthums" von dem Briefsteller überflüssiger Weise in Schutz genommen wird. Hat es auch Gutzkow nöthig, sich von Alex. Jung gelobt und den Dialog in den Rittern als „classisch in jedem Betracht" anerkannt zu sehen, so bedarf doch Goethe nicht der Vertheidigung von Seiten dieses Briefstellers, der anscheinend im vollen Ernste erklärt: „Mein Glaube an die Menschheit hat mit dem Studium des Gutzkow'schen Romans sich um Vieles befestigt." Freilich, wer Gutzkow'sche Romane zur Hochschule seines Studiums macht, mit dem ist nicht über den Begriff „classisch" zu streiten. Und fragt man uns, welchen Platz diese „Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste" im Reiche der Maculatur einnehmen werden, wir antworten: den Ehrenplatz neben Gutzkow's „Briefen eines Narren an eine Närrin".

Recensionen.

Wanderungen nach Südosten, herausgegeben von August Theodor von Grimm. Zweiter Theil. Berlin, 1856. Königl. Hofbuchhandlung.

Ein Nachzügler der großen literarischen Orient-Armee, mit der das Publicum seit Jahren im Kampfe gelegen, welcher es sicher erlegen wäre, wenn nicht der Pariser Frieden endlich ein Ende gemacht hätte. Der erste Theil der „Wanderungen nach Südosten" erschien vor Jahresfrist während des Kampfes, als die stolze Sebastopol noch kein Blatt aus ihrem jungfräulichen Kranze verloren, er brachte sehr schätzenswerthe Mittheilungen über die taurische Halbinsel, die, zu jeder Zeit von großem Interesse, damals mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen worden. Die Stellung des Verfassers — er gehörte zu den näheren Umgebungen Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Constantin von Rußland — sein feines ästhetisches Gefühl, sein Geschmack an klassischer Bildung, seine elegante Schreibweise befähigten ihn vor Vielen, die Resultate seiner scharfen Beobachtungen, die freilich den albernen Schwätzereien des Liberalismus oft diametral entgegenstanden, dem Publicum vorzulegen. Der eben erschienene zweite Theil enthält eine treffliche geschichtliche Entwickelung der orientalischen Frage, die selbst denen, die nicht ganz auf gleichem Boden mit dem Verfasser stehen sollten, lieb und angenehm sein dürfte, denn sie recapitulirt in sicherer Darstellung eine

Uebersicht Alles dessen, was zu jenem Kampf geführt hat. Herrn von Grimm's Arbeit ist ganz vorzüglich geeignet, das Nachdenken wach zu rufen und sich klar zu werden über die Sympathieen und Antipathieen, welche die Gemüther während der Zeit des Kampfes beherrscht haben. Es sieht Manches ganz anders aus, als es so lange erschienen. Obwohl er spät kommt, wird der Aufsatz gewiß Vielen sehr willkommen sein. Mehr an den eigentlichen Titel anschließend, bezieht sich die zweite Abtheilung des vorliegenden Bandes auf den Bosporus und die europäischen Vorstädte, Konstantinopels nämlich. Wie im ersten Theil vereinigt der Verfasser in seiner Darstellung die Gründlichkeit des deutschen Gelehrten mit der Anmuth eines Mannes der guten Gesellschaft; höchst bezeichnend für seine ganze Art und Weise zu schreiben, sagt er selbst, die Einfahrt in den Bosporus schildernd:

„Alle Gestalten, die in Sage und Geschichte in diese Wasserstraße sonst und jetzt eingezogen waren, schwebten vor den Augen, von der kolchischen Medea bis auf die Gräfin Hahn-Hahn. Die Sage und die Geschichte begleiten uns auf Reisen wie unsichtbare Geister und erwecken die verschollene That und den vergessenen Helden auf Augenblicke aus ihren Gräbern!“

So ist es auch in Grimm's Schilderungen, er hat das trefflich bewahrt, was ihn selbst begleitete, für uns, für seine Leser; überall stoßen wir auf historische Vergleiche, die meist sehr glücklich gewählt sind, so z. B.: „Die Fahrt der Argonauten macht eine Epoche in der Weltgeschichte, wie die Entdeckung des Seeweges nach Indien in dem funfzehnten Jahrhundert, und Jason, der Held jener Unternehmung, ist nicht geringer zu schätzen, als ein Columbus, ein Vasco de Gama, ein Bartholomeo Diaz. Die Symplegaden boten keine geringere Schwierigkeit als das Cabo Tormentoso.“

Besonders aufmerksam möchten wir die Leser machen noch auf die Abschnitte des Buches, in denen es sich um Schilderungen und Charakteristiken von Personen handelt. Herr v. Grimm ist darin Meister; die Charakteristik Abdul-Medschids ist unübertrefflich.

Reich ist das Buch auch an einzelnen kleinen Notizen, die mehr oder minder scharf die türkische Wirthschaft bezeichnen. Z. B. haben der griechische Patriarch, der katholische Erzbischof und der jüdische Ober-Rabbiner einen Rang bei der hohen Pforte, nämlich den eines General-Majors.

Das Buch schließt mit einem diplomatischen Gastmahl in Bujukdere; wir können nur dankbar bekennen, daß wir gern Gäste gewesen sind an Herrn v. Grimm's geistiger Tafel. Hoffentlich werden wir den Herrn Verfasser noch weiter auf „Wanderungen nach Südosten“ begleiten.

Album für Schlesien und die Lausitz, herausgegeben von Ed. Ruhlandt II., königl. Ingenieur-Hauptmann a. D. u. s. w. Breslau 1856. Graß, Barth u. Comp.

Der Name des Herausgebers wird den meisten Lesern der Berliner Revue nicht fremd sein, denn er hat sich auf dem Gebiet der historisch-patriotischen Literatur, so möchten wir es nennen, schon einen mit Recht gefeierten Namen durch sein „Taschenbuch für die Lausitz" gemacht. Dieses Taschenbuch für die Lausitz, das bis jetzt in zwei Bänden (Verlag von Heinze in Görlitz) vorliegt, hat sich der wärmsten Theilnahme aller einsichtigen Patrioten zu erfreuen, die es begriffen haben, daß man den hohlen Abstractionen und dem lüderlichen Geschwätz des Liberalismus nicht besser entgegenarbeitet, als mit der Geschichte des Vaterlandes, die das Herz wärmt, die für König und Vaterland begeistert, die der Väter Großthaten und die herrliche Vergangenheit lieben lehrt, die dem Volke die Möglichkeit giebt, das, was geschieht in der Gegenwart, zu messen an dem riesigen Maßstabe der Geschichte. Wahrlich, es dürfte um den Ruhm manches liberalen Tageshelden sehr traurig stehen, wenn die Leute, die ihn beklatschen und mit ekelhafter Ueberschwänglichkeit feiern, nur so viel Geschichte wüßten, daß sie ihn mit einem der alten Helden, an denen unsere Geschichte so reich ist, vergleichen könnten, mit einem von den Männern, die mehr waren, als schienen, die mehr thaten, als sprachen. Die Geschichte ist da; es hat uns nie an treufleißigen und hochverdienten Geschichtsforschern gefehlt; wir deuten mit hohem Stolz auf Männer wie Preuß, v. Ledebur, Riedel, v. Schöning u. A. Wir haben geniale Geschichtschreiber wie Leo und Ranke; wir können die Wirksamkeit aller dieser Heroen der Wissenschaft nicht hoch genug anschlagen, wir können ihnen nicht genug danken; aber wir wollen mehr. Wir wollen auch Bücher, die nicht wie jene kostbaren Werke schon eine höhere Bildung voraussetzen, sondern solche, die für Jedermann, der lesen kann in unserm Volk, und es ist ja ein Stolz Preußens, daß bei uns Jedermann liest, verständlich sind, die anregend und unterhaltend belehren über die Vergangenheit. Nun solche Bücher sind das Taschenbuch für die Lausitz und das vorliegende Album für Schlesien und die Lausitz, die wir dem Fleiß und der Umsicht des Hauptmanns Ruhlandt II. verdanken.

Ueber das Taschenbuch für die Lausitz hat sich namentlich die „Neue Preußische Zeitung" sehr günstig vernehmen lassen; wir stimmen ihr in allen Punkten bei und finden, daß sich das „Album" dem „Taschenbuch" ebenbürtig zur Seite stellt. Es enthält eine ungemein reiche Sammlung von kleinen und größern Aufsätzen, Notizen, Berichten, Volksliedern u. s. w., die sich alle auf die politische oder die Culturgeschichte Schlesiens und der Lausitzen beziehen. Jeder, auch die Hochgebildeten, selbst die Gelehrten, wird in dieser Sammlung noch Manches finden,

was er nicht kennt, was ihm lieb ist und was ihn freut. Da haben wir kleinere und größere Beiträge zur Geschichte adeliger Geschlechter des Landes (Haugwitz, Gersdorf, Promnitz, Nostitz), Beiträge zur Geschichte Friedrich's des Großen und des siebenjährigen Krieges, Soldatengeschichten vom braven Wagener und den Breslauer Kürassieren, Notizen zur Sittengeschichte, Bruchstücke aus Chroniken, Sprüchwörter, Volkssagen und Volkslieder u. s. w. Bald sind es Auszüge und Bearbeitungen aus größern Werken, die sonst nicht in das große Publicum kommen, bald sind es Mittheilungen aus dem noch ungehobenen Schatz der Familienbücher, bald endlich Notizen, dem Munde und Leben des Volkes selbst abgelauscht. Mit großer Freude haben wir unter verschiedenen Aufsätzen verschiedene Buchstaben bemerkt, es ist also der wackere Hauptmann Ruhlandt nicht allein mehr, der Alles selbst machen muß. Man fängt sich im Publicum selbst bereits zu interessiren an für das Unternehmen, das erst dann ein recht segensreiches werden wird, wenn sich Jeder in seinem Kreise als Mitarbeiter betrachtet, dem Herausgeber bleibt bei und für Sammlung und Bearbeitung der einzelnen Beiträge noch Mühe und Ehre genug.

Wer für die Belebung des historischen Sinnes im Volke wirkt, der wirkt für den König gegen die Revolution, und der Segen wird seinem Wirken nicht fehlen.

Deutsche Wochen- und Monatspresse.

Zwei Strömungen der deutschen Literatur. — Aesthetische Vornehmheit. — Die Münchener literarische Beilage zur „N. Münch. Ztg.“. — Das Bremer Sonntagsblatt, das Weimarer Sonntagsblatt, das Morgenblatt, Hermann Grimm. — Edm. Höfer, Ed. Widmann. — Riehl und die Grenzboten und wir. — Die Familie.

In der deutschen Literatur lassen sich in neuester Zeit zwei Strömungen verfolgen. Das Jahr 1848 und noch mehr die daraus hervorgegangenen Entwickelungen auf dem Gebiete des Staates und der stilleren Arbeiten auf den Feldern der Kirche und des ständischen Volksthums haben auch auf die Literatur einen großen Einfluß ausgeübt, der deutsche Roman hat seitdem fast ausschließlich sociale Probleme sich aufgestellt und gerade in solchem Falle oft große Resultate, wie sie früher auf dem deutschen Büchermarkt unerhört waren, erzielt; wir erinnern nur an die schnell auf einander gefolgten Auflagen des „Soll und Haben“ von Gustav Freitag; die Geschichtschreibung zeigt eine merkwürdig tiefe Erregtheit und eine erfreuliche Zunahme an patriotisch-sittlichem Charakter, die theologischen Streitigkeiten haben sich auf einen mehr historischen Standpunkt gestellt, indem sie ihre Beziehungen zu der gegenwärtigen Gestalt des Staates, der Gesellschaft, der Naturwissenschaften ernsthafter

ergründeten und danach sich richteten: kurz, auf allen Gebieten der Literatur ist die Erkenntniß davon, daß sie ein Werkzeug in dem großen Processe der Reorganisation des deutschen Lebens sein soll, entschieden gewachsen.

Der Liberalismus, der bis dahin, trotz seines erträumten Berufes für den Fortschritt und die Beherrschung unserer politischen und socialen Zukunft, sich dennoch gerade vorzugsweise in einer Goethischen Vornehmheit auf dem Gebiete der Kunst gefallen und nirgend ernstlich den Versuch gemacht hatte, alle Thätigkeit des geistigen Lebens unter einen großen Bezug, sei es auch nur zu seinem erträumten Fortschritte, zu bringen, begann nach 1848 diese seine Pflicht zu verstehen, und es zeigt sich als Folge davon in seinen hervorragendsten Vertretern bereits die erfreuliche Erscheinung, daß er die Noth des Lebens, die Anforderungen der Praxis bereits auf sein Auge und Ohr wirken läßt, an manchen Punkten eingesteht, daß er in der Dämmerung vor dem blutigen Morgenroth von 1848 vielfach in die Irre gegangen ist, und daß den Staaten und Völkern andere Dinge Noth thun, als eine Charte, ein fertiges System und eine möglichste Aufklärung.

Es giebt nun allerdings auch eine zweite Strömung, die gegenwärtig in der Literatur hervortritt und welche nach der alten Abgeschlossenheit und Ruhe der Kunst zurückverlangt, welche vor 1848 die Literatur an vielen Punkten zu einem stagnirenden Gewässer machte.

In München leben nicht wenige Autoren, deren Verlangen nach solcher Rückkehr gerichtet ist, und sie suchen sich gegenwärtig in einem literarischen Beiblatte der „Neuen Münchener Zeitung" zu vereinigen. Das „Bremer Sonntagsblatt", das „Weimarer Sonntagsblatt" und einige andere unbedeutende Blätter suchen ihnen darin zur Hülfe zu kommen. Aber sie werden auf die Dauer nicht reussiren, und selbst die besten Talente, welche ihnen angehören, werden ohne diejenige Förderung bleiben, auf welche es dem Strebenden stets so sehr ankommen muß.

Das „Morgenblatt" ist eines von den Organen, die früher ihre Bedeutung von dieser in der Kunst aufgehenden Literatur erhielten, und es bleibt auch heut noch der stille Garten für die Träumer, die nicht merken wollen, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Hermann Grimm, der Sohn des Berliner Germanisten Wilhelm Grimm, ist einer dieser Träumer. Sein Leben geht in literarischer Kunst auf, wie frühere Arbeiten von ihm und auch ein eben erschienenes Buch „Novellen" (Berlin, Hertz) zeigen. Die kritischen Organe loben diese Arbeit sehr, sie erkennen die feine, etwas zart ästhetische Bildung des Poeten an, der Angesichts dieser neuen Arbeit von den „Grenzboten" — wir meinen mit Unrecht — über Paul Heyse und Gottfried Keller gestellt wird. Aber es ist doch zu berücksichtigen, ob ein Dichter, der vor dem Boden, auf dem er steht und lebt, die Augen verschließt und Gestalten für seine

Darstellung wählt, wie sie nun einmal in dieser Zeit nicht zu finden sind, auf Anerkennung Anspruch machen kann. Es gab in Deutschland eine Zeit, wo man rein literarische Ereignisse, wo man rein ästhetische Menschen hatte, damals mochte eine sogenannte abstracte Kunst möglich sein, heut aber sind alle unsre Verhältnisse mehr oder weniger auf den öffentlichen Markt gerückt und Alle haben ihre Beziehungen zu Stand und Staat, zu Arbeit und Reichthum, zu den Gesetzen der socialen Beschränkung bereits deutlicher erkannt, heut wird man daher falsch zeichnen, wenn man z. B. Liebesconflicte allein aus dem Herzen an und für sich, nicht aus einem bestimmten, historisch, sittlich, social begrenzten Menschen hervorgehen läßt. Das hat z. B. der Verfasser des Romans „Soll und Haben" bei allen übrigen Unvollkommenheiten seiner Dichtung begriffen, und darum der Erfolg derselben, in dem eine Weissagung des Erfolgs unserer Bestrebungen enthalten ist.

Es kann Einem darum leid thun, wenn man die Reihe bedeutender Talente überfliegt, welche heute den Versuch einer so unhistorischen und capriciösen Rückkehr zu den verwelkten Hainen der letzten Kunst-Epoche machen. Sie sind Epigonen und können nichts Anders, als nach den alten Modellen geisterhafte und unheimliche Nachahmungen zu Stande bringen. Zu gleicher Zeit sehen wir aber auch oft genug, daß ihnen ihr Versuch nicht einmal vollständig gelingt, daß sie doch Anklänge an die vorhandenen und realen Kunststoffe der Zeit bringen, Anklänge, die dann freilich durchaus unbefriedigt lassen.

Unter den Novellisten, welche auf dieser Grenze stehen, nennen wir Ed. Widmann und Edm. Höfer, einen talentvollen Vorpommern, der sich vor Kurzem mit einem Fräulein v. Rodbertus verheirathete und mit Hackländer zusammen in Stuttgart die Hausblätter herausgiebt, obenan. Edm. Höfer hat ein entschiedenes Bewußtsein vom Denken und Fühlen des Volkes, er zeigt das in seinen prächtigen hellfarbigen Skizzen aus dem Soldatenleben und vom Seestrande; aber die Nothwendigkeit, mit seinen Gaben hauszuhalten, die Skizzen zu einem bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden, das sich in den Dienst irgend einer großen volksthümlichen Idee stellt, hat er noch nicht erkannt. Dasselbe gilt von E. Widmann, der die Kraft der Gestaltung in noch höherem Grade besitzt.

Zu der zweiten Strömung aber, welche gern in die ästhetisch-behagliche Abgeschlossenheit zurückmöchte, gehören auch manche Geister, welche dem Anscheine nach mit Bewußtsein der ersteren Strömung, also dem eifrigen Aufsuchen der vorhandenen und nothwendigen Beziehungen zwischen der Literatur und den Bedürfnissen in Stand und Gruppe des Volkes zu folgen scheinen. Es freut uns, daß die „Grenzboten" dies auch bemerkt haben und zwar bei der Kritik der Schriften eines Mannes, der im ausgezeichneten Sinne des Wortes darauf Anspruch macht, ein „socialer Reformer" zu sein, Riehl's.

Die „Grenzboten“ brachten in einer ihrer letzten Nummern eine allerdings oberflächliche und kurze Besprechung des in drei Bänden jetzt vor uns liegenden Werkes dieses hochbegabten Mannes, mit der wir in vielen Punkten durchaus einverstanden sind. Als Grundzug des Wesens Riehl's wird darin hervorgehoben seine sentimental-ästhetische Vorliebe für das Dahingegangene. Seine Bewunderung des altdeutschen Bürgerhauses z. B. liest sich wunderschön, aber was ergiebt sich daraus? Sollen wir wieder Häuser mit spitzen Dächern und dunkeln Fluren bauen, wird dann die deutsche Familie wieder consistenter, kräftiger und organischer (also geeigneter, als Theil eines Ganzen zu dienen) werden? Wer wagt, das zu behaupten! Eine Bewunderung aber für einen besseren Zustand, die in sich nicht zugleich das Ziel, ihn wieder zu erreichen, trägt, ist nicht die rechte. Die rechte Bewunderung des altdeutschen Hauses würde nicht hauptsächlich an seinen Erkern und schmalen Fenstern und geschnitzten Giebeln hangen geblieben sein, sie hätte ihr Hauptaugenmerk auf den Kern und Keimpunkt dieses Hauses, auf die ständisch-bürgerliche Autoritätsstellung des Hausvaters gerichtet. Das altdeutsche Haus war nur möglich in der freien und frei verwalteten Stadt, in dem Banne der Zünfte und Kirchspiele, in den bestimmten Bedingungen der Handwerks- und Ackerarbeit jener Zeit.

Die rechte Bewunderung also für das schöne, prächtige Haus, dessen äußere Hülle noch in Nürnberg und Lübeck ragt, würde von den ästhetischen Schilderungen und poetischen Bildern schnell auf politisch-sociale Erwägungen und auf bitterernste Fragen, wie sie mitten aus den Verhältnissen des Jahres 1856 hervorgehen, gekommen sein.

Die „Grenzboten“ sind innerlich zu schwächlich gebaut, um solche schweren Erwägungen, auf die sie heut immer nur noch mit den alten Schlagworten: „freie Individualität! freie Concurrenz!“ — antworten können, in die Hand zu nehmen, aber der Instinct ist bei ihnen doch in so weit mächtiger als die Doctrin, daß sie die schöne, aber innerlich faule Blume des socialisirenden Aesthetikers mit Naserümpfen betrachten.

Wir wollen damit weder Riehl noch seine Verehrer beleidigt haben. Er hat wunderschöne Seiten geschrieben, er hat sich dann aber auch ein wirkliches Verdienst um die Socialpolitik erworben, indem er dem großen Haufen, der zuerst stets manierlich und ästhetisch angeregt sein will, gezeigt hat, daß wir in unserer deutschen gesellschaftlichen Entwickelung aus dem Grünen ins Dürre und dem Untergang nahe gebracht sind. Er selbst muß aber bereits fühlen, daß er mit seinem Buche keineswegs solch eine That, als welche es ihm und Vielen zuerst schien, gethan hat. Niemand spricht in der großen Debatte, welche über die Zustände des Volksthums angeregt ist, von ihm und seinem Buche, es hat — und das ist das Uebelste, was davon gesagt werden kann — Niemand beleidigt, es ist ein unterhaltendes Buch geworden, wäh-

rend es mit dem Gedanken begonnen ward, eine Philippika gegen die Gesellschaft zu werden.

Riehl ist eine weiche, liebenswürdige Natur, der es vor Allem am Herzen liegt, sich selbst in dieser bösen Zeit zu retten. Sein Heilmittel — er brachte es neulich auf den Markt — ist die Familien-Andacht, künstlerisch verklärt, die Hausmusik. Recht schön, das mag in manche Familie den verlornen Schlußstein einer innern Einheit bringen können, aber soll das ein Recept für das Volk, für Bürger und Bauersmann sein? Riehl kommt mit seinem Heilmittel für die Familie bei einer Exclusivität an, welche er an einem Orte seines socialen Werkes selbst als eine Hauptursache des Verfalls unseres Volkslebens schildert. Denn dort beginnt unzweifelhaft dieser Verfall, wo die wesentliche Gleichartigkeit des Familien-Organismus in Deutschland aufhört, wo die Ritterfrauen ästhetisch und die Bürgerfrauen aufgedonnert und nachahmungssüchtig werden. Da verliert erst die Frau, dann auch der Mann, mag er nun Ritter oder Zunftmeister oder Gelehrter sein, die feste Stellung im guten alten Herrenrechte, da treten dann die Aushülfemittel in den Gesinde-Ordnungen, in den gemeinsamen Kunstübungen der Hausmitglieder, in den sogenannten Familientagen 2c. hervor, Aushülfemittel, welche doch nur scheinbar die alte Familien-Einheit wieder herstellen, eine Einheit, die in der Autorität, in dem Königthum des Hausherrn allein ihren Schlußstein und ihre Möglichkeit finden kann.

Eine der ersten Bedingungen für die Herstellung eines festen Volksthums ist, sei es bei dieser Gelegenheit gegen Riehl bemerkt, die Wiedergewinnung einer allgemeinen, gleichartigen Bildung für alle Kreise des Volkes, und diese Bildung ist nur dann zu erzielen, wenn sie von dem religiösen Boden ausgeht. Auf ihm wird die eigentliche Bildung gewonnen, und schließen sich an diese die anderen profaneren Bildungs-Elemente an, so werden sie niemals Trennungen zwischen den Menschen und Kirchen bilden oder gar die Höhe der Stände bestimmen können, wie der verrückt gewordene Liberalismus am Ende des vorigen Jahrhunderts das wollte, indem er geradezu Bildung und Autorität (d. h. sittliche Macht) verwechselte. Ist aber solch eine Bildung wiedergewonnen, so ist auch ein jetzt wesentliches Hinderniß der Gleichartigkeit des Familien-Organismus in Deutschland hinweggeräumt. Von der Gleichartigkeit*) des Familien-Organismus aber hängt die Möglichkeit der Familie, als einer Macht im Leben des Volkes, überhaupt ab.

Von dieser tieferen Anschauung der Familie hat Riehl darum keine

*) Natürlich ist diese Gleichartigkeit nicht zu verwechseln mit irgend welcher Gleichheit. Letztere ist eine mechanische Ordnung der Dinge, erstere läßt jede organische Entfaltung in ihrer Freiheit. Die Gleichartigkeit bezieht sich nur auf das Wesen, auf die Construction der Familie, auf das Princip derselben, nämlich auf die sittlich autoritative Stellung des Hauptes in ihr, auf die Begründung dieser Autorität einmal in ewigen Gesetzen der Ehe und Familie, dann in den Pflichten, welche die Familie dem Ganzen in Zunft, Stadt, Stand und Staat zu leisten hat.

Ahnung, weil er die Familie nur als Ding, für sich, als eine sich vollständig genügende Existenz kennt. Dem würde nicht so sein, wenn er sich mehr um die Geschichte des deutschen Volkes gekümmert und gelernt hätte, daß aus der Familie Staat und Stand, das ganze All unserer Einrichtungen herausgewachsen ist, und daß diese Einrichtungen nur durch die Strebepfeiler, die immer von Neuem aus der Familie herauswachsen, erhalten werden kann.

Riehl ist ein Genremaler; er hat Sinn für kleine Bilder, für ruhende kleine Verhältnisse, den großen historischen Fluß der Dinge und Einrichtungen sah er nie und kann er darum auch nicht darstellen.

Die Grenzboten werden diesen letzten Satz auch unterschreiben, wenn sie auch nicht die Vordersätze, aus denen er doch stammt, annehmen.

Tages-Ereignisse.

In Sardinien scheint dem hitzigen Fieber-Anfall die Ermattung ziemlich rasch folgen zu sollen. Oesterreich giebt durchaus kein Zeichen von Furcht oder Einschüchterung von sich, obgleich ein ernstlicher Ausbruch in Italien ihm genug zu schaffen machen würde. Im Gegentheil antwortet es dem curiosesten aller diplomatischen Actenstücke, dem pro Memoria des Grafen Cavour und dessen parlamentarischen Exercitien in einer Weise, die wohl geeignet ist, jeden andern Staatsmann, als den Grafen Cavour, zum Nachdenken zu bringen. Der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen räth zu einem etwas ruhigeren Verhalten, die Pariser Zeitungen demonstriren, daß man doch eigentlich nicht absehen könne, wohin ein so entscheidendes Vorgehen Sardiniens im Auftrage seiner „Mission“ führen dürfte; Neapel fürchtet sich auch nicht, und so steht denn der volksthümlichste Minister seiner Zeit ziemlich allein. Man hört von einer Reise desselben nach Paris, und es dürfte sogar ein Abstecher nach London sich anschließen, wo jedenfalls mehr Trost, oder vielmehr Vertröstung für ihn zu finden sein wird, als in Paris. Man ruft aber nicht ungestraft die bösen Geister wach, und andere Leute werden bald dem gediegenen sardinischen Staatsmann das Heft aus den Händen nehmen. Eine Berliner Bourgeoisie-Zeitung berichtet von neueren Verhaftungen in Parma und giebt die Zahl derselben schaudernd auf 70 an, wird aber dabei zu dem Ausrufe begeistert: „Das ist ein trauriges und beklagenswerthes Seitenstück zu den Piemontesischen Nationalfesten!“ denn daß dies weniger ein Seitenstück, als eine Folge jener Piemontesischen Feste ist, bei denen die Nationalgarde vor dem russischen Gesandten aus eigenem Antriebe präsentirt und gleichzeitig evviva's! auf die Einheit Italiens ausbringt; — das wird die Bourgeoisie freilich nie zugestehen. So gewiß der General La Marmora,

trotz seiner vollkommenen Unvolksthümlichkeit in den Jahren 1848 und 1849, gegenwärtig so volksthümlich ist, daß man ihm eine National-Belohnung votirt, so gewiß wird der gegenwärtig volksthümliche Graf Cavour sehr bald Betrachtungen über die Wandelbarkeit solcher Volksstimmungen anstellen können. Schon jetzt fühlt er sich ersichtlich in hohem Grade unbehaglich auf dem schlüpfrigen Boden, den er betreten, weil ihm selbst da Abweisung wird, wo er Sympathieen gehofft. Voraussichtlich wird die Vertheilung der Krim-Medaillen an die zurückgekehrten Truppen, zu welcher ganz außerordentliche Vorbereitungen gemacht werden, das letzte Nationalfest sein, dem Graf Cavour im Sonnenschein seiner Volksthümlichkeit beiwohnt. Es verlautet zwar schon von einer Erwiederung, welche die sardinische Regierung der österreichischen Abfertigung jener sardinischen „Mission für Italien" gemacht, und wir sind neugierig, den Wortlaut derselben kennen zu lernen, da schon die bekannt gewordenen Bruchstücke derselben eine ganz neue Saite anschlagen. Graf Cavour soll angeblich diese „Mission" Sardiniens aus dem Interesse einer conservativen Politik herleiten und als eine der italienischen Mächte seine Berechtigung dazu zu demonstriren versuchen. Also auch hier das alte liberale, so abgenutzte und doch immer wieder benutzte Manöver! Erst die Aufregung hervorrufen, dann sie leugnen, und wenn sie den Agitatoren über den Kopf wächst, klagen, daß man sich einschüchtern ließ. — Obgleich zur Zeit Oesterreich von einer Einschüchterung, wie gesagt, noch nichts merken läßt und ruhig erwartet, von welcher Seite ihm der Angriff kommen soll, — so muß ihm die so muthwillig hervorgerufene Bewegung doch nothwendig sehr unangenehm sein, und man hört von Beschwerden, welche seine Diplomaten sogar bei „gereizten" Nachbarn angebracht. Die Unbehaglichkeit seiner Stellung, einem wirklichen Ausbruche in Italien gegenüber — er mag nun eine Farbe tragen, welche es auch sei — liegt aber wohl zunächst in der Erinnerung an die Art und Weise, wie man anderweit bereitwillig geleistete Hülfe belohnt, und in dem Gedanken, unter ähnlichen Umständen nicht ganz so große Bereitwilligkeit für eine abermalige Hülfe zu finden. So wie die Verhältnisse in den letzten Wochen sich gestaltet, liegt eben so viel Wahrscheinlichkeit vor, daß die ganze italienische Angelegenheit erfolglos verraucht, als daß sie irgendwie eine wirklich bedrohliche Entwickelung findet. Nur Zwischenfälle, die weder Graf Cavour noch Minister Buol berechnen können, sind zu fürchten, sonst bleibt das so verzehrend erscheinende und zum Verzehren geschürte Feuer ein — Strohfeuer!

Wieder einmal hat sich die Wetterfahne der Times gedreht. Das Weltblatt läßt sich herab, zu erklären, daß man Preußen doch eigentlich wohl noch einige Zeit lang dulden könne; es erkennt an, daß die Preußische Politik eine von seiner Stellung zwischen den kriegführenden Mächten

gebotene und keinesweges nur eine Familien-Politik gewesen sei; es legt sogar einigen Werth auf die Allianz Englands mit Preußen und weiß kein Wort mehr davon, daß das „Preußische Volk" ganz andere Sympathieen gehabt, als die Regierung. Nach seiner Versicherung ist die öffentliche Meinung in England über Preußen in einer sichtlichen Aenderung begriffen, woraus hervorgeht, daß die öffentliche Meinung in England ziemlich unzuverlässig und die Preußische Politik sehr viel verläßlicher als diese ist, denn sie hat sich nicht geändert und hört das begütigende, gewissermaßen verzeihende Lob der Times eben so ruhig mit an, als das maßlose und von schlechtestem Tone zeugende Schimpfen während der letzten Jahre. Allerdings ist ein gutes Einvernehmen zwischen England und Preußen dem Einen so wünschenswerth und nützlich wie dem Andern, und die Geschichte lehrt, daß England sich sehr wohl bei Preußischer Allianz befunden. Der engsten Berührungspunkte zwischen beiden Staaten giebt es so viele und sie liegen so auf der Hand, daß eben nur die ganze Anmaßung und Rohheit der englischen Presse dazu gehört, um sie zu läugnen und ihre Basen muthwillig zu erschüttern. Lügt die Angabe nicht, daß England die Erfahrungen der letzten Jahre mit 77 Millionen Pfund Sterling bezahlt, so wird eine solche nachträglich condescendirende Billigung der Preußischen Politik durch die Times sogar begreiflich. Glücklicherweise ist die Staatsraison raisonabler als das Raisonniren der Zeitungen und die Geschichte sehr viel demonstrativer in ihren Lehren als die augenblickliche Nützlichkeit.

Mit derselben Anmaßung, demselben großen Wort, derselben Ueberhebung, wie vor dem Kriege gegen Rußland, schüren in diesem Augenblick die englischen Zeitungen den Brand gegen die Vereinigten Staaten von Nork-Amerika. Die einen mit heftigen Diatriben gegen die demokratische **Regierung**, die anderen durch Herabsetzung des **Volkes**. „Morning Post" giebt zwar zu, daß es gewiß viele respectable Bürger in den Vereinigten Staaten gäbe, die Zahl der beutegierigen, vagabundirenden Nomadenmasse, des schmutzigen Abschaums, sei indessen unstreitig noch viel größer. „Times" meint: Der Streit finde ja doch nur zwischen den Regierungen statt, denn die Nationen liebten und schätzten sich eigentlich, und könnten sogar in Frieden mit einander fortleben, wenn auch kein englischer Gesandter in Washington und kein nordamerikanischer in London residire. Die Vorwürfe, welche England seinem ungerathenen oder vielmehr nur zu sehr gerathenen Sohne macht, sind, zum mindesten gesagt, komisch. Wenige Monate nach der schamlosesten aller Annexationen, — der Besitznahme des Königreichs Audeh, — in demselben Augenblick, wo die englischen Zeitungen mit der größten Unbefangenheit weitere „nothwendige" Einverleibungen schlechtregierter indischer Länderstrecken discutiren, wirft man den Nord-Amerikanern Eroberungssucht und Vergrößerungspläne vor! Wie der Krieg gegen Rußland sich in

seinen Vorboten schon seit 20 Jahren in der englischen Presse nachweisen läßt, wie das Carthagine esse delendam! bereits längst vor dem wirklichen Ausbruche des allerdings resultatlosen Kampfes aus den ganz ruhig, wissenschaftlich und geschäftlich gehaltenen Untersuchungen der „Reviews“ herausklang, so wird es endlich auch zu einem ernstlichen, wenn auch ebenfalls resultatlosen Kampfe zwischen England und den Vereinigten Staaten kommen, mögen die jetzigen Vorgänge nun ein unmittelbares Vorspiel desselben, oder nur eine von den stufenweise wachsenden Einleitungen dazu sein. Daß England in den Werbeangelegenheiten vollkommen Unrecht hat, das brauchen uns die darüber erschienenen amerikanischen Broschüren und Gerichtsverhandlungen nicht erst zu beweisen. Dafür liegen Helgoland und die Vorgänge in Köln überzeugend genug vor. Sie sind aber kein Grund zum Kriege, wenn man eben nicht Krieg deshalb führen will. Will man aber in den Vereinigten Staaten Krieg mit England führen, so scheint der Zeitpunkt nicht besonders günstig dafür gewählt, denn Englands Streitkräfte sind in der That am Ende des Krieges gegen Rußland bedeutender, als sie es vor und während desselben waren. Zum Kriege gegen die Barbarei brauchte England Bundesgenossen, zum Kriege gegen die Hyper-Civilisation kann es deren so lange wenigstens entrathen, als keine der europäischen Großmächte Partei für Nord-Amerika nimmt, und dies ist in hohem Grade unwahrscheinlich. Möglich, daß man es auch diesmal noch bei dem gegenseitigen Schimpfen bewenden läßt und sich nur „das Kalbsfell um die schnöden Schultern“ hängt. Jedenfalls sind die gegenwärtigen Reibungen eine Sprosse mehr der Leiter, auf deren Spitze man mit dem Kopfe zusammenstößt, und — um Shakespeare weiter zu citiren, es dann „nicht allein ein Wort, sondern auch einen Schlag sein läßt.“ Die politische Situation gemahnt freilich an die Periode von 1805 und 1806, wo die Einzelnen nach einander unterlagen, weil sie nicht zu rechter Zeit zusammengestanden hatten. Was wir erst ganz vor Kurzem als künftig angedeutet, — der Wiederhall, den der anmaßende, über Alles urtheilende und Alles beherrschen wollende Ton des englischen Parlaments auch in einem andern Parlamente endlich finden wird, scheint sich sehr viel früher erfüllen zu sollen, als wir gehofft, und zwar in der willkommenen Form englischer Ausdrucksweise, so daß sich der Wieder-Abdruck in englischen Zeitungen erwarten läßt. Bei einer Uebersetzung wäre vielleicht gemildert und geändert worden. So aber wird man in England sehr bald lesen, was andere Leute über britische Denk- und Redeweise, über Thaten und Worte des Lord Palmerston denken. Einige ziemlich ungenirte Anfänge dazu sind schon gemacht worden, und ist die Saite nur einmal angeschlagen, so wird sie stark genug fortklingen. Bis jetzt hat es die englische Presse nur mit gebundenen oder anständigen Gegnern zu thun gehabt. Wir freuen uns darauf, es auch einmal eben

so aus dem Walde herausklingen zu hören, wie the glorious and free british newspaper press bisher hineingeschrieen hat.

Mit Recht ereifern sich österreichische Blätter über die Frage Disraeli's im englischen Parlamente: ob England der österreichischen Regierung ihren Besitzstand in Italien garantirt habe? und noch mehr über die Antwort Lord Palmerston's: daß England das nicht gethan! Oesterreich hat bewiesen, daß es für seinen italienischen Besitz keine andere Garantie als seiner braven Heere bedarf, und von den Zeiten der Hohenstaufen her hat keine „andere europäische Macht in Italien länger und festeren Fuß fassen können, als „deutsche Hiebe!" Nicht Spanien zur Zeit seiner Allmacht, nicht Frankreich unter seinen bedeutendsten Herrschern, Oesterreich aber hat es gekonnt, und daß so leicht nicht mit ihm fertig zu werden ist, hat 1848 und 1849 bewiesen. So ist es in der That ein Uebermaß von Tactlosigkeit, wenn ein englischer Minister überhaupt auf eine solche Frage erwidert, die bei einem „Volksvertreter" allenfalls begreiflich und verzeihlich ist. Was würde wohl ein englischer Staatsmann sagen, wenn ein österreichisches Parlament — gäb es anders dergleichen! — fagte: ob Oesterreich der englischen Regierung den Besitzstand der jonischen Inseln, Malta's, Gibraltars oder Helgolands garantirt habe? — Und doch hätte eine solche Frage dieselbe Berechtigung, als die Disraeli's! Nur läßt sich voraussetzen, daß ein österreichischer Minister geantwortet haben würde: Unabhängige Staaten pflegen sich ihren Besitzstand selbst zu garantiren. Indessen, was wird in einem Parlamente nicht Alles gefragt! Schade, daß die Militairische Zeitung, welche in Wien erscheint, schwerlich in London gelesen wird. Sie enthält eine zwar nicht ministerielle, aber ungemein deutliche Antwort auf diese abermalige britische Ueberhebung.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Rechtsritter Freiherr von Hoverbeck-Schönaich.

Eduard Adolph Carl Reichsfreiherr von Hoverbeck genannt von Schönaich, wurde am 7. September 1799 zu Mitteldorf in Ostpreußen geboren.

Durch den frühen Tod seines Vaters, des Landschafts-Directors Freiherrn Samuel von Hoverbeck, wurde er schon in seinem neunten Lebensjahre Fideicommiß-Besitzer der Carnittischen und Trömnau'schen Güter, welche seit länger als 300 Jahren dem Hause Schönaich zu-

standen; dieselben kamen durch die Generalin Schoultz von Ascheraden geb. von Schönaich, welche ihren nächsten Vetter den Landschafts-Director Freiherrn Samuel von Hoverbeck adoptirte, 1807 als Fideicommiß an das freiherrliche Haus Hoverbeck. Die Güter jener Gegend litten durch den Krieg im Jahre 1807 und dann bei dem Durchzuge der Franzosen im Jahre 1812 und 1813 in unglaublicher Weise, so daß auch der Freiherr von Hoverbeck nur die Tromnau'schen Güter der Familie erhalten und vererben konnte.

Der Freiherr von Hoverbeck stand in Königlichen Kriegsdiensten und schied als Rittmeister aus, um sich ganz der Bewirthschaftung seiner Güter widmen zu können.

Im Jahre 1843 wurde ihm der Johanniter-Orden verliehen. Bei der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg trat er der Preußischen Provinzial-Genossenschaft desselben bei und erhielt am 24. Juni 1855 den Ritterschlag.

Der unerschütterlich treue Royalist und eifrige Patriot starb am 27. März d. J. zu Erfurt.

Liste
der Mitglieder der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

1854.

Freih. v. Friesen, Landrath a. D. und Kammerherr, auf Rammelburg im Mansfelder Gebirgskreise.

Mitglieder des Convents.

1. Graf v. Wartensleben, Major a. D. und Kammerherr, auf Carow bei Genthin. — Werkmeister.
2. v. Helldorff, Kammerherr und Landrath des Kreises Querfurt, auf St. Ulrich bei Mücheln. — Schatzmeister.
3. v. Leipziger, Geheimer Justiz- und Appellationsgerichts-Rath, zu Naumburg. — Richter.
4. v. Witzleben, Ober-Präsident der Provinz Sachsen.
5. Graf von Zech-Burkersrode, Kammerherr, auf Goseck bei Weißenfels.
6. v. Krosigk, Regierungs-Präsident a. D. und Domprobst, zu Merseburg.

Rechtsritter.

1854.

1. Graf v. Wartensleben, Major a. D. und Kammerherr, auf Carow bei Genthin.
2. v. Helldorff, Kammerherr und Landrath des Kreises Querfurt, auf St. Ulrich bei Mücheln.
3. v. Witzleben, Ober-Präsident der Provinz Sachsen.
4. Graf v. Zech-Burkersrode, Kammerherr, auf Goseck, bei Weißenfels.
5. v. Werder, Geheimer Ober-Regierungs-Rath und Abtheilungs-Dirigent bei der Regierung zu Merseburg.
6. Freiherr von der Borch, Forstmeister bei der Regierung zu Merseburg.

7. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Forstmeister und Regierungs-Rath, zu Merseburg.

1855.

8. v. Leipziger, Geheimer Justiz- und Appellationsgerichts-Rath, zu Naumburg.

9. v. Krosigk, Regierungs-Präsident a. D. und Domprobst, zu Merseburg.

Ehrenritter.

1812.

1. v. Trotha, Rittmeister a. D., zu Merseburg.

1814.

2. v. Seelhorst, Herzogl. Anhalt-Bernburgischer Hofmarschall a. D. und Kammerherr, zu Ballenstedt.

3. v. Krosigk, Rittmeister a. D., Herzogl. Anhalt-Bernburgischer Kammerherr, auf Gröna bei Bernburg.

1816.

4. v. Krosigk, General-Lieutenant a. D., zu Deßau.

5. Graf v. Werthern-Beichlingen, Kammerherr, auch Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Wirkl. Geheimer Rath und Ober-Kammerherr, auf Schloß Beichlingen, Kreis Eckartsberga.

1817.

6. Graf v. Veltheim, Herzogl. Braunschweigscher Staatsminister und Ober-Jägermeister a. D., auf Harbke bei Helmstedt.

1819.

7. Frhr. v. Loën, Major a. D., Herzogl. Anhalt-Deßauischer Ober-Hofmarschall, zu Deßau.

1821.

8. v. Thielau, Major a. D., Kammerherr und Landstallmeister, zu Gradiz, Kreis Torgau.

1822.

9. v. Münchhausen, Geh. Regierungsrath und Landrath a. D., auf Neuhaus-Leitzkau bei Magdeburg.

1823.

10. v. Krosigk, Erb-Truchseß im Herzogthum Magdeburg, Geh. Regierungs-Rath a. D. und Dom-Dechant, auf Poplitz bei Alsleben.

11. v. Britzke, Rittergutsbesitzer, auf Warchau, Kreis Jerichow II.

1824.

12. Graf v. Helldorff, Kammerherr, auf Wollmirstädt, Kreis Eckartsberga.

13. Graf von der Asseburg-Falkenstein, Oberjägermeister, auf Meisdorf im Mansfelder Gebirgskreise.

1825.

14. v. Alvensleben, Rittmeister a. D., Kammerherr und Landrath des 2. Jerichowschen Kreises, auf Redekin.

1828.

15. Frhr. v. Steinäcker, Oberst-Lieutenant a. D. und Landrath des Kreises Calbe.

1830.

16. Graf vom Hagen, Kammerherr und Erb-Schenk im Herzogthum Magdeburg, auf Möckern, Kreis Jerichow I.

17. Frhr. v. Plotho, Kammerherr, auf Lützen-Ziatz, Kreis Jerichow I.

1834.

18. Botho Graf zu Stolberg-Wernigerode, Lieutenant a. D., zu Wernigerode.

1835.

19. Graf v. Einsiedel, Kaiserl. Oesterreichischer Kämmerer und Oberst-Lieutenant von der Armee, auf Wolkenburg, bei Penig, Königreich Sachsen.

20. v. Lattorff, Kammerherr und Kreis-Deputirter, auf Klieken bei Koswig.

1836.

21. v. Seydewitz, Regierungs-Präsident a. D., auf Roitsch, Kreis Bitterfeld.

22. v. Marschall, Kammerherr, auf Alten-Gottern bei Langensalza.

23. Friedrich Graf zu Solms-Sonnenwalde-Rösa, Herzogl. Anhalt-Deßau-Cöthenscher Ober-Jägermeister, zu Deßau.

1837.

24. v. Leipziger, Geh. Regierungs-Rath und Landrath des Bitterfelder Kreises, auf Riemegk.

1838.

25. v. Gräveniß, Erb-Truchseß in der Kurmark Brandenburg, auf Quetz bei Halle.

26. Graf v. Hohenthal, Kreis-Deputirter, auf Döberniß, Kreis Deliß sch.

1839.

27. Graf v. Keller, Wirkl. Geh. Rath, Ober-Hof- und Hausmarschall und Intendant der Königl. Schlösser und Gärten.

28. v. Helldorff, Landrath a. D., Kammerherr und General-Feuer-Societäts-Director, auf Schloß Bedra, Kreis Querfurt.

1840.

29. v. Herzberg, Hauptmann a. D., Stifts-Director und Kreis-Deputirter, auf Heukewalde bei Zeitz.

30. Carl Frhr. v. Gersdorff, zu Ober-Lößnitz bei Dresden.

31. v. d. Groeben, Geh. Regierungs-Rath und Bevollmächtigter bei der Zollvereins-Administration in Braunschweig.

32. v. Schönfeldt, Landforstmeister im Finanz-Ministerium.

33. Graf v. Seydewitz, Königl. Baierscher Kammerherr, Landrath des Kreises Torgau, auf Pülswerda.

1842.

34. Frhr. von und zu Mansbach, Fürstlich Reußischer Kanzler und Regierungs-Präsident a. D., Domherr, zu Naumburg.

35. Friedrich Erbgraf zu Solms-Wildenfels, zu Wildenfels bei Zwickau, Königreich Sachsen.

1844.

36. v. Münchhausen, Lieutenant a. D., auf Herrengosserstedt, Kreis Eckartsberga.

1846.

37. v. Ostau, General-Major a. D., zu Dretzel, Kreis Jerichow II.

38. Frhr. v. Steinäcker, Oberst-Lieutenant a. D., zu Halle.

39. Frhr. v. Wilcke, Rittmeister a. D., zu Torgau.

40. Carl Graf zu Stolberg-Roßla, Prem.-Lieut., zu Roßla, Kreis Sangerhausen.

41. Frhr. v. Wintzingeroda-Knorr, Kammerherr und Landrath des Kreises Mühlhausen, auf Adelsborn.

1847.

42. v. Rabenau, Kreisgerichts-Director a. D. und Domherr, zu Naumburg a. d. Saale.

1849.

43. Senfft v. Pilsach, Königlich Sächsischer Major und Flügel-Adjutant.

1851.

44. v. Kotze, Rittmeister und Landrath a. D., auf Klein-Oschersleben, Kreis Wanzleben.

45. v. Thielau, Königlich Sächsischer Rittmeister und Adjutant des Prinzen Georg von Sachsen.

46. Freih. v. Müffling, Geheimer Regierungs-Rath a. D., zu Erfurt.

47. v. Byern, Präsident der Regierung zu Gumbinnen.

1852.

48. v. Bismarck-Schönhausen, Geheimer Legationsrath und Gesandter beim Deutschen Bunde.

49. v. Hanstein, Landrath des Kreises Erfurt, auf Oberhof-Ersthausen.

50. v. Münchhausen, Geheimer Regierungs-Rath im Ministerium des Innern.

51. Wurmb v. Zinck, General-Major a. D., auf Witzschersdorf, Kreis Merseburg.

52. v. Schweinitz, General-Major a. D. und Herzoglich Anhalt-Cöthenscher Hofmarschall, zu Cöthen.

1853.

53. v. Schierstedt, Rittergutsbesitzer, auf Dahlen, Kreis Jerichow I.

1854.

54. Freih. Spiegel von und zu Pickelsheim, Regierungsrath, zu Magdeburg.

55. Freih. v. Obernitz, Rittergutsbesitzer, auf Eulenfeld bei Eilenburg.

56. v. Seebach, Landrath a. D. und Rittergutsbesitzer, zu Langensalza.

57. Edler v. Plotho, Lieutenant und Deichhauptmann a. D., auf Zerben, Kreis Jerichow II.

58. Freih. v. Münchhausen, Ober-Regierungs-Rath und Director der General-Commission, zu Stendal.

59. Freih. v. Meusebach, Geheimer Regierungs-Rath und General-Consul in den Donau-Fürstenthümern, zu Bukarest.

60. v. Veltheim, Herzoglich Braunschweigischer Kammerherr, auf Veltheim bei Braunschweig.

1855.

61. v. Schenk, Rittmeister und Kreis-Deputirter, auf Schloß Mansfeld.

62. v. Wedell, Präsident der Regierung zu Merseburg.

63. Graf v. Hohenthal, Kammerherr, auf Dölkau, Kreis Merseburg.

64. v. Rauchhaupt, Major a. D., auf Queis, Kreis Delitzsch.

65. v. Schönfeld, Major und Commandeur des 1. Bataillons (Stendal) 26. Landwehr-Regiments.

66. v. Reindorff, Hauptmann und Compagnie-Chef im 27. Infanterie-Regiment.

67. v. Trotha, Premier-Lieutenant im 10. Husaren-Regiment.

68. Graf v. Wartensleben, Seconde-Lieutenant im 7. Kürassier-Regiment.

69. v. Funcke, Premier-Lieutenant und Rittergutsbesitzer, auf Löbnitz, Kreis Delitzsch.

Wappen-Sagen.

Restorff.

Es ist vor grauen Zeiten
Manch Wunderwerk geschehn,
Um das verklung'ne Sagen
Und stumme Schatten weh'n,
Viel große Heldenthaten
Deckt des Vergessens Nacht,
Die kaum ein Wappenzeichen
Noch bis auf uns gebracht.
Viel Namen sind verklungen,
Die einst gar stolz geprahlt,
Viel Sterne sind erloschen,
Die einst gar hell gestrahlt;
Von eingesunk'nen Gräbern
Schlich längst die Dankbarkeit,
Doch leiht das Lied den Thaten
Neu die Unsterblichkeit.
Drum forschet nicht, ihr Enkel:
Wie hieß der hohe Ahn'?
Unsterblich lebt im Liede
Was er dereinst gethan.

Es herrscht' in alten Tagen
Ein Fürst am deutschen Meer,
Von weit und breit die Helden
Sie zogen zu ihm her;
Denn in des Fürsten Halle
Da saß ein holdes Kind,
Um das der Helden Blüthe
Mit treuem Dienste minnt.
Doch hat der Kämpen Keiner,
Der Schwert und Tartsche führt,
Das Herz des schönen Kindes
Durch Minnedienst gerührt;
Denn Einer nach dem Andern
Zog unerhört hinaus,
Und einsam blieb die Jungfrau
Im hohen Fürstenhaus.
Sie liebte heiß und innig
Den jungen schönen Knecht,
Sie folgt' dem Zug des Herzens
Mehr, als dem Fürstenrecht.
Dem jungen Knaben leuchtet
Ihr holdes Augenpaar,
So wie die Sterne leuchten
Am Himmel blau und klar.
Der Jüngling labt verstohlen
Sich an dem süßen Schein
Und trägt im Herzen heimlich
Die grimme Liebespein. —
Da war's, im hohen Sommer,
Schon wurde gelb die Saat,
Daß jammernd vor den Fürsten
Die Schaar der Aeltsten trat.
„Errette, Herr, errette!"
So klingt ihr Hülferuf,
„Die goldne Saat vernichtet,
„Des Einhorns breiter Huf!
„Der besten Söhne Viele
„Schon sanken in ihr Blut,
„Doch Keiner kann bestehen
„Des Einhorns Kraft und Wuth!" —
Wohl sandte seine Jäger
Der Fürst zur Jagd hinaus,
In Wehr und Waffen zogen
Sie zu dem blut'gen Strauß.

Der besten Jäger Viele
Sie sanken in ihr Blut,
Und Keiner konnt' bestehen
Des Unthiers Kraft und Wuth.
Die Saat in goldnen Breiten
Zertrat sein grimmer Huf,
Und lauter, immer lauter
Erscholl der Jammerruf.
Da sandte seine Ritter
Der Fürst zum Kampf hinaus,
Sie kehrten, wie die Jäger,
Entsetzt zurück vom Strauß.
Soll denn in Furcht und Bangen
Das ganze Land vergehn?
Und wagt das Unthier Keiner
Im Kampfe zu besteh'n?
Der Fürst, die grauen Räthe,
Die saßen ohne Rath,
Bis daß die Jungfrau leuchtend
In ihre Mitte trat:
„Laßt die Trompeten blasen
„Und laßt verkünden laut,
„Daß, wer das Einhorn tödtet,
„Mich küssen darf als Braut,
„Daß ich dem Manne folge,
„Von welchem Stand er sei!
„Durch dessen Hand die Lande
„Von diesem Jammer frei!“ —
So sprach die hohe Jungfrau
Zum Rath im Fürstensaal,
Doch auf dem Jüngling ruhte
Der Augen Wunderstrahl.
Als nun im ganzen Lande
Erscholl Trompetenklang,
Und als zu Aller Ohren
Die neue Botschaft drang,
Da wallt zu manchem Herzen
Wohl sehnend heiß das Blut,
Doch Keiner mocht' bestehen
Des Einhorns Grimm und Wuth.
Groß waren Furcht und Schrecken,
Und Muth und Hoffnung klein,
Im ganzen Land nur Einer,
Der setzt sein Leben ein.

Das war der junge Knabe,
Der still die Jungfrau minnt,
Für den in heißer Liebe
Entbrannt das Fürstenkind.
Der zog hinaus zum Walde,
Die Jungfrau schaut ihm nach,
Er hatte wohl verstanden,
Was still ihr Auge sprach.
Er zog voll Muth von dannen
Und grüßt' im Scheiden Sie:
„Als Sieger kehr' ich wieder,
Als Sieger — oder nie!“
Die Sonne war gesunken,
Die Schatten wurden lang,
Da ward der holden Jungfrau
Im Herzen trüb und bang.
Still stund der Mond am Himmel,
Leis' kam die laue Nacht,
In Schmerz und heißen Thränen
Die Fürstentochter wacht.
Doch als beim ersten Grauen
Der helle Lerchenschlag
Aus Morgenthau verkündet
Die Sonne und den Tag —
Da war's ein Jubelrufen,
Das rings zum Himmel scholl,
Und das in tausend Stimmen
Wie Meeresbrandung schwoll. —
„Das Einhorn liegt erschlagen,
„Der Jüngling hat's gethan,
„Er hat das Land errettet!“ —
So scholl es himmelan.
Die Jungfrau schmückt sich prächtig
Mit silbernem Gewand,
Das Myrthenkränzlein sittig
Trägt sie in weißer Hand,
Von ihrem Haupte leuchtet
Die Krone golden klar,
Und auf die runde Schulter
Fällt dicht das Lockenhaar.
So grüßet sie den Sieger
Und küßt ihn als Gemahl —
Laut jubeln rings die Lande
Im hellen Morgenstrahl!

In Restorff's Schilde bäumet
Sich noch das Einhorn wild,
Und auf dem Wappenhelme
Steht stolz der Jungfrau Bild,
Das trägt eine Krone
Im wallenden Haar,
Es schimmert die Krone
So golden und klar,
Hell blinket in Silber
Ihr bräutlich Gewand,
Die Myrthe die hält sie
In leuchtender Hand,
Sie kündet den Söhnen
Was vormals der Ahn
Zu Ehren der Liebe
Im Kampfe gethan!

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Drittes Capitel.

Unterhaltungen und Unterhandlungen.

Was vergehen muß, vergehet;
Was bestehen kann, bestehet;
Was geschehen will, geschieht.
(Herder.)

Du willst Ulyß sein? Sei Achilles.
Gleißenden Reden erliegt kein Hector.
(J. Balde.)

Auf die ersten Meldungen des Grafen Louis von Narbonne aus Berlin, befahl Napoleon jene Rüstungen im riesigen Maßstabe. Ein Senatus-Consult, das an demselben Abend, an welchem es vorgelegt, auch votirt wurde, verfügte eine Aushebung von dreimalhundert und funfzigtausend Conscribirten, welche der Kanzler der Ehrenlegion in seiner Adresse an den Kaiser die „Eroberer des Friedens“ nannte.

Das war eine Erinnerung, die Napoleon wohl bemerkte und mit Unmuth hinnahm, unter all den Beweisen von Hingebung, die ihm gegeben wurden. Bis auf den letzten Tropfen wurde das junge Blut von Frankreich erschöpft für den Eroberer, drei Conscriptionen auf ein Mal, in einem Jahre statt in dreien, selbst nach dem eigenen Gesetz des Kaisers verboten, darüber die tyrannische Aushebung der Ehrengarden — und doch grollte er bitter, weil man ihn zu erinnern gewagt hatte.

So riesig war die Verblendung des gewaltigen Mannes gewachsen, daß er den Groll über die leise Erinnerung, welche in der Bezeichnung „Eroberer des Friedens“ lag, nicht zu verwinden vermochte; sie hat seinem hochmüthigen Sinne weher gethan als die Niederlage in Rußland, sie hat ihn dem Frieden abgeneigter gemacht — seitdem haßte Napoleon den Frieden.

Mit dem Siegerschwert von Austerlitz und Jena schlug er dröhnend an den Heerschild der französischen Bellona, und eisern klang es durch alle Lande Frankreichs; die stillen Straßen der kleinen Städte fuhren auf beim Trommelwirbel, über die Brücken rasselten mit dumpfem

Getöse die Geschütze, auf allen Plätzen stampfte der Taktschritt der zum Waffendienst sich übenden Krieger — nur der Hufschlag der Rosse war matter und dünner als er sein sollte; Napoleon war reicher an Menschen als an Pferden, darum schonte er die Pferde mehr als die Menschen. Ein weiser Feldherr! ein großer Herrscher, der Napolione Buonaparte von der Insel Corsica!

Und während nun Frankreich in Waffen klang und der Imperator die Legionen und Cohorten in Bewegung setzte, mit denen er nach Osten stürmen wollte, Preußen zu zertreten mit geharnischtem Fuß und sein Schwert auf's Neue zu kreuzen mit dem russischen Zarenschwert, während man von nichts sprach als von Waffen, Kampf und Krieg und nichts hörte als Waffen, da erinnerte sich der große Herrscher des greisen Priesters, den er im Schlosse Franz I., des Ritterkönigs, eingekerkert hatte zu Fontainebleau.

Durch die Decrete von Berlin und Mailand hätte Napoleon einst dem britischen Handel den Continent gesperrt, im Kremlin der russischen Zaren beim rothen Brande der heiligen Moskau hatte er die neuen Theatergesetze für die Pariser Comödianten decretirt — das hatte nicht verfehlt, den Franzosen und Andern gewaltig zu imponiren — darum lasset uns ein Concordat abschließen mit dem Papste, der ja gefangen sitzt in unserer Gewalt zu Fontainebleau! das wird die Franzosen begeistern, ihr Kaiser, den sie nur mit Feldzugsplänen und Vorbereitungen zu einem großen Kriege beschäftigt glauben, ihr Kaiser treibt Kirchengeschichte, streitet sich mit Bischöfen und Cardinälen über Glaubenssätze und schließt endlich ein Concordat mit dem Papste!

Der Kaiser wollte, und es geschah was er wollte; am 27. Januar 1813 kam er von Fontainebleau zurück, das Concordat ganz in der Form wie er's befohlen, das heißt völlig formlos, in der Tasche. Es hatte ihm ein wenig Mühe gekostet, den greisen Priester zu zwingen!

Aber der große Herrscher hatte sich doch getäuscht — denn der Papst Pius VII. protestirte nicht nur vor seinen Cardinälen und Freunden sogleich gegen den Zwang, der ihm angethan von dem französischen Kaiser, sondern als am 13. Februar das Concordat im Moniteur erschien, da protestirte Pius VII. öffentlich, nicht nur gegen die formlose Veröffentlichung vor Auswechselung der Ratificationen, sondern auch gegen den Inhalt des Actenstückes, so weit es ihm damals möglich war.

Der Kaiser fühlte, daß er einen falschen Zug gethan; sein Concordat hatte den Franzosen nicht imponirt, sondern es hatte die Gemüther Aller, welche noch an dem Glauben ihrer Väter hingen, auf's Neue empört gegen die Ungerechtigkeit und Härte, mit welcher Napoleon gegen das Oberhaupt der Kirche verfuhr. Er hatte den Papst seiner Staaten beraubt, er hielt ihn gefangen und ließ ihn nicht verkehren mit seinen Freunden, er maßte sich die geistlichen Rechte des

Papstes an und verlangte nun, daß der Papst selbst ihm das Recht dazu einräumen sollte.

Das Concordat hatte einen schlimmen Eindruck gemacht, und der Kaiser sah die erbärmlichen, abtrünnigen Priester, die ihm bei diesem verfehlten Streich geholfen, eben nicht mit freundlichen Blicken an. Selbst die Unverschämtheit jener Schusterseele, selbst die Unverschämtheit des Cardinals Maury, der, ohne vom Papst bestätigt zu sein, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris saß, vermochte dem Kaiser die erlittene Niederlage nicht zu verheimlichen, und sein würdiger Genosse Devoisin, Bischof von Nantes, dem ein Schmeichelwort Napoleons lieber war als die Gnade Gottes, kehrte ganz bestürzt in seinen Sprengel zurück.

Es war eine traurige Zeit in Frankreich, Trauer überall, sie saß an dem Heerde der Familien, deren Versorger und Stützen, deren Väter und Söhne die eisigen Felder Rußlands mit ihrem Blute geröthet, sie schaute dräuend durch die Fenster der Häuser, wo die Schwester weinte um den jungen Bruder, die Geliebte um den verlobten Jüngling, die Mutter um den letzten jüngsten Sohn, den die Kaiser-Trommel mit ihrem lauten Schall abgefordert, damit er hinziehe unter der dreifarbigen Fahne der Revolution und sich von Preußen oder Russen todtschießen lasse für den Ruhm und das Reich des kleinen, fremden, gelben Mannes von der Insel Corsica, der durch die Revolution Herr geworden war über das schöne Frankreich.

Ja, wohl ist es ein eitles und ruhmgieriges Geschlecht, dieses französische Volk; das Blitzen der Waffen blendet seine Augen, das Rasseln der Trommel berauscht es, aber es ernüchtert sich doch schneller als man glaubt, namentlich als Napoleon glaubte — die Herzen der Väter und Mütter bluteten doch, wenn auch der Trommelschall ihre Klagen verschlang, ihre Herzen bluteten doch, daß so Sohn auf Sohn dahin ging für den Kaiser und keiner wiederkam für Frankreich, und als 1813 die letzten jüngsten und noch so zarten Schößlinge alle auf einmal abgefordert wurden, da trat jener langgenährte Haß gegen den Kaiser ins Bewußtsein der Leute, der sich später in gar verschiedenen Formen zeigte.

Und wo sollte der Greis Trost suchen, dem die Conscription den letzten Enkel, der ihn ernährte, genommen? wo sollte die Mutter Trost finden, die schon drei Söhne dahingegeben und keinen mehr wiedergesehen hatte, von deren Kindern eins in Spanien, das zweite in Deutschland und das dritte in Rußland begraben lag? nun, den vierten, letzten Sohn machte ein kaiserliches Senatsconsult zum „Eroberer des Friedens", Alles für den Kaiser!

Geht in die Kirche, Leute! die heilige Kirche hat Trost! ihre Gnaden-Mittel sind unerschöpflich!

In der Kirche ist kein Trost zu finden, denn es ist wie unter der Schreckensherrschaft ein Zwiespalt zwischen Staat und Kirche — auf

den Bischofsstühlen sitzen Männer, denen der Papst die Investitur verweigert, und an den Altären beten die treugebliebenen Priester für die Befreiung ihres Oberhirten, des Papstes, aus der Gefangenschaft der Midianiter. Die heilige Kirche spendet Trost aus dem reichen Schatze ihrer Gnadenmittel, aber sie vermag die Gemüther der beraubten Eltern nicht mit dem zu versöhnen, der seine gewaltige Hand auch keck ausgestreckt hat über die Braut Christi und ihr den Kranz genommen aus ihrem Haar!

So wächst der dumpfe Haß im Lande gegen den Kaiser!

Und im Westen, wo noch immer die breiten Blut- und Brandstraßen der „Höllencolonnen der Republik" ihre schaudervollen Spuren durch das königliche und katholische Land ziehen, wo die goldenen Lilien von Altfrankreich desto lustiger blühen in den Herzen, je sorgfältiger man bemüht ist sie auszutilgen an den öffentlichen Gebäuden — und im Süden, wo die heißen Leidenschaften das Blut durch die Adern peitschen, da ergreift die verzehrende Gluth des Hasses die Herzen mehr und mehr, denn die Priester dort sind auch Menschen mit heißen Herzen, und sie beten nicht nur um die Befreiung des heiligen Vaters aus der Gefangenschaft des Midianiter's, sondern sie flehen Gottes Strafgericht herab auf das verfehmte Haupt dessen, der es gewagt hat, seine Hand an den Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zu legen.

Napoleon hatte keine Ahnung von dem furchtbaren Abfall, der sich vorbereitete im Innern Frankreichs; er glaubte nicht an die Treue derer, die ihn zunächst umgaben, die er jetzt mit Vorwürfen und Zornausbrüchen oft eben so ungerechtfertigt überstürzte wie einst mit Adelstiteln und Reichslehngütern, Geldsummen und militairischen Auszeichnungen; er beargwöhnte seine Generale, mißtraute seinen Marschällen, haßte seine Großwürdenträger und verachtete eigentlich nicht nur das französische Volk, sondern das ganze Menschengeschlecht.

Und für diese Verachtung, die vielleicht weniger in seinem persönlichen Wesen, als in seiner corsischen Abkunft begründet lag, erwartete und verlangte er von dem französischen Volk, von der Masse, Anhänglichkeit und Treue für sich und sein Haus.

Seine Hand war wider Jedermann, die Stunde mußte kommen, in der sich Jedermanns Hand erhob wider ihn — er hatte, gleich allen Corsen, eine hochmüthige Verachtung anderer Nationen, auch ihn mußte die specifische Abneigung treffen, welche andere Völker gegen die Corsen fühlen.

Obgleich nun Napoleon keine Ahnung hatte von dem großen Abfall, der sich gegen ihn vorbereitete, so fühlte er doch, daß er etwas thun müsse, um den übeln Eindruck etwas wenigstens zu verwischen, den die Veröffentlichung des Concordates und der Protest des Papstes dagegen gemacht.

Es war an einem der letzten Tage im Februar, als der Graf

Louis von Narbonne gegen Mittag im Schlosse der Tuilerieen erschien, wohin ihn ein besonderer Befehl des Kaisers gerufen. Der feine Edelmann war über vier Wochen von seiner Mission nach Deutschland zurückgekehrt, hatte mehrere Audienzen beim Kaiser gehabt und war mit dem Wohlwollen aufgenommen, das er für seine Bemühungen erwarten durfte, welches er verdient hatte, wenn auch die Nachrichten ziemlich traurig waren, die er über Preußen geben mußte.

Dem Grafen von Narbonne kam seine Berufung nach den Tuilerieen nicht unerwartet, denn es war bereits die Rede davon gewesen, ihn an Stelle des Grafen Otto nach Wien zu senden, der jetzt, so geschickt er in gewöhnlichen Zeiten die kaiserliche Politik dort repräsentiren mochte, den Verhältnissen nicht mehr gewachsen war. Napoleon glaubte nicht an die Möglichkeit, daß Oesterreich das Bündniß mit ihm verlassen könne; er hegte, weil er, nicht auf dem Thron geboren, Familienverbindungen für mächtiger als die Staatsraison hielt, den verhängnißvollen Irrthum, Oesterreichs Kaiser werde nie feindlich gegen ihn auftreten, weil die Kaiserin Marie Louise seine Tochter, aber er sah voraus, daß sich Oesterreich seine Bundesgenossenschaft theuer bezahlen lassen werde. Er fand das auch eigentlich in der Ordnung und wünschte nur, so billig als möglich dabei auszukommen. Deshalb wollte er den Grafen Narbonne nach Wien senden, welcher allerdings geschickter als jeder Andere war, die freundlichen Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich zu pflegen und nicht erkalten zu lassen. Der Botschafterposten in Wien war dem Grafen von Narbonne überdem schon lange bestimmt gewesen, seine Verbindungen mit dem Feldmarschall Fürsten von Ligne und andern hervorragenden Persönlichkeiten der österreichischen Aristokratie machten ihn, abgesehen von seinen glänzenden persönlichen Eigenschaften, ganz vorzüglich geschickt dazu.

Einige Tage vorher war nun ein außerordentlicher Gesandter Oesterreichs in Paris eingetroffen, nicht der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, welcher immer noch der Titular des Botschafterpostens war, sondern ein Mann, den Napoleon nicht ohne Grund mit dem größesten Mißtrauen betrachtete, ein Mann, der in den Augen Maret's und der andern kaiserlichen Diplomaten die officielle Vorbedeutung großer Schwierigkeiten von Seiten Oesterreichs war. Dieser Mann war der Feldmarschall-Lieutenant Graf Ferdinand Bubna von Littitz, ein böhmischer Edelmann, dessen uraltes Geschlecht bis in die Zeiten der Przemisliden hinaufreichte, der unter einem einfachen, derben und zuweilen selbst plumpen Wesen die größeste Feinheit barg.

Napoleon hatte eine ihm selbst nicht erklärliche Scheu vor dem Grafen Bubna, dem vielleicht nur die Gelegenheit fehlte, sich als einen bedeutenden Feldherrn zu zeigen; jedenfalls war derselbe damals, den Fürsten Metternich nicht ausgenommen, der geschickteste und vollendetste Diplomat des österreichischen Cabinets. Der Kaiser verlangte zunächst, daß

Oesterreich ein Hülfscorps von dreißig Tausend Mann, welches nach dem Vertrage vom 15. März 1812 allerdings zur Verfügung Napoleons gestellt werden mußte, zu seiner Armee stoßen lasse; Graf Bubna versprach, dieses Verlangen seinem Hofe zu berichten, stellte dafür aber sofort eine ganze Reihe von Bedingungen und Forderungen, deren Annahme er zwar nicht trotzig forderte, die er aber doch mit großem Geschick zur Discussion zu bringen verstand.

Der Kaiser bemerkte nicht, daß der Graf Bubna dadurch bereits einen großen Sieg über seine Diplomaten errungen, denn zur Stellung des Hülfscorps von dreißig Tausend Mann war Oesterreich tractatmäßig längst verbunden, und statt die sofortige Erfüllung der Tractaten zu fordern, unterhandelten die Minister mit Oesterreich über eine Menge von Dingen und machten neue Zugeständnisse, während Oesterreich sich noch nicht einmal erklärt hatte, ob es geneigt sei, überhaupt seine alten Versprechungen zu halten.

Die Kaiserliche Diplomatie hatte ihre grenzenlose Zuversicht schon etwas verloren, und das war von je ihre beste Eigenschaft.

Graf Narbonne sah den Fehler wohl, der dem Grafen Bubna gegenüber gemacht worden war, aber er sah ihn gerne, denn seine Absicht war, Napoleon auf den Weg der Concessionen zu bringen, weil er überzeugt war, ihn nur auf diesem mit den alten Dynastieen versöhnen zu können.

Als Graf Narbonne, nicht in Uniform, sondern wie es am alten Hofe Etiquette war, im Gallakleide in das große Vorzimmer des Kaisers trat, eilte ihm der Adjutant vom Dienst entgegen, um ihm zu sagen, daß der Kaiser zwar in diesem Augenblicke ihn nicht empfangen könne, daß er aber befohlen habe, der Graf möge in jedem Falle warten.

Der alte Hofmann war anscheinend entzückt, daß der Kaiser einen besondern Befehl seinetwegen gegeben, wenigstens mußten seine Worte und seine Manieren dem Offizier das glauben machen; innerlich aber fand Narbonne, der mit seinen schweren Gedanken über die nächste Zukunft und seine Thätigkeit in derselben beschäftigt war, nicht den geringsten Geschmack an dem Aufenthalt in des Kaisers weitem Vorsaal, wo in jedem Augenblicke fast andere Gesichter erschienen und andere Begrüßungen ihn störten. Er sah deshalb den Pallast-Präfecten, Baron von Bausset, mit doppeltem Wohlwollen an, als ihm derselbe den Vorschlag machte, dem kleinen Könige von Rom einen Besuch abzustatten, denn Graf Narbonne erinnerte sich, daß er des Kaisers Sohn seit seiner Rückkehr aus Deutschland noch nicht gesehen, und daß er in Verlegenheit gerathen könne deshalb bei einer zufälligen Frage des Kaisers.

Er folgte also mit größter Beeiferung durch die Dianen-Gallerie über die Treppe des Pavillons der Flora, auf einem Wege, der eben nur einem Pallast-Präfecten offen war, nach der Wohnung des Königs von Rom.

Eine Untergouvernante des kleinen Königs führte die beiden Herren in den Salon, in welchem sich Frau von Montesquiou mit dem Sohne des Kaisers befand.

Der zarte, aber hübsche Knabe lag in einem weißen Kleidchen auf einem großen blauen Sammetkissen in Mitten des Gemachs am Boden und belustigte sich, mit einer ledernen Kugel Kegel umzuwerfen, welche ihm ein Diener in angemessener Entfernung immer wieder aufstellte.

Frau von Montesquiou saß mit einem Buche in der Hand neben dem spielenden Kaiserknaben auf einem Sessel. Als sich die Dame erhob, um die eintretenden Herren zu begrüßen, erhob sich auch das Kind lebhaft, strich sich die braunen Löckchen aus dem leichtgerötheten Antlitz und fragte seine Gouvernante mit kindlicher Neugier: „Wer sind die Herren, Maman?“

„Kennen Sie Herrn von Bausset nicht mehr, der Ihnen die schönen Täubchen gebracht hat jüngst?“ fragte Frau von Montesquiou dagegen.

„Ah, ich liebe sehr Herrn von Bausset!“ rief der Knabe freundlich und bot dem Pallast-Präfecten anmuthig die Hand zum Kusse.

Dieser beeilte sich die Hand des Kindes zu küssen, das nun Graf Narbonne auf seine Arme nahm und herzlich küßte.

„Ich habe Sie noch nie gesehen, mein Herr!“ bemerkte der König von Rom, den Grafen ernsthaft anschauend.

„Ich heiße Graf von Narbonne, mein kleiner König,“ entgegnete der alte Cavalier, „und bin einer von des Kaisers Generalen!“

„Wollen Sie auch Marschall von Frankreich werden?“ fragte der König von Rom.

„Gewiß, mein kleiner König, wenn es möglich ist!“ erwiederte Narbonne.

„Oh, es ist leicht, Sie brauchen nur eine große Schlacht zu gewinnen!“ sagte das Kind freundlich.

„Das aber ist's, Monseigneur, man gewinnt so leicht keine Schlacht!“ versetzte Narbonne scherzend.

„Mein Papa hat viele Schlachten gewonnen, oh so viele!“ Der Knabe hob seine Hand auf.

„Welcher Geist in diesem jungen Kinde!“ bewunderte der Pallast-Präfect gegen die Gouvernante, welche nicht wenig geschmeichelt war.

„Hat mir der König von Rom Aufträge zu geben?“ fuhr Graf Narbonne halb ernst, halb scherzend fort, „ich verreise in diesen Tagen und gehe zu dem Großvater nach Wien!“

Das Kind sah sich nach seiner Gouvernante fragend um; diese beeilte sich zu erklären: „Der Herr Graf Narbonne geht zu Maman's Papa, zu Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich.“

„Ah, mein Herr, empfehlen Sie mich dem Kaiser von Oesterreich!“ rief das Kind jetzt mit voller Sicherheit.

Als sich die Herren verabschiedeten, grüßte er sie mit einem anmuthigen Lächeln, ehe sie aber noch die Thür erreicht hatten, sahen sie, daß sich der Knabe bereits wieder auf sein Kissen geworfen und lustig seine ledernen Bälle in die Reihen der Kegel schleuderte.

„Wissen Sie, wem unser kleiner König von Rom sehr ähnlich sieht?“ fragte Narbonne mit dem Pallast-Präfecten in das kaiserliche Vorzimmer zurückkehrend, „aber auffallend ähnlich?“

„Nein, Herr Graf!“

„Nun dem Kaiser Joseph II.!“ rief Narbonne, „ich habe den Kaiser oft gesehen, als er in den achtziger Jahren hier zum Besuch war, aber ich habe in Brüssel und in Deutschland Bilder von ihm gesehen, aus seiner frühesten Jugend, Zug für Zug dasselbe Gesicht wie der König von Rom.“

„Das ist interessant,“ versetzte der Pallast-Präfect, „indessen muß ich bekennen, daß ich es vorgezogen hätte, das hohe Kind seinem großen Vater ähnlich zu finden.“

„Das ist es nicht,“ meinte der Graf, indessen setzte er mit seinem gewöhnlichen Aplomb hinzu, „jetzt nicht, wahrscheinlich wird der kleine König dem Kaiser ähnlicher werden, wenn er älter wird, jetzt, wie gesagt, scheint er mehr der Mutter nachzuschlagen.“

Beim Eintritt in das Vorzimmer des Kaisers kam den Herren der Ordonnanzoffizier vom Dienst bereits entgegen und flüsterte: „Herr Graf von Narbonne, Se. Majestät der Kaiser erwartet Ew. Excellenz schon seit einigen Minuten!“

Der Graf verbeugte sich grüßend gegen seinen Begleiter und trat in das Cabinet des Kaisers.

Napoleon kam ihm lebhaft einige Schritte entgegen und blieb vor dem Grafen stehen.

„Nun, mein Herr, ich erwartete Sie!“ sagte er mit einigem Mißvergnügen.

Er öffnete die Dose, die er in der Hand hielt, und streute den Taback umher, seiner Gewohnheit nach, denn er schnupfte eigentlich fast gar nicht, die Dose war nur eine Art von Zerstreuung für ihn; seine Dosen, die sonst sehr einfach von Schildpatt waren, hatten einen besonderen Werth dadurch, daß in die Deckel große silberne und goldene Erinnerungs-Münzen, die unter seiner Regierung geschlagen worden, eingelegt waren.

„Sire,“ entgegnete der Graf, „ich bitte um Verzeihung, ich machte dem Könige von Rom meine Aufwartung.“

„Ah!“ rief Napoleon, augenblicklich besänftigt, „und wie finden Sie den Burschen?“

„Ich glaube, daß Ew. Majestät zu den schönsten Hoffnungen berechtigt sind.“

„Ja, er ist ein lieber kleiner Knabe,“ sagte der Kaiser fast weich,

dann aber fuhr er plötzlich in anderem Tone fort: „Doch ich wollte nicht von dem Könige von Rom mit Ihnen reden, sondern von dem Papste, der jetzt nichts mehr in Rom zu thun hat. Wissen Sie, mein theurer Narbonne, man muß die Menschen nicht an einen Platz stellen, auf den sie nicht passen. Ich bin überzeugt, Sie würden mir in einer theologischen Angelegenheit weit nützlicher gewesen sein, als mir es der Erzbischof von Mecheln in der Politik gewesen ist. Fürwahr, der Prälat hat zu Warschau eine höchst klägliche Rolle gespielt, und ich, ich bedaure, daß ich Sie nicht als Dritten zu meinen Conferenzen mit dem Papste zugezogen habe vor drei Wochen.“

„Sagen Sie das nicht, Sire,“ entgegnete Narbonne mit wehmüthigem Lächeln, „Ew. Majestät würden dann dort statt eines zwei Gegner zu bekämpfen gehabt haben!“

„Wie,“ rief der Kaiser, „steht es noch so mit Ihnen, Sie ein alter Philosoph, Diplomat und Minister? Ich habe Ihre Verehrung für den Papst wohl bemerkt, mein Lieber, Ihre Trauer über die Unfälle und Leiden, die ihm verblendete Rathgeber zugezogen haben; trotz alledem aber war ich der Meinung, daß Sie die Principien der gallicanischen Kirche festhielten. Haben Sie denn nichts mehr von den alten Traditionen Ihrer Parlamente, von dem Geist des Widerstandes gegen die römischen Uebergriffe, von dem Geiste des großen Bossuet. Ei, wie hat sich Ludwig XIV., ehe er alt und devot wurde, gegen Rom gezeigt? Wie mächtig hat er das Ansehen seines Ambassadeurs in Rom aufrecht erhalten! und wie hat er einen Papst beherrscht, der nicht weniger hartnäckig war als der meinige. Vergessen Sie nicht, daß ich, ohne an das Dogma zu rühren, der ganzen Geschichte ohne Weiteres ein Ende machen kann — ich brauche nur einen Patriarchen von Frankreich zu ernennen!“

„Sire,“ antwortete der Graf von Narbonne ernsthaft, „ich bekenne, daß ich geglaubt habe, das Project, einen Patriarchen zu ernennen, sei für einen Augenblick aufgetaucht in der Seele Ew. Majestät und dann wieder verschwunden; darum hat mich die Publication des Concordates im Moniteur so schmerzlich berührt. Darf ich wohl Ew. Majestät bitten, zu bedenken, daß es nichts Anderes ist, wenn Sie dem Papste die Confirmation der Bischöfe nehmen, als de facto einen Patriarchen machen, und daß Ew. Majestät selbst, oder Ihr Cultusminister die Functionen des Patriarchen vollzieht. Das hat Ludwig XIV. niemals gethan, das hat Bossuet niemals gerathen oder empfohlen. Es fanden unter dem großen Könige viele Streitigkeiten mit Rom statt, es blieben Bischofssitze lange vacant, aber Ludwig XIV. hat niemals einen Bischof weder eingesetzt, noch abgesetzt. Die Einheit der katholischen Kirche ist immer gewahrt worden, Sire!“

„Aber nehmen Sie den Cardinal Maury,“ versetzte der Kaiser lebhaft, „ihn, den großen Vertheidiger der Kirche und des Thrones in

der Constituante, erfüllt er seine Functionen als Erzbischof von Paris nicht vortrefflich auch ohne die päpstlichen Bullen?"

„Nein, Sire!" beharrte Narbonne mit ernster Festigkeit, „dieser Mann täuscht Ew. Majestät, er ist ein Ueberläufer aus Rom und reizt Ew. Majestät zum Kriege gegen Rom, weil er fürchtet, daß man während des Friedens ihn zur Rechenschaft ziehen könnte. Und glauben Sie mir, Sire, das Papstthum ist eine solche Nothwendigkeit für die katholische Christenheit, daß alle die Bischöfe, die jetzt Ihrem Einfluß gehorchen, wenn Sie dieselben befragen wollten, ohne Ihre Meinung vorher kund zu geben, daß sie Alle Ihnen rathen würden, dem Papste das Haus des heiligen Petrus zurückzugeben, ihm die Rechte der Nachfolger des Apostelfürsten zu lassen, und ihm weder Rom, noch die Confirmation der Bischöfe zu nehmen!"

„Ah! Rom," rief der Kaiser ungeduldig, „was Sie verlangen, ist ganz unmöglich, Rom ist das Erbtheil meines Sohnes, Rom ist die Krone des Kaiserreichs. Was die Angelegenheit der Investitur betrifft, da könnte ich allenfalls Concessionen machen. Sehen Sie zu, ob Sie einen Ausweg finden können, ich werde mit Vergnügen Ihre Ansichten darüber lesen, vielleicht hilft uns hier Ihr gesunder Laienverstand."

„Sire," antwortete der Graf, „meine Ansicht ist bald gesagt: geben Sie sofort dem Papst die Freiheit, führen Sie ihn nach Rom in seine Kirche und seinen Pallast zurück, und dann eröffnen Sie Unterhandlungen mit ihm, die gewiß zum Ziele führen werden, wenn Ew. Majestät nichts verlangen, was gegen die Freiheit und das Dogma der Kirche ist."

„Aber, mein Lieber," erwiederte Napoleon, „wie kann ich dem Papst die Freiheit geben, jetzt wo er protestirt? Wie kann ich ihn nach Rom zurückführen? das wäre eine Revolution! Doch denken Sie nach, ich bitte Sie um eine Note, in der Sie mir Ihre Ansichten entwickeln; ich werde dieselbe mit großer Aufmerksamkeit lesen, ich wünsche, daß Sie mich überzeugen!"

Damit wurde Graf Narbonne entlassen!

Graf Narbonne benahm sich während dieser ganzen Unterredung, wie ein Hofmann im schönsten Sinne des Wortes; herrschend ist die alberne Meinung, ein Hofmann müsse ein Schmeichler seines Herrn, ein Heuchler, Kriecher und Intrigant sein; oh! es giebt Hofleute, die aus ganz anderem Thon geknetet, auf ganz anderem Holz gewachsen sind. Ein ächter Hofmann ist ein Mann, der zwar auch bei Hofe ein Mann und seinem Fürsten gegenüber ein Mann, ein ganzer Mann bleibt, der aber zugleich auch versteht, höflich zu sein bei dem vollsten Bewußtsein seiner Manneswürde. Das ist ein ächter Hofmann! Es ist nicht immer die Manneswürde mit Derbheit und Rohheit vergesellschaftet, höflich feine Sitte und rechter Mannessinn gehen gern Hand in Hand. Es ist unverschämt, daß schlechte Erziehung, faule Nachlässigkeit und

bequemes Sichgehenlassen die höflich feine Sitte für Heuchelei und Schmeichelei erklären!

Als ein ächter Hofmann hatte Graf Narbonne sich nicht gescheut, dem großen Despoten zu widersprechen, da wo es auf seine religiösen Grundsätze ankam, und es lag in seinem Widerspruch und in der Art, wie er ihn vorbrachte, so viel männliche Tüchtigkeit, daß selbst Napoleon nicht zürnen konnte; unbeugsam in den Grundsätzen aber gab Narbonne augenblicklich nach, wo er nichts aufzugeben hatte, als seine Neigungen, als seine Bequemlichkeit. Mit der Stellung, die er demnächst in Wien einzunehmen bestimmt war, hinlänglich beschäftigt, war der Graf durch den Auftrag Napoleon's sehr belästigt, und war dies in um so höherm Grade, da er, von der Religionslosigkeit des Kaisers überzeugt, nichts von ihm für die Kirche hoffen konnte; aber er gab augenblicklich nach und übernahm die Abfassung einer Denkschrift über das Concordat und das Verhältniß der französischen Kirche zu dem Papstthum.

Napoleon war nicht sehr befriedigt von seiner Unterredung mit Narbonne; er war halb und halb übler Laune, aber er hatte das Gefühl, daß nicht Maury oder Einer von den andern abtrünnigen Priestern den Fehler, den er mit dem Concordat begangen, wieder gut zu machen vermöge, sondern daß das nur ein Mann könne, der wirklich zur Kirche halte, und darum hatte er den Grafen von Narbonne gewählt, weil eben die höflichen Formen des alten Cavaliers ihm am wenigsten lästig waren.

Der Kaiser war noch lebhaft mit dem Gegenstande beschäftigt, als er in den Salon trat, wo sein Dejeuner aufgetragen wurde, und der Marschall Kellermann Herzog von Valmy ihn erwartete, der an diesem Tage allein mit dem Kaiser speiste.

„Und was sagen Sie zu dem Concordat, Marschall?“ fragte Napoleon, nachdem er seine Julienne ziemlich hastig gespeist.

Verwundert legte der alte Kriegsmann den Löffel hin und sah seinen Herrn an; es hatte dieser Gegenstand kein besonderes Interesse gehabt bis jetzt für den ehrlichen Kanonier von Valmy.

„Sie wissen doch, daß der Papst vor einigen Wochen ein Concordat unterzeichnet hat, welches ich ihm persönlich in Fontainebleau vorgelegt hatte, wie finden Sie dieses Concordat? He! ist's nicht vortheilhaft für Frankreich? Sie müssen es vor ein paar Tagen im Moniteur gelesen haben?“

„Oh! es ist vortrefflich, Sire!“ antwortete der Marschall etwas unsicher, „ich habe mich sehr darüber gefreut!“

Der alte Kriegsmann log ganz erschrecklich, er hatte nicht eine Zeile des Concordates gelesen; aber er hörte, daß es der Kaiser selbst dem Papste vorgelegt, darum fand er es vortrefflich.

Es sind, wie man sieht, nicht immer die Hofleute, welche bei Hofe

am unverschämtesten lügen. Den Marschall Kellermann wird Keiner für einen Hofmann erklären.

„Können Sie glauben, Marschall," fuhr der Kaiser, erfreut über die Beistimmung des Marschalls, auf die er sonst nicht den geringsten Werth zu legen pflegte, mit großer Lebhaftigkeit fort, „daß der Papst acht Tage darauf, nachdem er dieses Concordat freiwillig unterzeichnet, mir einen lamentablen Brief schrieb, in welchem er erklärte, daß er es sehr bedauere, dasselbe unterzeichnet zu haben, daß ihm sein Gewissen Vorwürfe darüber mache und daß er mich inständig bitte, es als nicht geschehen zu betrachten. Ich antwortete ihm natürlich, daß das, was er verlange, gegen die Interessen Frankreichs sei, daß er sich übrigens, da er als Papst unfehlbar sei, nicht habe irren können, und daß sein Gewissen sehr voreilig sei, sich in diese Angelegenheiten zu mischen."

Der Graf Narbonne hatte sehr recht, wenn er Napoleon für völlig religionslos hielt; dieser wohlfeile Spott über den Satz von der Infallibilität des Papstes, der übrigens nur von Glaubenssachen gilt, war eines katholischen Christen unwürdig, und der Kaiser hatte seinen Lohn dafür hin in dem beistimmenden Gelächter des brutalen Marschalls und der strafenden Miene des Pallast-Präfecten Bausset, der den Dienst leitete.

Ohne sich anscheinend um diese Wirkung seiner Worte zu kümmern, und mit der Miene, als ließe er sich nur von der Fülle seiner Ideen fortreißen, fuhr Napoleon einen Augenblick darauf fort: „In der That, sagen Sie, Marschall, was war Rom im Alterthum und was ist es jetzt?"

Kellermann wäre sehr verlegen um eine Antwort gewesen, denn er wußte weder etwas von dem alten noch von dem neuen Rom; glücklicher Weise für ihn verlangte Napoleon gar keine Antwort, sondern er declamirte weiter, wie das seine Art bei solchen Veranlassungen war.

„Nein!" sagte er, „zermalmt von den nothwendigen Folgen der Revolution kann es sich niemals wieder aufrichten; Rom kann sich nicht mehr selbst erhalten!"

Seitdem Napoleon das sagte, hat ihm eine weitere Existenz Roms von fast einem halben Jahrhundert Unrecht gegeben.

„Die alte römische Gesetzgebung," fuhr der Kaiser fort, „war nicht vollkommen, aber sie war geeignet, in allen Fächern große Männer hervorzubringen. Das neue Rom hat auf die Politik Grundsätze angewendet, die in der Religion sehr ehrwürdig sein mögen, die aber in der Politik dem Glücke der Völker nachtheilig sind. Die Menschenliebe ist zum Beispiel die vollkommenste aller christlichen Tugenden, also muß man Allen Almosen geben, die Almosen verlangen, darum ist Rom zum Sammelplatz der Bettelnden fast aller Nationen geworden."

Der Marschall sah Napoleon staunend an, er bewunderte offenbar die Logik seines Herrn; Andere werden auch staunen ob solcher Logik;

der große Mann war offenbar stärker in Thaten als im Raisonnement. Das wäre kein Vorwurf, wenn derselbe nicht die Gewohnheit gehabt hätte, seine Raisonnements sofort in Thaten zu übersetzen.

„Man sieht dort,“ so raisonnirte Napoleon weiter, „wie man mir berichtet, denn ich selbst bin nie in Rom gewesen, alle Müßiggänger der Erde vereinigt, die sich dahin flüchten, zum Voraus überzeugt, dort überflüssige Nahrung und bedeutende Geschenke zu bekommen. So leidet das päpstliche Gebiet, das durch seine Lage unter einem glücklichen Himmel, durch seine schiffbaren Flüsse und durch die Güte seines Bodens bestimmt, unermeßliche Reichthümer hervorzubringen, Mangel, großen Mangel, nur weil es an Cultur fehlt.“

Diese Behauptungen Napoleon's bewiesen allerdings zur Genüge, daß er nie den Kirchenstaat gesehen.

„Berthier hat mir versichert,“ fuhr der Kaiser fort, „daß man dort große Strecken Landes durchreisen könne, ohne eine Spur von Menschen zu finden. Die Weiber selbst, die für die schönsten in Italien gelten, sind dort indolent und zu keiner Thätigkeit für die Sorgen des Lebens fähig. Es ist die Weichlichkeit der Sitten Asiens. Das neue Rom beschränkt sich darauf, mit den Wundern der Kunst der Alten zu prunken; wir haben aber doch ein wenig dort aufgeräumt!“

Napoleon und sein Marschall lachten.

„Das Pariser Museum,“ plauderte der Kaiser mit der ungezwungenen Freude eines Scythen, der seine Beute prahlend preist, weiter, „das Pariser Museum ist vollgestopft mit den Meisterwerken der Kunst der Alten, mit denen Rom so lange geprunkt hat. Doch um auf die Politik zurückzukommen, was konnte die päpstliche Regierung im Vergleich mit den andern großen Souverainetäten in Europa noch vorstellen? Diese kleinen Souveraine also gelangen in einem Alter auf ihren Thron, wo man sich nach nichts weiter mehr sehnt, als nach Ruhe. Im Alter ist Alles Uebung, Alles Gewohnheit, man denkt nur daran, seine Größe zu genießen und sie auf seine Familie zurückstrahlen zu lassen. Ein Papst kann nur mit einem durch die lange Uebung der Intrigue eingeschrumpften Geiste und mit der Furcht, sich mächtige Feinde zu machen, zur Regierung kommen, er muß stets fürchten für seine Familie, denn sein Nachfolger ist ja immer unbekannt. Genug, ein Papst kann nichts weiter wollen, als ruhig leben und sterben. Darum beschäftigt er sich immer mit Dingen, die nichts mit der Religion zu thun haben und nur geeignet sind, dem Volke Verachtung gegen eine solche Regierung einzuflößen.“

Welche Ansichten! welche Urtheile! Das Beste davon war immer noch zu drei Viertheilen falsch und irrig. Diesen kaiserlichen Meinungs-Aeußerungen gegenüber war es vollkommen passend, daß Marschall Kellermann sagte: „Sire, Ew. Majestät sollten einfach befehlen, daß immer der jüngste Cardinal zum Papst gewählt würde!“

„Ich ließe mir Ihre Idee gerne gefallen," erwiederte Napoleon lachend, „wenn nicht eine zu große Energie des geistlichen Souverains andererseits auch ihre großen Bedenken hätte —"

Der Kaiser schwieg einen Augenblick. Der arme Marschall begriff natürlich nicht, daß Napoleon die Energielosigkeit der geistlichen Souveraine zwar tadeln, aber keineswegs energische Päpste unter der dreifachen Krone sehen wollte.

„Den einzigen Nutzen, den ich bei Ihrem Vorschlage sehen könnte, Marschall, wäre die Unterdrückung jenes politischen Serails, gewöhnlich Conclave genannt. Ich will nicht sagen Harem, Marschall, Serail bedeutet in der Sprache des Morgenlandes einen Pallast!"

Mit diesen Worten erhob sich Napoleon von der Tafel, der Marschall legte seine Serviette hin, offenbar wenig interessirt bei der sprachlichen Unterscheidung zwischen Serail und Harem.

Der Pallast-Präfect Baron von Bausset aber, ein so eifriger Anhänger Napoleon's er auch war, biß sich auf die Lippen, denn er begriff sehr gut, daß der Kaiser Harem hatte sagen wollen, und der letzte Rest von katholischem Glauben revoltirte in seinem Herzen gegen die cynische Art und Weise, in welcher sein vergötterter Herr sich über die Kirche aussprach.

Ob sich Graf Narbonne so bemüht haben würde, für den Kaiser die eingehendsten Denkschriften über die Stellung Frankreichs zu dem Papstthum auszuarbeiten, wenn er gewußt hätte, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Kälte Napoleon die ganze Frage ansah? Mehrmals im Laufe des Märzmonats hielt er dem Kaiser Vortrag über diese Angelegenheiten; er bemerkte wohl, daß derselbe ziemlich zerstreut dabei war, er kannte auch die Religionslosigkeit seines Herrschers, aber er hielt ihn für einen tiefern Politiker und glaubte ihn fähig, die ungeheure Bedeutung der katholischen Frage zu würdigen.

„Ja, ja," unterbrach Napoleon einen der Vorträge Narbonne's über diesen Gegenstand, „ich verstehe Sie vollkommen; für mich aber handelt es sich bei dieser Gelegenheit nur um die beiden Titular-Souveraine Roms, die ich jetzt hier habe, den König von Rom und den Papst von Rom; ich bin auch zu Concessionen bereit, aber es versteht sich von selbst, daß ich immer der wirkliche Souverain Rom's dabei bleibe."

Der Graf Narbonne sah seinen Kaiser halb bestürzt, halb bekümmert an.

Das hatte er nicht erwartet.

Napoleon aber fuhr fort: „Lassen wir aber jetzt die Souveraine Rom's bei Seite, mein theurer General! wir wollen diesen Gegenstand zurücklegen und ihn erst wieder vornehmen, wenn wir eine große Schlacht an den Ufern der Elbe oder der Weichsel gewonnen haben. Sie waren in Berlin anwesend, mein theurer Narbonne, an jenem Tage, an welchem Saint Marsan officiell benachrichtigt wurde von der schnö-

den Verrätherei des Generals von York, Sie waren Zeuge von der Indignation des Königs über dieses Verbrechen, Sie haben die Versprechungen gehört, welche uns dieser Hardenberg damals im Namen seines Fürsten machte. Ich muß Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mein theurer Narbonne, daß Sie von Anfang an Preußen nicht getraut und an seine Versprechungen nicht geglaubt haben. Die Ereignisse haben Ihnen vollkommen Recht gegeben, Alles bricht gegen uns los, Preußen hat die Maske abgeworfen, es hat sich mit Rußland verbündet. Was Haß oder Furcht nicht gegen uns in's Gewehr ruft, das erkauft englisches Gold; Bernadotte ist zu Rußland übergegangen, es ist eine Coalition gegen uns von Stockholm bis Breslau. Bleibt Oesterreich, das seit dem Beginn dieses Jahres nun schon zum dritten Male die Sprache ändert. Zuerst sprach es von seiner Anhänglichkeit an das Bündniß mit mir, dann kamen die dringenden Bitten um die Herstellung des Friedens, immer begleitet von den eifrigsten Freundschaftsbetheurungen. Darauf nahm es die majestätische Miene und Sprache einer vermittelnden Macht an, und nun kommen schon die glatten Neutralitäts-Prätensionen zum Vorschein. Sie müssen sofort nach Wien, mein theurer Narbonne; ich muß genau sehen, alle Schleier müssen fallen. Mit wem habe ich es zu thun in Wien, mit Freunden oder Feinden? Reisen Sie auf der Stelle ab, Sie müssen dazu vorbereitet sein!"

Narbonne verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung.

„Ich kann nicht an wirkliche Feindseligkeit von Seiten meines Schwiegervaters glauben," fuhr Napolen in seiner tiefen Selbsttäuschung über diesen Punkt fort, „kommen Sie in Wien immer auf die Familienverbindung zurück, der Kaiser, mein Schwiegervater, ist billig und verständig. Er hat die ganze Last einer französischen Invasion kennen gelernt, er wird mir jetzt treu bleiben, ich zweifle nicht daran. Aber Hof-Intriguen, Salon-Eitelkeiten und kriegerische Gelüste gewisser großer Damen conspiriren dort gegen mich. Ich weiß, welcher scandaleuse Empfang einem russischen Agenten daselbst geworden ist; das muß aufhören, wird aufhören vor scharfblickenden Augen. Es wird Ihnen nicht schwer werden, dem Kaiser Franz die Nothwendigkeit der französischen Alliance zu beweisen, sie ist die natürlichste und vortheilhafteste für ihn."

Das war eins von jenen gewaltigen Sophismen, mit denen Napoleon sich zuweilen selbst verblendete. Oesterreich sollte durchaus in Rußland seinen einzigen Feind sehen, er behauptete, durch die Ereignisse des Jahres 1812 sei die Gefahr, welche Oesterreich von Rußland aus drohe, noch größer geworden, Oesterreich müsse jetzt jedes Mißtrauen gegen Frankreich schwinden lassen, gegen Frankreich, welches die Mission habe, auf Oesterreich gestützt, Central-Europa gegen die russische Uebermacht zu schützen.

Der Kaiser entließ den Grafen Narbonne sehr gnädig, nachdem er ihm noch einige Sätze dictirt hatte, auf welche gestützt der Graf mit dem Kaiser Franz und Metternich unterhandeln sollte.

Der Kaiser hoffte durch Narbonne eine Solidarität zwischen Frankreich und Oesterreich hergestellt zu sehen; der Graf aber kam traurig aus den Tuilerien zurück und rüstete sich zur sofortigen Abreise.

„Ich möchte den Kaiser so gern versöhnen mit denen, die noch nicht seine offenen Feinde sind," sagte Narbonne zu seinen näheren Freunden, die er rufen ließ, um Abschied von ihnen zu nehmen, „aber ich habe kein Glück dabei. Mit dem Papste konnte ich ihn wirklich versöhnen; es wäre mir geglückt, im Moment aber, wo der Erfolg schon gesichert, legt er die Sache bei Seite und will nichts mehr davon hören. Heute schickt er mich nach Wien; vor zwei Monaten, vor einem Monate noch hätte ich vielleicht dort Erfolg haben können, heute scheint mir derselbe mehr als zweifelhaft. Der Kaiser macht es wie die Kranken, wenn die Weisheit der gewöhnlichen Aerzte nicht mehr ausreichen und keine Linderung schaffen will, dann nehmen sie ihre Zuflucht zu sympathetischen Mitteln, über die sie sonst spotten, gewöhnlich aber ist es dann schon zu spät. Ich gehe als sympathetisches Mittel nach Wien, aber ich fürchte, daß die Alliance Frankreichs mit Oesterreich bereits dem Tode verfallen ist."

Mit so traurigen Ahnungen und Ansichten reiste Graf Narbonne nach Wien ab.

Andere hofften mehr von ihm, als er selbst. —

Die Einwirkung der liberalen Gesetzgebung auf die Landwirthschaft.

II.

III. Hat sich der Reichthum des Bodens verändert?

Es ist unmöglich, diese Frage in der Weise zu beantworten, daß berechnet wird, wie viele Grade Reichthum der Acker eines Staates in zwei verschiedenen Jahren und Bewirthschaftungs-Arten durchschnittlich gehabt habe. Wohl aber kann, wenn der Ernte-Ertrag und der Viehstand bekannt ist, ermittelt werden, wie viel Ersatz für die erlittene Erschöpfung der Acker in jedem Jahre erhält, und danach bestimmt werden, welche Bewirthschaftungs-Art die erschöpfendere sei.

Bei der hierauf gerichteten Berechnung wird die Erschöpfung, welche der Acker durch Production eines Centner Getreides erleidet, dasselbe mag Weizen, Roggen, Gerste, Hafer oder Rundgetreide sein,

stets gleich, diejenige aber, welche zur Erzeugung von 10 Ctr. Kartoffeln absorbirt wird, gleich der eines Centner Getreides berechnet.

Ferner wird die Dünger-Erzeugung von Pferden, Fohlen, Rind und Jungvieh ebenfalls gleich angenommen und diese Vieharten mit dem gemeinschaftlichen Namen Großvieh bezeichnet, wogegen diejenige der Schweine, Schafe und Ziegen mit $1/_{10}$ eines Stückes Großvieh gleich gesetzt wird.

Es producirten nun 1803, wie vor nachgewiesen, 24,130,000 Morgen Acker 63,164,697 Ctr. Getreide und 21,158,000 Ctr. Kartoffeln oder 65,280,497 Ctr. Getreidewerth, so daß 1 Morgen $2,^{70}$ Ctr. Getreidewerth erzeugte, wogegen im Jahre 1849 von 45,872,270 Morgen gewonnen wurden 96,438,098 Ctr. Getreide und 142,713,732 Ctr. Kartoffeln, also 110,709,471 Ctr. Getreidewerth, so daß die Production eines Morgens sich auf $2,^{41}$ Ctr. Getreidewerth ergab. Um nun zu ermitteln, wie sich der Ersatz für diese dem Boden abgewonnenen Erträge in beiden Jahren gestaltete, muß berechnet werden, der wie vielste Theil der Dünger-Production eines Stückes Großvieh auf jeden Centner Getreidewerth-Erschöpfung in beiden Jahren verwendet wurde. Es ist bei dieser Berechnung das Gartenland ganz unberücksichtigt geblieben, und es wird angenommen, daß für dasselbe der künstliche Dünger genügt. Ferner soll auch hier der präsumirten Veredlung des Viehstandes insofern Rechnung getragen werden, als die Dünger-Production von 1803 bei dem Rindvieh und den Schweinen um 10 pCt., bei den Pferden und Schafen dagegen, bei welchen zweifellos eine bessere Futterung eingetreten ist, um 20 pCt. geringer angenommen wird, als 1849.

Der Viehstand 1849 betrug nun

an Pferden	. . . . .	1,575,417	Stück,
an Rindvieh	. . . . .	5,371,634	„
an Schafen	16,296,928 .	1,629,692	„
an Schweinen	2,466,312	246,631	„
	in Summa	8,823,374	Stück

Großvieh, es kamen demnach zum Ersatz der Erschöpfung auf 1 Morgen $0,^{102}$ Stück Großvieh, und auf 1 Centner Getreidewerth $0,^{080}$ Stück Großvieh.

Der Viehstand von 1803 dagegen betrug

an Pferden	2,661,800	St., reducirt um	20 pCt.	=	2,129,440 St.,
an Rindvieh	5,257,820	„ „ „	10 pCt.	=	4,732,038 „
an Schafen	11,230,528	„ „ „	20 pCt.	=	898,442 „
an Schweinen	2,644,144	„ „ „	10 pCt.	=	237,973 „
					7,997,893 St.

Großvieh, so daß auf 1 Morgen Acker $0,^{331}$ Stück Großvieh, und auf 1 Centner Getreide-Ertrag $0,^{1\cdot 2}$ Stück Großvieh Dünger als Ersatz kamen.

Es hat sich also der Ersatz, welchen die preußische Landwirthschaft für die Erschöpfung, die der Acker durch Production eines Centner Getreide erleidet, von 1803 bis 1849 um 36 pCt. verringert. Daß unter diesen Umständen die Kraft des Grund und Bodens nothwendig sinken muß, ist zweifellos; und dieses Resultat, ein wahrhaft erschreckendes, da dieses Sinken nicht etwa durch die Kriege oder durch den Uebergang in ein neues Wirthschaftssystem, nach durchgeführten Separationen, seinen Grund hat, also etwa aus frühern Zeiten datirt, sondern vielmehr in neuerer Zeit immer stärker geworden ist. Die Landwirthschaft des Staates ist daher eine aussaugendere geworden, und ein Theil der Erträge derselben muß auf Rechnung des consumirten Haupt-Capitals des Staates sowohl, als seiner Angehörigen, nämlich des Reichthums des Grund und Bodens, gewonnen, angesehen werden.

Die dritte Frage ist also dahin zu beantworten, daß der Reichthum des Grund und Bodens sich bedeutend vermindert habe. Dieser Gegenstand ist aber so wichtig, daß es versucht werden muß, so viel wie möglich klar zu sehen, wodurch diese Veränderung herbeigeführt ist. Es tritt hierbei sofort entgegen, daß das Verhältniß von Viehzucht und Getreidebau in neuerer Zeit in so fern verändert sein muß, als erstere sich bedeutend vermindert hat. Wenn nun durch die neuere Gesetzgebung den Grundbesitzern vollste Freiheit über die Benutzung ihrer Güter gewährt wurde, die ihnen früher nicht zustand, da durch mancherlei Beschränkungen und Berechtigungen fortwährend ein ziemlich gleiches Verhältniß zwischen Viehzucht und Getreidebau aufrecht erhalten wurde, und da ferner die Landwirthe in Folge dieser erhaltenen Freiheit und der mit derselben zugleich eingeführten Geldwirthschaft, und endlich durch die enorme Extension ihres Areals, und des dazu benöthigten Betriebs-Capitals angewiesen waren, ihre Production so zu leiten, daß sie die höchsten Gelderträge erzielte, so muß untersucht werden, welche Producte in der vergangenen Zeit die höchsten Reinerträge abwarfen. Die statistischen Zahlen zu dieser Berechnung beginnen aber erst mit 1820, von welchem Jahre an Kotelmann die Preise der verschiedenen Producte notirt hat. Es ist nun zweckmäßig diese Zeit in drei Perioden einzutheilen.

Die Zeit von 1820 bis 28 hatte die niedrigen Preise; die zweite bildet die Zeit der steigenden Preise von 1828 bis 40 und die dritte endlich die Zeit der hohen Preise von 1840 bis 49. Es kostete hiernach durchschnittlich:

		1820 bis 1828	1828 bis 1840	1840 bis 1849
Weizen	pro Scheffel	48 Sgr.	59 Sgr.	71 Sgr.
	pro Centner	53 „	66 „	90 „
Roggen	pro Scheffel	32 „	40 „	50 „
	pro Centner	40 „	50 „	62 „
Kartoffel	pro Scheffel und Centner	12 „	13 „	17 „

Die Preise des Fleisches finden sich für 1828 mit 2 Sgr. für Rind- und Schweinefleisch und mit 1½ Sgr. für Hammelfleisch, und 1849 mit 3 Sgr. für ersteres und 2 Sgr. für letzteres angegeben. Da aber die Erhöhung eine durchschnittliche und anzunehmen ist, daß in den letzten Jahren die wirklichen Fleischpreise höher als der Durchschnitt gewesen sind, so erscheint es gerechtfertigt, für die verschiedenen Zeitperioden das Rind- und Schweinefleisch zu resp. 2½ Sgr., 3 Sgr. und 3½ Sgr., das Hammelfleisch dagegen zu resp. 1½ Sgr., 1¾ Sgr. und 2 Sgr. anzunehmen. Der Preis der Milch ist auf resp. 4 Pf., 4½ Pf. und 5 Pf. zu berechnen.

Die Erzeugung von 1 Pfd. Fleisch erfordert 13 Pfd. Roggen, oder 33 Pfd. Heu oder 66 Pfd. Kartoffeln; und die Erzeugung von 10 Quart Milch 8 Pfd. Roggen, oder 20 Pfd. Heu oder 40 Pfd. Kartoffeln (Ueber die Fütterung und Aufzucht der Kälber und des jungen Rindviehs überhaupt, von George von Riedesel Freiherr zu Eisenbach. 1840).

Die Erträge der Schäfereien betragen nach Kotelmann:

1820	für Landschafe	18	Sgr.	pro	Stück,
	für veredelte	41	"	"	"
	für feine	60	"	"	"
1849	dagegen resp.	22	"	"	"
		36	"	"	"
	und	48	"	"	"

Diesem Woll-Ertrag ist nun noch der Fleisch-Ertrag hinzuzufügen, so daß der Gesammt-Ertrag für die verschiedenen Zeitperioden folgendermaßen anzunehmen sein wird:

	Land-Schafe		verebelte Schafe		feine Schafe	
1820—28	25 Sgr.	6 Pf.	48 Sgr.	6 Pf.	67 Sgr.	6 Pf.
1828—40	30 "	— "	50 "	— "	64 "	— "
1840—49	34 "	— "	50 "	6 "	60 "	6 "

Die Erträge des Ackers, an Getreide und Kartoffeln, werden für alle Perioden zu derselben Höhe angenommen werden, wie dieselben bei der Berechnung des Ernte-Ertrages von 1849 in Anwendung gekommen sind, also auf 5 Ctr. Weizen, 4²⁄₁₀ Ctr. Roggen und anderm Getreide und 28 Ctr. Kartoffeln. Der Ertrag eines Morgen Wiese oder Mäh-Klees wird zu 12 Ctr. Heu, und der Weide-Ertrag pro Morgen zu 2½ Ctr. Heu-Werth angenommen, die Erhaltung eines Schafes im Sommer und Winter-Futter wird auf 2 Ctr. Roggen oder 5 Ctr. Heu oder 10 Ctr. Kartoffeln bemessen. Die Wirthschaftskosten werden pro Morgen Kartoffeln mit 2 Thlr., pro Morgen Roggen oder Weizen mit 1 Thlr., pro Morgen Wiese mit 10 Sgr. und pro Morgen Weide mit 2½ Sgr. in Rechnung gestellt. Alle diese Annahmen werden als angemessen für große Durchschnitte anerkannt werden müssen, und nach ihnen wird in nachfolgender Tabelle übersichtlich dargestellt, wie sich

die Producte eines Morgen in Geld verwerthen ließen, je nachdem sie roh verkauft, oder an das Vieh verfuttert werden. Beim rohen Verkauf sind durchschnittlich 5 Sgr. per Centner Transportkosten berechnet, welche jedoch bei denjenigen Kartoffeln, die zum Betriebe der Brennerei verwendet wurden, nicht in Ansatz gebracht worden sind.

Bestellt mit	Brutto-Verkauf		Netto-Verkauf		Verfuttert an Milchkühe			Verfuttert an Mastvieh und zur Aufzucht von Rindern			Verfuttert an feine Merinos			Verfutter an veredelte Schafe			Verfutter an Land-Schafe		
	thl.	sg.	thl.	sg.	thl.	sg.	pf.	thl.	sgr.	pf.	thl.	sg.	pf.	thl.	sg.	pf.	thl.	sg.	pf.
1820 — 1828																			
Kartoffeln	9	6	4	16	5	23	—	1	15	—	4	9	—	2	12	6	—	11	—
Weizen	7	25	7	—	6	8	—	2	4	—	4	18	9	2	1	9	1	3	9
Roggen	4	18	3	27	4	4	—	1	18	—	3	21	9	2	11	9	—	23	6
Mähklee-Wiesen	—	—	—	—	6	5	—	2	15	—	4	—	—	2	22	—	1	6	—
Weide	—	—	—	—	1	9	—	—	17	6	1	1	—	—	22	—	—	10	3
1828 — 1840																			
Kartoffeln	10	4	5	14	6	22	6	2	6	—	3	29	—	2	20	—	—	24	—
Weizen	10	—	9	25	6	24	—	2	21	—	4	10	—	3	5	—	1	15	—
Roggen	6	—	5	9	5	15	—	2	4	—	3	14	—	2	15	—	1	3	—
Mähklee-Wiesen	—	—	—	—	7	—	—	2	23	—	3	23	—	2	25	—	1	15	—
Weide	—	—	—	—	1	—	—	—	21	6	—	29	6	—	22	6	—	12	6
1840 — 1849																			
Kartoffeln	13	26	9	6	7	21	—	2	27	—	3	—	—	2	21	—	1	5	—
Weizen	14	—	13	15	7	20	—	3	9	—	4	1	6	3	5	—	1	25	—
Roggen	7	20	6	29	6	7	6	2	20	—	3	6	—	2	15	—	1	11	—
Mähklee-Wiesen	—	—	—	—	7	25	—	3	21	—	3	16	—	2	26	—	1	23	—
Weide	—	—	—	—	1	19	6	—	28	—	—	27	6	—	22	7	—	14	6

Nach Anleitung dieser Tabelle, welche schon anschaulich macht, daß die Production animalischer Substanzen in neuerer Zeit immer Verlust bringender wurde, werden nun die verschiedenen Erträge verschiedener Wirthschafts-Systeme für die verschiedenen Perioden berechnet werden.

Es erscheint angemessen, als Repräsentanten des Getreidebaues die reine Dreifelder-Wirthschaft, und als denjenigen der Viehzucht die Norfolker Wirthschaft mit und ohne Brennerei-Betrieb zu wählen, da sie für beide Richtungen gewissermaßen die Extreme bilden. Es wird ferner ein Unterschied zwischen den Erträgen des Weizen- und des Roggen-Bodens gemacht werden müssen, und es darf endlich nicht außer Acht gelassen werden, ob die Erträge in großen oder kleinen Besitzungen gewonnen werden. Dieser letzte Umstand entscheidet darüber, ob Brennerei und hochfeine Schafzucht betrieben werden kann; für beide wird die Grenze bei 1200 Morgen Acker liegen. Unter dieser Größe bis zu durchschnittlich 360 Morgen ist eine Brennerei nicht, und nur veredelte Schafzucht, und unter 360 Morgen nur die Haltung von Landschafen und Rindvieh vorauszusetzen. Die Letztere ist bei den größeren Gütern erst alsdann berücksichtigt, wenn sie vortheilhafter als die Haltung veredelter und feiner Schafe wird, was jedoch nur in der letzten Periode eintritt. Hiernach wird eine Dreifelder-Wirthschaft, welche Weizen, Gerste, Roggen, Hafer baut und $\frac{1}{10}$ der Brache besommert, ferner eine Fruchtwechsel-Wirthschaft, welche Kartoffeln, Gerste, Klee, $\frac{1}{2}$ Roggen, $\frac{1}{2}$ Weizen baut und die Kartoffeln durch Brennerei verwerthet,

und endlich eine Fruchtwechsel-Wirthschaft, der vorigen ganz gleich, welche den ganzen Kartoffelgewinn zum Viehfutter gebraucht, in den verschiedenen Perioden folgende Erträge gegeben haben:

	1820—1828.	1828—1840.	1840—1849.
Die Dreifelder-Wirthschaft	1526 Thlr.	2216 Thlr.	2840 Thlr.
Die Brennerei-Wirthschaft	1691 „	2080 „	2600 „
Die Vieh-Wirthschaft	1425 „	1563 „	1781 „

Eine Wirthschaft von demselben Umfang, welche nur auf Roggenboden betrieben wird, aber sonst der vorigen ganz gleich, gab folgende Erträge:

	1820—1828.	1828—1840.	1840—1849.
Die Dreifelder-Wirthschaft	1196 Thlr.	1625 Thlr.	2146 Thlr.
Die Brennerei-Wirthschaft	1550 „	1852 „	2330 „
Die Vieh-Wirthschaft	1207 „	1395 „	1537 „

Eine Besitzung von 360 Morgen, in ganz gleicher Weise, jedoch ohne Brennerei und hochfeine Schäferei betrieben, gab auf Weizenboden folgende Erträge:

	1820—1828.	1828—1840.	1840—1849.
Die Dreifelder-Wirthschaft	460 Thlr.	633 Thlr.	852 Thlr.
Die Vieh-Wirthschaft	390 „	415 „	570 „

auf Roggenboden dagegen:

	1820—1828.	1828—1840.	1840—1849.
Die Dreifelder-Wirthschaft	358 Thlr.	487 Thlr.	644 Thlr.
Die Vieh-Wirthschaft	290 „	382 „	463 „

Eine Wirthschaft endlich auf 36 Morgen mit Landschaf- und Rindvieh-Haltung gab bei gleicher Einrichtung mit den vorigen auf Weizenboden:

	1820—1828.	1828—1840.	1840—1849.
Die Dreifelder-Wirthschaft	46 Thlr.	63 Thlr.	85 Thlr.
Die Vieh-Wirthschaft	36 „	41 „	50 „

und auf Roggenboden:

	1820—1828.	1828—1840.	1840—1849.
Die Dreifelder-Wirthschaft	35 Thlr.	48 Thlr.	64 Thlr.
Die Vieh-Wirthschaft	27 „	38 „	46 „

Diese Erträge beweisen, daß, mit Ausschluß der großen Güter mit Roggenboden und Brennerei-Betrieb, alle Wirthschaften, welche vorzugsweise auf Getreidebau gerichtet waren, höhere Erträge gaben, als diejenigen, welche eine stärkere Viehzucht trieben. Die letztere war bei allen Gütern, welche die Kartoffeln nicht auf Branntwein verwendeten, sogar in allen Perioden sehr stark verlustbringend, und zwar je näher der Gegenwart, um so gesteigerter. Wenn die Conjuncturen so bleiben, wie sie jetzt sind, wird sogar selbst der Brennereibetrieb nicht mehr lange auf den Roggen-Gütern mit dem Getreide-Bau concurriren können, denn das Plus seines Ertrages hat sich von der ersten Periode bis zur dritten von 49 pCt. auf 8 pCt. verringert. Auf den Brennerei-Weizen-

Gütern aber hat sich bereits das Plus, welches in der ersten Periode 10 pCt. betrug, in ein Minus von 9 pCt. gegen den Getreidebau umgestaltet. So liegt es denn klar vor, daß nur die großen Güter in der ersten Zeit Veranlassung hatten, Viehzucht zu treiben, sofern ihr Boden durchschnittlich Weizenboden war; in den andern Perioden dagegen mußte die Viehzucht auf das möglichst geringste Maß reducirt, der Weizenbau aber soviel wie möglich ausgedehnt werden. Die Brennereien, welche in der ersten Periode gewinnbringend waren, mußten allmählich eingehen. Diese konnten sich nur auf Roggenboden behaupten und waren durch alle 3 Perioden so gewinnbringend, daß sie sich daselbst fortwährend vermehrt und erweitert haben. Die feine Schafzucht sank immer mehr im Verhältniß gegen die Rindviehzucht und wurde endlich in der letzten Periode ganz von ihr überflügelt. Alle kleineren Wirthschaften waren mit den größeren ohne Brennerei in ganz gleicher Lage, nur war für sie die Viehzucht in den beiden ersten Perioden noch verlustbringender, als für die größeren Güter mit Weizenboden, weil diese in der feinen Schafzucht eine höher rentirende Viehhaltung fanden. So brachte ein großes Gut mit Weizenboden ohne Brennerei bei der Viehhaltung gegen den Getreidebau einen Verlust von resp. 6 pCt., 27 pCt., 39 pCt., bei einer solchen mittleren Wirthschaft resp. 15 pCt., 33 pCt., 40 pCt., und bei einer solchen kleineren 20 pCt., 33 pCt., 40 pCt. Diese Zahlen beweisen zur Genüge, daß die Viehhaltung im Verhältniß zum Getreidebau bei Grundbesitzern, welche die vollständige Freiheit über die Verfügung ihres Grund und Bodens hatten, fortwährend sinken mußte und auch ferner sinken wird, wenn die Conjuncturen so bleiben, wie sie gegenwärtig sind. Daß dazu aber alle Aussicht vorhanden und die Gründe für diese Annahmen wird der Schluß ausführen.

Jeder, der die Geschichte der preußischen Landwirthschaft kennt, wird zugeben müssen, daß die vorstehenden Zahlen ein treues Bild derselben geben; es ist auch nicht zu bezweifeln, daß die Fortschritte, welche die Landwirthschaft gemacht hat, vielmehr dahin wirkten, die Thätigkeit des Bodens zu heben, als dessen Reichthum zu steigern. Ob aber das Sinken im Ertrage von 1803 bis 1849 um 0,[28] Ctr. Getreidewerth allein dadurch entstanden ist, daß die ungeheure Masse nun in Cultur genommenen Ackers durchschnittlich ärmer war, als der früher vorhandene, oder ob die Steigerung der Thätigkeit dennoch nicht, oder noch nicht, diejenige Höhe erreichen konnte, um den Einfluß des verringerten Reichthums bei den Ernte-Erträgen aufzuwiegen, darüber zu urtheilen, fehlt jeder Anhalt. Die Richtigkeit aller vorgehenden Ermittelungen wird aber durch die wenigen mageren Ermittelungen der Statistik, welche hier folgen, erwiesen. Der Ertrag der Maischsteuer erreichte im Jahre 1841 seinen Culminationspunkt mit 6,477,225 Thlrn. und sank, beharrlich bis 1849, auf 5,305,000 Thlr., weil eben die Brennereien auf Weizenboden fort und fort eingingen. Die Getreide-Ausfuhr stieg dage-

gen beharrlich, mit Ausschluß der Mißwachsjahre von 1842—47, vom Jahre 1837 bis zum Jahre 1849, von 6,563,121 Schffln. auf 10,430,212 Schffl., namentlich die Weizen-Ausfuhr von 1829 bis 1849 gerade um das Doppelte, das heißt, von 3,403,123 Schffln. auf 6,832,527 Schffl. Endlich fiel die Viehzucht, auf Großvieh reducirt, eben so beharrlich gegen die Zahl der Einwohner, also, wie oben ausgeführt, auch gegen die Masse des vorhandenen Ackerlandes; dennoch aber war ganz consequent den vorstehenden Rein-Erträgen die Stückzahl der verschiedenen Vieharten in sehr verschiedener Lage. Von 1816 bis 1847 verdoppelte sich die Zahl der Schafe, überflügelte also den Zuwachs der Bevölkerung und des Ackers, welcher nur 55 pCt. betrug; alsdann blieb sie stehen; wogegen die Zahl des Rindviehs im Verhältniß zur Einwohnerzahl sich stärker vermehrte als früher, immer aber doch nur um 34 pCt. im ganzen Zeitraum zunahm. Alle diese Erscheinungen erklären sich vollständig aus den vorstehenden Rein-Ertrags-Ermittelungen und bestätigen deren Richtigkeit. Es ist demnach durch diese Rein-Ertrags-Ermittelungen der Grund des verminderten Reichthums des Ackers gefunden, und solcher als zweifellos gefallen und noch fortwährend sinkend nachgewiesen worden. (Fortsetzung folgt.)

G. G. Gervinus.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Zweiter Band. (Erste Hälfte.) Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1856.

Gervinus, der Geschichtsschreiber, ist in des Wortes schlimmer Bedeutung ein Reactionär. Er kehrt mit seiner Methode zu einer fernen Vergangenheit der deutschen Wissenschaft zurück, er ist in seiner ganzen Bildung nichts als ein alterthümlicher und altfränkischer Rationalist. Es gehörte seine ganze Anmaßlichkeit dazu, daß er in der Vorrede zum ersten Bande seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sich als einen Nachfolger Schlosser's in Heidelberg, sein Buch als eine Fortsetzung der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" von Schlosser bezeichnen konnte. Die Methode Schlosser's freilich ist auch die alte eines dürren Pragmatismus, die Weltanschauung Schlosser's aber geht über die bornirte des vulgären Rationalismus weit hinaus. Schlosser ist eine titanische Natur voll dunkler Unruhe, voller Galle und voll von einer Furcht, in der sich viel Liebe zur Menschheit verbirgt. Er glaubt nicht viel an die guten Motive, aber dieses Nichtglauben wendet er, man möchte sagen, mit seltener Gerechtigkeit, nach Oben und Unten an, nnd wenn er auch als ächter Pragmatiker gern die kleinen Hebel großer

Ereignisse auffindet und mit großem Lärmen seinem Publicum vorzeigt, so ist er doch auf der andern Seite zu genial, um diese Entdeckungen nach der Schablone zu fabriciren, und zu sehr dem poetischen Wesen, trotz seiner prosaischen Außenseite, geneigt, um die Decoration seines Gegenstandes nicht auf andere Weise festzuhalten. Gervinus dagegen ist ein Philister durch und durch. In Kleinstaaterei und Spießbürgerei erwachsen, — er war zunächst ein Darmstädter Handlungscommis, — hat er die Eindrücke seiner Jugend, das Zusammenläuten der liberalen Kammerhelden in Süddeutschland und die Lehren seiner rationalistischen Pfarrer, niemals vergessen können. Er declamirt heute noch von Pfaffentrug und Despotenvorwitz, wie Bahrdt mit der eisernen Stirne. Für den gebildeten Mann, mag er nun die weitere Entwickelung der Zeit in diesem oder jenem Lager durchgemacht haben, hat das etwas Widerliches. Er riecht sogleich das Moderartige und Stockige, wenn solch eine Procession Gervinus'scher Phrasen ihm entgegenkommt, und wenn er bei diesem Schriftsteller die Worte Schlosser's wiederholt findet, das Buch „wolle die Zeit des Trugs und Lugs, des Trotzes der Machthaber und der Schlaffheit ihrer Beamten, die Zeit der Congresse und Protocolle, der politischen Verfolgungen und der Verschwörungen, der Hoffnungen und der Täuschungen seit 1815" darstellen, so kommt es uns grade so vor, als sähen wir einen ehrbaren pensionsberechtigten Hofschauspieler den trauernden und leidenschaftlich weissagenden Propheten Jeremias darstellen und recitiren.

Die Geschichts-Darstellung Gervinus', der von sich sagt, „daß er seine Behandlung der Geschichte gerne, nach dem Bedürfnisse der Zeiten, auf gemeinnützige Zwecke richtet", ist darum nach des Verfassers eigenem Worte nichts anders, als ein Pamphlet in usum des alten rationalistischen Liberalismus, und sie ist darum nach einer Entwicklung, wie die deutsche Geschichtsschreibung sie durch die Epochen Joh. v. Müllers, Schillers und Woltmanns, ferner durch die Savignys, Niebuhrs, Grimms, Ottfr. Müllers, ferner durch die der deutschen historischen Schule unter dem Freih. v. Stein, Pertz, den großen Germanisten, Leopold Rankes, wie sie sie ferner durch die Epoche der großen Compositionsschule, welche in der Geschichte die fortlaufende Offenbarung Gottes nachweist, — Schelling, Steffens, H. Leo — durch alle diese Epochen in organischer Steigerung verfolgt hat, nur ein trauriger Rückfall, der als solcher nicht etwa bloß von uns, von einer bestimmten legitimistischen Schule, sondern von Hegelianischen Historikern, wie von den heutigen liberalistischen Geschichtsschreibern erkannt und verurtheilt wird.

Das hippokratische Gesicht solcher todten und bereits eingesargten Methoden und Richtungen ist — ihre Langweiligkeit, und diese macht sich denn auch an dem Werke Gervinus' ganz besonders geltend, so daß ohne den berühmt gewordenen Namen des Mannes dem Buche ein Publicum sehr bald fehlen würde.

Aber Gervinus hat einmal einen Namen, freilich weder durch seine Redaction der deutschen Zeitung zu Heidelberg und dann zu Frankfurt a. M., noch durch seine entsetzlich lächerlich gewordenen Prophezeihungen über die Mission der Deutschkatholiken, bei denen er die Religion der deutschen Zukunft und die religiöse Einigung Deutschlands suchte, noch durch sein dickleibiges und ziemlich unbekannt gebliebenes Buch über Shakespeare, sondern durch seine Geschichte der deutschen Literatur. Das große Publicum hat sich gewöhnt, darin ein unentbehrliches Buch zu sehen, und nicht ganz mit Unrecht, denn Gervinus hat in diesem Corpus literaturae Germanicae eine Fülle des Stoffes, wie sie bis dahin dem Publicum noch nicht zugänglich gewesen war, niedergelegt. Er hat ungeheuer viel gelesen und aus fernen Bibliotheken und Sammlungen zusammengetragen. Was aber das Weitere betrifft, sein Urtheil und die daraus entspringende Gestaltung seines Stoffes, so hat er dadurch Niemand befriedigt. Seine Beurtheilung unserer großen Schriftsteller ist kläglich, nur für Lessing bewahrte er Sinn, von dem religiösen Untergrunde unserer Literatur hat er keine Ahnung, und an eine Darstellung ihres Wachsthums aus den tiefsten Gütern des deutschen Lebens ist darum bei ihm gar nicht zu denken.

Aber diese seine großen Arbeiten über die Literatur der Nation erschienen zu einer Zeit, wo dem alten Rationalismus und Liberalismus zum Erstaunen der Positiven wie der Radicalen eine Auferstehung beschlossen zu sein schien, wo Aufklärung, Lichtfreundthum und constitutionalisirte Menschenrechte noch einmal aufs hohe Pferd stiegen; es war dies die schwüle und kranke Zeit, die mit den vierziger Jahren endete. In dieser Zeit bürgerte sich ein Werk jener herrschenden Anschauungen, das den unbestreitbaren Vorzug einer gewaltigen Fülle hatte und dadurch eine bedingte Unentbehrlichkeit in Anspruch nahm, schnell ein; nun steht es auf den Bücherbrettern und imponirt durch seine Größe und durch das Material, das es liefert. Aber es hat bis jetzt von den verschiedensten Seiten nur Entgegnungen und Berichtigungen hervorgerufen.

Viel gekauft und viel genannt, sicherte es seinem Verfasser eine hervorragende Stellung in der Literatur, und ein Vielschreiber, wie Gervinus es ist, mußte schon durch den äußeren Succeß angeregt werden.

Auf die politische Geschichte hat ihn nun zuvörderst seine Beschäftigung mit den Zeitungen seit 1847 geführt; er hat sich damals, wie mancher andere Professor, für einen berufenen Staatsmann gehalten; er ist von dem Geschlecht seiner Tage nicht verstanden worden, hat sich darauf von der politischen Schaubühne in dem Gefühle seiner Bedeutung zurückgezogen und tritt nun, in die Toga des trauernden Cato oder Tacitus gehüllt, vor uns auf, um uns zu zeigen, wie die Geschichte wird, — durch die Dummheit und Schlechtigkeit der Regierungen. Die

neueste Geschichte aber wählte er, wie er selbst sagt, „nach dem Bedürfniß der Zeit, des gemeinnützigen Zweckes halber, durch Auswahl zeitgemäßer Theile.“

Denn hier kann noch am ehesten eine berechnete Schilderung der Vorgänge zu einer politischen Sturmpredigt, zu einem Aufrufe an das Volk, zu einem Mittel der Partei werden.

Wir haben nicht erst nöthig, zu bemerken, daß die Geschichte selbst einen solchen, natürlich in der ärgsten Art befangenen Standpunkt ihres Darstellers zurückweist. —

Während der erste Band des Werkes die Herstellung der Bourbonen, den Wiener Congreß und den Anfang der „Reaction von 1815 bis 1820,“ nämlich „die vorbereitenden geistigen Bewegungen“ und die österreichische Politik darstellte, beschäftigt sich die erste uns vorliegende Hälfte des zweiten Bandes mit den „Reactionen von 1815 bis 1820 in Italien, Spanien und Frankreich.“ Wir erhalten in ihm ein Gemälde, Schwarz in Schwarz gemalt. Auf den Thronen Unfähigkeit, Blödsinn, Verstocktheit, in den Cabinetten Bestechung, Heuchelei, Camarillen, unten in den stillen Regionen bittere Klagen, patriotische Hoffnungen, ernstliche und redliche Versuche, zum Besseren durchzubringen, und im Hintergrunde schließlich das letzte goldene Abendroth der schönen Sonne napoleonischer Herrlichkeit mit ihrem Code, ihrer stricten Verwaltung, ihrer gerechten Strenge gegen die Pfaffen.

Es ist also nicht gerade der Haß gegen den Despotismus, der Zorn über die Verletzung alter guter Freiheiten, welche den Verfasser begeistern, im Gegentheil weiß er sich mit der nackten Gewalt, wo sie, wie unter Napoleon, „feudale Mißbräuche und bürgerliche Ungleichheiten abstellt“, ganz einverstanden. Aber überall da, wo ein Staat zu gewissen Grundbedingungen seiner Existenz, zu seinem historischen Leben zurückkehrt, erhebt Gervinus seine Stimme, um ihn der Reaction, der Nacht und der Verdunkelung zu zeihen. Es fehlt ihm damit all und jede Erkenntniß seines Gegenstandes, jeder Blick in das tiefe Verhältniß zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, aus dem alle Geschichte, alle menschliche Bewegung hervorgeht. Man sollte meinen, daß eine nur etwas genauere Beschäftigung mit einem, wenn auch dem kleinsten Theile seines Stoffes, ihn darauf aufmerksam gemacht haben müßte, daß für die Verirrungen einer Regierung die Gründe in einer Zeitrichtung, in einer krankhaften Disposition des Volksganzen enthalten sind, enthalten sein müssen, stets enthalten waren, von den Tagen des Tiberius bis auf die freilich ganz anderen Ludwig's des XIV. Aber es würde ihn solch ein Eindringen in seinen Stoff auf die Freiheit der menschlichen Natur und auf die Sünde derselben, auf jenen tiefsten Gegensatz des irdischen Lebens hingeführt haben, und mit der Existenz desselben ist sein Rationalismus, an dem er mit der ganzen Zähigkeit einer beschränkten Natur festhält, unverträglich. Darum bleibt er seinem ersten Gegen-

stande so weit fern, um im alten Geleise weiter neben ihm herfahren zu können.

Von einer Entwickelung des Geschehenden kann unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein. Wir führen statt vieler Beispiele nur eines an. Er kommt zu der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Mit folgendem naiven Satze beginnt er: „Niemand hätte, einige Jahre vor der Herstellung des Papstes, eine so baldige und plötzliche Wendung zu Gunsten der römischen Hierarchie voraussagen mögen, wie sie mit dem großen Umschwunge von 1814 eintrat.“

Welch eine banale Phrase! Und wie Viele haben nicht allerdings diese Herstellung vorausgesagt, eine Herstellung, welche neben der, die nach der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon stattfand, verschwindet! Und wenige Zeilen darunter deutet Gervinus selbst auf die Männer, die in den dunkelsten Zeiten der katholischen Kirche ihre Erneuerung gerade am triumphirendsten verkündigten. Weiter sagt Gervinus dann:

„..Andere hofften nun, nachdem die Revolution gefallen war, Hierarchie und Papstthum als die anfänglichen Feinde, die endlichen Sieger, die einzigen Bändiger der Revolution, in größerer Pracht und Macht aus ihrem Falle auferstehen zu sehen, als je zuvor. Für diese und nicht für die deutschen Reformer stritt nun plötzlich die Gunst der Zeit... Die Lehren der Bonald, Schlegel, de Maistre erschollen nun von Paris, von Wien und von Petersburg aus über die ganze Welt. Ihrem Evangelium von äußerer Größe und Reichthum der Kirche fiel Alles zu, aber der verdrießliche Ernst der deutschen Kirchenverbesserer stieß bald Alle ab. Ihre Bestrebungen hatten unglücklicher Weise zuletzt mit revolutionären Neuerungen, mit Napoleonischen Günstlingen, mit rheinbündischen Einrichtungen zusammengehangen, die ganze Strömung der Zeit war ihnen jetzt nach Napoleon's Sturze entgegen“...

Wagt man so in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Geschichte zu schreiben, so ihre Wendungen und Wunder zu erklären? Zur Erklärung des Wiederemporkommens des Papstthums greift ein Geschichtsschreiber zu der Phrase: „Gunst der Zeit“, und die Verbindung zwischen den deutschen Reformern und der Revolution schreibt er dem Zufall zu, denn anders kann man doch die Bezeichnung „unglücklicher Weise“ nicht deuten. Was soll man mehr beklagen, den Leichtsinn oder die Unwissenheit, die sich in solchen Worten aussprechen?

Die Reaction, welcher Gervinus diesen Band und die Hälfte des vorigen seines Werkes widmet, kann nur nach einem tiefen Studium der entsetzlich rohen, wild revolutionären Aufklärungsepoche in den romanischen Staaten verstanden werden. Auch Deutschland litt von dem Lichte, das nicht erleuchtet, aber es ist von jeher mit der seltenen Anlage begabt gewesen, innerlich gesetzmäßiger zu handeln und weiter zu kommen. Darum hat in Deutschland auch in der traurigsten Zeit der Aufklärung sich beständig von Neuem der Gegensatz geschärft, und ist

durch diese fortgesetzte Schärfung endlich innerlich des Feindes Meister geworden, ja hat seine hervorragenden Kräfte sogar in den eigenen Dienst zu bringen gewußt. In der romanischen Welt liegen die Gegensätze dagegen in einem seltsamen Ungeschick, in einer starren Unbehülflichkeit neben einander, rohe Macht ringt mit roher Macht, und sobald in dem fieberhaften Ringen der obsiegende Theil ermattet, arbeitet sich der andere von Neuem über ihn hinauf in die Höhe, und so geht das ohne merklichen Fortschritt schon seit Langem fort.

Eine tiefere Wurzel und Begründung kann da, wo die Gegensätze des geistigen Lebens dergestalt gegeneinander stehen, selbst die Legitimität in Kirche, Staat oder sonst wo nicht erlangen, sie kann nicht, wie sie das in den germanischen Völkern, England, Preußen rc. geworden ist, aus einem Factum sich in einen Zustand verwandeln, das ganze Leben des Volkes durchdringen und an die Heiligkeit der Krone die gleiche Heiligkeit des einzelnen Heerdes, Familienvaters, Rechtsverhältnisses knüpfen; die Legitimität in den romanischen Staaten beschränkt sich darum meistentheils auf die legitime Form, auf den letzten Ausgangspunkt, auf den Fürsten. Eine Legitimität im vollen Sinne des Wortes ist es nicht, sie kann erst durch einen langen Proceß der Geschichte unter Gottes stetem Zuthun, durch ein lebendig arbeitendes Volksthum erzeugt werden.

Daß die romanischen Staaten von diesem Proceß wenig verspürt haben, ist die Schuld der geistigen Faulheit in den Völkern, ihrer Unfähigkeit zu einer ausharrenden, auf einen festen Willen gestützten That, ihrer leidenschaftlichen Hast. Sie haben glänzende Versuche gemacht, zum Rechte und zur Freiheit zu gelangen, sie haben Tage gehabt, in denen sie sich ausnahmen wie die alten Römer, aber schnell wie ein Blitz war dann Alles vorüber. So war es auch mit der romanischen Aufklärungsperiode.

Ihr Inhalt blieb den romanischen Völkern ein wesentlich Fremdes, die Aufklärung Italiens im achtzehnten Jahrhundert z. B. kam zum Theil von Wien, zum Theil bestand sie in Erinnerungen an ältere ähnliche Epochen, aber in beiden Fällen war sie nichts Anderes, als eine reine und inhaltlose Negation gegen die Starrheit des Bestehenden, sie machte das Volk höchstens ungläubig, den Adel corporationslos, das Bürgerthum philiströs. In Spanien war es nicht besser. Die Aufklärung war dort überall nur Revolution, ohne Keim zur Reform. Das Napoleonische Regiment knüpfte einfach an diese revolutionären Strömungen, sie machten es ihm ja so leicht, seinen Code und seine Maires — Gesetz und Verwaltung im Namen der Egalité — überall einzuführen.

Als nun in diese nivellirten Zustände die alten legitimen Herrscher zurückkehrten, was sollten sie thun? Regieren mit der Revolution und ihren Einrichtungen? Zurückgreifen zu der alten halben Revolu-

tion, welche schon unter dem legitimen Regimente florirt hatte? Oder den Versuch machen, etwas Neues in die Trümmer zu säen? Aber woher den Samen nehmen, wie das Erdreich für ihn empfänglich machen? In dem Volke war jede Lebenskraft in Frivolität oder bigotter Stumpfheit verloren. So ließen denn die meisten Regierungen ein laisser aller eintreten, für welches ja außerdem der Süden stets eine so ganz besondere Vorliebe gezeigt hat, daß er es, z. B. in den glänzendsten Zeiten des noch in seinen Municipal-Freiheiten blühenden Spaniens, geradezu für die höchste politische Freiheit hielt! für welches außerdem eine eben auf der Höhe stehende Schule von Staatsphilosophen ein glänzendes System erfunden hatte.

Hätte Gervinus von den Gedanken, welche hier so eben in flüchtiger Skizze dem Leser geboten sind, eine Ahnung gehabt, so würde er freilich sehr fern von dem Versuche geblieben sein, eine Ehrenrettung der süd-europäischen Fürsten und Cabinete der Zeit zu schreiben, aber er würde — und ganz im Sinne seines „Meisters" Schlosser — ein furchtbares und erschütterndes Bild geistiger Faulheit und Verwachsenheit entrollt haben, das den Mönch und den Prälaten, den Bauer und den Baron, den Fürsten und den Lazarone gleicher Weise getroffen hätte. Er würde, je mehr sich vor ihm aus den einzelnen düsteren Zügen das Ganze des Gemäldes vollendete, desto eifriger durch die Frage beschäftigt worden sein: Woher dieser Verderb so großer Schönheit? Woher dieser entsetzliche Marasmus eines Volkskörpers, dem doch Alles von Gott geboten ist, um glücklich zu sein?

Es ist das dieselbe Frage, die ein ausgezeichneter Denker, Graf Montalembert, in seinem neuesten Werke: „De l'avenir de l'Angleterre", obgleich Katholik, doch wenigstens gestellt hat, wenn er sie auch nicht beantworten konnte.

Aber in den Bahnen, in denen Geister wie Montalembert gehen, Geister, durch die Noth der Zeit geschreckt, geläutert und vertieft, hat ein Gervinus nichts zu thun. Ihm ist die Geschichte noch, was sie den braven Perrücken vor anderthalb Jahrhunderten war, eine trockene Aneinanderreihung von Thatsachen, und was er dazu selbst thut, „nach dem Bedürfniß der Zeit", ist die altbackene liberale Phrase, die gegen Fürsten und Pfaffen eifert.

Nur äußerst selten, daß die offen zu Tage tretende Thatsache den Verfasser zwingt, von dem breiten Wege solcher allgemeinen Urtheile abzuweichen, so an einem Punkte in der Geschichte Frankreichs (S. 295), wo es heißt:

„Den Factionsgeist, den Hang, lieber auf factischem als auf gesetzlichem Wege die politischen Kämpfe zu führen, haben wir in allen romanischen Nationen heimisch gefunden; unter freieren Formen finden wir ihn auch in Frankreich. Trotz aller Unterdrückung dauerte in diesen Zeiten (1818) unter dem Bodensatze der revolutionären Leidenschaften

in grossen Massen des französischen Volkes das Gelüste nach gewaltsamen Veränderungen, die Gewöhnung an sinnlose Ansprüche und der Argwohn gegen jeden ihrer Diener fort, als ob man sich das schlechte Zeugniß geben müsse, daß man an einen redlichen und uneigennützigen Staats- und Vaterlandsdienst und an irgend ein nationales Heil außerhalb der ewigen revolutionären Erschütterungen keinen Glauben habe." . . .

Hier scheint der Verfasser auf dem Wege zu sein, dies romanische Volk in seiner Unreife und Unsittlichkeit schärfer zu erkennen, allein sobald er auf die einzelnen Fälle kommt, in denen die „sinnlosen Ansprüche" hervortreten, hat er stets ein Wort bereit, um das Recht auf die Seite der Aufständischen zu rücken. Zum Wenigsten aber weist er stets das Unrecht der Regierung nach. Als ein Meisterstück der Kunst im Verschleiern heben wir die Darstellung der Revolte des Paul Didier im Süden Frankreichs hervor, einer Verschwörung, in deren Mittelpunkt der damalige Herzog von Orleans stand, die aber zu früh zur Entwicklung und zur Unterdrückung kam. Man lese nur folgenden Satz, um einen Begriff von dieser Darstellungsweise zu erhalten: „Nach Eröffnung der unfindbaren Kammer hörte man, daß in der Pairskammer der Herzog von Orleans bei zwei Gelegenheiten eine Stellung gegen Artois eingenommen hatte; des Herzogs Freunde drängten ihn, seine Aeußerungen veröffentlichen zu lassen, und Didier wurde ihm zur Besorgung dieses Geschäftes vorgeschlagen." So wird der Zusammenhang Didiers, des nachher freilich verunglückten Revolutionärs, mit Louis Philippe erklärt! Gervinus scheint von den Enthüllungen, welche die französische Presse nach 1830 brachte, gar nichts zu wissen, die triumphirenden Geständnisse der Siegreichen scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein, wenigstens hält er es nicht der Mühe für werth, ihrer zu erwähnen. Freilich sehr möglich, daß er seine Geschichte Frankreichs darauf angelegt hat, eine Lobpreisung der freisinnig bürgerlichen Regierung Louis Philippes zu werden, und alsdann würde es von sehr geringem advocatorischem Tacte zeugen, wenn Gervinus auf solche „Nebenumstände", wie es jene Verräthereien waren, einginge.

Es verlohnt nicht der Mühe, weiter ins Einzelne den Gang einer Geschichtserzählung zu verfolgen, deren Grund und Boden wir genügend gezeichnet haben. Sie kennt das Wesen der Menschheit und Gott in der Geschichte nicht, sie sieht in den Geschicken der Völker nur die Kabale der Oberen gegen die Unteren und höchstens eine in Ewigkeit von einem eisernen Schicksal beschlossene Naturrichtung der einzelnen Völker. Von den Aenderungen der Volkscharaktere, wie überhaupt von einer Entwicklung, hat sie keine Ahnung.

Zum Schluß sei noch die Sprache des Buches erwähnt, welche mühsam auf den Kothurn gestellt ist. Mit Zierereien, wie sie in diesem zweiten Bande der Gervinus'schen Geschichte vorkommen, hat er in frü-

henen Schriften denn doch noch kein Publicum verschont. So lesen wir von den „Hängen" des Volkes (soll heißen „Neigungen"), ferner: „er verbitterte sich über das eingeschlagene Rachesystem der Bourbonen" (statt das von den Bourbonen eingeschlagene Rachesystem), ferner: „eine Pairie, der der Freisinn des englischen Adels einzuathmen sei" (statt einzublasen), ferner: „Werkzeuge, welche zerbrochen und weggeworfen niederlagen", ferner: „die Vorträge eines freisinnigen Lehrers wurden eingehalten" (statt verboten), und so wären Hunderte von Gesuchtheiten aufzuzählen. Geschraubtheiten, welche mehr im Zusammenhange liegen, kommen eben so oft vor, z. B. „Man weiß, zu welcher Höhe der Verblendung Versammlungen getrieben werden, die das uneingestandene Gefühl ihrer Ohnmacht mit den erzwungenen Thaten affectirter Kühnheit übertäuben wollen." Hier wiederholt sich ein Gedanke in vier Wendungen. Eben so barock klingt Folgendes: „Unterwürfig vor dem Stärkeren, grausam gegen den Unterworfenen u. s. w. u. s. w. . ., in diesem genau verwebten Kranze von Eigenschaften umschreibt sich die Natur des Mannes."

Es tritt uns eine widerliche Breitspurigkeit, wie aus dem ganzen Wesen des Mannes, so auch aus seiner Sprache entgegen, und es spiegelt sich so auch in der Form ab, was den Inhalt dieses Geistes ausmacht, der eine Agglomeration, ein Sammelsurium ist, aber kein sittlich gewordener und redlich erwachsener Charakter.

Notes on the late expedition against the Russian settlements in Eastern Siberia, by Captain Bernard Whittingham, Royal Engeneers.

Ein Vorläufer der voraussichtlich sehr reichen Literatur über den eben beendeten Krieg Englands, Frankreichs, Sardiniens und der Türkei gegen Rußland, zwar nur in Memoirenform, aber wichtig für einen Theil der Kriegführung, welcher vor den gewaltigen Ereignissen in der Krim fast verschwand. Wir meinen die Expeditionen gegen Kamtschatka und gegen die Amur-Mündungen. Da sie nicht gelangen, so hörte man bisher im westlichen Europa wenig davon. Nach dem Urtheile des Capitain Whittingham wird man fast versucht, die Vertheidigung von Petropawlowsk noch über diejenige von Sweaborg zu stellen. Das interessante, bei Longman, Brown und Green in London erst kürzlich erschienene Werk ist zwar nur in einzelnen Theilen von militairischer Wichtigkeit, da es sich im Allgemeinen eine ethnographische Aufgabe gestellt, wie schon aus seinem zweiten Titel: „A visit to Japan and the shores of Tartary and of the sea of Ochotzk" hervorgeht. Für uns

ist indessen nur das militairische Element der Darstellung von Bedeutung, und wir stellen daher dasjenige zusammen, was sich auf die kriegerischen Operationen bezieht, weil das ganze Buch, eben seiner ethnographischen Specialität wegen, kaum einen Uebersetzer für das deutsche Publicum finden dürfte.

In dem Vorworte sagt der Verfasser: „Die russische Herrschaft hat sich geräuschlos und sicher in Central- und Ost-Asien ausgedehnt, und wenn man darüber mit einem intelligenten russischen Officier spricht, so kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß gerade diese Eroberungen von außerordentlichem Vortheil für jene Macht sind. Jedem Reisenden muß die instinctartige Angst und Feindschaft der Tataren und Ainos auffallen, mit welcher diese Völkerschaften auf Rußland blicken. Auch Japan sieht mit Furcht und Haß auf die immer weiter vordringenden russischen Nachbaren.... Bei der Darstellung der verschiedenen Momente unserer schlecht geführten Expedition hat sich der Verfasser bemüht, mit Milde zu urtheilen, und doch darf er kaum hoffen, daß dem Oberbefehlshaber die ausgesprochene Kritik so respectvoll erscheinen wird, wie wir uns Mühe gegeben, sie zu gestalten."

In diesen Worten liegt in der That der Kern für den militairischen Theil des Buches. Der Verfasser befand sich im März 1855 als Commandeur der Britischen Ingenieurs in Hong-Kong (China), und als sich um diese Zeit eine Anzahl englischer und französischer Kriegsschiffe in der schönen Hong-Kong-Bai sammelte, konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, den sich vorbereitenden zweiten Feldzug zur See mitzumachen, da er hoffte, daß nun, nach dem vollkommen mißglückten Angriffe gegen Petropawlowsk, die Flotte in den japanischen Seen eine größere Thätigkeit entwickeln würde. Er schiffte sich am 7. April 1855 auf der Fregatte „Sibylle" ein, welche zusammen mit der Dampf-Corvette „Hornet" und der Brigg „Bittern" eine Fahrt gegen Norden machen sollte. Nach einigem Aufenthalt auf japanischen Inseln wurde die Fahrt gegen die Mündungen des Amur gerichtet, wo man das Vorhandensein russischer Befestigungen und Ansiedelungen kannte und die Anwesenheit russischer Schiffe vermuthete. Am 20. Mai erschien das kleine Geschwader vor De Castries Bai, und der Verfasser beklagt es, daß seit der Anwesenheit La Peyrouse's dort, also seit 64 Jahren, die britische Regierung nicht das Geringste gethan, um sich Seekarten jener Gegenden zu verschaffen. Auffallend genug, befanden sich an Bord der Expeditions-Schiffe aber auch nicht einmal die La Peyrouse'schen Karten, so daß man weder das Fahrwasser noch die Küsten kannte. Während auf der „Sybille" Gottesdienst gehalten wurde, erschallte vom Mastkorbe her der Ruf: „Segel in Sicht!" Durch die Ferngläser erkannte man nach und nach sechs Schiffe unter russischer Kriegsflagge, welche im Schutze des Landes vor Anker lagen. Sofort wurden die Verdecke klar gemacht und die Brigg zur Recognoscirung vorausgesandt. Nach kurzer Fahrt sig-

nalisirte diese: „Eine große Fregatte, drei Corvetten, eine Brigg und ein Dampfer!“ Um zu erfahren, ob nicht in nächster Nähe der Bai noch andere russische Schiffe vorhanden wären, wurde die Dampf-Corvette „Hornet“ auf Kundschaft ausgesandt und blieb sechs Stunden außer Sicht, während welcher Zeit bei den russischen Schiffen eine große Bewegung bemerkt wurde. Boote fuhren von einem Schiffe zum andern, und Signale wurden unaufhörlich gewechselt, in Folge deren die Schiffe andere Stellungen einnahmen. Alle Schiffe führten die weiße Flagge mit dem blauen Andreas-Kreuze, nur das größte eine rothe.

Auf der „Sybille“ fand eine Berathung zwischen dem Commodore Elliot und den Capitains der anderen Schiffe statt, worauf sich alle Drei an Bord des Dampfers begaben und den Eingang der Bai genauer recognoscirten. Mehrere Inseln, felsig und bewaldet, lagen vor derselben und gewährten drei Einfahrten, welche von außen passirbar erschienen. Bei näherer Untersuchung machten sich aber Hindernisse bemerkbar. Zwischen der Nordküste der Bai und der gegenüberliegenden Insel zeigte sich starke Brandung, welche auf Grundeis und Sandbänke oder Felsenriffe schließen ließen. Eben so zwischen der Insel an der Südseite. Hinter dem einen dieser Eingänge lag die russische Fregatte mit ihrer Breitseite gegen die Außenrhede vor Anker. Hinter dem mittelsten aber und ungefähr in Schußweite von der Fregatte eine lange Corvette von 18 oder 20 Kanonen. Zu ihrer Unterstützung und bereit, sich nach jedem der Eingänge zu wenden, der etwa von den Engländern angegriffen werden könnte, lagen die beiden andern Corvetten, welche indessen möglicherweise auch nur bewaffnete Transportschiffe sein konnten. Sie wurden jede auf 10 bis 12 Geschütze geschätzt. Die Brigg und der Dampfer lagen hinter Ufervorsprüngen. Vorsichtig versuchte die „Hornet“ die Einfahrt in den mittelsten Kanal, denn eine Signal-Tonne, welche die Russen hatten liegen lassen, bewies, daß das Fahrwasser unsicher sei. Die Tiefe nahm auch rasch ab, und als sie nur noch 8 bis 7 Faden betrug, mußte „Hornet“ anhalten. Dies geschah auch etwa 2000 Yards von der langen Corvette, deren Verdeck vollständig bemannt war. Nach dem näheren Ueberblick, den die Engländer von hier aus über die russischen Schiffe hatten, schien die Fregatte die „Aurora“ von 44 Kanonen, — die Corvette wahrscheinlich die „Dwina“ von 20 Kanonen zu sein. „Von den andern Schiffen“ — sagt der Verfasser — „wußten die britischen Seeoffiziere nicht das Geringste. Sowohl hinsichtlich der Namen, der Größe als der Bewaffnung der wenigen Schiffe, welche Rußland in diesen Seen hält, befanden wir uns in der unerklärlichsten und tadelnswerthesten Unwissenheit, und zwar dreizehn Monate nach der Kriegserklärung!“ —

Da es noch zwei Stunden hell blieb, so ergötzte der Commodore die kampflustige Schiffsmannschaft durch den Befehl, die rothe Flagge aufzuhissen und die Tragweite des langen 32-Pfünders gegen die Cor-

wette zu probiren. Der Schuß fiel, aber die Kugel, die doch jedenfalls 2000 Schritt hätte tragen müssen, schlug weit vor dem Ziele in's Wasser. Die Russen stießen ein Freudengeschrei aus und beantworteten den Schuß, aber auch ihre Kugel schlug weit von dem „Hornet" in's Wasser. Ein zweiter englischer und ein zweiter russischer Schuß kamen den Zielen schon näher, erreichten diese aber ebenfalls noch nicht. Damit wurde der erste Kampf ohne einen weiteren Versuch abgebrochen. Weshalb? erfahren wir aus der Darstellung nicht. Es heißt dort nur: „Wahrscheinlich hielt der Commodore das weitere Schießen für Zeitverschwendung." So stellt sich die Sache indessen doch wohl nicht dar. Erst wenn die Engländer bemerkt hätten, daß auch die anderen russischen Schiffe sich näherten, „hätte der Kampf abgebrochen werden müssen," und ein solches Pulsfühlen für die Tragweite der gegenseitigen Geschütze, über die man sich in einer eben so „unaccountable" als „blameable" Unwissenheit befunden zu haben scheint, wäre wohl am Ort gewesen, denn erst auf eine solche Kenntniß hin ließen sich weitere Entschlüsse fassen. Es heißt nun weiter:

„Was war zu thun? — Das erste Gefühl eines Engländers mußte ein sofortiger Angriff sein. Aber eine unbekannte Bai — auf 1500 Seemeilen keine Verstärkung, ohne Kenntniß des Fahrwassers und die leider bewiesene Kraftlosigkeit unsers Dampfers, ließen einen solchen Entschluß als zu gewagt erscheinen. Eben so unthunlich wäre eine Blokade gewesen; denn um eine Bai von solcher Ausdehnung zu blokiren, hätten die englischen Schiffe sich weit auseinander legen müssen, und wäre dann jedes einzelne in Gefahr gewesen, von einer überlegenen, rasch zusammengezogenen feindlichen Macht angegriffen zu werden. Man faßte also den Entschluß, mit nur zwei Schiffen die See vor der Bai zu halten und die Brigg abzuschicken, um Verstärkung herbeizuholen." Dies geschah schon am 23. Mittags. Daraus geht hervor, daß die Engländer das, was sie den Russen zum Vorwurf gemacht, — sich nämlich nicht in der Minderzahl mit einer feindlichen Ueberzahl in Kampf einzulassen, sehr wohl selbst als vernünftig erkannt, obgleich es sonst bei ihnen als Axiom gilt, daß ein britisches Schiff es ein- für allemal mit zwei feindlichen von ungefähr gleicher Kraft aufnimmt, — dies Verhältniß wäre hier vorhanden gewesen. Ferner war durch das Zurückbleiben nur zweier Schiffe keiner von den Nachtheilen vermieden, der von dem Verfasser für die Blokade angeführt worden ist, im Gegentheile, sie wurden noch näher gerückt. Bis zum 27. kreuzten die englischen Schiffe weit südlich von der de Castries-Bai und wunderten sich, daß die russischen Schiffe unterdessen entwischt waren. Die bei dieser Gelegenheit gemachten Phrasen zeigen das Unschickliche der hier gebrauchten Bezeichnung. Es heißt da: „Bedauern und fehlgeschlagene Hoffnung waren grenzenlos und gewiß von Niemand tiefer, obgleich schweigend, gefühlt, als von dem Commandeur, welcher, davon bin ich überzeugt,

den ehrenvollen Aufforderungen des Ruhms und dem raschen Entschlusse seines Charakters nur widerstanden, um pflichtmäßige Vorsicht walten zu lassen."

Die englischen Schiffe fuhren nun ohne Hinderniß in die de Castries-Bai ein und fanden eine verlassene russische Ansiedelung, so wie Beweise, daß auch Truppen dort gestanden. Wir übergehen die Betrachtungen, welche der Verfasser hieran knüpft, und erwähnen nur, daß am 25. Juni endlich Verstärkungen ankamen, aber nur bis zur Bai de la Jonquière, wo sie liegen blieben und 5 Monate lang, weder bis zur de Castries-Bai, noch überhaupt weiter nach Norden vorgingen, so daß die Russen vollkommen Zeit hätten, zu thun, was sie für zweckmäßig hielten. Der Verfasser begleitet diese Darstellung mit 3 Ausrufungszeichen. Am 15. Juli bestand das Geschwader aus 3 Fregatten, 1 Dampf-Corvette und 1 Brigg, und gegen Ende des Monats ging es endlich nach Aian, der befestigten russischen Niederlassung an der Küste der Tatarei und im Mittelpunkt für den sibirischen Handel. Der Verfasser sagt hier:

„Die russischen Ingenieure hatten hier sehr Tüchtiges geleistet. Die Befestigungen bestanden zwar nur aus 3 leichten Erdwerken en banquette, die ein bewaffnetes Dampfschiff in einer Viertelstunde zum Schweigen gebracht haben würde, wenn die benachbarten Höhen nicht vom Feinde hätten besetzt und vertheidigt werden können. Vor nur ganz ähnlichen Erdwerken, noch obenein von den Matrosen einer russischen Fregatte gebaut — scheiterte bei Petropawlowsk der Angriff unseres vereinigten Geschwaders in so schimpflicher Weise. Kein Wunder, wenn die Russen stolz darauf sind. Der Krieg fand bei ihnen die Armee auch fertig für den Krieg, und gleichviel, ob vor Sebastopol oder in dem fernen Ost-Asien, war militairische Geschicklichkeit eins mit dem militairischen Commando. Sweaborg wurde nur aus der Entfernung bombardirt und Kronstadt hat jedes Angriffs gespottet. Wo ist der englische Offizier, der dasselbe für Gibraltar oder Malta mit Bestimmtheit vorher zu sagen wagt? — Der Feind hat uns eine ernste Lehre gegeben. Ich hoffe, daß amtlicher Hochmuth uns gestatten wird, auch Nutzen von dieser Lehre zu ziehen."

Aian war von Truppen verlassen und nur die Beamten eines Kron-Handels-Etablissements waren zurückgeblieben. Man vermuthete, daß die Geschütze und Waffen der früheren Besatzung irgend wo vergraben wären, und stellte Untersuchungen an, fand aber nur Handelswaaren, wobei „die Taschen einiger diebischer Matrosen sich häßlich füllten." Hier nach Aian kam die Fregatte „Barracouta", welche die schiffbrüchige Mannschaft der russischen Fregatte „Diana" gefangen genommen, das heißt in offner See an Bord einer Bremischen Handelsbrigg gefunden hatte. Das Aeußere der russischen Gefangenen war mehr soldatisch als seemannsartig, groß, schlank und gut gebaute

Leute, von 7 bis 14 Jahren Seedienst und musterhaftem Betragen. Ihre Disciplin war so untadelig, daß der Verfasser in drei Monaten, welche er mit einem Theil derselben zusammen war, auch nicht die kleinste „irregularity" von ihnen bemerkte oder hörte. Die Offiziere besonders werden vollendet gebildete Männer genannt, deren Unterhaltung höchst angenehm war, — namentlich läßt der Verfasser ihrer hohen Vaterlandsliebe und Ehrfurcht vor dem verstorbenen Kaiser alle Anerkennung widerfahren.

Wir erhalten bei dieser Gelegenheit Nachrichten über den Untergang der russischen Fregatte „Diana". Sie hatte Kronstadt nach der türkischen Kriegserklärung verlassen, und während die Westmächte noch unterhandelten, war sie den englischen Fregatten entkommen, die man ihr nachgesendet. In de Castries-Bai unbelästigt angekommen, führte sie den russischen Bevollmächtigten Admiral Punjatin nach Japan, wo der bekannte Tractat abgeschlossen wurde. Hier in der Bai von Simoda traf sie das furchtbare Erdbeben. Die in die Bai hineinstürzenden Wellen der offenen See und die aus der Bai sich in das Meer wälzenden Wassermassen trafen gerade da aufeinander, wo die „Diana" lag, drehten sie im Kreise umher, brachen ihr Steuerruder, beschädigten ihren Kiel und versetzten sie in wenigen Minuten in den hülflosesten Zustand. Die Geistesgegenwart der Besatzung unter so ungewöhnlichen Umständen wird als bewundernswerth geschildert. Es gelang zwar noch, ein Hülfs-Steuerruder einzuhängen und sie um ein benachbartes Cap herum zu bringen, aber endlich mußte das Schiff in 60 Faden Tiefe sinken. Die Besatzung rettete sich an das Land, wo sie anfangs von den Japanesen gut aufgenommen, später aber unfriedlich und fast feindselig behandelt wurde. Der Aufenthalt dort dauerte Monate lang; endlich bauten die Russen eine Schooner-Jacht, in welcher der Admiral, einige Offiziere und 25 Mann Japan verließen, den Amur erreichten und nach Irkutsk kamen. Der Rest hatte traurige Tage den Japanesen gegenüber zu verleben, bis endlich eine bremische Brigg „Greta" sich einfand und die Ueberschiffung der Russen an die tatarische Küste übernahm. 2 Lieutenants, 7 Offiziere und 280 Mann schifften sich so ein, wurden aber von der „Barracouta", kurz vor der russischen Küste überrascht und gefangen genommen. Wir haben bereits erwähnt, daß sie nach Aina gebracht und von dort in den zurücksegelnden englischen Schiffen mit nach Canton genommen wurden. Die Gefangenen wünschten natürlich loszukommen, und man war auch schon einig, sie auf russischer Erde auszusetzen, wenn sie ihr Ehrenwort geben wollten, im weiteren Verlaufe des Feldzuges nicht mehr gegen die Verbündeten dienen zu wollen, als die Unterhandlung an dem Verlangen der englischen Commandeurs scheiterte, die russischen Offiziere sollten die englischen Schiffe dahin führen, wo ihre Escadre sich verborgen habe. Dort wolle man sie ausliefern. Sofort erkannten die russischen Offiziere die Absicht, wo mög-

lich mit Uebermacht über die gesicherten russischen Schiffe herzufallen, und sie verweigerten jede Mitwirkung wie Ehrenmänner. Lieber erduldeten sie die Qual der Gefangenschaft, als daß sie auf eine solche Bedingung eingingen. —

Damit ist leider abgethan, was der Verfasser von den Vorgängen in jenen fernen Gewässern erzählen kann. „Enttäuscht und angewidert von der dortigen Kriegführung", kehrte er von China nach England zurück. Interessant sind noch seine Bemerkungen über Aden, Malta und Gibraltar, welches Letztere er — auffallend genug für einen englischen Genie-Offizier — keinesweges für so fest und uneinnehmbar hält, wie dies gewöhnlich angenommen wird. In richtigem militairischen Tacte nennt er die Punkte nicht, die ihm schwach erscheinen, sagt aber, es wären deren dreie, und im Ganzen Gibraltar weder mit Kronstadt noch mit Sebastopol zu vergleichen. Angehängt sind dem Buche einige abgesonderte Betrachtungen, von denen die erste sich auf den fehlgeschlagenen Angriff gegen Petropawlowsk bezieht; sie lautet: „Daß ich so offen unserer Niederlage vor Petropawlowsk erwähnt, wird freilich manchem Leser unangenehm sein, denn leider gewinnt die unenglische und unmännliche Politik, schlechte Erfolge zu verschleiern, wenn sie durch Unkenntniß in der Kunst des Kriegführens von Seiten der Führer verschuldet wurden — immer mehr Grund und Boden unter uns. Ja sogar unseren steifen und nackten officiellen Berichten, wenn sie von solchen Führern ausgehen, fehlt meist in dem Hauptpunkte das eigentliche Verdienst — die Wahrheit."

„Dies System wirkt nach zwei Seiten hin nachtheilig. Erstens scheut sich kein Unfähiger, auch die verantwortlichsten Befehlshaberstellen anzunehmen, denn er kann sich ja darauf verlassen, daß man, selbst im Falle eines Unglücks, alles Mögliche thun wird, um dieses Unglück zu verkleinern. Geht es aber glücklich, so wird sein Loblied gesungen, gleichviel, ob das Haupt oder der Arm die That gethan. Zweitens geht die empfangene Lehre für die jungen Offiziere und die Abwesenden vollständig verloren. Für die jungen Offiziere deshalb, weil sie, wegen der Disciplin, über das, was sie gesehen, ihre Meinung nicht sagen, sondern sich höchstens untereinander zuflüstern dürfen — Geflüster wird aber sehr bald üble Nachrede — und weil sie offenbar begangenen Fehlern die Strafe nicht unmittelbar folgen sehen. Für die Abwesenden deshalb, weil ihnen der wahre Hergang der Sache verhehlt wird, und weil sie deshalb aus den bitteren Erfahrungen ihrer Kameraden nichts lernen können."

„Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß einer unserer Offiziere, welcher 1854 bei Petropawlowsk gegenwärtig war, eine Darstellung der Operationen niederschriebe und veröffentlichte. Es handelte sich dort nur darum, das Feuer einer Fregatte, eines Transportschiffes und von fünf nicht kasemattirten, offenen und kleinen Batterien en barbette zum Schweigen zu bringen, und zwar durch Schiffe, welche den Ob-

jecten in Geschützzahl weit überlegen waren. Die feindliche Stellung war zwar eine gute, aber nur von Matrosen und See-Offizieren tracirt, gebaut, armirt und vertheidigt. Die geringen Truppen, welche der Gouverneur von Kamtschatka dort hatte, waren nicht der Rede werth, ja die Geschütze der Landbatterie waren erst von der einen Breitseite der russischen Fregatte dorthin gebracht worden, weil die Fregatte eben nur eine ihrer Breitseiten bei der Vertheidigung gebrauchen konnte. Bei diesen unzureichenden Vertheidigungsmitteln und nach Allem, was ich von englischen und französischen See-Offizieren darüber gehört, ist es in der That unbegreiflich, daß 4 Fregatten, ein Dampfer und eine Brigg nichts gegen dieselben ausgerichtet haben und daß selbst die Landungen — mögen sie so unordentlich, als möglich, ausgeführt worden sein, — so vollständig mißlangen!" —

„Solche Fehlschläge — wenn sie nicht erklärt werden — müssen nothwendig Zaudern und Besorgniß erregen, wenn in Zukunft von unseren Flotten Festungswerke, und zwar so unbedeutende, angegriffen werden sollen. Sie müssen Zweifel entstehen lassen, ob da eine Landung gerathen ist, wo bei ähnlichen Gelegenheiten bisher der Erfolg fast sicher war."

„In der de Castries-Bai hatten die Russen 106 Kanonen gegen 60 der Unsrigen. Wir hatten keine Seekarten und kannten das Fahrwasser so wenig, wie die etwaigen Vertheidigungs-Anstalten am Lande. Vorsicht war also hier zu entschuldigen. Vor Petropawlowsk hatten die Verbündeten aber 210 Kanonen gegen 70 russische, und vor allen Dingen Belcher's vortreffliche Seekarte der ganzen Awatscha-Bai. Dort versprach Alles — ja versicherte den Erfolg des Angriffs, während in der de Castries-Bai alle Vortheile — mit Ausnahme der seemännischen Geschicklichkeit und des Muthes — auf Seiten der Russen war." —

Man sieht, daß ein Mann vom Fach keinesweges in die hohlen und großsprecherischen Phrasen der englischen Zeitungs-Presse einstimmt. Sein Buch liest sich fast wie ein Beitrag zu den militairischen Untersuchungs-Commissionen, an denen jetzt in England kein Mangel ist. Wir zweifeln sehr, daß der Wunsch des Verfassers — die Darstellung eines Augenzeugen der Vorgänge bei Petropawlowsk veröffentlicht zu sehen — je erfüllt werden wird. Vor der Hand scheint der russische amtliche Bericht das einzige Zuverlässige über jenen fehlgeschlagenen Angriff der Alliirten bleiben zu sollen. Von englischer Seite ist ihm wenigstens noch auf keine Weise widersprochen worden.

Aus Weimar's Vergangenheit.

Zur genauen und unmittelbaren Kenntniß der großen Literatur-Epoche in Weimar's Vergangenheit haben die Sammlungen mündlich sich fortpflanzender Erinnerungen an ihre Koryphäen und die Persön-

lichkeiten, welche mit ihnen in näherem oder fernerem Verhältniß standen, so wie die Mittheilung noch unbekannter Schriftstücke aus diesem Kreise bereits wesentlich beigetragen. Der volle Reichthum scheint aber noch nicht gehoben zu sein — wenigstens liegen augenblicklich wiederum zwei gleichzeitig (sogar in demselben Verlage) erschienene interessante Beiträge vor:

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

Der „vertraute Freund“, an welchen die Briefe gerichtet sind, ist Karl Ludwig von Knebel, der die beiden Fräulein von Lengefeld zuerst im Jahre 1787 kennen lernte und von der jüngeren Charlotte, Schiller's Frau, gleich anfangs großes Zutrauen erfuhr, wie die mitgetheilten Briefe derselben aus den Jahren 1788 und 1789, namentlich aber die vollständige Correspondenz vom Januar 1813 bis zum Mai 1824 beweisen — aus der Zeit ihrer glücklichen Verbindung mit Schiller findet sich nur ein Brief, datirt Jena, den 2. Jänner 1799. Charlotte von Schiller zeigt sich in ihren Briefen als die liebevollste, ganz in die höhere Natur des Dichters aufgehende Gattin, als die zärtlichste Mutter, als vielseitig gebildeter und nach immer höherer Bildung strebender Geist. In der Harmonie ihrer Heiterkeit und Selbstbehütung war sie gerade die ächte Gefährtin für Schiller's Natur, Geliebte und Gattin zugleich. Er schrieb ihr: „Deine Liebe ist Alles, was Du brauchst; und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einsamen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt.“ Ihre Anschauungen über Leben, Kunst, Poesie und Wissenschaft waren freilich wohl nicht ihr eigenthümlich, sondern nur die Reflexe des größeren Geistes, an dessen Seite sie stand. Aber eben deshalb ist es interessant und zur Charakteristik Schiller's fördernd, diese Einflüsse seiner Anschauungsweise in ihren Briefen zu verfolgen, die namentlich in manchen scharfen Urtheilen über einzelne Persönlichkeiten hervortritt; — er schrieb selbst: „Die Mißtöne in meiner Seele dürfen Dich weder befremden noch betrüben.“

Eine vielseitigere Ausbeute und manches wirklich Neue bieten:

Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theater-Leben. Nebst Original-Mittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn. Von Heinrich Schmidt. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1856.

Der Verfasser, geboren zu Weimar, fand durch seine Verwandtschaft mit dem Herder'schen Hause — Herder's ältester Sohn Gottfried hatte Schmidt's Schwester geheirathet — frühzeitig Zutritt zu Weimars literarischen Größen. Von den Studien in Jena wandte er sich bald aus innerem Drange zum Theater, erhielt einige Anweisungen für seine

Kunst von Goethe und kam durch dessen Vermittelung als junger angehender Schauspieler zum Wiener Hoftheater, ward dann Vorsteher des fürstlich Esterhazy'schen Theaters in Eisenstadt und später viele Jahre Director des Theaters zu Brünn; jetzt, nach sechs und siebenzig Jahren, hat er aus einer „vielbewegten, reichhaltigen, reizenden Jugendzeit untergesunkene interessante Ereignisse wieder heraufgeholt." Das Buch umfaßt nur funfzehn Bogen, ist aber interessant durch werthvolle neue Original-Mittheilungen über die Repräsentanten der Blüthe-Periode unserer Literatur, deren Namen der Titel nennt (Briefe von Goethe), wie unterhaltend durch die eigenen Erlebnisse des Verfassers, besonders in der Theaterwelt. Ein höchst ergiebiger Schatz charakteristischer Anekdoten und Mittheilungen von zeitgeschichtlichem und literar-historischem Interesse wird uns aufgethan, — recht drastisch sind gleich Eingangs die Schilderungen aus dem Jenaer Studentenleben. In dieser Berliner Zeitschrift müssen wir aber namentlich hervorheben, daß ein Mann, welcher lange Zeit hier ruhmvoll gewirkt, durch Schmidt's Nachrichten einen neuen Lorbeerkranz als Patriot gewinnt. Iffland erhielt durch Schmidt für Wien wiederholte Engagements-Anerbietungen unter dem nach damaliger Normirung sehr ansehnlichen Gehalte von 30,000 Fl. W. W. nebst weiteren Emolumenten — er wollte aber Alles von der Entscheidung seines Königs abhängig machen, und so blieb er in Berlin, „seinem wohlwollenden nicht glücklichen Könige treu, und Sie werden das billigen," schrieb der große Künstler am 9. September 1807. Fernere ihn ehrende Aeußerungen wegen seines Bleibens sind vom 21. November 1808: „Herz, Dankbarkeit und Liebe für den König — sagen Berlin!" — Vom 27. Februar 1809: „Ich stehe mit freier Brust unter Gottes Augen da. Werde mein Loos, was es wolle, ich that redlich" — endlich noch vom 6. Mai 1809: „Ich sehe, daß der König das Theater zu Berlin erhalten wünscht, daß er in seiner Rechtlichkeit das Mögliche thun will, daß er dabei in mich Vertrauen setzt. Kann ich dem Vertrauen mich und meine Dienste entziehen? Nein! Und wenn morgen die Welt untergeht und ich den Stab ergreifen müßte. Ich folge der Empfindung, und Leute von Gefühl werden mich begreifen. Für Andere lebt man nicht." Iffland erscheint in diesen Aeußerungen eben so gewissenhaft wie dadurch verehrungswürdig: er erhielt später eine sehr bedeutende Gehaltszulage nebst dem Adler-Orden — nicht den „Schwarzen", wie der Verfasser irrthümlich angiebt, sondern natürlich den „Rothen" — eine Auszeichnung, die er nicht blos durch sein beharrliches Ablehnen der glänzenden Wiener Anträge verdient hatte. Denn fürwahr — meint der Verfasser — „er hatte eine höchst schwierige Aufgabe gelöst, indem er das Berliner Hoftheater unter der ungünstigsten Constellation und bei Mangel der nöthigen Geldzuschüsse blos durch eigene Kraft und durch das Ansehen und die Liebe, die er beim Theater und im Publicum genoß, aufrecht erhielt."

Recensionen.

Winterkönig. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Albert Türcke. Berlin, 1856. Wohlgemuth.

Der „Winterkönig" ist der Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, der auf Andringen seiner Gemahlin, der schönen Elisabeth von England, die lieber als Königin Brod essen, denn als Churfürstin Leckerbissen speisen wollte, von den böhmischen Insurgenten, die auf ihr altes Wahlrecht provocirten, die Krone Böhmen's annahm und darüber, nachdem er einen Winter lang König in Prag gewesen war, mit der Krone auch den angestammten Churhut verlor. Gewiß ist das ein Stoff für einen Trauerspiel-Dichter. Friedrich, der glänzende und edle, aber schwache und beschränkte Churfürst, dem ernsten Kaiser Ferdinand gegenüber, die Conflicte zwischen dem Reichsoberhaupt und dem Fürsten des Reichs, der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus, die Liga gegenüber der Union, welcher Hintergrund für einen Dichter! Und dann die historischen Gestalten neben den Hauptfiguren — der ritterliche Braunschweiger Christian von Halberstadt mit dem Handschuh der schönen Elisabeth am Helm und der Devise: Gottes Freund und der Pfaffen Feind! auf dem Panier, der edle Feldherr Christian von Anhalt, der große Verschwörer Graf Thurn, der schlaue Bethlen-Gabor, der eiserne Graf Mansfeld und ihnen gegenüber, der glänzende Stern Baierns, Herzog Maximilian und sein Feldherr Tserclaes Graf Tilly! Das wären wohl die rechten Helden für ein großes Trauerspiel, aber freilich müßten sie auch den rechten Dichter finden. Leider haben sie denselben in Herrn Albert Türcke nicht gefunden, und wenn die abgeschiedenen Geister der großen Helden von dem Kunde hätten, was hier unten geschieht, sie müßten zürnend niederschauen auf einen Dichter, der sie so sprechen und handeln läßt, wie es Herr Türcke gethan. Es ist in dem langathmigen Personenzettel auch nicht Einer, für den uns der Herr Türcke zu begeistern, oder gegen den er uns in Zorn zu versetzen vermocht hat, wir interessiren uns auch nicht für eine einzige Figur. Der Hauptheld, der „Winterkönig", ist nicht einmal eine Memme; Türcke hat den allerdings schwachen, aber doch edlen Fürsten selbst zu einer Schachpuppe gemacht, er läßt ihn Schach spielen; vor, während und nach den Schlachten spielt der Held Schach, er spielt mit Jedem Schach, selbst mit den Bauern. Die hochherzige, ehrgeizige Elisabeth wird zur albernen Intrigantin, und Hofprediger Scultetus ist ein so kläglicher Helfershelfer bei diesen kläglichen Intriguen, daß man an seinem Verstande irre werden muß. Christian von Halberstadt wird von ferne als der Liebhaber Elisabeth's bezeichnet, schwerlich aber würde sich ein Quartaner so albern benehmen, wie uns Herr Türcke von dem grimmigen Braunschweiger glauben machen will. Christian von Anhalt renommirt und Mansfeld flucht

fortwährend auf's Schnödeste. Möglich, daß der Anhalt zuweilen renommirt hat, möglich, daß der Mansfelder dem Laster des Fluchens ergeben gewesen, aber sie waren denn doch nebenbei etwas anderes, als Flucher und Renommist. Bethlen-Gabor und Thurn schimpfen das Blaue vom Himmel herunter und spinnen immerfort Verrath. Unzweifelhaft gab es auch viel Misère in Deutschland damals, aber doch nicht lauter Misère, wie in diesem Drama, und es ist doch nicht die Misère, die der Dichter darstellen soll! Und eine Sprache reden diese Menschen! ein so verzwicktes und stelzbeiniges Pathos mit Trivialität vermischt ist gewiß selten in der deutschen Literatur. William Graf Craven, der Gesandte König Jacobs am Pfälzer Hof, sagt in seiner Eigenschaft als Engländer einmal „very well" und einmal „yes", das ist Alles, was ihn als Engländer charakterisirt, und Dykvelt, der Gesandte Oraniens, nennt, ebenfalls in seiner Eigenschaft als Holländer, den Lord „Mynheer". Sonst unterscheiden sich Beide in nichts von Deutschen und Böhmen. Komisch gradezu wirkt es, wenn Graf Thurn, vermuthlich um seine klassische Bildung zu zeigen, dem Churfürsten, den er zur Annahme der Krone drängt, ein: periculum in mora! an den Kopf wirft. „Zum Teufel! mit schönen Redensarten! Schwerter, mit dem Maule schlagt ihr keine Schlacht! Gott's Blut! zum Teufel!" So redet Graf Mansfeld die schöne Churfürstin Elisabeth an, die ihn den „Morgenstern des Sieges" nennt. Ja, es waren „wüste Kerle", wie die Schwaben sagen. „Zehntausend Donnerwetter, die Pest, die schwarze Blatter über ihn!" flucht der Mansfelder. „Mein Schlund ist eine Wüste, ich will Blut saufen!" Es ist gewiß mit das Schwerste für die schöne Winterkönigin gewesen, daß ihr Unglück sie zwang, in Gesellschaft solcher Männer zu sein. Glücklicher Weise, wir könnten's historisch nachweisen, hat sich der wirkliche Mansfeld viel anständiger benommen gegen Frauen und Königinnen, als dieser albertürckische Fluchbold. Aber selbst wenn der wirkliche Mansfeld ein so wüster Flegel gewesen wäre, so hätte der Dichter ihn nicht so aufführen dürfen! Wir gratuliren der Bühne, auf der dieses Stück gespielt wird.

Tages-Ereignisse.

Man fühlt den Leichtsinn, mit dem man bei dem Pariser Friedensschlusse über die künftige politische Gestaltung der Donau-Fürstenthümer hinweggegangen ist, und man möchte das so Versäumte, oder vielmehr Uebereilte jetzt gern wieder gut machen. So etwas klingt wenigstens aus allen Vorbereitungen und Verhandlungen heraus, deren Gegenstand in neuester Zeit diese in der That schwer geprüften Länder sind. Gleich

das Mißlingen des ersten Anlaufes — als Graf Orloff sehr ruhig die Existenz eines Höhenzuges leugnete, der eine natürliche Grenze gegen Bessarabien abgeben sollte — scheint die betreffenden Cabinete etwas abgekühlt zu haben, und man sucht offenbar nach Vorwänden, um das Zusammentreten der dafür bestimmten Conferenzen möglichst lange hinauszuschieben. Die Türkei spricht sehr entschieden ihren Willen aus, sich nicht mehr gefallen zu lassen, als sie gleich anfangs auf der Pariser Conferenz zugestanden, und Oesterreich hat ein vollkommnes Recht darauf, in seiner Nähe kein politisches Experiment zu dulden, das ihm unter Umständen sehr viel lästiger werden könnte, als die Vormundschaft in Warschau. Man endet die Vorbereitungen gegenwärtig mit dem, womit man hätte anfangen sollen, mit dem ernsten Studium der so überaus verwickelten Frage. Die designirten Mitglieder der Moldau-Walachischen Commission studiren in den Staats-Archiven die diplomatischen Actenstücke und Verhandlungen früherer Zeit und waffnen sich so gut das geht, den zu erwartenden Einwürfen und Schwierigkeiten gegenüber, die an Ort und Stelle ihrer warten. — Es ist ein Vorwand, wenn man mit dem Zusammentritt der Conferenz warten will, bis die Oesterreichischen Truppen die Fürstenthümer geräumt, oder wenn es kein Vorwand ist, so ist es ein Verschieben bis in sehr ungewisse Ferne, denn die neuesten Vorgänge und Conflicte in jenen Gegenden machen es eben nicht wahrscheinlich, daß die Oesterreicher ihre Walachischen Cantonnements früher verlassen werden, bis Franzosen und Engländer von den Ufern des Bosporus Abschied genommen. Auch Rußland scheint nicht gesonnen, das Maß seiner Nachgiebigkeit zum Ueberfließen voll zu machen, und seine Gesandtschafts-Kanzlei in Konstantinopel verbittet sich eben so nachdrücklich ein entschieden russenfeindliches Mitglied der Regulirungs-Commission, als die englische es empfiehlt. Die Wünsche und Neigungen des eigentlichen Volkes werden freilich bei den künftigen Verhandlungen nicht gefragt oder beachtet werden. Es handelt sich dort um einige Boyaren-Familien, für deren Vortheil oder Nachtheil eigentlich alle jene Intriguen gespielt werden, von denen man jetzt aus Konstantinopel, Bukarest und London hört. Mit jedem Tage kommen widersprechende Nachrichten über den Abmarsch der Oesterreicher, und mit jedem Tage werden die zarten Rücksichten wegen des möglichen Druckes, den fremde Truppen auf die Berathungen ausüben könnten, belustigender; denn an den Druck, den die fremden Truppen bei Konstantinopel doch auch wohl ausüben könnten, denkt dabei Niemand. Alles, absolut Alles steht noch in Frage, und besonders die wichtigste: die Verschmelzung beider Fürstenthümer in ein rumänisches Reich, hat noch keinerlei Basis gewinnen können. Somit ist es nicht unmöglich, daß diese Commission zu denselben Resultaten kommen könnte, zu denen zuverlässig die Commission über die Donau-Schifffahrt kommen wird — Alles beim Alten zu lassen! Das Beispiel der Nie-

derlande, wie der Wiener Congreß 1815 sie gestaltete, scheint keine Lehre für diejenigen Staatsmänner hinterlassen zu haben, welche ohne Weiteres zwei ganz verschiedene Nationalitäten zu einem politischen Körper verbinden wollen. Belgien und Holland sind nicht verschiedener, nicht innerlich widerstrebender gegeneinander, als die Moldau und Walachei. Welchen Erfolg das Experiment mit den Niederlanden hatte, liegt deutlich genug vor. Selbst die natürlichen, verbrieften Schutzmächte dieser Combination rührten sich nicht, als das leicht fertig gemachte Gebäude zusammenbrach. Factisch wollen die drei Grenz-Nachbarn der Donau-Fürstenthümer etwas Anderes, als die Cabinete von London und Paris, und man sollte glauben, die Grenz-Nachbarn hätten das größere Recht und das größere Verständniß der Angelegenheit. Nach allerlei anderen Erfahrungen der neuesten Zeit zu urtheilen, ist das aber freilich kein Grund, den Erfolg sachverständigen Urtheils anzunehmen.

Nach und nach kommt die histoire intime des immer noch unverständlichen Tractats vom 15. April zwischen England, Frankreich und Oesterreich an das Tageslicht. Nicht Rußland, Preußen, Sardinien und Schweden allein haben sich darüber zu wundern gehabt; — auch der eigentliche Schützling desselben, der Sultan und sein Friedens-Abgesandter, Vezier Ali Pascha, waren und sind nicht wenig überrascht, daß man sich auf eine länger dauernde Kur des kranken Mannes so vorsorglich vorbereitet. Die Eigenthümlichkeit und Seltsamkeit dieses Vertrages liegt auch weniger in ihm selbst, — denn er bedeutet nichts, wenn Rußland das nicht thut, was er von ihm voraussetzt, — sondern in der Heimlichkeit und Geschäftigkeit, mit welcher er abgeschlossen und sein Abschluß sowohl, wie die Einleitungen dazu den dabei zunächst Interessirten verborgen gehalten worden ist. Was Lord Palmerston im Parlamente zur Erklärung dieses Tractats und der unbeabsichtigten Bekanntwerdung desselben geäußert, scheint auch nicht besonders zur Genugthuung des Sultans beigetragen zu haben, und ein unfreundlicher Empfang des türkischen Friedensbevollmächtigten in der Heimath dürfte die nächste Folge davon sein. Nicht Rußland ist nach zweijährigen Anstrengungen der beiden mächtigsten seefahrenden Nationen gedemüthigt worden; desto gründlicher aber deren Schutzbefohlener selbst. Ueberrascht ist wohl Niemand von diesem Ausgange, der sich eine ruhige Stimmung während des allgemeinen Geschreies, daß es sich bei diesem Kampfe um Civilisation oder Barbarei handle, bewahrt. Dagegen scheint der Sultan in der That desto überraschter zu sein, und um so mehr, als das russische Gesandtschaftshotel in Konstantinopel bereits wieder bewohnt ist. Da England und Frankreich so aufopfernd dafür gesorgt haben, daß die Grenze der Türkei gegen Bessarabien um einige Quadrat-Meilen verlegt worden ist, — die theuerste Gebietsvergrößerung, die wohl je stattgefunden hat, — so wäre es

eigentlich folgerichtig, wenn der Divan Frankreich ersuchte, auch Algier wieder zurückzugeben, um so mehr, als die Eroberung Algiers durch das jetzt überwundene Königthum der Bourbons geschehen ist und das Kaiserreich es verschmähen sollte, aus Erfolgen seiner legitimen Vorgänger Nutzen zu ziehen — oder an England das bescheidene Verlangen stellte, seine „Besitzergreifung" von Aden wieder aufzugeben. Unmöglich ist es indessen nicht, daß Frankreich und England ein solches Verlangen unpassend finden und dem de facto-Besitz eine de jure-Urkunde vorziehen dürften, wodurch dann abermals die wahrhaft väterlichen Absichten der Schutzmächte für ihren unpäßlichen Schützling illustrirt werden. Wenn Komik in politischen Dingen überhaupt eine Berechtigung hätte, so wäre die Ueberraschung des Divans bei der Nachricht vom Abschlusse jenes Tractats wohl ein Gegenstand für die komische Auffassung des Geschichtschreibers, und die Bildung einer officiellen Vormundschaft für den so unbefangen unter Curatel Gesetzten eine nichts weniger als schmeichelhafte Erklärung, da sie die politische Unmündigkeit des „Geretteten" constatirt. Wenn es edel und großmüthig ist, dem Hülfsbedürftigen ohne sein Wissen und seinen Willen, selbst auf ferne Zukunft hinaus, wohl zu thun, so ist der Tractat vom 15. April das Edelste und Großmüthigste, was die gereifte Politik erleuchteter Staatsmänner überhaupt je geleistet, und die staunende Ueberraschung des Beschützten gewiß die schönste Belohnung für die uninteressirten Wohlthäter.

„Vierzig Tage nach dem Friedensschlusse soll das ottomanische Gebiet von den alliirten Hülfstruppen geräumt sein!" — so lautete ein Paragraph des Allianz-Tractats der Westmächte mit der Türkei während des Vorspieles in Gallipoli. Vierzig Tage sind nicht allein seit dem Friedensschlusse, sondern sogar seit dem Tractat vom 15. April vorüber, und es befinden sich noch genügend alliirte Truppen dort, um die Unterhaltungen des Lord Stuart de Redcliffe mit den Ministern der hohen Pforte zu unterstützen. Die kaiserlich österreichischen Truppen sind noch in den Donau-Fürstenthümern, und ein Artikel der Wiener Zeitung „vermuthet", daß sie so lange dort verweilen würden, bis die letzten Engländer und Franzosen die Nähe von Konstantinopel ebenfalls verlassen haben. Die flüchtigen Krim-Tataren der Westküste müssen erst nach der Dobrudscha übergeschifft werden, — die englisch-türkische Legion könnte möglicherweise in Canada gebraucht werden, muß also einstweilen unter englischen Offizieren noch zusammen bleiben, — der Hat-Humayun verlangt in verschiedenen Gegenden noch militairischen Nachdruck, — kurz, es sieht aus, als ob noch einige Male vierzig Tage vergehen würden, bis diese Räumung des türkischen Gebietes von Seiten der Helfer in der Noth stattfindet. Der Vergleich mit dem, was Rußland früher an der Türkei gethan, als der rebellische Satrap von Aegypten den

Sultan bedrohte, fällt nicht zu Gunsten ihrer jetzigen Freunde aus. Rußland sandte ein Hülfs-Corps über das schwarze Meer, welches sein Lager gegenüber Stambul, aber auf asiatischer Seite aufschlug, gewärtig der Befehle des Sultans und bereit, dem nahenden Feinde nach Syrien entgegen zu gehen. Ohne den geringsten Aufenthalt, ohne sich auch nur Stambul genähert zu haben, schiffte das russische Corps sich wieder ein, als der Sultan es für zweckmäßig hielt. Auch in Ungarn hat Rußland sein siegreiches Heer nicht länger verweilen lassen, als der Kaiser von Oesterreich es wünschte. — Zugegeben, daß der Zeitraum von vierzig Tagen ein unüberlegter war, als man ihn festsetzte, zugegeben, daß es wirklich in vielen Beziehungen gut sein wird, wenn alliirte Truppen noch einige Zeit an den Ufern des Bosporus sich aufhalten, so sollte man dann auch nicht gegen österreichische Truppen in den Donau-Fürstenthümren remonstriren. Oesterreich hat während der ganzen Dauer seiner Allianz mit England und Frankreich nur durch Aufstellungen gewirkt. — Weshalb sollte es jetzt schon und vor seinen Alliirten dieser Gewohnheit entsagen? —

Die Kölnische Zeitung klagt durch ein „Leider“, daß ihre — die liberale — Partei in Belgien bei den Wahlen in Ostflandern eine förmliche Niederlage erlitten. Dies „Leider“ ist um so bezeichnender, als die Kölnische Zeitung bekanntlich ja nicht liberal, sondern recht eigentlich conservativ sein will, ungefähr so, wie diejenigen Mitglieder der jetzigen Linken, welche sich rühmen, zur Zeit des Völkerfrühlings nicht demokratisch gewesen und den Consequenzen ihres eigenen vormärzlichen Raisonnirens und Thuns nicht bis in die letzten Stadien gefolgt zu sein. Also auch in Belgien ist die Rechte siegreich gewesen, also auch dort weht der Wind anders, als bisher, also auch dort wird der Liberalismus an seinen Früchten erkannt und besteht auch dort die Probe der Praxis und der Dauer nicht? — Das ist allerdings für die Leute, welche ihr Evangelium im „Staatslexikon“ zu erkennen und zu bekennen gewohnt waren, eine unerfreuliche Erfahrung. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß auch in Sardinien der Tag nicht mehr fern ist, wo eine gesunde und lebenskräftige Reaction den liberalen Sauerteig ausfegen und ihn als eben so verbraucht und abgestanden bei Seite werfen wird, wie das erweislich in einigen anderen — auch zeitweise eminent liberalen Staaten mit Erfolg geschehen ist. Die vollkommene Leere und Hohlheit der liberalen Phrase ist nach und nach — freilich unter gewaltigen Wehen — vollständig erkannt worden. Wo sind die Heroen dieser Phrase, die Odillon Barrot's, Thiers, Gagern, Hecker &c. geblieben? Rathlos haben sie das Kartenhaus ihrer Systeme zusammenbrechen sehen und schmollen der unverständigen Welt, die durch Erfahrung klüger geworden ist. In Sardinien kann dieser Zeitpunkt nicht mehr fern sein, ja, die unglaublichen staatsmänni-

schen Exercitien des Grafen Cavour werden ihn beschleunigen, und von Spanien gestehen die liberalen Zeitungen selbst zu, daß die Zustände nicht lange mehr so fortdauern können, ohne das Land vollkommen zu ruiniren. Steuerlos treibt dort das Staatsschiff auf einem wildempörten Meere und wird von jedem Ereigniß hin- und hergeschleudert, ohne irgendwo die alte Kraft zum Widerstande finden zu können. Ob O'Donnel, ob Narvaez, ob Espartero? Um so erbärmliche Fragen dreht sich dort das vom Liberalismus in Schwung gesetzte Rad. Kennzeichnend ist in dieser Beziehung der Brief eines spanischen Staatsmannes, welcher in Paris den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und ganz unbefangen von deutschen Bourgeoisie-Redacteuren als wichtig bezeichnet wird. Es heißt darin, „daß Narvaez selbst unter den spanischen Conservativen Anhänger eingebüßt, weil diese einsehen, daß Spanien ohne Espartero verloren wäre." Verloren! — Allerdings ist dies das rechte Wort, und nur zu verwundern, daß liberale Zeitungen es so ohne allen Commentar, ohne alle Entkräftung ihren Lesern auftischen, denn wer hat denn Spanien in diesen Zustand versetzt, wer hat es dahin gebracht, sich verloren geben zu müssen, wenn ein Espartero der Einzige ist, der die alte Monarchie retten kann? Wer anders, als der Alles verpestende, Alles zerbröckelnde Liberalismus! — Wie schlimm muß es um ein Land und um ein Volk stehen, wenn untreue Ehrgeizige als die Einzigen anerkannt werden, von denen Schutz gegen die augenblicklich drohende oder langsam heranschleichende Gefahr zu hoffen ist? Die Reaction kann auch dort nicht mehr lange ausbleiben! Ersehnt und gewünscht wird sie jetzt schon, aber es scheint noch immer an den Männern zu fehlen, die den Muth haben, sich offen und ehrlich Reactionäre zu nennen, und einige Zeit lang das pöbelhafte Schimpfen der Liberalen und Demokraten ertragen wollen. Doch wird es kommen, doch werden auch dort endlich „Rechte" gewählt werden, wie im belgischen Ostflandern und wie in unserem eigenen Vaterlande, das glücklicherweise nicht „verloren" war, als das Ministerium Camphausen, Hansemann, Schwerin abtrat.

Das „Frankfurter Journal" erzählt von einer Zusammenkunft böhmischer Adligen, welche eine Petition an den Kaiser um Wiedereinführung einer ständischen Verfassung für Böhmen berathen haben. Dem Centralisations-Gedanken des neuen Kaiserlichen Oesterreichs scheint diese erste Manifestation der Besitzer uralter und wohlverbriefter Rechte nicht günstig, und sie ist um so bedeutsamer, als auch in anderen nationell abgeschlossenen Theilen des Kaiserstaates ähnliche „treugehorsamste" Petitionen besprochen und vorbereitet werden. Es bedarf in solchen Dingen bekanntlich nur eines ersten Anstoßes und einiger zündenden Namen, um sehr bald Nachahmung zu finden, und je legaler, anschei-

nend bescheidener die Schritte dafür sich gestalten, je mächtiger ist ihre Wirkung. Man darf nicht vergessen, daß die böhmischen Deputirten des Wiener Reichstags es waren, die sich in überwiegendster Zahl gegen jede wirklich revolutionäre Maßregel jener übel berathenen Körperschaft erklärten und sich aus Wien entfernten, als sie sahen, welchen Weg der Reichstag nach der zweiten Abreise des Kaisers einschlug. Die böhmischen Deputirten waren damals als Reactionäre verschrieen und den allgemeinen Wahnsinn der Zeit abgerechnet, waren sie es auch wirklich. Daß sie jetzt nicht gesonnen sind, das so lange Jahrhunderte fest in sich abgeschlossene Böhmenthum in seinem nächsten Ausdrucke — seiner ständischen Verfassung — vollkommen an die neue Centralisations-Idee hinzugeben, ist wohl natürlich. Man hat nicht allein in Böhmen, sondern auch in den andern Kronländern ersichtlich gewartet und der Regierung vollkommen Zeit gelassen, ihre Ideen hinsichtlich der künftigen berathenden Rechte der verschiedenen ständischen Corporationen zu entwickeln und einzuführen, und wenn einige sich Fühlende ungeduldig werden, so mag das nicht sofort als ein oppositionelles Widerstandsgelüst, oder ein nur interessirtes Gebahren gescholten werden. Die Jahre 1848 und 1849 waren wohl dazu angethan, jede Sonderbestrebung, die der Staatsgewalt als eine liberale erscheinen konnte, zurückzudrängen und selbst den unstreitigst Berechtigten Vorsicht zu empfehlen. Mit dem Pariser Friedensschluß ist aber auch der letzte Grund verschwunden, welcher die Besitzer angeborner Rechte abhalten könnte, mit ihren Wünschen und Ansprüchen hervorzutreten. Oesterreich hat kräftig und entschieden der Revolution bei sich ein Ende gemacht. Pulver und Blei haben eben so unnachsichtlich wie der Strang in vielen Fällen das letzte Wort gesprochen, und die Staatskraft und ihre Anwendung stehen gegenwärtig über jeden Zweifel erhaben. Aber die kräftige Unterdrückung hat dem Chablonen-Constitutionalismus nicht Zeit gelassen, sich im Wege der Erfahrung um allen Credit bei den Massen zu bringen, wie das in andern Ländern geschehen ist, die so weit gewährt haben, als es überhaupt möglich war, wollte man nicht die schlagendste Argumentation in Kugel und Strang finden. Dadurch entstand nun die nothwendige Folge, daß in Oesterreich die constitutionelle Staatsform, als ein noch zu erstrebendes Ideal betrachtet wird, während man anderwärts bereits erkannt hat, daß der Liberalismus jedesmal Banquerot macht, wenn man ihn gewähren läßt, selbst bei seinen eigenen Bekennern. Wenn die Cavaliere in Böhmen und anderen Kronländern sich darauf beschränken, nur ihre alten Rechte mit den nothwendigen Modificationen der Neuzeit vor dem Alles verwischenden Schwamm der Centralisation zu bewahren, wenn sie eben nur das verlangen und durchzusetzen suchen, was eben so alt, eben so berechtigt und eben so wohlthätig für das politische Leben einer ganzen Nationalität ist, als die Kaiserkrone, welche diese verschiedenen Nationalitäten zusammenhält, so kann man nur mit Theilnahme auf diese

erste Manifestation der czechischen Stände blicken. Wollten sie ihrer Agitation aber eine liberale Färbung geben, so würden sie nur dieselbe Erfahrung machen, welche vor ihnen der gesammte Liberalismus gemacht, und sich höchstens das Recht erwerben, einst wie jener, ausrufen zu müssen: Ja! das haben wir nicht gewollt!

Die Verhältnisse zwischen England und Nord-Amerika scheinen sich, wenn auch nicht kriegerisch, so doch officiell in hohem Grade unfreundlich zu gestalten. Mit Festigkeit hat der Präsident der Vereinigten Staaten seine Mißbilligung des Benehmens englischer diplomatischer Beamten bis zu einer bestimmten That durchgeführt. England wird vielleicht Herrn Crampton eben so für sein vortreffliches Benehmen belohnen, wie seinen Consul in Köln, der ebenfalls von den Gerichten des Landes, bei dem er accreditirt war, verurtheilt wurde und nur im Wege königlicher Gnade straflos geblieben ist. Wollte England all die Personen sofort abberufen, über welche Beschwerden laut werden, so würde Lord Stuart de Redcliffe schon seit einigen Jahren einen Country seat in irgend einer englischen Grafschaft bewohnen. Auch in Persien hat der englische Gesandte dem Willen des Schahs weichen müssen, und so steht Herr Crampton denn wenigstens nicht vereinzelt. Obgleich die englische Regierung Kriegsschiffe nach den nordamerikanischen Gewässern sendet, so hat es hoffentlich mit wirklichen Feindseligkeiten nicht viel auf sich. Beide Staaten werden sehr wohl wissen, daß ein Krieg zwischen ihnen noch weniger ein Resultat haben kann, als der eben beendete gegen Rußland. Brand, Verwüstung und Blutvergießen würde sich reichlich, ein wirklich greifbares Resultat aber gar nicht voraussehen lassen. Möglicherweise könnten englische Küsten sogar ähnliche Erfahrungen durch American clippers machen, als die finnischen und asowschen Küsten sie von den Kriegsschiffen Ihrer Majestät der Königin Victoria gemacht, und dies würde allerdings die Kampflust der englischen Zeitungen bedeutend abkühlen. Mehr noch, wie in Rußland, schlüge England bei einem Kriege mit Bruder Jonathan dem eigenen Handel in's Gesicht, und das ist ein empfindlicher Fleck John Bull's. Für eine Vertheidigung im Innern würde die militairische Kraft der Vereinigten Staaten ausreichen, und der Seekrieg — wenn eine entscheidende und rangirte Schlacht vermieden wird — bei einzelnen Vorfällen vielleicht der englischen Flagge auch nachtheilig sein. Aber wozu die weitliegenden Möglichkeiten berechnen? — Zu einem Kriege wird es nicht kommen und England — ohne Alliirte — nachgeben! wie es in Persien nachgegeben hat.

Wie vorauszusehen war, beginnen jetzt schon die Abrechnungen an dem gegenseitigen Kriegsruhm zwischen England und Frankreich, und nicht allein zu Lande, sondern auch zur See. Die Broschüre eines französischen Marine-Offiziers und die Bazantcourt'schen Enthüllungen eröffnen den Reigen in wenig verbindlicher Weise für England, und es wird nicht an Erwiederungen britischer Seits fehlen, ja es werden dergleichen bereits angekündigt. Man hat in England geschwiegen — wahrscheinlich weil man den Angriff abwarten wollte. Nun ist er gekommen, vor der Hand noch ziemlich höflich und rücksichtsvoll, aber doch immer so, daß sich Kräftigeres und Unhöflicheres erwarten läßt, wenn die Vertheidigung vielleicht auch ihrerseits zu nachbarlicher Kritik übergehen sollte. Einstimmig sind die alliirten Armeen bis jetzt nur in Anerkennung der Tapferkeit der russischen Vertheidigung und in Verdammung des Zuges nach der Krim überhaupt. Was in Angriff und Vertheidigung Sebastopols geleistet werden konnte, ist zur Ehre aller Kämpfenden geleistet worden und die nachhinkenden Abrechnungen sind in der That etwas sehr Unerfreuliches.

Johanniter-Orden.

Liste

der Mitglieder der Westphälischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator.

1854.

Frhr. v. Bodelschwingh, Staats- und Finanz-Minister.

Mitglieder des Convents.

1. Frhr. v. Quadt und Hüchtenbruck, General der Infanterie a. D., auf Bögge bei Hamm. — Richter.
2. Frhr. v. Bodelschwingh-Plettenberg, Kammerherr, auf Bodelschwingh, Kreis Dortmund. — Werkmeister.
3. Frhr. v. d. Reck-Stockhausen, Erb-Marschall im Fürstenthum Minden und Dom-Capitular zu Brandenburg, auf Obernfelde, Kreis Lübbecke. — Schatzmeister.
4. Frhr. v. Plettenberg, Kammerherr und Kreis-Deputirter, auf Heeren, Kreis Hamm.
5. v. Bosse, Oberst-Lieutenant und Brigadier der 7. Gendsd'armerie-Brigade.
6. v. Brandenstein, General-Lieutenant und Commandeur der 9. Division.
7. Frhr. v. Eller-Eberstein, Rittergutsbesitzer, auf Patthorst, Kreis Bielefeld.

Rechtsritter.

1854.

1. Frhr. v. Quadt und Hüchtenbruck, General der Infanterie a. D., auf Bögge bei Hamm.
2. Frhr. v. Bodelschwing-Plettenberg, Kammerherr, auf Bodelschwingh, Kreis Dortmund.

1855.

3. Frhr. v. Plettenberg, Kammerherr und Kreis-Deputirter, auf Heeren, Kreis Hamm.
4. Frhr. v. Schlotheim, Kammerherr und Landrath des Kreises Minden.
5. v. Holzbrinck, Ober-Regierungs-Rath und Abtheilungs-Dirigent bei der Regierung zu Minden.

Ehrenritter.

1819.

1. v. Bosse, Oberst-Lieutenant und Brigadier der 7. Gensd'armerie-Brigade.

1820.

2. Frhr. v. d. Horst, Regierungs-Präsident a. D., auf Hollwinkel, Kreis Lübbecke.
3. Frhr. v. d. Busche-Münch, Landrath a. D., auf Benkhausen, Kreis Lübbecke.

1825.

4. Frhr. v. d. Busche-Ippenburg, General-Major a. D., auf Halden, Kreis Lübbecke.

1826.

5. Frhr. v. Dörnberg, Ober-Forstmeister bei der Regierung zu Arnsberg.

1828.

6. Alexander Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, zu Wittgenstein.

1830.

7. Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Kurfürstlich Hessischer Kammerherr, zu Wasserloos in Württemberg.

1833.

8. v. Ledebur, General-Lieutenant a. D. und Erb-Marschall von Herford, auf Mühlenburg bei Herford.

1834.

9. Casimir Fürst zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, zu Rheda.
10. Frhr. v. d. Horst, General-Lieutenant a. D., auf Obernfelde bei Lübbecke.

1835.

11. v. Berswordt, genannt v. Wallrabe, Kreis-Deputirter, auf Weitmar, Kreis Bochum.

1836.

12. Ludwig, Erbprinz zu Bentheim-Steinfurt, zu Steinfurt.

1837.

13. Frhr. v. d. Reck-Stockhausen, Erb-Marschall im Fürstenthum Minden und Dom-Capitular zu Brandenburg, auf Obernfelde, Kreis Lübbecke.

1838.

14. Adolph, Erbprinz zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Oberst à la suite der Armee, zu Rheda.
15. Frhr. v. Korff, Landrath a. D., zu Langensalza.

1840.

16. Franz, Prinz zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Major à la suite der Armee, zu Rheda.
17. Stach von Goltzheim, Legationsrath und Kammerherr, auf Esing bei Bocholt.

1846.

18. v. Brandenstein, General-Lieutenant und Commandeur der 9. Division.

1847.

19. Frhr. v. d. Horst, Landrath des Kreises Lübbecke, auf Hollwinkel.

20. Graf v. Kielmannsegge, Königl. Hannoverscher Kammerherr, auf Kappenberg, Kreis Lüdinghausen.

1851.

21. v. Schwartzkoppen, Ober-Forstmeister bei der Regierung zu Potsdam.

22. Frhr. v. Diepenbroick-Grüter, Landrath des Kreises Tecklenburg, auf Mark.

1854.

23. Frhr. v. Eller-Eberstein, Rittergutsbesitzer, auf Patthorst bei Bielefeld.

24. Frhr. v. Bodelschwingh-Plettenberg, Rittergutsbesitzer, auf Sandfort, Kreis Lüdinghausen.

25. v. Borries, Landrath des Kreises Herford.

1855.

26. Frhr. Carl von Quadt und Hüchtenbruck, zu Brüssel.

Liste
des Mitglieder der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Leitender Commendator:

Vacat.

Mitglieder des Convents:

1. Frhr. v. Plettenberg, Kreis-Deputirter, auf Mehrum bei Wesel. — Werkmeister; mit Führung der Geschäfte des Commendators beauftragt.
2. v. Hästen, Landrath des Kreises Cleve. — Richter.
3. Dr. Frhr. v. Seckendorff, Oberprocurator zu Köln. — Schatzmeister.
4. v. Jagow, Landrath des Kreises Kreuznach.
5. v. Gayl, General-Lieutenant und Commandeur der 16. Division.

Commendator.

1854.

Reinhard Graf zu Solms-Laubach, General-Major z. D., zu Braunfels.

Rechtsritter.

1854.

1. Frhr. v. Plettenberg, Kreis-Deputirter, auf Mehrum bei Wesel.
2. Graf und Herr von Schlitz genannt von Görtz, Großherzogl. Hessischer Oberst à la suite und Gesandter, zu Berlin.
3. v. Hästen, Landrath des Kreises Cleve.

1855.

4. Otto Graf zu Solms-Laubach, zu Laubach im Großherzogthum Hessen.
5. Dr. Frhr. v. Seckendorff, Oberprocurator, zu Köln.
6. v. Jagow, Landrath des Kreises Kreuznach.

Ehrenritter.

1817.

1. Ernst Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, zu Langenburg im Königreich Württemberg.

1820.

2. Carl Prinz zu Wied, zu Neuwied.

1824.

3. Graf v. Görlitz, Großherzogl. Hessischer Geheimer Rath und Kammerherr, zu Darmstadt.

1825.

4. Ferdinand Fürst zu Solms-Braunfels, zu Braunfels.

1827.

5. Bernhard Prinz zu Solms-Braunfels, zu Braunfels.

1828.

6. Frhr. v. Schlichten, Oberst und Commandeur des 11. Husaren-Regiments.

1830.

7. v. Bardeleben, General der Infanterie a. D., zu Koblenz.

1835.

8. v. Schack, General-Lieutenant und Commandeur der 15. Division.

1837.

9. v. Gräve, General-Major a. D., zu Koblenz.
10. Frhr. Hiller v. Gaertringen, Kammerherr und Fürstlich Hohenzollern-Hechingenscher Ober-Jägermeister, zu Hechingen.
11. Frhr. v. Esebeck, Kammerherr und Fürstlich Hohenzollern-Sigmaringenscher Major a. D., zu Zweibrücken.
12. Frhr. Treusch v. Buttlar, Kammerherr, Fürstlich Hohenzollern-Sigmaringenscher Major und Hofmarschall, zu Erfurt.

1838.

13. v. Crousaz, Kammerherr und Oberforstmeister, auch Fürstlich Hohenzollern-Hechingenscher Major und Hofmarschall, zu Sigmaringen.
14. v. Sandrart, General-Major a. D., zu Koblenz.

1839.

15. Ottomar Graf v. d. Recke-Volmerstein, Rittmeister a. D., auf Berge bei Essen.

1840.

16. v. Massenbach, Präsident der Regierung zu Düsseldorf.

1843.

17. v. Gayl, General-Lieutenant und Commandeur der 16. Division.

1844.

18. Friedrich Graf zu Solms-Rödelheim, General-Major a. D., zu Wetzlar.
19. v. Gersdorff, Major im Generalstabe des 8. Armee-Corps.
20. v. Bibra, Herzogl. Nassauischer Kammerherr und Fürstlich Wiedscher Kammer-Director, zu Neuwied.

1847.

21. Freih. v. d. Goltz, Oberst-Lieutenant a. D., zu Koblenz.
22. Constantin Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, zu Düsseldorf.
23. Freih. v. Carnap, Kammerherr, auf Burg Bornheim, Kreis Bonn.

1850.

24. Graf v. Rödern, General-Major und Commandeur der 10. Infanterie-Brigade.
25. v. Trotha I., Rittmeister und Escadrons-Chef im 8. Kürassier-Regmt.
26. Bolko Graf zu Stolberg-Wernigerode, Rittmeister im 2. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment, zu Schlemmin, Kreis Franzburg.
27. v. Mutius, General-Major und Commandeur der 16. Cavall.-Brigade.
28. Freih. Röder v. Diersburg, Großherzogl. Badenscher Hofmarschall a. D. u. Kammerherr, zu Freiburg im Breisgau.

1852.

29. v. d. Knesebeck, Landgerichts-Rath a. D., zu Köln.

1855.

30. Freih. v. Schenck zu Schweinsberg, Rittergutsbesitzer, auf Schweinsberg, Kreis Kirchheim in Ober-Hessen.
31. v. Kleist-Retzow, Ober-Präsident der Rheinprovinz, zu Koblenz.
32. Carl Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, zu Langenburg im Königreich Württemberg.
33. v. Wolbeck, Major a. D., zu Miltenberg am Main.

Wappen-Sagen.

Obernitz.

Lange Stunden, bange Stunden
Wogte schon die heiße Schlacht,
Und die Wenden kecken Muthes
Trotzten kühn dem Kaiser-Aar;

Da erhub sich eine Wolke,
Lanzen blitzten hell darin,
Weit voraus dem reis'gen Trosse
Jagt der alte Obernitz,

Obernitz, der alte Degen,
Der in hundert Schlachten focht,
Der sein Schwert nur für die Ehre
Und im Dienst des Kaisers zog.

Grade in der Wenden Flanke
Setzt der greise Freiherr an,
Dicht geschlossen die Geschwader
Folgen ihm im schärfsten Trab.

Hei! wie saus't des Freiherrn Lanze,
Sie hat noch den alten Schwung,
Den sie einst vor Mailand hatte,
Als er die Lombarden schlug.

Machtvoll fällt er auf die Wenden,
Sprengt die linke Flanke aus,
Saus't im Sturm dem Feind entgegen,
Rollt die ganze Linie auf;

Heulend flüchten sich die Wenden,
Ziellos stäubt die Flucht dahin,
Wie der Wolf die Ziegenheerde
Scheucht sie grimm der Obernitz;

Obernitz, der gute Ritter,
Sprengt die Wenden in den Fluß
Und dann ritt er heitern Sinnes
Seinem gnäd'gen Kaiser zu.

Seinen schweren Speer von Eschen,
Breit und stark, ein wahrer Baum,
Trägt er, wie ein Kind die Gerte,
Spielend in der mächt'gen Faust.

Und der Speer hat keine Spitze,
Es ist nur ein blut'ger Pfahl,
Bei dem Kampfe an der Klippe
Brach die Eisenspitze ab,

Doch die alte treue Waffe
Liebt der alte Obernitz,
Und so trat mit blut'gem Schafte
Er vor seinen Kaiser hin.

„Obernitz, Ihr seid der Sieger!"
Mild der große Kaiser sprach —
„Eure blut'ge Lanze ziere
„Euern Schild als rother Pfahl,

„Statt der Spitze sollt Ihr setzen
„Einen Fürstenhut darauf,
„Denn hochfürstlich sollt Ihr herrschen
„Als mein Vogt in diesem Gau;

„Ja, den rothen Pfahl in Silber
„Und den Fürstenhut darauf
„Führ' hinfort der Obernitze
„Hochgefreites Heldenhaus!"

Ist noch heut das alte Wappen
Und der Fürstenhut dazu
In des alten Helden Stamme
Und sein frisches Heldenblut.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Viertes Capitel.

Septimanie und Honorine.

> Was das Regiment der Frauen
> Anbetrifft, o großer König,
> So ist meine Meinung dies:
> . . . .
> Sonderlich im Punkt der Ehre
> Gab kein Weib dem Mann Gesetze;
> Durft' auch nie ihm solche geben;
> Das Vergnügen ist ihr Feld.
> Und da mögen sie regieren.
> Sie versteh'n darauf sich besser,
> Besser, dünkt mich, als die Männer —
> Dies ist meine Meinung, Herr!
> Und was anlangt ihre Gleichheit,
> Unterwerf ich mich der Meinung
> Meines Lehnsherrn. Alle taugen
> Nichts, sobald der Mann nichts taugt.
>
> (Aus dem Cid. Nach Herder.)

Ein bescheidenes, dem äußern Ansehen nach etwas heruntergekommenes Haus steht in der alten Augustinerstraße zu Paris, darin ein kleiner Salon, geziert mit alten Kupferstichen in wurmstichigen und erblindeten Goldrahmen, die Siege Ludwig's XIV. darstellend, und mit einem Gemisch von Meubles ausgestattet, das jedem Geschmack in seiner Zusammenstellung Hohn spricht, aber für den Kenner eine höchst interessante Sammlung von zum Theil sehr kostbaren Gegenständen bildet, in welcher von Ludwig XIV. bis auf Ludwig XVI. jede Geschmacksrichtung repräsentirt ist.

Das Haus in der alten Augustinerstraße ist das Eigenthum und der wunderlich ausgestattete Salon darin der Stolz der Frau Victoire Wittwe La Grange, welche in diesen Umgebungen seit zwanzig Jahren beinahe schon ein stilles und ehrbares Leben führt, das lediglich der Erinnerung an eine längstvergangene Zeit und dem Abstäuben der alten Meubles geweiht zu sein scheint.

Frau Victoire ist die Wittwe des Herrn Michel La Grange, welcher vor der Revolution die Stelle eines Maitre d'Hotel bei Sr.

Hoheit dem Herrn Prinzen von Conti bekleidete, den Titel und den Rang eines königlichen Unter-Wolfs-Jagd-Lieutenants hatte, und ein treuer Diener des hohen Hauses Condé war, bis er im Jahre 1793 guillotinirt wurde.

Seine Wittwe, welcher er zwei Kinder, kleine Mädchen von zwei und drei Jahren, und das Haus in der alten Augustinerstraße hinterließ, war bis zu ihrer Verheirathung in Diensten der Frau Prinzessin von Condé gewesen, und stammte gleich ihrem Gemahl aus einer Familie, die im Hause dieser großen Prinzen seit undenklichen Zeiten bedienstet gewesen.

Alle die Meubles, welche in dem Salon eine so interessante Sammlung, aber höchst wunderliche Ausstattung bildeten, waren als Geschenke nach und nach von den Prinzen und Prinzessinnen des hohen Hauses Condé an ihre treuen Diener und Dienerinnen in der Familie La Grange gekommen.

Frau Victoire kannte die Geschichte jedes Tisches und jeder Uhr, jeder Vase und jedes Stuhles, und erzählte sich dieselben selbst, wenn sie gerade keinen Zuhörer fand. Erzählen aber mußte sie dieselben täglich, es war, als ob sie sich verpflichtet glaubte, die alten Geschichten eben so wie die alten Stühle täglich abzustäuben und in Ordnung zu halten.

Die gute Frau, die noch die altmodigen Hauben aus der Zeit kurz vor der Revolution auf dem sorgfältig frisirten und gepuderten Haar trug, die einherrauschte knisternd in den altmodigen, verblaßten, verschossenen Seidenroben über dem Reifrock, die ihr in ihrer früheren Stellung bei der Prinzessin Condé in großer Anzahl zugekommen waren, denn die abgelegten Kleider Ihrer Hoheit bildeten einen Theil ihres Einkommens, — die gute Frau glich in ihrem Salon mehr einem Gespenst aus vergangener Zeit, als einem lebenden Wesen, und doch war Frau Victoire gar nicht so alt und ihr rundes Gesicht zeigte noch Spuren von früherer Schönheit, wie auch ihre Hände und Arme noch immer weiß und voll waren. Die gute Frau, die vielleicht niemals geistig sehr begabt gewesen, war seit dem Jahre, in welchem man ihren Gatten guillotinirte, etwas schwachsinnig geworden, in Folge einer Krankheit, in welche sie dabei verfiel. Sie hatte Alles in treuem Gedächtniß bewahrt, was sie vor der Revolution gesehen, gehört und erlebt, davon erzählte sie sich und Andern fortwährend, von da ab wußte sie nichts mehr. Die Prinzen und Prinzessinnen, denen sie gedient, der Mann, den sie geliebt, die Personen, mit denen sie Umgang gepflogen, alle, alle waren verschwunden, das hatte ihren Verstand verwirrt; sie sprach nie darüber, wenn aber Andere in ihrer Gegenwart davon sprachen, so lächelte sie, als ob sie Alles besser wisse, aber sie sprach nie davon.

Sonst erfüllte sie ihre häuslichen Pflichten mit musterhafter Sorgfalt und folgte dabei dem Rath und den Anweisungen des Sieur Gaspard

Corbin, der noch mit ihr zugleich im Hause Condé unter ihrem verstorbenen Gemahl gedient hatte und sich nun der verlassenen Frau und ihrer beiden Waisen mit redlichem Eifer annahm, auch die Wittwe in allen ihren Geschäften vertrat, welche sie nicht wohl selbst verrichten konnte. Auf dieses Freundes Rath hatte sie ihre beiden Kinder, als sie neun und zehn Jahr alt waren, in eine der klösterlichen Erziehungs-Anstalten gebracht, die man wieder einrichtete, als die Wogen der Revolution sich zu verlaufen anfingen; mit diesem Freund hatte sie alle Sonntage ihre Töchter in der Kloster-Pension besucht und sie wieder zu sich genommen, als ihre Erziehung vollendet war.

Es war ein stilles und ärmliches Leben, welches die Wittwe mit ihren beiden Töchtern führte, aber es fehlte ihnen nie an dem Nothwendigsten, dafür sorgte die Freundschaft Gaspard Corbin's, der ein wohlhabender Junggesell war und sich in zartester Weise für die Familie zu bemühen pflegte.

Gaspard Corbin war ein stattlicher Vierziger, der sich die vornehmen Manieren des großen Hauses, in welchem er gedient, erhalten hatte; in seiner ersten Jugend hatte er das Leben genossen, wie man zu sagen pflegt; die Ereignisse der furchtbaren Umwälzung aller Verhältnisse, der Untergang des Thrones und des Hauses Condé hatten ihn ernst gemacht, aber im Umgange war er noch immer ein heiterer Bursche, der Scherz liebte und sich genug von der altfranzösischen guten Laune, von dem prickelnden Witz und der anmuthigen Galanterie gegen Frauen, die vor der Revolution das gemeinsame Eigenthum der ganzen französischen Gesellschaft waren, gerettet hatte, um noch immer für einen höchst unterhaltenden Gesellschafter gelten zu können.

Der Sieur Gaspard Corbin war überall ein gern gesehener Gast, im Hause der Wittwe La Grange aber war er der hochwillkommene, einzige Gast, und wenn er, seiner Gewohnheit gemäß, sein gutes, rundes, wohlgenährtes Gesicht mit den kleinen, funkelnden, schwarzen Augen durch die halbgeöffnete Thür steckte und mit etwas näselnder Stimme fragte: „Ist es erlaubt bei Ihnen einzutreten, meine Damen?" dann verklärten sich die Gesichtszüge der Mutter sowohl wie der Töchter.

Honorine, die Jüngere, ein zierliches Figürchen mit einem allerliebsten Dosengesicht, in welchem jeder Zug, jeder Blick der braunen Augen Reiz und Leben war, flog dem Eintretenden entgegen, zog ihn in's Zimmer, hielt ihm ihre Stirn zum Kuß hin, nannte ihn ihren kleinen Papa und trieb mit ihm tausend Possen, die den äußerlich etwas gravitätischen Sieur höchlich amusirten, wenn sie ihm auch bisweilen unbequem waren.

Septimanie, Honorinen's ältere Schwester, war eine Schönheit anderer Art; ihre dunklen Augen waren schmachtend, ihre Gestalt höher, ihr ganzes Wesen stiller, ruhiger, innerlich aber war sie bewegter und leidenschaftlicher als die muntere Schwester. Auch sie empfing den alten,

treuen Freund stets mit großer Freude, wenn sich dieselbe auch nicht lebhaft äußerte.

Frau Victoire selbst pflegte die Verbeugungen Gaspard Corbin's durch die doppelte Anzahl von Knixen zu erwiedern, reichte die Hand zum Kuß, genau in derselben Attitude, in welcher Ihre Hoheit die Frau Prinzeß von Condé das vor dreißig Jahren gethan haben mochte, und begann dann sofort zu erzählen: „Der Stuhl, auf welchem Sie eben Platz genommen, mein Herr, gehörte zu dem Mobiliar des westlichen Pavillon's in Chantilly; als dasselbe bei der Vermählung des Herrn Herzogs von Bourbrn durch ein neues ersetzt wurde, bat mein seliger Schwiegervater sich diesen Stuhl zum Andenken aus, weil er an dem Tage darauf gesessen, an welchem der Herr Herzog von Bourbon geboren wurde. Es war das der Lieblingsfessel meines seligen Schwievaters, und so lange derselbe lebte, hat es nie Einer von uns gewagt, sich darauf zu setzen!" Da der wackere Corbin alle diese Geschichten schon ganz genau kannte, er auch überdem wußte, daß sich die gute Frau gar nicht darum bekümmere, ob ihr Jemand zuhöre oder nicht, so hatte er sich angewöhnt, wenig auf diese Mittheilungen zu achten und sofort seine große Bonbonniere zu öffnen, deren Inhalt er in die Hände Honorinens zu leeren pflegte, welche ihm das junge Mädchen bittend wie ein Kind vorhielt.

So war der Umgang des Junggesellen mit der Familie in dem kleinen Hause in der alten Augustinerstraße einige Jahre friedlich fortgegangen, seit die beiden Mädchen dahin zurückgekehrt aus der Kloster-Pension.

Seit einigen Wochen aber war eine Veränderung eingetreten, denn am Neujahrstage 1813 war der Sieur Gaspard Corbin noch geputzter als gewöhnlich erschienen und hatte den Damen auseinander gesetzt, daß er in eine noch innigere Verbindung mit ihnen zu treten wünsche, kurz er hatte um die Hand der schönen Septimanie gebeten, und dieselbe war ihm sofort zugesagt worden. Seit diesem Tage sorgte Corbin in reichlicher Weise für den Hausstand, er hatte alle Ausgaben übernommen; und auch die entfernte Zukunft der Familie, die er liebte, war sicher gestellt durch seine Vermählung mit der schönen Septimanie. Das war die Hauptabsicht, die er bei seiner Bewerbung um das junge Mädchen gehabt, er sprach das auch ganz offen aus, und wenn die gute Mutter ihn auch nicht begriff, so war sie doch vollkommen zufrieden mit allem, was Corbin vorschlug und anordnete.

Septimanie selbst war nicht eben eine glückliche Braut, aber sie hatte ohne Zögern und Bedenken dem alten Freunde ihrer Mutter, der von Kindheit auf wie ein Vater für sie und die Ihrigen gesorgt, ihre Hand gegeben, sie hegte eine kindliche Liebe und Dankbarkeit für ihn und konnte an seiner herzlichen Zuneigung nicht zweifeln.

Die Hochzeit war für den Monat Mai bestimmt, bis dahin soll-

ten einige bauliche Reparaturen in dem kleinen Hause in der alten Augustinerstraße beendet werden, denn da Frau Victoire ihr Haus nicht verlassen wollte, so entschloß sich der Sieur Gaspard Corbin rasch, sein Haus zu verkaufen, weil er mit der Familie seiner Zukünftigen eine Wirthschaft führen wollte.

Am meisten freute sich Honorine auf die bevorstehende Hochzeit; ihrer Heiterkeit dünkte die Zeit bis dahin unendlich lang, weder Septimanie noch ihr Bräutigam waren so ungeduldig wie sie. Im Gegentheil, je näher der bestimmte Hochzeitstag rückte, desto ernster, schweigsamer und trüber wurde die Braut, und wenn auch weder die Mutter, noch der Bräutigam eine Veränderung in Septimaniens Wesen bemerkten, den hellen braunen Augen Honorinen's entging sie nicht; sie überraschte ihre Schwester oft in Thränen, aber sie sagte nichts, sondern erwartete, daß dieselbe sie zur Vertrauten ihres Kummers machen werde, da dieselbe sonst nie ein Geheimniß vor ihr gehabt.

Septimanie aber schwieg und wurde immer trauriger.

Es war an einem ungewöhnlich heiteren Apriltage; die gute Frau Victoire hatte die Fenster ihres Salons geöffnet und milde Lenzluft durchströmte die Räume, die nur an den Duft altmodisch köstlicher Parfums gewöhnt waren; Frau Victoire saß in einem Lehnstuhl, von dessen früheren Besitzern sie vor sich hin erzählte, während sie die silbernen Beschläge eines prachtvollen Gebetbuches mit dem eingelegten Wappen der Condé, den drei Lilien und dem Schrägbalken in der Vertiefung dazwischen, auf dem Deckel putzte. Septimanie lag in einem Sopha, der offenbar zur Zeit der Regentschaft gearbeitet worden war; die Braut weinte.

Da näherte sich ihr die heitere Schwester; sie blieb einen Augenblick vor der Weinenden stehen, die vergeblich ihre Thränen zu verbergen suchte, dann warf sie sich neben der Schwester auf dem Sopha nieder, umschlang sie heftig mit beiden Armen, küßte sie und flüsterte: „Du sagst mir nichts, meine Septimanie? wenn Du mich noch liebst, so sagst Du mir auf der Stelle, warum Du seit Wochen schon so traurig bist und so viel weinst!“

„Ach Honorine!“ entgegnete Septimanie, und ihre Thränen flossen stärker.

„Ich weiß schon Alles, schweige nur, wenn es Dir zu schwer wird, zu sprechen,“ sagte Honorine hastig, „ich will Dir Alles vorsagen und Du brauchst nur mit dem Kopf zu nicken, damit ich sehe, ob ich mich getäuscht habe oder nicht. Du zitterst, wenn Dich Dein Bräutigam küßt, seine Liebkosungen sind Dir unangenehm, also ist es Dir schrecklich, ihn zu heirathen. Habe ich recht?“

Septimanie nickte.

„Aber, warum ist es Dir schrecklich, unsern alten Freund und Wohlthäter zu heirathen?“ fuhr Honorine fort. „Ich will es Dir sagen,

Du denkst an Gervais Sainte-Pallaie, Du machst Dir Gewissensnoth, weil Du dem Lieutenant Dein Wort gegeben, Du denkst, es sei möglich, daß derselbe noch zurückkehre; das ist albern von Dir, denn der Lieutenant hat, seit er vor drei Jahren nach Spanien marschirte, nichts von sich hören lassen; er ist also todt, oder hat Dich vergessen, ist ungetreu, und das Andenken an ihn darf Dich in keinem Falle hindern, die Frau unseres guten Corbin zu werden. Nimm Dich in Acht, Septimanie, ich werde es nicht leiden, daß meinem kleinen Papa etwas Unangenehmes geschieht!"

Das sonst so heitere Mädchen sprach im höchsten Grade ernsthaft. Der entschiedene Ton, in dem sie sprach, schien der ältern Schwester zu imponiren; sie neigte ihr schönes bethräntes Antlitz Honorinen zu und flüsterte, sie flehend anblickend: „Habe Mitleid mit mir, der arme Sainte-Pallaie! er ist weder untreu noch todt, ich habe ihn gesehen, gesprochen!"

„So, und was sagt der Herr Lieutenant?" versetzte Honorine trocken, „warum hat er seit drei Jahren nichts von sich hören lassen?"

„Sei nicht ungerecht gegen ihn, Schwester," nahm Septimanie eifrig das Wort, „er wurde blessirt und gefangen, er ist zwei Jahre in Gefangenschaft gewesen und durch Zufall befreit. Oh, Du solltest ihn sehen, wie bleich und elend er aussieht; abgemagert und traurig stand er vor mir, und ich, ich hatte den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich die Braut eines Anderen sei!"

Honorine rieb sich die Stirn mit der kleinen Faust, wie sie zu thun pflegte, wenn sie nicht gleich mit sich aufs Reine kommen konnte; sie pflegte dann immer unmuthig gegen sich selbst die Faust zu ballen, denn klar und in Ordnung wollte sie stets Alles um sich her haben.

„Also mager und bleich ist der arme Gervais Sainte-Pallaie geworden!" entgegnete sie endlich, „da muß es allerdings hart an ihn gekommen sein, denn trotz seiner aetherischen Liebe zu Dir und trotz seiner Romantik, hatte er immer hübsche, dicke, rothe Backen und einen tapfern Appetit. Also Du hast ihm noch nicht gesagt, daß Du Braut bist? Hm! Der Gervais war immer ein guter Junge, ich möchte ihm gern helfen, aber mein kleiner Papa darf nicht darunter leiden! Weine doch nicht, Septimanie, ich bitte Dich; Du hast schon rothe Augen, und nichts ist abscheulicher als rothe Augen!"

„Ist's erlaubt einzutreten?" fragte Gaspard Corbin, der eben die Thür öffnete.

Honorine sprang auf und eilte dem Bräutigam ihrer Schwester entgegen.

„Ich habe Ihnen etwas allein zu sagen, mein kleiner Papa!" rief sie und bemühte sich, den Eintretenden bei der Hand durch den Salon nach der Thür des Nebenzimmers zu ziehen.

„Ach! Mademoiselle, nehmen Sie sich doch in Acht," wehrte sich

dieser scherzend, „Sie werden mir die schönen Spitzenmanschetten zerreißen, lassen Sie mich doch meine Braut begrüßen!"

„Das hat Zeit bis nachher!" drängte Honorine.

„Die verehrte Maman!"

„Wird sich zu trösten wissen, bis ich mit Ihnen geredet, mein Herr, kommen Sie!" befahl Honorine.

Dieser Entschiedenheit gab der Sieur Gaspard Corbin lachend nach und folgte ihr in das Nebenzimmer.

Honorine schloß die Thür, bat den wackern Mann Platz zu nehmen, rückte sich einen Stuhl neben den seinigen, setzte sich neben ihm nieder, strich sich die braunen Locken aus dem erglühenden Gesichtchen und sagte: „Sie wissen, daß ich Sie sehr lieb habe, mein Herr!"

„Ja, meine kleine Freundin, ich zweifle nicht daran!" entgegnete Corbin heiter und neugierig.

„Lieben Sie mich eben so sehr wie meine Schwester?" fuhr Honorine fort.

„In der That, mein Kind," versetzte Corbin, aufmerksam werdend, „ich begreife Ihre Frage nicht."

„So antworten Sie doch!" bat Honorine.

„Nun ja, ich liebe Sie eben so herzlich wie Septimanie," sagte der Junggesell, „doch was soll das?"

„Ist das ganz wahr? aber ganz?"

„Es ist die Wahrheit, aber . . ."

„Sie würden mich also eben so gern heirathen als Septimanie?"

Honorine wurde sehr roth bei dieser Frage.

„Mein Kind, aber ich bin ja . . ."

Den guten Mann machten diese Fragen verlegen.

„Sie sind der Bräutigam meiner Schwester," fuhr Honorine, ohne sich beirren zu lassen, fort, „ich weiß es, Sie sind im Begriff, Septimanie zu heirathen, aber wenn meine Schwester nun nicht da wäre, dann . . ."

„Dann würde ich Sie heirathen, aber . . ."

„Ist das gewiß?"

„Gewiß, liebes Kind, ich liebe Sie beide gleich herzlich, Sie kennen meine Absichten, ich wollte Eine von Beiden zur Frau nehmen, damit die Zukunft Beider und Ihrer Mutter gesichert sei; aber jetzt sagen Sie mir, liebe Honorine, wo wollen Sie mit diesen sonderbaren Fragen hinaus?"

„Sie werden es gleich hören, mein Herr; würde es Ihnen unangenehm sein, wenn Sie meine Schwester nicht heirathen könnten, wenn ich an Septimanien's Stelle Ihre Frau würde?"

„Es würde mir ohne Zweifel sehr schmerzlich sein, Demoiselle Septimanie, welche ich zärtlich liebe, nicht heirathen zu können, aber Sie, meine kleine Freundin, würden mir hinlänglich Ersatz bieten!"

„Glauben Sie, daß Sie mit mir eben so glücklich sein würden, wie mit meiner Schwester? Aber sein Sie aufrichtig!“

„Gewiß, ich bin überzeugt davon, mein liebenswürdiges Kind!“

„Das ist's, was ich wissen wollte,“ rief Honorine, in die Hände klatschend, „und nun hören Sie, nun will ich Ihnen das Räthsel lösen. Sie wissen, vor einigen Jahren besuchten wir zuweilen unsere Tante Gisela, die damals noch lebte; dort fanden wir immer einen jungen Mann, den Sohn einer Freundin der Tante. Sie besinnen sich vielleicht auf einen hübschen Jungen mit rothen Wangen; nun der Bursch war eben so schwärmerisch wie Septimanie, sie fingen die Liebe mit Musik und Gedichten an, fuhren mit Spaziergängen im Mondschein fort, bei denen ich mich schrecklich langweilte, und waren endlich ein höchst entimentales Liebespaar. Der junge Mann wurde vor drei Jahren Offizier und ging mit seinem Regiment nach Spanien, nachdem er sich vor mir, die ich die einzige Zeugin war, den Mond abgerechnet, denn sie thaten Alles bei Mondschein, mit meiner Schwester feierlich verlobt hatte. Seit er nach Spanien gezogen, ließ der Herr Lieutenant Gervais de Sainte-Pallair nichts mehr von sich hören, und ich mußte die Trösterin der armen Septimanie spielen!“

„Arme Septimanie, armes Mädchen!“ seufzte Corbin voll Mitgefühl.

„Ja darum war sie immer so traurig,“ fuhr Honorine fort, „sie beweinte den Lieutenant als einen Todten; ich war mehr geneigt, ihn für ein Ungeheuer an Untreue zu halten, denn alle Männer sind Ungeheuer in der Liebe, außer Ihnen, mein Freund!“

Corbin drückte die kleine Hand zärtlich, die ihm Honorine reichte.

„Nun denken Sie, vor ein paar Wochen kommt der zärtliche Gervais aus Spanien zurück, er ist weder todt noch untreu gewesen, sondern nur blessirt und gefangen. Septimanie kann sein elendes Aussehen nicht jammervoll genug beschreiben; ich glaube, sie liebt ihn nun noch mehr als früher, weil er keine rothe Wangen mehr hat und recht abgemagert ist. Das weiche Mädchen hat weder den Muth, dem bleichen Lieutenant zu sagen, daß sie Braut, noch so viel Herz, Ihnen offen zu bekennen, daß ihr früherer Geliebter, den sie todt geglaubt hat, zurückgekehrt ist; sie schleppt sich Wochen lang herum mit dem Jammer und sagt selbst mir nichts; ich glaube, ihr ist ordentlich wohl gewesen in ihren Thränen und ihrem Liebeselend.“

„Arme Septimanie! armes Kind!“ sagte Corbin, der den herzlichsten Antheil nahm.

„Erst kurz bevor Sie eintraten, mein Freund, habe ich meiner Schwester das Geheimniß ihrer Schmerzen abgepreßt; jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt, und an Ihnen ist's, sich zu entscheiden.“

Der wackre Mann nahm die Hand Honorinen's, drückte sie an seine Lippen und sagte: „Meiner Treu, ich glaube, liebes Kind, daß ich

mit Ihnen doch glücklicher werde, als ich mit Septimanie geworden wäre, unser Charakter paßt besser zusammen, wir sind Beide lustige Leute."

Honorine fühlte wohl, welche Zartheit in dieser Aeußerung Corbin's lag, denn sie hatte eine Ahnung davon, daß das stille Wesen ihrer Schwester dem ältlichen Junggesellen doch wenigstens bequemer gewesen wäre, als ihre laute Fröhlichkeit, ihr unruhiges Treiben. Sie sah darum den braven Freund so dankbar zärtlich an, daß dieser in der That nun glaubte, er liebe Honorinen mehr als deren Schwester.

Er schwieg eine Weile, seinen Gefühlen nachdenkend, dann sagte er: „Aber, liebes Kind, wie Sie Alles angefangen haben, so müssen Sie auch Alles zu Ende bringen; ich werde nie den Muth haben, einer Dame, mit der ich verlobt, zu sagen, daß ich zufrieden bin, ihre Schwester statt ihrer zu heirathen. Sie begreifen, das ist nicht artig gegen eine Dame!"

Honorine sprang auf und küßte Corbin auf beide Wangen, dann rief sie lustig: „Ach, was sind Sie für ein prächtiger Mensch, kleiner Papa; warten Sie, ich werde Septimanie sagen, ich sei in Sie verliebt, es ist das auch ganz wahr, Sie können stolz sein auf dieses Bekenntniß; ich werde Septimanie bitten, sie möge auf Ihre Hand verzichten, damit ich Ihre Frau werden könne. Oh, was wird sie stolz sein, Entsagung üben zu können! Ist's so recht?"

„Es ist Alles gut und schön, was Sie thun, liebenswürdiges Kind," rief Corbin begeistert, „und damit der armen Septimanie der Verlust eines Bräutigams, wie ich bin, nicht das Herz bricht, darum werde ich sorgen, daß sie so bald als möglich ihren bleichen Lieutenant bekommt, und wir feiern unsere Hochzeit an einem Tage; ist's so recht, kleine Liebe?"

„Alles, was Sie thun," entgegnete Honorine fröhlich lachend, „ist gut und schön!"

Man konnte unmöglich etwas Reizenderes sehen, als das glückliche Gesichtchen der übermüthigen und doch halb verlegenen Honorine; sie zupfte an den langen Manschetten, welche aus dem kurzen Oberärmel des überall glatt anschließenden Kleidchens von blauer Indienne bis auf den zierlichen Ellenbogen herabfielen, und schwieg eine Weile. Es war, als käme jetzt erst die Erinnerung an Alles, was sie mit Corbin gesprochen und was sie zu ihm gesagt, über sie und erfülle sie mit mädchenhafter Bangigkeit. Da der würdige Sieur Gaspard Corbin aber nichts sagte, sondern sich begnügte, sie mit stillem Entzücken zu betrachten, und da sie sein Schweigen und seine Blicke immer verlegener machten, so nahm sie wieder einen raschen Anlauf und sagte: „Ich will mit meiner Schwester reden, mein Freund, reden Sie mit Maman — Sie finden doch nicht, daß ich Ihnen eine schwierige Aufgabe lasse?" setzte sie gleich wieder, halb neckend, hinzu.

„Nein, mit dieser guten Maman will ich sehr gern reden," beeilte sich Corbin zu antworten und stand auf; „an's Werk, meine theure, meine liebenswürdige Honorine!"

Er hatte gewiß nicht die Absicht und das schöne Mädchen hatte auch nicht die Absicht, es war von keiner Seite Berechnung, und doch lag Honorine plötzlich an der Brust des ältlichen Herrn und ließ sich, geduldig wie ein Lamm beim Opfer, von ihm auf die Lippen küssen.

Dann flog sie hinaus, der Bräutigam aber trat mit stattlich schwerem Schritt und noch rötherm Antlitz als gewöhnlich in den Salon, wo Frau Victoire Wittwe La Grange allein saß.

Der Salon duftete wieder stark nach Fleurs d'Oranges, denn die alte Dienerin des Hauses Condé hatte die Fenster geschlossen und alle ihre Riechfläschchen geöffnet.

Corbin setzte sich seiner alten Freundin gegenüber, präsentirte ihr seine Dose und begann: „Ich habe Ihnen merkwürdige Dinge mitzutheilen, Madame; Ihre jüngere Demoiselle Tochter hat alle unsere Einrichtungen umgestoßen, um andere zu treffen, und ich muß bekennen, daß ich nicht den Muth gefunden habe, mich zu widersetzen!“

Frau Victoire lächelte ihrem alten Freund verbindlich zu. Wer ihr Wesen und ihren Zustand nicht kannte, mußte darauf schwören, daß sie Corbin nicht nur aufmerksam zuhöre, sondern auch, daß sie schon wisse, was da kommen werde, daß ihre Tochter nur auf ihren Rath gehandelt. Und doch war die gute Frau weit weg nach Zeit und Raum und sann eben ernsthaft darüber nach, ob das grüne Amazonenkleid, das die Frau Herzogin von Bourbon getragen, als der König zum letzten Mal zur Jagd in Chantilly war, dunkelgrüne oder schwarze Passements gehabt. Erst als Corbin direct fragte: „Darf ich hoffen, Madame, daß Sie mein Verfahren billigen?“ antwortete sie: „Gewiß, wir werden sehen, und wenn die Frau Herzogin nichts dagegen hat, so sehe ich nicht ein!“

„Unsere liebenswürdige Honorine will ihre Schwester mit einem Herrn von Sainte-Pallaie vermählen,“ fuhr Corbin fort, „und dann die Güte haben, die Meinige zu werden an Septimanien's Stelle. Das ist ein sehr anmuthiger Ersatz, und ich widerstrebe durchaus nicht, denn ich bin zufrieden, wenn ich überhaupt nur Eine von Ihren reizenden Töchtern zur Frau bekomme, Madame!“

Jetzt aber hatte ihm Frau Victoire gar nicht zugehört. „Sainte-Pallaie!“ flüsterte sie und sann; endlich stand sie auf und sagte: „Sainte-Pallaie, Gervais de Sainte-Pallaie, ich kenne den Herrn, er ist Adjoint bei dem Herrn Großfalkenmeister von Frankreich, er heirathete die erste Kammerfrau der Frau Marquise Dauvet von Marêts, der Tante des Herrn Großfalkenmeisters. Julie war sehr hübsch; ja, Gervais von Sainte-Pallaie, ich kenne den Herrn und sehe die Sache als abgemacht an!“

Corbin bemerkte wohl, daß Frau Victoire von dem Vater, oder Oheim, oder sonst einem Verwandten des jungen Mannes rede, aber er wußte schon, daß er weiter nichts aus ihr herausbekommen werde, deshalb sah er auch seinerseits die Sache als abgemacht an, empfahl

sich seiner zukünftigen Schwiegermutter mit den zwischen ihnen herkömmlichen Förmlichkeiten und suchte dann Honorine, um von ihr Abschied zu nehmen und sich nach der Wohnung des Herrn von Sainte-Pallaie zu erkundigen.

Der wackere Mann ging; er war aber die Treppe kaum halb hinabgestiegen, als er sich rufen hörte. Er drehte sich um, da flog die schöne Septimanie die Treppe hinab, umarmte ihn zärtlich und küßte ihn, ihr bethräntes, aber glückseliges Angesicht an seine Wange lehnend. Dann flog sie eben so behend, als sie gekommen, die Treppe wieder hinauf.

„Der Umgang mit so hübschen, so reizenden Geschöpfen ist doch angenehm,“ murmelte Corbin, das Haus verlassend, und rieb sich die Hände. „Befinde mich da in einer allerliebsten Situation, Beide sind hinreißend, die Eine küßt mich, weil ich sie heirathe, und die Andere küßt mich, weil ich sie nicht heirathe! Welches Glück! Warum ist mir doch nie etwas Aehnliches vorgekommen, als ich noch jung war?“

Herr Gaspard Corbin pflegte nichts halb zu thun und nichts aufzuschieben, wenn er ein Mal entschlossen war.

Am Nachmittage desselben Tages noch begab er sich nach der Wohnung des Lieutenants Sainte-Pallaie, welche er im vierten Stockwerk eines Hauses am Boulevard du Temple nach sehr langem Suchen so glücklich war zu finden.

Als er klingelte, öffnete ihm ein einfach, aber elegant gekleideter junger Mann die Thür, dessen Aussehen allerdings verrieth, daß er noch nicht lange eine schwere Krankheit überwunden haben müsse, der aber doch zugleich so schmuck und hübsch war, daß der gute Corbin plötzlich die Thränen der schönen Septimanie begriff.

„Herr von Sainte-Pallaie?“ fragte der Bräutigam der reizenden Honorine, den jungen Mann mit großem Wohlwollen betrachtend.

„Zu dienen, mein Herr, wen habe ich die Ehre?“ antwortete der Lieutenant mit ungemein wohlklingender Stimme.

„Ich bin Gaspard Corbin, ehemals bediensiet im hohen Hause der Herren Prinzen von Condé!“ entgegnete der wackere Mann und nahm den Stuhl an, den ihm der Offizier präsentirte.

Der junge Mann mußte diesen Namen kennen, auch sagte derselbe sofort mit leichtem Erröthen: „Der Herr ist der Freund einer Familie, welche —“

„Mit welcher Sie auch befreundet sind, mein junger Tapferer!“ half Corbin gutmüthig weiter, „Sie kennen Demoiselle Septimanie La Grange?“

„Oh!“ rief der Lieutenant erbleichend.

„Sie leiden noch an Ihrer Wunde?“ fragte Corbin wirklich besorgt.

„Weniger an meiner Wunde,“ entgegnete der Verliebte sich zusammennehmend, „es war eine ungefährliche und gutgeheilte Schußwunde,

als an den Folgen einer harten Gefangenschaft und eines Nervenfiebers, das ich während derselben zu überstehen hatte!"

„Armer junger Mann," bedauerte Corbin im herzlichsten Tone, „das ist viel Unglück auf ein Mal, blessirt, gefangen, Nervenfieber und," setzte er mit freundlichem Lächeln ermuthigend hinzu, „so lange getrennt von der schönen Septimanie!"

Der Offizier blickte einen Augenblick verlegen vor sich hin, dann hob er den weichen Blick seiner braunen Augen auf zu seinem Besuch und sagte: „Sie sind der Freund, der Wohlthäter der Familie La Grange, mein Herr, ich weiß nicht . . ."

„Sie wissen nicht, ob Septimanie Sie noch liebt, nach dreijähriger Abwesenheit, wollten Sie das sagen?"

„Oh nein, mein Herr," erwiderte der junge Mann purpurroth, „legen Sie mir das nicht als Eitelkeit aus, ich bin überzeugt, daß diese angebetete Septimanie mich noch liebt, ich bin überzeugt davon, obgleich ich sie nur drei Mal gesehen habe nach meiner Rückkehr, und obwohl sie bei jedem Zusammentreffen ängstlich vermieden hat, mit mir von dem zu sprechen, was mir am meisten am Herzen lag. Ich habe der Geliebten in fernem Lande stets gedacht, auf dem Schlachtfelde, im Lazareth, in der Gefangenschaft, überall stand ihr süßes Bild vor mir, und müßte ich darauf verzichten, Septimanie die Meinige nennen zu dürfen, so wollte ich lieber, die britische Musketenkugel hätte mich besser getroffen, oder mein spanischer Kerkermeister hätte mich verhungern lassen."

Corbin hörte dem jungen Mann mit Vergnügen zu; der ältere Mann lauschte mit Entzücken der Sprache der Leidenschaft und Jugend, die auch er einst geredet, er lauschte und dachte sich dabei in seine Jugend zurück; der Offizier aber fuhr fort: „Sie haben bei Ihrem Besuch einen Zweck gehabt, mein Herr, wie sollten Sie sonst darauf kommen, mich, den Sie nicht kennen, aufzusuchen? Ich gestehe Ihnen, daß ich mit bangem Zittern Ihre Erklärung erwarte; ja, Ihre Güte und Freundlichkeit macht mich ganz besonders ängstlich, Sie haben eine Botschaft für mich, eine Botschaft von Ihr, Sie wollen mir sagen, daß Septimanie für mich verloren ist, und Sie zögern damit, weil Sie fühlen, wie hart der Schlag ist, der mich damit trifft. Doch reden Sie, ich will wenigstens die Gewißheit meines Unglücks."

Der junge Offizier war auffallend bleich und seine Erregung so groß, daß es Corbin für seine Pflicht hielt, derselben sofort ein Ende zu machen. „Nein, mein Tapfrer," sagte er, „ich komme hierher, nicht um Ihnen wehe zu thun, ich komme hierher nur, um den Mann kennen zu lernen, den die schöne Septimanie, den ein Mädchen liebt, für das ich seit Jahren Sorge getragen, mit dem ich bald durch noch innigere Bande vereinigt sein werde."

Sainte-Pallaie sah dem guten Mann verwundert in's Gesicht, er hatte ihn nicht ganz verstanden.

„Muth, mein Tapfrer," fuhr Corbin fort und reichte dem Offizier die Hand, „die schöne Septimanie liebt Sie noch eben so innig wie vor drei Jahren, sie hat Sie als Todten betrauert und liebt Sie jetzt noch mehr, wenn meine reizende Honorine mit ihrem Scherz Recht hat, weil Sie jetzt bleich sind, wie es einem Verliebten ziemt. Ich bin der Bräutigam der Schwester Septimanien's und mache in den ersten Tagen des künftigen Monats Hochzeit. In Ihrer Stelle, Herr von Sainte-Pallaie, würde ich zu der schönen Septimanie gehen und sie darauf aufmerksam machen, daß es der älteren Schwester nicht zieme, später zu heirathen, als die jüngere, he! was meinen Sie?"

„Großer Gott! wäre es möglich!" rief der Lieutenant, beide Hände Corbin's ergreifend und ihn verklärt anschauend, „wissen Sie, mein Herr, man hatte mir gesagt, Septimanie sei die Braut eines Mannes, der für ihre Familie sorge, man hatte auch Ihren Namen genannt, deshalb meine Bestürzung; oh! Sie sind der Bräutigam der reizenden Honorine, oh! wie glücklich lös't sich dieses Mißverständniß!"

„Es ist nicht so ganz Mißverständniß, mein Tapfrer," nahm Corbin mit schlauem Lächeln das Wort, „sehen Sie, ich habe ein hübsches Vermögen und nur sehr entfernte Vettern, die ich nicht leiden mag, weil sie von je Revolutionärs waren; nun habe ich mich seit zwanzig Jahren an die lieben Mädchen und Frau Victoire, die Wittwe meines seligen Freundes, gewöhnt. Um die Zukunft dieser drei Personen sicher zu stellen und auch, ich will es gestehen, um mir für mein Alter eine bequeme Häuslichkeit zu bilden, wollte ich Eine von den beiden Mädchen heirathen. Ich machte zuerst der schönen Septimanie meinen Antrag, lediglich, weil sie die Aeltere, denn ich liebe die eine Schwester eben so herzlich, als die andere; da ich aber erfuhr, daß Septimanie einen jungen Offizier liebe, so zog ich mich zurück und verlobte mich mit der jüngern Schwester; für meinen Zweck war das dasselbe, und seit ich mit der reizenden Honorine verlobt bin, glaube ich, daß ich noch glücklicher mit ihr sein werde, denn ich bin ein heiterer alter Bursche und Honorine ist eben auch munter, ich bin mit ihr mehr eines Temperaments, als mit der ernsten, stolzen Septimanie!"

Gaspard Corbin konnte seine diplomatische Rede, in der er keine Unwahrheit sagte, wohl aber schlau verschwieg, daß er erst seit ein paar Stunden mit Honorine verlobt sei, kaum zu Ende bringen, denn der Lieutenant umarmte und küßte ihn und war so entzückt, daß er eigentlich nicht mehr recht wußte, was er that. Der ältliche Junggeselle erquickte sich an der Seligkeit des jungen Mannes; „wie er sie liebt, der brave Junge!" sagte er leise zu sich selbst, und ihn machte die Gewißheit froh, daß Septimanie glücklich werden müsse mit einem Manne, den sie liebe und von dem sie wieder geliebt werde in solcher Weise.

„Nun," fragte Corbin endlich aufstehend, „wollen wir zusammen einen Besuch machen bei unsern Bräuten?"

Er lächelte freundlich, als er das sagte, denn er wußte, welche Freude er dem jungen Mann mit dieser Bezeichnung machte. Der aber wurde plötzlich ernst und erwiderte ängstlich: „Ich will um die Geliebte werben, und was kann ich ihr bieten? ich habe nichts als meinen Degen und mein Band!"

Er deutete auf das rothe Band der Ehrenlegion in seinem Knopfloch.

„So muthig vor dem Feinde und so verzagt vor einem schönen Mädchen?" lachte Corbin. „Kommen Sie, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie wegen Mangels an Renten nicht abgewiesen werden, Septimanie wird genug haben an Ihrer Lieutenants-Gage; junge Leute brauchen keinen Luxus zu treiben, und wenn sie sich so lieben, wie Sie und Septimanie, so ist die Haushaltung nicht kostspielig!"

„Ich kann hoffen, bald Capitain zu werden!" sagte der Lieutenant entschlossen und nahm seines Hut.

„Werden Sie doch gleich General, oder Marschall von Frankreich!" lachte der heit're Junggeselle und zog den jungen Mann mit sich fort.

Honorine erwartete mit Ungeduld ihren Verlobten; sie wußte, daß er den Geliebten ihrer Schwester aufgesucht hatte, sie stand schon lange am Fenster, denn die Stunde war vorüber, zu welcher der sehr pünktliche Corbin fast täglich gegen Abend zu erscheinen pflegte. Endlich sah sie ihren Verlobten mit einem jungen Manne, in welchem sie augenblicklich Sainte-Pallaie erkannte, über die Straße kommen. Sie betrachtete die beiden Männer einen Moment mit großer Aufmerksamkeit, dann sagte sie zu sich selbst: „Das ist nun ein junger, hübscher Mann, aber ich kann doch nicht sagen, daß er mir besser gefiele, als dieser gute Gaspard Corbin, und wenn ich noch die Wahl hätte zwischen Beiden, ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen; ich bin dem alten Freunde immer herzlich gut gewesen, aber seit heute Morgen fühle ich mich ordentlich verliebt in ihn. Oh, ich will schon eine vergnügte Wirthschaft mit ihm führen!"

Honorine drehte sich auf dem Absatz herum, klatschte in die Hände und eilte hinaus.

Sie öffnete den beiden Herren die Thür, bevor sie klingelten, und ließ sie eintreten.

„Guten Abend, mein Herr Gervais von Sainte-Pellaie," sagte sie mit tiefem Knix vor dem Lieutenant, während sie ihrem Verlobten die Hand reichte und seinen Händedruck herzlich erwiederte.

„Wir kommen, um unsere kleinen Bräute zu besuchen!" rief Corbin heiter.

„Fräulein Honorine!" flüsterte der Offizier verlegen.

„Gehen Sie in den Salon zu Maman, Herr Corbin," befahl Honorine, „diesen Herrn werde ich führen!"

Lachend trat Corbin bei seiner Schwiegermutter ein.

„Folgen Sie mir, mein Herr!"

Das junge Mädchen hüpfte die Stufen der Treppe hinauf, mit großer Beklemmung folgte ihr der Offizier, er versuchte zwei Mal seine Führerin anzureden, aber Honorine antwortete nicht. Vor der Thür zu Septimanien's Zimmer blieb sie stehen, öffnete sie leise und sagte listig: „Hier treten Sie einstweilen ein, mein Herr, ich werde Ihnen meine Schwester schicken!"

Der junge Mann trat hastig ein und Honorine schloß die Thür augenblicklich hinter ihm.

Sie vernahm nur den leisen Ausruf der Ueberraschung, des Entzückens, mit welchem ihre Schwester den Geliebten begrüßte, dann flog sie laut lachend die Treppe wieder hinunter, um im Salon ihrem Bräutigam zu erzählen, was sie gethan, der seinerseits nicht verfehlte, sich höchlich über diese kleine Eulenspiegelei zu belustigen.

Corbin und seine heitre Braut versuchten nun, der guten Frau Victoire begreiflich zu machen, daß nicht Septimanie, sondern Honorine die Braut des alten Freundes, daß aber Herr von Sainte-Pallaie bald erscheinen werde, sie um Septimaniens Hand zu bitten. Die Wittwe lächelte fein und gab durch allerlei hingeworfene Redensarten zu verstehen, daß sie durch die Frau Herzogin selbst schon längst von diesen Arrangements in Kenntniß gesetzt worden sei, und daß sie es über sich nehme und Alles bei ihrem abwesenden Gemahl verantworten wolle. „Ich wage nichts," sagte sie freundlich, „wenn ich Euch Beiden meine Einwilligung gebe, denn da die Frau Herzogin damit einverstanden ist, so glaube ich nicht, daß La Grange etwas dagegen hat!"

„Es ist ein wahres Glück, daß die Frau Herzogin einverstanden ist!" sagte Corbin halb scherzend, halb seufzend.

„Ja, Ihre Hoheit sind sehr gütig," antwortete Frau Victoire stolz, „die Frau Herzogin nehmen immer großen Theil an Allem, was meine Familie betrifft!"

Die Wittwe erging sich nun in Erzählungen über alle möglichen Zeichen von Theilnahme, welche sie je von dem Hause Condé empfangen, sie oder ihr Gemahl, oder ihre Mutter, oder ihr Großvater. Bei einem solchen Thema fand die redselige Wittwe nie ein Ende.

„Wissen Sie, liebenswürdige Honorine," wendete sich Corbin an seine Braut, „daß die gute Maman recht glücklich ist in ihren alten Erinnerungen!"

„Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie mit der Gegenwart weniger zufrieden sind, als Maman mit der Vergangenheit —"

Honorine wollte scherzen, aber das Geplauder ihrer Mutter stimmte sie oft wehmüthig, so lange Jahre sie es auch gehört hatte, so sehr sie daran gewöhnt war, so genau sie alle die hundert kleinen Geschichtchen kannte, welche die Wittwe zumeist sich selbst, Andern aber nur nebenbei zu erzählen pflegte. Das lebhafte, heitere Mädchen hatte viel mehr

Theilnahme und zärtliche Zuneigung zu ihrer armen kleinen Mutter, wie sie zu sagen pflegte, als die ernstere, leidenschaftlichere Schwester. Septimanie hatte sich nie eines Dienstes geweigert, dessen die Mutter bedurfte, aber unwillkürlich war die ganze Pflege der Frau Victoire der jüngern Schwester anheimgefallen. Septimanie liebte ihre Mutter gewiß auch, aber in ihrer etwas romantischen Weise fühlte sie eine eigene Scheu vor der alten Frau, und deren Reden von der Vergangenheit, ihr Sprechen mit längst Verstorbenen hatte etwas Beängstigendes, Grauenhaftes für die ältere Schwester, während die Jüngere zwar zuweilen dadurch wehmüthig gestimmt wurde, es sonst aber ganz harmlos fand. Wenn Honorine ihre Mutter längere Zeit nicht reden hörte, beeilte sie sich sofort, durch irgend eine Frage, irgend ein Wort, bekannte Erinnerungen in dem umnachteten Geiste wach zu rufen. Es war das wie das Anstoßen eines Perpendikels, die Uhr war sofort im Gange. Die treue Tochter that das gern, denn sie sah bei solchen Gelegenheiten ihre Mutter heiter lächeln wie ein Kind, und sie liebte dieses Lächeln viel mehr, als die Miene vornehmer Freundlichkeit und ruhiger Ueberlegenheit, mit welcher die Wittwe La Grange sonst jede Mittheilung, jede Anrede aufzunehmen pflegte.

Eine Stunde fast war verflossen, seit Honorine den Lieutenant zu ihrer Schwester geführt, Corbin sah Honorine fragend an.

„Ah, Sie vergessen, daß ich jetzt Ihre Braut bin, mein Herr," entgegnete das heitere Mädchen auf den fragenden Blick, „Sie dürfen jetzt gar keine Sehnsucht mehr nach Septimanie zeigen, ich verbitte mir das!"

„Aber mich dünkt," meinte der Junggesell, „die Feier des Wiedersehens könnte nun vorüber sein und Septimanie könnte ihrer Mutter den Bräutigam vorstellen!"

„Wir würden mit unserm Wiedersehen gewiß schon fertig sein, mein guter Freund," lachte Honorine, „aber ein so romantisches, so poetisches Liebespaar, bedenken Sie doch, wie viel Thränen der Rührung da erst geweint werden müssen, ehe die Liebenden, nach den Regeln der Liebesdichter, der Worte mächtig werden. Und wenn es endlich so weit ist, so wird erst eine ganze Weile in abgebrochenen Sylben gesprochen, dann kommen Worte, die man nicht ohne Ausrufungszeichen schreibt, dann endlich Sätze, aber ganz kleine!"

Corbin lachte so laut, daß sich Frau Victoire halb nach ihm umdrehte, ihn eine Weile ansah und dann, plötzlich ihre Geschichte unterbrechend, von dem Herzoge von Roquelaure erzählte, derselbe habe einst an der Tafel Ihrer Hoheit einen Lachkrampf bekommen.

„Lachen Sie, mein kleiner Papa," rief Honorine lustig, „darin werde ich Sie stets unterstützen; meine Schwester ist eigentlich nur glücklich, wenn sie ein nasses Taschentuch in der Hand hat; ich bin zufrieden, wenn ich lachen kann!"

In dem Augenblick öffnete sich die Thür des Salons, und Septimanie erschien schön und stolz am Arme des schlanken Offiziers; allerdings sah man ihr an, daß sie geweint hatte, aber die letzte Thräne an ihrer Wimper blitzte im Freudenstrahl ihres Blicks, wie der Thautropfen am Rand des Rosenblattes blitzt im ersten Morgenstrahl.

Der gute Corbin faßte den Lieutenant bei der Hand und führte ihn zu dem Sessel der Frau Victoire.

„Du hast ihm doch gesagt, wie Maman ist?“ fragte Honorine ihre Schwester besorgt.

Diese aber warf sich weinend an die Brust der Schwester und antwortete nicht.

„Ich glaube, Du hast weder im Glück, noch im Unglück Worte, sondern immer nur Thränen!“ schalt Honorine und trocknete die Augen der Schwester mit ihrem Tuch.

„Erlauben Sie, verehrte Freundin, liebe Maman,“ begann Corbin feierlich, „daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Gervais von Sainte-Pallaie, vorstelle, welcher —“

„Wozu die Umstände,“ unterbrach Frau Victoire herablassend lächelnd, „Herr von Sainte-Pallaie und ich sind alte Freunde —“

Sie reichte dem jungen Mann die Hand, die dieser ehrerbietig küßte.

„Ich kenne Herrn von Sainte-Pallaie länger, als Sie, mein lieber Corbin, und da ich weiß, warum er kommt, da die Frau Herzogin damit einverstanden ist, so bedarf es keiner weitern Förmlichkeiten. Wer hätte das gedacht, lieber Sainte-Pallaie, daß Sie mein Schwiegersohn werden würden, als Sie sich mit der schönen Julie vermählten! Sie haben sich sehr gut conservirt, wissen Sie, lieber Sainte-Pallaie, und Septimanie sieht Ihrer seligen Julie so ähnlich, daß ich mich gar nicht wundere, daß Sie meine Tochter heirathen wollen. Meinen Sie nicht, lieber Corbin, daß Septimanie der seligen Julie von Sainte-Pallaie sehr ähnlich sieht? Die Frau Herzogin sind in diesem Punkt ganz meiner Ansicht. Ich kann mich rühmen, daß die Frau Herzogin fast immer meiner Ansicht sind, und wir pflegen zuweilen unsere Ansichten durchzusetzen!“ sagte die gute Frau plötzlich höchst determinirt, als habe sie einen großen Widerstand zu bekämpfen. Darauf schwieg sie und nahm keinen weiteren Antheil an dem Gespräch, als daß sie zuweilen sagte: „Apropos, lieber Corbin, hat die kleine Duthé heut den Dienst im Schloß, oder die Féval? Wenn heute Donnerstag ist, so muß die Féval den Dienst haben, oder die kleine Duthé hat mit ihr getauscht. Ich will hoffen, daß es mit Zustimmung Ihrer Hoheit geschehen ist.“

Die Gedanken der guten Frau waren noch immer und unausgesetzt im Dienst des hohen Hauses Condé; Alles, was nicht mit ihrem Dienst zusammenhing, war Nebensache für sie.

Die beiden verlobten Paare sprachen indessen über ihre bevor-

stehende Hochzeit, die sie an einem Tage feiern wollten; dabei schwelgten Septimanie und Gervais im Glück des Beieinanderseins, sprachen sehr wenig und überließen alle Anordnungen und Bestimmungen dem andern Paar, das lachend und plaudernd den Hochzeittag festsetzte und, ohne auf Widerspruch zu stoßen, auch über die Zukunft des Lieutenants verfügte.

„Wir wollen morgen," sagte Honorine, „eine Wohnung für Septimanie miethen; zwei Häuser von hier ist neulich ein sehr hübsches Quartier frei geworden, denn in der Nähe müssen wir sie behalten, sonst machen die jungen Leute Thorenstreiche!"

„Sainte-Pallaie wird seinen Abschied nehmen," meinte Corbin, als habe er allein darüber zu entscheiden, „ich werde ihm einen kleinen hübschen Platz bei der Octroi verschaffen."

„Versteht sich, er muß seinen Abschied nehmen," versicherte Honorine, „Septimanie zerflösse ganz und gar in Thränen, wenn er noch ein Mal in den Krieg ginge; ich weis noch, wie sie vor drei Jahren geweint hat, es war ein Bild des Jammers; verschaffen Sie ihm nur einen Platz bei der Octroi, mein lieber guter Freund, denn junge Leute müssen etwas zu thun haben."

Corbin war entzückt über das verständige Wesen seiner Braut, aber er beeilte sich, ihr zu versichern, daß Septimanie eine Rente von Tausend französischen Thalern habe, daß Sainte-Pallaie also nicht benöthigt sei, sich zu quälen.

Honorine drückte zärtlich die Hand ihres Verlobten, sie wollte seine Großmuth gegen ihrer Schwester damit belohnen.

Zu später Stunde erst entfernten sich die beiden Herren, sie gingen, Jeder seines Glücks gewiß, eine Weile schweigend neben einander her, plötzlich faßte der Offizier die Hand Corbin's und sagte mit bewegter Stimme: „Edler Freund, ich betrachte Sie als den Vater meiner Septimanie, deshalb halte ich's für meine Pflicht, Ihnen sofort eine Mittheilung zu machen, damit Sie mich nicht später der Unaufrichtigkeit zeihen. Ich habe Ihrem Gespräch mit Honorine entnommen, daß Sie darauf rechnen, daß ich meinen Abschied nehme, Sie wollen mir sogar eine Anstellung verschaffen, — verzeihen Sie mir, mein Herr, ich kann meinen Abschied jetzt nicht verlangen."

„Und warum können Sie Ihren Abschied nicht nehmen, wenn ich fragen darf?" entgegnete Corbin mit unwilligem Ton, denn er war durch die Erklärung des Lieutenants unangenehm überrascht.

„Weil ein Feldzug bevorsteht, mein Herr!"

„Pah!" rief Corbin, „Sie fürchten für feig gehalten zu werden, lieber junger Mann? Wer sich so geschlagen hat, daß er gleich im ersten Feldzuge decorirt wurde, wer blessirt wurde wie Sie, wer noch so an den Folgen harter Gefangenschaft leidet wie Sie, der kann seinen Abschied verlangen, ohne sich einem Vorwurf auszusetzen."

„Es ist unmöglich, lieber Herr!“ beharrte der Lieutenant.

„Warum denn? sprechen Sie doch?“ Corbin wurde heftig.

„Weil ich Ritter der Ehrenlegion bin!“

„Mein Gott, weil Sie zur Belohnung für Ihre Tapferkeit den Orden bekommen haben, deshalb müssen Sie nun wieder in den Krieg ziehen, eine junge Frau in Thränen verlassen, die Ruhe der Familie stören?!“

„Mein theurer Herr,“ versetzte der Lieutenant, „den Orden hat mir der Kaiser gegeben, nicht weil ich ihn verdient habe, denn sonst hätten ihn die meisten meiner Kameraden auch bekommen müssen, sondern damit ich mich künftig durch meine Thaten der Auszeichnung würdig beweise, die mir vor vielen Andern zu Theil geworden!“

„Aber da ist ja gar kein Verstand darin, keine Spur von Verstand!“ schrie Corbin ärgerlich.

„Mehr als Sie glauben, der junge Offizier hat Recht!“ sagte plötzlich eine Stimme, die einen eigenthümlich vibrirenden Metallklang hatte.

Sainte-Pallaie und Corbin drehten sich um und standen vor zwei Männern, welche ihnen schon seit einer Weile gefolgt waren und einen Theil ihres Gespräches gehört haben mochten.

„Ihre Gesinnungen machen Ihnen Ehre,“ fuhr der kleinere der Beiden fort, der einen grauen Ueberrock trug. „Wie heißen Sie? von welchem Regiment?“

„Sainte-Pallaie,“ antwortete der junge Mann, sich militairisch aufrichtend, „Lieutenant im 74. leichten Regiment, decorirt für Auszeichnung bei Torres-Vedras, blessirt bei Rola, gefangen, zwei Jahre in Gefangenschaft, seit sechs Wochen zurück aus Spanien, gegenwärtig als Reconvalescent beim Gouvernement Paris gemeldet.“

„Ich kenne Sie,“ sagte Napoleon, denn er war es, „Sie sind auf der Kriegsschule zu Saint Cyr erzogen; ich erneune Sie zum Capitain bei den reitenden Grenadieren der Garde, melden Sie sich morgen bei dem Herzoge von Istrien, für Ihre Equigage werde ich sorgen; Duroc, besorgen Sie das Nöthige; auf Wiedersehen, Capitain, im Felde!“

Napoleon und sein getreuer Duroc gingen; sie waren schon weit entfernt, als Corbin und Sainte-Pallaie einander noch immer erstaunt gegenüber standen.

„Das ist wie im Buche der Mährchen von Tausend und Einer Nacht,“ sagte der gute Corbin, endlich von seinem Erstaunen zurückkommend. „Der Kaiser spielt den Kalifen Harun al Raschid und Duroc den Mesrur!“

„Mein Kaiser! mein großer Kaiser!“ entgegnete Sainte-Pallaje begeistert.

„Nun kommen Sie nur zu sich,“ bat Corbin, „ich gratulire Ihnen, Herr Capitain!“

„Capitain bei der Garde!“ sagte der junge Offizier stolz.

„Ich halte Sie jetzt wahrhaftig nicht,“ lachte der Junggesell fröhlich, „gehen Sie in Gottes Namen in den Krieg, denn wer solches Glück hat, daß er an einem Tage eine Braut wie Septimanie und den Capitainsgrad erlangt, der wird nicht todt geschossen. Glückliche Septimanie, sie wird die Gemahlin eines Capitains bei der reitenden Grenadieren der kaiserlichen Garde!“

„Mein Kaiser! mein großer Kaiser!“ wiederholte der junge Offizier.

Der gute Corbin brachte den entzückten Capitain nach Hause, den das Glück dieses Tages völlig betäubt zu haben schien. Beim Abschied aber mußte er dem Glücklichen versprechen, seine Beförderung nicht zu verrathen und ihn selbst sein Glück verkünden zu lassen.

Die Einwirkung der liberalen Gesetzgebung auf die Landwirthschaft.

III.

IV. Hat sich die Steuerkraft und die Leistungsfähigkeit im Kriege bei den Grundbesitzern verändert?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen die Besitzungen des Staates nach Anleitung der Landaustheilungs-Tabellen pro 1852 in drei Kategorieen getheilt werden.

Alle diejenigen Besitzungen, welche 300 Morgen und mehr umfassen, werden als größere Besitzungen zu betrachten sein, bei welchen die Steuerkraft von dem Capital und der Intelligenz des Besitzers, und nicht von dessen Arbeitskraft abhängt. Ob deren Leistungsfähigkeit sich verändert hat, ist schwer nachzuweisen, weil hierzu alle Data fehlen und auch füglich nicht herbeigeschafft werden können.

Die zweite Kategorie bilden die mittlern, die eigentlichen bäuerlichen Besitzungen, bei welchen die Arbeitskraft der Familie des Besitzers das Hauptcapital ist, und in welche diejenigen Besitzungen gehören, welche die Landaustheilungs-Tabelle mit 300 bis 30 Morgen und mit 30 bis 5 Morgen bezeichnet.

Die dritte Kategorie endlich bilden die Besitzungen von 5 Morgen und darunter, welche als Ackernahrungen nicht mehr anzusehen sind, und deren Steuerkraft von den Hauptgewerben, welche ihre Besitzer treiben, abhängt.

Die Güter der zweiten Kategorie können, ihrer einfachen Bewirthschaftungs-Verhältnisse wegen, sehr wohl in ihren verschiedenen Zuständen

durchschnittlich in Beziehung auf ihren Reinertrag und ihre Steuerkraft berechnet werden, und da sie auch die Hauptmasse des landwirthschaftlichen Areals umfassen, sind sie für den Staatsmann bei weitem die wichtigsten. Das Gesammt-Areal beträgt nämlich, excl. der Forsten, 66,500,000 Morgen. Hiervon fallen auf die Güter über 300 Morgen, zu denen die Forsten als zugehörig betrachtet werden, 21,140,000 Morgen, zu den mittleren Gütern 43,500,000 Morgen und zu den Besitzungen unter 5 Morgen 1,875,000 Morgen. Es ist also ersichtlich, daß in die zweite Kategorie zwei Drittel des gesammten landwirthschaftlichen Areals fallen. Der Reinertrag dieser bäuerlichen Besitzungen hängt aber hauptsächlich von ihrer Größe ab, ganz besonders was seine Sicherheit und die Unabhängigkeit seiner Besitzer anbetrifft. Es werden daher die nachfolgenden Reinertrags-Berechnungen vielleicht nicht ohne Interesse sein.

Im preußischen Staate beschäftigten sich 1849 6,591,695 Einwohner oder 1,518,339 Familien ausschließlich mit Ackerbau, wogegen denselben 1,776,140 Einwohner als Nebengewerbe betrieben. Wird nun angenommen, daß diese Letztern die vorhandenen 1,307,699 Morgen Gartenland und die Besitzungen unter 5 Morgen bearbeiteten, daß dagegen die Arbeit der 1,518,339 Familien, welche sich ausschließlich dem Ackerbau widmeten, zur Bebauung der 45,872,270 Morgen Acker genügten, so folgt hieraus, daß durchschnittlich eine Familie mit der ihr innewohnenden Arbeitskraft 30 Morgen Acker bebaute, wozu noch circa 6 Morgen Wiesen und 6 Morgen Weide zu berechnen sind; letztere beiden Posten kommen aber hier nicht weiter in Betracht, weil deren Production in allen vorhergehenden Berechnungen dem Acker bereits zugeschrieben ist. Die volle angestrengteste Arbeit einer solchen Familie, welche aus Mann, Frau und einem arbeitsfähigen Kinde besteht, leistet 300 Männertage, 150 Frauentage und 300 Kindertage, und diese verwendet der Besitzer vollständig in seinem Grundstück. Es kann nun als Ertrag dieses Letztern nur dasjenige berechnet und als Basis einer Grundbesteuerung angesehen werden, was ein Grundbesitzer über den gewöhnlichen Werth dieses Arbeitsquantums einnimmt, denn sonst wird die Steuer nicht von seinem Grundbesitz, sondern von seiner Arbeit erhoben. Dieser Werth seiner Arbeit stellt sich dar, wenn das Einkommen eines verheiratheten Knechtes berechnet wird. Ein solcher empfängt neben freier Wohnung und einem Deputat, welches ihm und seiner Familie die Durchschnitts-Consumtion sichert, an baarem Lohn 20 Thlr.,

die Frau verdient in 150 Tagen à 3 Sgr.	15	„
das Kind in 300 à 2½ Sgr.	25	„

Die ganze Einnahme der Familie beträgt also in Summa 60 Thlr.

Hiernach wird das mit Grundsteuer und andern Leistungen zu belegende Einkommen eines Grundbesitzers erst das Plus seiner Einnahme

über 60 Thlr. sein. Der Ertrag eines Morgen Landes ist nun im Durchschnitt ein Drittel der Durchschnitts-Consumtion, und wenn dieselbe nach den Durchschnitts-Preisen von 1840 bis 1849 berechnet wird, so ergiebt sich für das Jahr 1849 folgender Geld-Ertrag:

121 Pfd. Getreide à Centner 62 Sgr.	= 2 Thlr.	16 Sgr.
255 Pfd. Kartoffeln à Centner 17 Sgr.	= 1 „	13 „
12 Pfund Fleisch à Pfund 3 Sgr. .	= 1 „	6 „
80 Quart Milch à Quart 5 Pf. . .	= 1 „	3 „
Summa	6 Thlr.	8 Sgr.
Hierzu die Ausfuhr und nach Kotelmann's Angabe (St. 163 sq.) für Häute, Haare, Borsten, Wolle, Pferdezucht u. s. w.	1 „	2 „
Summa	7 Thlr.	10 Sgr.

Nach diesen Voraussetzungen berechnet sich nun der Geldertrag einer Besitzung von 30 Morgen Ackerland und 12 Morgen Wiesen und Weide wie folgt:

Die Familie bedarf zu Erzeugung ihrer eigenen Consumtion pro Kopf 3 Morgen, also 15 Morgen, und bezieht von denselben darüber hinaus noch 1 Thlr. 2 Sgr. pro Morgen an Geld, also 16 Thlr.; der Ertrag der übrigen 15 Morgen à 7⅓ Thlr. beläuft sich auf 110 Thlr., also das ganze baare Einkommen auf 126 Thlr.

Da eine solche Wirthschaft nur sehr unbedeutende baare Ausgaben hat, so beträgt das reine Einkommen, welches der Besitzer über dasjenige eines verheiratheten Knechtes bezieht 66 Thlr., und dies ist das Object für seine Steuern und Leistungen als Grundbesitzer.

Wird die Besitzung auf 20 Morgen und 4 Morgen Wiese und 4 Morgen Weide verringert, so muß für die Familie an Consumtions-Land das gleiche Quantum in Abzug gebracht werden und dieselbe bezieht daraus ebenfalls 16 Thlr., aus den übrig bleibenden 5 Morgen à 7⅓ Thlr. gehen an Geld ein 36 Thlr. 20 Sgr., Summa 52 Thlr. 20 Sgr.

Der Besitzer wird aber ⅓ seiner und der Seinigen Arbeitskraft in Nebenarbeiten verwerthen können und bezieht daraus nach obigen Voraussetzungen und Preisen 26 Thlr. 20 Sgr., so daß seine ganze Einnahme 79 Thlr. 10 Sgr. beträgt; sein Grundbesitz hat also nur einen Besteuerungswerth von 19 Thlr. 10 Sgr. und auch diesen viel weniger sicher als bei einem Grundstück von 30 Morgen, weil, wenn etwa bei Kriegen oder andern Störungen die Gelegenheit zum Nebenverdienst verschwindet, seine Grundsteuerkraft sich sehr vermindern, ja gänzlich aufhören kann, wogegen der Besitzer von 30 Morgen Acker unter allen Umständen und Conjuncturen eine sichere und lohnende Verwendung seiner vollen Arbeitskraft in der eigenen Besitzung findet.

Eine Besitzung von 15 Morgen gewährt dem Besitzer und seiner

Familie nur gerade die Durchschnitts-Consumtion und 16 Thlr., sie nimmt die halbe Arbeitskraft in Anspruch, und da die freibleibende andere Hälfte mit 40 Thlr. 20 Sgr. verwerthet werden kann, so genießt der Besitzer eine Einnahme von 56 Thlr. 20 Sgr., bleibt also hinter der eines verheiratheten Knechtes um 3 Thlr. 10 Sgr. zurück. Eine Steuerkraft von Grund und Boden hat derselbe also gar nicht, und wenn eine solche dennoch bei ihm beansprucht wird, so muß er sie dadurch beschaffen, daß er sich und seiner Familie eine schlechtere Ernährung gewährt, er wird etwa seine Fleisch- und Milchconsumtion auf die Hälfte beschränken und dadurch 17 Thlr. 2 Sgr., also nach Abzug von 3 Thlr. 10 Sgr. eine Mehreinnahme von 13 Thlr. 22 Sgr. gegen den Knecht gewinnen, und so scheinbar eine Grundsteuer von circa 1 Thlr. pro Morgen zahlen können, jedoch nur so lange, als er stets sichere Verwendung seiner Arbeitskraft in Nebengeschäften findet, und wird sich dabei nicht einmal die Genüsse eines Knechtes vergönnen können.

Wird eine solche Besitzung noch einmal getheilt, so muß der Besitzer, wenn er irgend bestehen will, fast ganz allein von Kartoffeln leben, indem er seine Consumtion von Getreide, Fleisch und Milch auf ¼ beschränkt, und dadurch, daß er zu seiner und der Seinigen Ernährung 9600 Pfd. Kartoffeln mehr verwendet, ersetzt, wobei 1 Pfd. Getreide gleich 5 Pfd. Kartoffeln gleich ½ Fleisch gleich ⅓ Quart Milch in der Ernährungsfähigkeit zu berechnen ist. Um dieses zu können, muß er eine von der landesüblichen durchaus abweichende Wirthschaftsart wählen, er bedarf nämlich ¼ der landesüblichen Consumtion an Getreide oder 450 Pfd., und um diese zu erzeugen 1 Morgen Land, er bedarf ferner 9600 Pfd. Kartoffeln zum Ersatz für Getreide, Fleisch und Milch und dabei noch die gewöhnliche Consumtion von 765 mal 5 Pfd., also in Summa 13,430 Pfd., zu deren Erzeugung er 4,7 Morgen bedarf, es bleiben ihm also 2,8 Morgen zur landesüblichen Bebauung, von denen er à 7⅓ Thlr., 20 Thlr. 12 Sgr. Geldertrag bezieht, und da er bei dieser Benutzung seines Grundstücks schon kein Zugvieh mehr ernähren kann, so darf nur seine halbe Arbeitskraft als disponibel betrachtet werden, und können seine Einnahmen hieraus ebenfalls nur auf 40 Thlr. 20 Sgr. berechnet werden, so daß er überhaupt nur 61 Thlr. 2 Sgr. bezieht, wobei er kaum noch eine menschliche Ernährung genießt. Von einer Grundsteuerkraft kann gar durchaus nicht mehr die Rede sein.

Da aber dergleichen kleine Grundbesitzer viel schwerer anhaltende Arbeit finden, als Arbeiter von Metier, so sind, wie sich aus den vorstehenden Berechnungen ergiebt, dieselben bei Kriegszeiten, Mißernten oder Geld-Calamitäten, wo sich die Arbeitsgelegenheit vermindert, in ihrer Steuerkraft sehr gefährdet, sobald der Umfang der Besitzungen unter 30 Morgen Ackerland herabsinkt, ja dieselbe ist sogar vollständig verschwunden, wenn der Umfang nur 7½ Morgen beträgt. Sie steigt aber sofort, wenn er sich vergrößert. Wird z. B. angenommen, daß durch die Hal-

tung eines Knechtes 12 Morgen Acker mehr bewirthschaftet werden können, was mit den obigen Berechnungen stimmt, wenn ein Knechtstag wie der Durchschnitt von einem Männer-, Frauen- und Kindertag berechnet wird, so werden von diesen 12 Morgen 3 Morgen für die Consumtion des Knechtes erfordert und bringen neben dieser noch an Geld 3 Thlr. 6 Sgr., die übrig bleibenden 9 Morgen gewähren à 7⅓ Thlr. eine Einnahme von 66 Thlr. Summa 69 Thlr. 6 Sgr. Hiervon kommt in Abzug der Lohn des Knechtes mit 20 Thlr., so daß der Reinertrag für den Besitzer sich steigert auf 49 Thlr. 6 Sgr., und da er aus 30 Morgen Ackerland 126 Thlr. bezieht, so beträgt seine Einnahme 175 Thlr. 6 Sgr., oder sein Steuer-Object 115 Thlr. 6 Sgr., wogegen es früher bei 30 Morgen nur betrug 66 Thlr.

Die vorstehenden Berechnungen beweisen, welcher bedeutende Unterschied zwischen Grundbesitzen verschiedenen Umfangs obwaltet und welches hohe Interesse der Staat hat, daß die Theilung des Grund und Bodens einen gewissen Punkt nicht überschreitet. Soll eine kleinere Besitzung als eine wirklich bäuerliche Nahrung angesehen werden, so muß sie mindestens einen solchen Umfang haben, daß sie dem Besitzer und seiner Familie Gelegenheit giebt, ihre volle Arbeitskraft darin nutzbar anzuwenden; ja, wenn der frühere Begriff einer bäuerlichen Nahrung festgehalten werden soll, muß der Umfang sogar so groß sein, daß mindestens ein Knecht auf demselben noch volle Beschäftigung findet. Es müßte demnach die kleinste bäuerliche Nahrung im Durchschnitt des ganzen Staates 58 Morgen betragen. Ueber diesen Durchschnitt ist aber bereits die Theilung des Grund und Bodens bei weitem fortgeschritten, denn nach Ausweis der statistischen Listen von 1852 umfassen die Besitzungen von 300 Morgen bis 5 Morgen 43,488,851 Morgen Areal mit 947,769 Besitzern, so daß eine Besitzung im Durchschnitt nur 41 Morgen beträgt. Die nachstehende Zusammenstellung giebt Andeutungen, in welchen Provinzen vorzugsweise eine zu weit gehende Theilung zu vermuthen ist, und daß der Durchschnitt nur in wenigen Provinzen noch nicht überschritten ist. Das Minimumbeträgt nämlich

	Acker:	Wiese:	Weide:	Summa:
für Preußen . .	44 Morgen,	12 Morgen,	8 Morgen,	64 Morgen,
„ Posen . . .	43 „	6 „	6 „	55 „
„ Brandenburg	50 „	10 „	6 „	66 „
„ Pommern . .	47 „	8 „	15 „	70 „
„ Schlesien . .	25 „	3 „	1 „	29 „
„ Sachsen . . .	43 „	5 „	5 „	53 „
„ Westphalen .	32 „	2 „	8 „	42 „
„ Rheinland . .	20 „	3 „	4 „	27 „

Da aber der Durchschnitt der Besitzungen von 300 bis 5 Morgen in Preußen 85, Posen 51, Brandenburg 64, Pommern 64, Schlesien

33, Sachsen 47, Westphalen 40, Rheinland 23 Morgen beträgt, so ist ersichtlich, daß es dringend nothwendig erscheint, genaue statistische Nachrichten darüber einzuziehen, wie viele Besitzungen sich bereits durch die zu weit gehende Theilung in einem krankhaften Zustande befinden. Nach dem Vorgehenden wird eingeräumt werden müssen, daß hierzu die statistischen Ermittelungen, welche 1849 und 1852 erhoben sind, in keiner Weise dienen können, da die Eintheilung der verschiedenen Besitzungen ohne alles bestimmte Princip vorgenommen ist. Es erscheint nothwendig, für die verschiedenen Provinzen verschiedene Kategorieen zu bilden, und zwar zu ermitteln, von welcher Größe die geringste bäuerliche Nahrung sein darf, wenn dieselbe nicht in ihrer Steuerkraft geschwächt werden soll, ja, es möchte sich sogar empfehlen, ein solches Minimum für jeden Kreis festzusetzen, da das Ueberschreiten dieses Minimums bei der Theilung zu verhindern, im höchsten Interesse des Staates liegt, und derselbe daher nicht klar genug in dieser Beziehung sehen kann. Die Schwierigkeiten, solche Feststellungen vorzunehmen, sind aber nicht ganz so groß, als sie auf den ersten Augenblick erscheinen mögen, und gewähren noch mehrere andere wichtige Einblicke in die Verhältnisse der Grundbesitzer. Es sei darum erlaubt, beispielsweise die Ertragsberechnung zweier solcher minimalbäuerlichen Besitzungen, von denen eine in der Provinz Preußen, die andere in der Rheinprovinz liegend angenommen wird, zu versuchen. Die Letztere hat eine Bevölkerung von 1,079,865 Personen oder 215,973 Familien, welche sich ausschließlich mit Ackerbau beschäftigen; sie hat dagegen 4,273,900 Morgen Ackerland, so daß die Arbeit einer Familie genügt, um 20 Morgen Acker zu bewirthschaften. Zu diesen 20 Morgen treten noch 3 Morgen Wiese und 4 Morgen Weide hinzu, deren Ertrag jedoch beim Acker bereits mit berechnet ist; es hat daher die ganze Besitzung einen Umfang von 27 Morgen. In der Provinz Preußen dagegen widmen sich 1,354,626 Einwohner oder 270,925 Familien ausschließlich der Bebauung von 10,476,992 Morgen Acker, so daß auf die Arbeit jeder Familie 44 Morgen kommen, zu welchen noch 12 Morgen Wiese und 8 Morgen Weide hinzutreten, so daß der Umfang der Besitzung sich auf 64 Morgen herausstellt. Wenn nun anzunehmen ist, daß im Durchschnitt die Rheinprovinz die Consumtion ihrer Bewohner, darüber hinaus aber keine Ausfuhr erzeugt, und da die Gesammt-Einwohnerzahl 2,811,172 beträgt, so folgt hieraus, daß $1,^{5}$ Morgen genügt, um die Consumtion eines Einwohners zu liefern, wogegen in der Provinz Preußen bei einer Gesammt-Bevölkerung von 2,487,293 Einwohnern und 10,476,992 Morgen Acker $4,^{2}$ Morgen erfordert werden, um die Comsumtion eines Einwohners und darüber hinaus, wie vorgezeigt, $1,^{73}$ Ctr. Getreide, zur Ausfuhr zu produciren. Wenn nun ferner angenommen wird, daß die Durchschnitts-Consumtion in beiden Provinzen eine gleiche sei, was aber sicher nicht der Fall, da für die Rheinprovinz zweifellos eine höhere

Consumtion anzunehmen ist, so wäre der Ernte-Ertrag von 1,5 Morgen Acker in der Rheinprovinz demjenigen von 4,2 Morgen Acker in der Provinz Preußen, mit Ausschluß der Ausfuhr, gleich zu setzen. Und wenn nun endlich angenommen werden darf, daß die Preise in der Rheinprovinz 10 pCt. über, in der Provinz Preußen dagegen 10 pCt. unter dem Durchschnitt derer des ganzen Staates stehen und die Schaf- und Pferdezucht in der Provinz Preußen ausgedehnter betrieben wird, so werden nachstehende Gelderträge pro Morgen bei den beiden Besitzungen vermuthet werden dürfen.

A. In der Rheinprovinz:

240 Pfd. Getreide	à 70 Sgr. pro Centner	=	168 Sgr.
510 „ Kartoffeln	à 20 „ „ „	=	102 „
27 „ Fleisch	à 3,3 „ „ Pfd.	=	78 „
162 Qrt. Milch	à 5,5 Pf. „ Quart	=	74 „
		Summa	422 Sgr.
ferner für Häute, Felle, Wolle und Pferdezucht			28 Sgr.
		Summa	450 Sgr.

oder 15 Thlr.

B. In der Provinz Preußen:

86 Pfd. Getreide	à 50 Sgr. pro Centner	=	43 Sgr.
182 „ Kartoffeln	à 15 Sgr. „ „	=	27 „
8½ „ Fleisch	à 2,7 Sgr. „ Pfund	=	23 „
58 Quart Milch	à 4,5 Pf. „ Quart	=	26 „
		Summa	119 Sgr.
hierzu 57 Pfd. Getreide-Ausfuhr			26 „
für Häute, Felle, Wolle, Pferdezucht			22 „
		Summa	167 Sgr.

oder 5 Thlr. 17 Sgr. pro Morgen.

Nach diesen Voraussetzungen stellen sich die Gesammterträge folgendermaßen:

a. Bei der Besitzung in der Rheinprovinz:

Zur Erzeugung der Consumtion für seine Familie bedarf der Besitzer 7½ Morgen und bezieht nebenbei à 28 Sgr. pro Morgen noch einen Geldertrag von 7 Thlr., aus dem Producten-Verkauf der übrigen 13½ Morgen bezieht er à 15 Thlr. = 202 Thlr. 15 Sgr., so daß der gesammte Geldertrag sich auf 209 Thlr. 15 Sgr. stellt.

b. Die Besitzung in der Provinz Preußen:

Zur Erzeugung der Consumtion der Familie des Besitzers bedarf dieselbe 21 Morgen und bezieht über diese hinaus à 1 Thlr. 18 Sgr. pro Morgen = 33 Thlr. 10 Sgr., aus dem Verkauf der Producte der übrigen 23 Morgen à 5 Thlr. 17 Sgr. geht eine Einnahme von 128

Thlr. 1 Sgr. hervor, so daß die Gesammt-Einnahme 161 Thlr. 11 Sgr. beträgt.

Diese Berechnung zeigt, daß sich die Arbeitskraft einer Familie, in dem Ackerbau verwendet, in der Rheinprovinz um 48 Thlr., also um 30 pCt. höher bezahlt macht, als in der Provinz Preußen. Es wird daher anzunehmen sein, daß die Arbeit eines verheiratheten Knechtes und seiner Familie in gleichem Verhältniß bezahlt wird und daher dieselbe für die Rheinprovinz mit 15 pCt. über dem Durchschnitt, dagegen in der Provinz Preußen mit 15 pCt. unter demselben, also resp. 69 Thlr. und 51 Thlr. berechnet werden müsse. Hiernach hätte der Besitzer eines Grundstücks von 20 Morgen in der Rheinprovinz eine Mehreinnahme von 140 Thlr. gegen einen verheiratheten Knecht, wogegen der Besitzer von 44 Morgen Acker in der Provinz Preußen nur 110 Thlr. über der Einnahme eines verheiratheten Knechtes steht, die Steuerkraft ist daher bei der Besitzung von 20 Morgen um 30 pCt. höher als bei derjenigen von 44 Morgen, je nachdem dieselbe am Rhein oder an der Weichsel liegt.

Die vorstehenden Rechnungen zeigen nun zugleich die Wirkung, welche die Verschuldung von Grundstücken auf die Einnahme der Besitzer hat, wenn von dem ermittelten Einkommen die zu zahlenden Zinsen in Abzug gebracht werden. Die Verschuldung hat aber eine viel nachtheiligere Wirkung als diese Verringerung der Einnahme, wenn sie aus kündbaren Capitalien besteht. Hierdurch wird der Besitzer unsicher in seinem Eigenthum, und das ist das Nachtheiligste, was ein Grundstück treffen kann, da diese Unsicherheit hemmend jeder Verbesserung, welche erst später Früchte bringt, entgegen tritt.

Die Verschuldung hat nun aber wohl auf größern Gütern fast noch mehr um sich gegriffen als auf kleineren, und es ist sehr die Frage, ob die Grundbesitzer in zukünftigen Kriegen diejenige Leistungsfähigkeit werden entwickeln können, welche sie in den vergangenen bewiesen haben, und durch welche es überhaupt dem preußischen Staate möglich geworden ist, so lange und kostbare Kriege zu führen. Sollte in solchen Zeiten eine einigermaßen umfangreiche Kündigung der Capitalien eintreten, so möchten wohl sehr bald viele, große wie kleine Grundbesitzer banquerot werden, und schwerlich würden die sequestirten Güter lange leistungsfähig bleiben.

Die 4. Frage wird nach allem Gesagten entschieden dahin beantwortet werden müssen, daß die gewöhnliche Steuerkraft und die Leistungsfähigkeit im Kriege bei den Grundbesitzern des Staates sich vermindert hat, weil die Theilung des Grund und Bodens und seine Belastung mit Schulden höher gestiegen ist als früher.

(Schluß folgt.)

Eine dreifragige Preisaufgabe.

Die königliche Akademie der Wissenschaften hatte im Jahre 1850 folgende Preisaufgabe gestellt:

„Welche philosophischen Begriffs-Bestimmungen vom Staate sind von Bedeutung geworden für die Entwickelung staatswirthschaftlicher Lehren? In wiefern gehört zu einer richtigen Auffassung vom Staate in den Begriff desselben auch der Gesichtspunkt, daß, neben allen übrigen im Staate zu verfolgenden Zwecken, in demselben die Menschen besser und leichter, als es ohne ihn möglich wäre, Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten? Ist der Ausgangspunkt der Lehre Adam Smith's, die Arbeit macht wohlhabend, mit einer richtigen Auffassung von dem Wesen des Staates übereinstimmend oder nicht? Bei Prüfung und Beantwortung dieser Fragen ist der ethische Standpunkt besonders festzuhalten und sind von diesem aus auch die in neuester Zeit in Frankreich und Deutschland verbreiteten staatswirthschaftlichen Lehren und Theorieen einer näheren Prüfung zu unterwerfen."

Die ausschließende Frist für die Einsendung der Beantwortungen dieser Aufgabe war auf den 1. März 1853 festgesetzt. Die eingesendeten Arbeiten, fünf an der Zahl, genügten aber den Forderungen der Akademie nicht. Es wurde daher die Aufgabe wiederholt, und der Preis, welcher 100 Dukaten war, verdoppelt. Ueber die bis zum 1. März dieses Jahres eingegangenen Beantwortungen wird das Urtheil der Akademie am Leibnitztage, im Monat Juli, bekannt gemacht werden. Wir wollen die Zwischenzeit benutzen, um die Fragen von unserm Standpunkte aus einer Prüfung zu unterwerfen. Es möge uns aber zu diesem Zwecke erlaubt sein, die Ordnung derselben in sofern umzukehren, als wir die zweite zuerst, die erste aber an der zweiten Stelle untersuchen.

I.

In wie fern gehört zu einer richtigen Auffassung vom Staate in den Begriff desselben auch der Gesichtspunkt, daß, neben allen übrigen im Staate zu verfolgenden Zwecken, in demselben die Menschen besser und leichter, als es ohne ihn möglich wäre, Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten.

Verständigen wir uns vor allen Dingen über den Sinn dieser Frage. Es handelt sich dabei um zweierlei: Erstlich die Gründung und

fortschreitende Ausbildung des Wohlstandes der Menschen im Staate. Dieser nämlich soll besser und leichter im Staate, als es ohne ihn möglich wäre, erworben und fortschreitend vermehrt werden können.

Es werden also zweierlei Verhältnisse vorausgesetzt, in welchen die Menschen Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten: im Staate und außerhalb des Staates, d. h. vor dem Staate, „in Ländern und bei Völkern, die noch keinen Staatsverband bilden", wie es im Vorworte der Fragen ausgedrückt ist. Die Akademie nimmt an, daß im Staate die Menschen besser und leichter Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten, als es ohne ihn, d. h. in „Ländern und bei Völkern, die noch keinen Staatsverband bilden", möglich wäre.

Der zweite Punkt, um den es sich handelt, ist der Begriff des Staates und die richtige Auffassung desselben.

Die Akademie will nun wissen, ob, wenn man den Staat richtig auffaßt und sich demgemäß einen richtigen Begriff vom Staate bildet, alsdann jener erste Gedanke, daß das Erwerben des Wohlstandes und das Fortschreiten der Menschen im Wohlstande leichter und besser im Staate von Statten gehe, als es ohne ihn, in Ländern und bei Völkern, welche noch keinen Staatsverband bilden, möglich wäre? „Die Philosophen und die Staats- und Rechtslehrer alter und neuer Zeit sind nämlich," wie die Akademie sagt, „vielfach von sehr verschiedener Ansicht ausgegangen; und nicht immer ist bei ihren Entwickelungen auch der Gesichtspunkt gehörig festgehalten, daß die Menschen im Staate sollen Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten können." Da nun aber „die Untersuchungen über den Volkswohlstand in einem nahen und inneren Zusammenhang stehen mit der Auffassung vom Staate selbst, mit richtiger Feststellung des Begriffes des Staates, mit Beantwortung der Frage, worin sein Wesen bestehe, was durch die Vereinigung der Menschen zu einem politischen Ganzen, zum Staate, erreicht werden könne und solle," da ferner „auf Länder und Völker, die noch keinen Staatsverband bilden, die staatswirthschaftlichen Lehren keine Anwendung finden können," so hat die Akademie die richtige Begriffsbestimmung des Staates, mit Rücksicht auf die Begründung und die fortstrebende Entwickelung des Wohlstandes der Menschen, zu einem Theile der von ihr gestellten Preisaufgabe gemacht.

Da es sich also darum handelt, festzustellen, „in wie fern" der Wohlstand, oder vielmehr das bessere und leichtere Erwerben desselben und der Fortschritt in demselben im Staate, als ein Moment in den Begriff des Staates aufzunehmen sei, so scheint es vor allen Dingen nöthig, zu untersuchen, worin der Wohlstand, dessen Erwerb, so wie der Fortschritt in demselben bestehen. Es ist aber vom wirthschaftlichen Wohlstand die Rede. Die Nationalökonomen sind jedoch weder einig über das, was als Object der Wirthschaft anzusehen sei, noch über die Stellung, welche die wirthschaftlichen Verhältnisse unter den

menschlichen Bestrebungen einzunehmen haben. Während nämlich Einige behaupten, daß nur sachliche Güter in das Gebiet der Wirthschaft gehören, wollen Andere alle menschlichen Bestrebungen, oder doch wenigstens alles, was ein Gegenstand des Austausches und Verkehrs werden kann, dazu gerechnet wissen, und während auf der einen Seite der Erwerb und die Vermehrung der wirthschaftlichen Güter unbedingt gebilligt und empfohlen wird, wird auf der andern die Einschränkung der wirthschaftlichen Bestrebungen auf ein bestimmtes Maß verlangt. Um nun über diese Streitpunkte klar zu werden, bleibt nur übrig, das Wesen und die Beziehung der verschiedenen Arten der menschlichen Güter zu einander zu untersuchen.

Ein Gut ist nun zwar alles, was ein Gegenstand menschlichen Strebens ist, — denn gut ist, wie Aristoteles richtig erklärt, was begehrt wird, — allein die Güter zerfallen bezüglich der Art, wie sie begehrt werden, sofort in zwei Klassen, in solche nämlich, die um ihrer selbst willen, und in solche, die als Mittel zur Erreichung anderer Zwecke gesucht werden. Jenes sind Güter im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes; diese sind nur relativ und bedingter Weise Güter. Nun aber ist im wahrhaften und eigentlichen Sinne des Wortes Niemand gut, denn Gott allein. Gott allein wird daher um seiner selbst willen begehrt. Daraus folgt, daß das Streben des Menschen, sich Gott anzueignen, Gott ähnlich zu werden, mithin das sittliche Streben allein auf unbedingte Billigung Anspruch machen kann; alle andern Güter haben nur Werth in so fern sie mittelbar oder unmittelbar zur sittlichen Vollendung des Menschen beitragen, und das Streben darnach ist folglich nur gerechtfertigt, in so fern es dieser sittlichen Vollendung förderlich oder doch wenigstens nicht hinderlich wird. Hält man daher, der Forderung der Akademie gemäß, den ethischen Standpunkt der Beurtheilung fest, so kann das Streben nach wirthschaftlichen Gütern, nach „Wohlstand", worin derselbe auch immer bestehen möge, nur bedingter Weise gebilligt werden. Damit wir aber im Stande sind, demselben seine richtigen Grenzen anzuweisen, ist es nothwendig, diejenigen Güter, welche nur als Mittel zur Erreichung anderer Zwecke gesucht werden, noch etwas näher ins Auge zu fassen. Das Gemeinsame derselben ist, daß sie Bedürfnisse befriedigen, während die ethischen Güter auf der Bedürfnißlosigkeit beruhen.

Unsere Bedürfnisse sind aber wesentlich von zweierlei Art; geistige nämlich und leibliche, jene entspringen aus unserer Seele, diese unserem körperlichen Dasein; jene werden durch Ideen, Gefühle und Vorstellungen, — mögen auch um diese Gefühle, Ideen hervorzubringen oder uns zugänglich zu machen, wie z. B. bei Kunstwerken, äußere Gegenstände nöthig sein, — diese durch Gegenstände und denselben innewohnende Kräfte befriedigt.

Diejenigen Güter, welche mittelbar oder unmittelbar zur Befriedi-

gung unserer leiblichen Bedürfnisse dienen, heißen wirthschaftliche und der Inbegriff solcher Güter, über welchen eine Person zu verfügen hat, bildet das Vermögen derselben.

Ob etwas zu dem Vermögen zu rechnen sei oder nicht, liegt daher nicht in der Sache als solcher, sondern in ihrer Bestimmung. Was dazu dient, sei es mittelbar, sei es unmittelbar, unsere leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, ist Vermögen, welcher Art und Beschaffenheit es auch sonst sein möge.

Hiernach erledigt sich der oben berührte Streit der Nationalökonomen über das Gebiet der Wirthschaft. Dieses wird nicht durch die Art und Beschaffenheit der Gegenstände, sondern durch das Verhalten der Menschen zu denselben bestimmt. Eine und dieselbe Thätigkeit kann daher zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern eine wirthschaftliche sein oder eine nicht-wirthschaftliche.

Das Lehren der Wissenschaft z. B. ist unter heutigen Verhältnissen in der Regel ein Broderwerb, also eine wirthschaftliche Thätigkeit, bei den Alten war dies in der Regel nicht der Fall. Die Sophisten haben es in Griechenland zu einer Wirthschaftsthätigkeit gemacht. Die Gärtnerei ist für Manchen eine wirthschaftliche, für manchen Andern eine Vergnügens-Beschäftigung.

Was nun den wirthschaftlichen Wohlstand betrifft, so drückt derselbe einen gewissen Grad des Vermögensbesitzes aus. Das Verhältniß des Vermögens zu den Bedürfnissen des Menschen kann nämlich ein dreifaches sein. Entweder das Vermögen ist zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse zulänglich, oder es ist unzulänglich, oder es ist mehr als zulänglich. Wohlhabend nennt man denjenigen, der das zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zulängliche Vermögen besitzt; wer mehr besitzt, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gebraucht, ist reich, wer weniger hat, ist dürftig, arm oder elend, je nach dem Grade der Unzulänglichkeit.

Wären nun die Bedürfnisse, zu deren Befriedigung das Vermögen dient, immer gut und vom sittlichen Standpunkte aus zu rechtfertigen, so müßte auch das Erwerben des Wohlstandes und der Fortschritt im Wohlstande unter allen Umständen gefördert werden; allein da, wie oben erläutert, nur die ethischen Bestrebungen unbedingt zu billigen, alle übrigen Thätigkeiten aber nur in so fern, als sie zur sittlichen Vervollkommnung beitragen oder doch wenigstens ihr nicht entgegen stehen, so hat auch das Streben nach Wohlstand und der Fortschritt in demselben, wenn man, wie die Akademie verlangt, den ethischen Standpunkt als Maßstab der Beurtheilung anlegt, nur auf eine bedingte Anerkennung Anspruch zu machen: in so fern nämlich, als das Vermögen die Bedingung und die Mittel zur sittlichen Vervollkommnung des Menschen gewährt. Da nun aber allerdings wirthschaftliche Güter sowohl zur Existenz, als zur Ausbildung der mannigfaltigen Anlagen des Menschen nicht entbehrt

werden können, mithin ihr Besitz zur sittlichen Entwickelung des Menschen nothwendig ist, so muß es als eine den Menschen von Gott gestellte Aufgabe angesehen werden, innerhalb dieser Grenzen Wohlstand nicht nur, sondern Reichthum sogar zu erstreben.

Sehen wir nun zu, in wie fern zu einer richtigen Auffassung des Staats in den Begriff desselben auch der Gesichtspunkt aufzunehmen, daß die Menschen im Staate besser und leichter, als es ohne ihn möglich wäre, Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten können, so scheint uns vor Allem die Annahme eines vor- und außerstaatlichen Verhältnisses, wie es die Akademie hier voraussetzt, eine unhaltbare Hypothese zu sein; denn der Mensch ist und existirt nur im Staat; da der Staat, wie Aristoteles sagt, früher ist als jeder von uns. Wo daher Menschen sind, da ist auch Staat, und die Familie, unabhängig gedacht, ist schon, nach Dahlmanns richtiger Bemerkung, Staat; der Mensch aber lebt überall in der Familie. Ein Naturzustand, wie ihn Hobbes, Rousseau und Andere beschreiben, ist eine Erdichtung, indem weder historische Zeugnisse vorliegen, noch Beweise aus Gründen vorgebracht werden können, wodurch das Vorhandensein eines außergesellschaftlichen Lebens der Menschen dargethan würde. Alle Gesellschaften aber sind nothwendig entweder Staatsgesellschaften oder dem Staate untergeordnete Gesellschaften.

Jeder Vermögenserwerb findet mithin nothwendiger Weise im Staate statt, und wenn es den Menschen gelingt, Wohlstand zu erwerben und im Wohlstande fortzuschreiten, so geschieht es im Staate, und es geschieht hier besser und leichter, als es ohne den Staat möglich wäre, weil eine außerstaatliche oder vorstaatliche Existenz des Menschen und folglich auch ein Erwerben von Wohlstand und ein Fortschreiten im Wohlstande in „Ländern und bei Völkern, die noch keinen Staatsverband bilden," eine Unmöglichkeit ist.

Allein daraus, daß nothwendig aller Vermögenserwerb der Menschen im Staate stattfindet, folgt keineswegs schon, daß „zu einer richtigen Auffassung vom Staate in den Begriff desselben auch der Gesichtspunkt gehört, daß, neben allen übrigen im Staate zu verfolgenden Zwecken, in demselben die Menschen besser und leichter, als es ohne ihn möglich wäre, Wohlstand erwerben und im Wohlstande fortschreiten können." Zu einer richtigen Auffassung vom Staate gehört nämlich vor allen Dingen, daß man den Staat nicht als etwas Todtes und B e g r i f f l i c h e s, sondern als etwas Lebendiges, Veränderliches und Bildsames, daß man ihn, wenn ich mich eines Ausdrucks Adam Müller's bedienen darf, i d e e n w e i s e auffasse. Staat ist nämlich überall, wo eine unabhängige Macht unter den Menschen aufgerichtet ist. Die durch diese Macht zu erreichenden Zwecke sind aber zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Oft hat die öffentliche Gewalt nur die Aufgabe, die Unabhängigkeit nach außen zu schützen, während unter andern

Verhältnissen Alles zu einem Zwecke des Staates und zu einem Objecte der Staatsthätigkeit wird, was nur immer einer gemeinsamen Behandlung fähig ist. Zum Wesen des Staates gehört nur dasjenige, was als Object der Thätigkeit der öffentlichen Gewalt angesehen werden muß. Da nun aber diese Objecte sich vermehren und vermindern, ausdehnen und einschränken können, so wird es Staaten geben, in denen die Begründung des Wohlstandes und der Fortschritt in demselben nicht als öffentliche, das heißt zum Wesen des Staates gehörende Angelegenheiten angesehen werden können, während andere diese Verhältnisse zum Gegenstande ihrer Fürsorge machen.

Zur richtigen „Begriffsbestimmung" des Staates gehört nur dasjenige, was allen Staaten gemeinsam ist, d. h., was zu allen Zeiten und bei allen Völkern als eine öffentliche Angelegenheit angesehen werden muß. Da nun nicht nothwendig überall es als öffentliche Angelegenheit angesehen werden muß, daß die Menschen im Staate Wohlstand begründen und im Wohlstande fortschreiten, so ist dieser Gedanke auch nicht nothwendig ein Moment in der Begriffsbestimmung des Staates.

Da indessen, wie wir oben gesehen, der Vermögenserwerb für die Existenz und Entwickelung der Menschen nothwendig, da auf der andern Seite das Leben und die Entwickelung der Menschen eben so nothwendig im Staate stattfindet, so muß doch, wenn auch die Begründung des Wohlstandes der im Staate lebenden Menschen, und der Fortschritt in demselben, nicht überall eine öffentliche Angelegenheit ist, dennoch ein gewisses Verhältniß, eine gewisse Beziehung zwischen dem Staate und der wirthschaftlichen Entwickelung der Menschen stattfinden, und es ist unzweifelhaft von der höchsten Wichtigkeit für die Behandlung aller wirthschaftlichen Fragen, daß die Natur dieses Verhältnisses richtig erkannt sei.

Um nun über diesen Punkt unsere Ansicht darlegen zu können, ist es nöthig, die Idee des Staates noch einer weiteren Betrachtung zu unterwerfen. Wir gebrauchen nämlich das Wort Staat in einer zweifachen Bedeutung: einmal bezeichnen wir damit ein unter einer selbstständigen und unabhängigen Regierung stehendes Volk, und sodann die bei einem solchen Volke bestehende Ordnung der gemeinsamen, daher öffentlichen Verhältnisse. So sprechen wir von dem preußischen Staate, indem wir damit bald das preußische Volk zusammen mit seiner Regierung, die preußische Nation, bald aber das in Preußen bestehende Gemeinwesen, d. h. den König und seine Regierung bezeichnen. Der Ausdruck „staatswirthschaftliche Lehren", welcher in der von der Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe wiederholt vorkommt, ist daher zweideutig und kann eben so wohl auf die Wirthschaft des Staates im engeren Sinne, oder das Finanzwesen, oder aber auf die Wirthschaft der Nation bezogen werden, so daß also „staatswirthschaftliche Lehren" eben so gut „finanzwissenschaftliche als „national-ökonomische Lehren" sein können. Ab-

gesehen aber von dieser Ausdrucksweise, deren Angemessenheit dahin gestellt bleiben mag, so ist doch klar, daß die Beziehung des Staates zu der Entwickelung der Wirthschaftsverhältnisse eine zweifache ist: eine „finanzielle", indem das Vermögen oder die Wirthschaft der Regierung, und eine „national-ökonomische", oder, wenn man will, „volkswirthschaftliche", indem die Wirthschaft und das Einkommen des Volkes in Betracht gezogen wird. Demgemäß lehrt denn Ad. Smith, daß „Staatswirthschaft, betrachtet als ein Zweig des Wissens eines Staatsmannes oder Gesetzgebers, einen doppelten Zweck verfolge: erstens nämlich, dem Volke eine reiche Revenue oder Subsistenz zu verschaffen, oder vielmehr dasselbe zu befähigen, sich selbst eine solche zu verschaffen, und zweitens den Staat oder das Gemeinwesen mit einem für den öffentlichen Dienst hinreichenden Einkommen zu versorgen." (Wealth of nations, book 4th, introd.) Beide Zwecke lassen sich bis zu einer gewissen Grenze vereinigen, und es kann die Regierung ihren eigenen Reichthum auf den Reichthum des Volkes zu gründen suchen; es können aber auch umgekehrt beide Zwecke einander entgegengesetzt und entweder ein reiches Volk ein wirthschaftlich kärglich ausgestattetes Gemeinwesen haben, oder ein Staat seinen Reichthum auf Kosten seiner Unterthanen begründen.

Welches dieser Verhältnisse stattfindet, hängt von der Art und Weise ab, wie die Idee des Staates bei einem Volke Wirklichkeit gewinnt.

Die Staaten des Alterthums waren auf den Unterschied herrschender und dienender, d. h. berechtigter und rechtloser Klassen begründet. Hier werden daher die Wirthschaftsverhältnisse wesentlich nur vom Gesichtspunkte der Staatswirthschaft im engeren Sinne, oder, wenn es erlaubt ist, die Bezeichnungsweise, welche die neuere Zeit für diese Verhältnisse gebraucht, auf das Alterthum zu übertragen: vom finanziellen Gesichtspunkte aus betrachtet. Der national-ökonomische Gesichtspunkt war ihnen ganz fremd. Wenn also die Creter und Spartaner gemeinsame Mahlzeiten halten oder die Güter gemeinsam verwalten, so ist das so anzusehen, als wenn der Senat und das Haus der Repräsentanten in Nord-Amerika zusammen mit dem Präsidenten und seinen Ministern einen gemeinsamen Haushalt führten und die Staatsdomaine, so wie die übrigen Einkünfte des Staates zur Bestreitung der Kosten desselben verwendeten. In den Staaten des Alterthums war das gesammte Staatsgebiet oder doch der größte Theil desselben Staatsdomaine und theils den einzelnen an der Regierung betheiligten Familien zur Benutzung übergeben, theils zur Bestreitung der gemeinsamen Bedürfnisse bestimmt. Die regierenden Familien waren die Eigenthümer des Staates, behandelten ihn und beuteten ihn aus als ihr Eigenthum. Diejenigen, welche in den neueren Staaten die Unterthanen bilden, waren in den Staaten des Alterthums Sclaven, d. h., nach der Erklärung des Aristoteles,

Menschen, welche als Werkzeuge und Besitzstücke angesehen wurden und mit Ochsen und Pferden, Pflug und Egge in einer Klasse rangirten. Die Regierung bekümmerte sich um diese „Besitzstücke" und deren wirthschaftlichen Wohlstand gerade in derselben Weise, wie sie es heute thut, wenn von Besitz die Rede ist, d. h. sie gab Gesetze, wie er erworben und veräußert werden könne, wer die Erben desselben seien, und was der Art mehr ist.

Wollen wir uns also von der Beziehung der Staaten des Alterthums zu der Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse eine richtige Vorstellung machen, so müssen wir dieselben ansehen als große Güter, welche theils im Besitze einzelner Familien sind und von ihnen durch Sclaven und andere abhängige Leute ausgebeutet werden, oder welche einen Gemeinbesitz einer Mehrheit von Familien bilden und gemeinsam bewirthschaftet werden. Diese gemeinsame Bewirthschaftung und Ausbeutung eines solchen Gutes ist aber verschieden gestaltet. Auf der Insel Creta führten die besitzenden Familien einen gemeinsamen Haushalt. In Sparta waren die Güter theils den einzelnen Familien zur Benutzung überwiesen, theils waren sie an Hintersaßen gegeben, welche dem Staate einen Pachtzins bezahlten, aus dem man die gemeinsamen Unkosten bestritt. Eine mehr oder weniger ähnliche Vertheilung des Grund und Bodens fand auch in den übrigen Staaten statt.

Der Unterschied zwischen den Despotieen des Orients, namentlich der persischen, und den Staaten des classischen Alterthums besteht daher, was die Wirthschaftsverhältnisse betrifft, in nichts Anderem, als daß bei den Persern der König, bei den Griechen und Römern eine Corporation sich im Eigenthume des Staates befindet. Dort wie hier sind die Unterthanen Sclaven, allein wie hart auch die Satrapen und die übrigen Beamten des Königs von Persien dessen Unterthanen oder Sclaven behandelt haben mögen, die Sclaven der Griechen und Römer waren in einem viel kläglicheren Verhältnisse.

Ein den modernen Einrichtungen analoges Verhältniß entstand im Alterthum erst durch den Verfall der Staaten, indem einestheils die an der Regierung Theil nehmenden Familien in das Unterthanenverhältniß traten, aber ihren Antheil an der Staatsdomaine als Privatbesitz behielten, anderntheils die Sclaven zur Freiheit entlassen und theils fahrende, theils liegende Habe zu erwerben zugelassen wurden.

Ganz anderer Art ist die Stellung des Staates zu der Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse im Mittelalter. Hier ist die privatwirthschaftliche Selbstständigkeit eine von den Bedingungen für politische Freiheit. Die Wirthschaft des Staates und die Wirthschaft der Privaten sind daher von Anfang an geschieden: indem diejenigen Personen, welche die Staatsgeschäfte führen, theils die Staatsgrundgüter zur Benutzung inne haben, theils für die Verrichtung gewisser Thätigkeiten entschädigt werden, theils endlich freiwillige oder gesetzlich

geregelte Beiträge der Regierten erhalten. Das wesentliche Einkommen der mittelalterlichen Regierungen bildeten aber die Domainen; Regalien, Gefälle, Geschenke und Steuern dienten nur zur Ergänzung des Einkommens aus denselben. Anstalten des Staates zur Begründung und Förderung des Wohlstandes der Privaten — außer der mittelbar dahin wirkenden Sorge für Recht und Sicherheit im Innern und nach außen — fanden in der Regel nicht statt. Diese Sorge war vielmehr den Privaten selbst und den Genossenschaften, denen sie angehörten, überlassen.

Erst in der neuern Zeit, indem die corporativen Verbindungen des Mittelalters sich auflösten oder aufgelöst wurden, und die Regierten überall zu der Regierung in ein unmittelbares Verhältniß traten, ist auch die im Mittelalter den corporativen Verbänden zufallende Sorge für die wirthschaftliche Entwickelung der Regierten zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden. Die nächste Veranlassung dazu wurde durch das finanzielle Bedürfniß herbeigeführt. Indem nämlich die Staatsregierungen durch die Vermehrung ihrer Geschäfte vermehrte wirthschaftliche Hülfsmittel nöthig hatten, also an die Regierten größere Ansprüche machten, mußten sie dieselben in den Stand zu setzen suchen, diesen Forderungen zu genügen. Vielfach waren die Regierungen nur darauf bedacht, theils den Erwerbseifer ihrer Unterthanen aufzustacheln, theils die Gelegenheit und Fähigkeit zum Erwerbe zu vermehren und zu steigern, um durch die Zunahme der Bevölkerung und des Nationalwohlstandes die Macht der Staaten zu vergrößern. Es sind dadurch Folgen herbeigeführt worden, welche, wo sie nicht die Existenz der Staaten bedrohen, einer gesunden Entwickelung derselben entgegen stehen. Jetzt handelt es sich daher darum, das Streben nach Wohlstand in seine richtigen Grenzen zurück zu führen und mit der übrigen Entwickelung in Uebereinstimmung zu bringen.

Pariser Literatur-Brief.

Le parti catholique. — Le Correspondant. Livraison du 25. Avril et du 25. Mai. — De l'avenir de l'Angleterre par le comte de Montalembert. — „L'Univers".

Die Presse Frankreichs hat fast alle Bedeutung verloren, die großen Zeitungen von Paris sind fast ohne Ausnahme blasse Abdrücke des „Moniteur"; „Constitutionnel", „Patrie" und „Pays" haben der Kürze halber gleich eine Direction erhalten, die unter dem Minister des Innern steht; „Presse" und „Siècle" spielen allerliebst Comödie mit einer zahmen Freisinnigkeit, ohne sich jemals ein Wort über Frankreich, sei es über die oft merkwürdigen Sitzungen des Corps législatif, sei es über den Wahnsinn der Pariser Speculation, sei es über die Verwaltung der

Departements zu erlauben, und „Assemblée nationale", die öfters unter der Anregung Guizots ein freieres Wort wagte, übrigens mit Bestimmtheit ihrer demnächstigen Unterdrückung entgegen sieht, befindet sich in einem Zustande dumpfer Rathlosigkeit, den neulich Guizot allerdings zunächst für seine Person, dann aber auch für die ganze Richtung, treffend nach der einen Seite hin schilderte, indem er schrieb, er sei Protestant und wisse warum; Frankreich müsse wieder christlich werden, um gerettet zu werden; aber um das zu werden, könne es nur wieder katholisch werden. Es fällt einem dabei das Wort ein, das Radowitz vor seine Schriften gesetzt hat, er lebe in einer Zeit, der mit dem Besseren, was er wisse, noch nicht zu helfen sei. Diese Resignation trägt den Stempel des Todes und der Verwesung auf ihrer Stirn, sie ist zu nichts gut, als selbst ins Grab zu steigen.

So sehen wir Frankreich ganz der Oeffentlichkeit, welche seine Presse sonst darstellte und vermittelte, beraubt, und nur auf einem Punkte erhält sich mit merkwürdiger Zähigkeit ein Streben darnach und ein Versuch, der Allgewalt zu widerstehen, welche die Geister durchaus in einen grauen Brei zerquetschen möchte. Dieser eine Punkt ist die „katholische Partei", wie sie sich selbst in einem merkwürdigen Manifeste des Grafen de Falloux, eines Legitimisten, der unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's einmal Cultus-Minister war, selbst nennt. Dies Manifest liegt uns in den beiden neuesten Heften des „Correspondant", einer französischen Revue vor, an welcher neben Falloux, Montalembert, Lacordaire, de Broglie, de Pontmartin, de Laprade, de Chalembert, Lenormant, de Carné ꝛc. arbeiten.

Dies Manifest, in zwei langen Arbeiten des geistreichen Grafen enthalten, zusammen mit den Artikeln des Tageblattes „Univers" und der neuesten Arbeit des Grafen Montalembert, auf welche in diesen Blättern schon aufmerksam gemacht ist, läßt uns einen tiefen Blick in den Stand einer Partei thun, die, wenn Frankreich überhaupt noch zu einem innerlich selbstständigen Antheil an der europäischen Entwickelung berufen ist, für die Neugestaltung dieses Landes und damit für die Welt von einer eminenten Wichtigkeit werden muß, und der wir darum scharf in's Auge zu sehen haben.

Wir müssen zunächst, um diese Partei zu verstehen, ihre Bildung und Vorzeit, ihre äußere Entwickelung studiren.

Durch die französische Revolution wurde die Stellung der katholischen Kirche in Frankreich ganz wesentlich verändert. „Die Kirche Frankreichs" — lesen wir im Maihefte des „Correspondant" — „war früher ganz für sich ein großer besitzender und politischer Körper; an alle Interessen des Staates gebunden, konnte sie seine Bewegungen fördern oder hindern." Die Folge davon war das Mißtrauen des Staates gegen sie, und „dies Mißtrauen ward zur Gewohnheit und bildete sich zu einer Art von Jurisprudenz aus, deren Wächter die

Männer des Gesetzes wurden. Diese Jurisprudenz erhielt einen legalen Namen, Gallicanismus."

„Die Revolution änderte oder vielmehr zerbrach diese Beziehungen. Die Geistlichkeit ward allen Eigenthums und jeder politischen Tendenz beraubt." Daraus ergab sich zweierlei, dem Mißtrauen des Gallicanismus begann das Object zu fehlen, und die Geistlichkeit selbst, „ohne Hab und Gut, ohne allgemeine Versammlungen, fast sogar ohne Verbindung zwischen Diöcese und Diöcese, erkannte einstimmiger als je das Bedürfniß einer engsten Vereinigung mit Rom an. Der Ultramontanismus ging also dergestalt aus der Situation hervor, daß vielleicht noch kein Jahrhundert einen Act des Ultramontanismus gesehen hat, der dem zu vergleichen wäre, welchen unser Zeitalter sahe, als eine Regierung vom Papste verlangte, die Kirche Frankreichs vom Kopf bis zu Fuß neuzugestalten, die Bisthümer ohne Theilnahme der Titularen zu besetzen, und durch einen souverainen Act die Fragen des Kirchenbesitzes durchzuhauen."

Dieser Ultramontanismus bemächtigte sich auch der wirklich katholischen Laienschaft Frankreichs, er hatte den Grafen de Maistre inspirirt, er hat der katholischen Partei in den Kammern während ihres funfzehnjährigen Kampfes unter der Restauration Kräfte gegeben, Lacordaire und Ravignan brachen ihm durch ihre Missionszüge weite Bahn.

Aber ganz ungestört durfte er seine berauschenden und beängstigenden Fluthen nicht weiter wälzen. „Die Restauration," sagt de Falloux an einer andern Stelle, „welche viel für die politische Freiheit that, begriff weniger die Wichtigkeit der religiösen Freiheiten." Die Ordonnanzen von 1828 wurden vom König unterzeichnet, und bald kam die schon damals durch alle Verhältnisse hinwühlende Revolution von 1830 an's Licht.

Um jene Zeit ist der jetzt sich selbst so nennende „parti catholique" geboren, am Ende der Restauration. „Die katholische Partei hat sich nicht freiwillig durch die Uebereinstimmung und zur Genugthuung einzelner Individuen gebildet, sie ist geboren durch die Verweigerung der Freiheit des Unterrichts" (unter Karl X.).

Diese Freiheit besaß sie vor 1789 unter der alten Organisation der französischen Universitäten; die Republik verweigerte sie ihr aus blindem Haß gegen alles Religiöse, das Kaiserthum, weil es überhaupt keine Selbstständigkeit neben sich dulden wollte, die Restauration that ihr vielleicht nur darum nicht zu Willen, weil die Bourbonen ihren Regierungsplan überhaupt in der kurzen Zeit der Restauration noch nicht hatten ganz entfalten können.

Mit der Juli-Revolution trat der alte revolutionäre Haß gegen alles Religiöse und damit auch gegen die katholische Kirche wieder hervor. Die Barbarei des Heidenthums erneuerte sich wirklich in Paris; man erinnere sich nur an die Tage, in denen wilde Horden den erzbischöflichen Pallast in Paris niederbrannten, das Kreuz von der Spitze

von Notre-Dame herabstürzten, der Erzbischof wie ein Verbrecher vor Gericht citirt wurde. Der Straßenscandal nahm dann freilich ein Ende, aber in den Zeitungen, auf der Tribüne und in der Akademie erschien ein neuer Voltairianismus, dessen einstige Jünger, zum Theil bekehrt, zum Theil stumpfsinnig geworden, noch heut am Leben sind.

Die neue katholische Partei, wenig zahlreich, aber voll Energie, Geist, Gelehrsamkeit und Stolz, fühlte, daß ein durchdachter Feldzugsplan ihr nothwendig sei, um durch dies Chaos von Witz und Brutalität, von Feinden politischer und philosophischer Art, sich durchzuarbeiten. Sie sah ein, daß es mit der Kühnheit Lamennais', wie er ursprünglich war und schrieb, ihr nicht gelingen werde, daß, ein theokratisches Recht des Papstthums über das Königthum behaupten zu wollen, wie jener gethan hatte, schlimmer als schlecht, daß es dumm sei. Aber während sie noch vielleicht unschlüssig über ihren Weg und ihre Feldzüge nachsann, „hatten die Widerstandbestrebungen der Katholiken“ (wie zart und schonend ist dies „résistances catholiques“ doch von einer Revolution gesagt, deren Keim- und Knotenpunkt notorisch der erzbischöfliche Pallast zu Mecheln gewesen ist) „die belgische Revolution gemacht und einer aus der Emeute geborenen Regierung eine seltene Lebensfähigkeit gegeben. Der Katholicismus emancipirte zugleich Irland und gab ihm einen legitimen Platz in dem dreieinigen Königreich. Die Kirche in Frankreich konnte diese Beispiele nicht übersehen. Sie studirte sie mit durchdringender Schärfe, sie eignete sie sich mit voller Aufrichtigkeit an. Sie begriff, daß sie von moralischen, unabhängigen, unentfremdbaren Mächten die Größe und Sicherheit erlangen konnte, welche sie von einer Politik nicht erwarten durfte, durch deren zudringliche Nähe sie hätte verschluckt werden müssen. Die Kirche setzte sich in die Lage, direct zur öffentlichen Meinung zu reden und von ihr verstanden und begriffen zu werden. Sie verdoppelte ihre Beziehungen mit den zahlreichen Seelen in Frankreich und anderwärts, welche das Bedürfniß haben, in dem menschlichen Anblick der Kirche, um so zu sagen, äußere Sympathieen zu finden. Die Gläubigen, welche mit der Kirche des Heiles ihrer Seele wegen verbunden sind, wollen von der Religion nur Gebote und Trost. Aber zu aller Zeit haben die, welche mehr dem Namen nach als wirklich in ihr leben, andere Sorgfalt verlangt. Sie haben den Annäherungen nachgegeben, ehe sie den Vorschriften gehorchten.“

Wir haben diese merkwürdigen Enthüllungen vom Ursprung des parti catholique wörtlich übersetzt. Man findet sie auf der neunten Seite des Maiheftes 1856 des „Correspondant“. Sie kommen aus der Feder des Grafen Falloux, der mit Recht von den darin geschilderten Bewegungen sagen kann: quorum pars magna fui …

Diese Richtung, welche Katholicismus und den „Geist der Zeit“ zu versöhnen suchte, zeigte eine außerordentliche Thätigkeit und wirkte

noch außerordentlicher. Ihr anerkannter Führer ward der Graf de Montalembert, ein Mann, den wir oft bewundert, dem wir oft mißtraut haben und dem zu Liebe wir gern die beredten Worte wiederholen, die der Graf Fallour über ihn sagt: „Auf diesem Boden" (wo die Kirche mit der öffentlichen Meinung zusammentrifft) — sagt er — „erschien ein Athlet, den man einsam nennen konnte, so weit schritt er im Eifer, in der Hingebung, im Erfolg den andern voraus — das Genie der Beredtsamkeit hätte ihm nicht genügt, es bedurfte der Wagehalsigkeit, der Unerfahrenheit, des Geburtsstolzes eines alten Geschlechtes, des unbezähmbares Schwunges eines tiefen Glaubens, der Würde eines christlichen Lebens — diese verschiedenen seltenen Gaben hatte die Vorsehung auf das Haupt eines zwanzigjährigen Mannes vereinigt. Geborener Pair, im Besitz der Tribüne, sobald er sie nur besteigen konnte, Redner seit seiner ersten Ansprache, hatte er das unvergleichliche Vorrecht, sich ungetheilt und von Anfang an der Sache Gottes zu widmen" .....

Montalembert hat aber nicht bloß als Pair gewirkt, er hat Zeitungen für seine Sache gegründet — man denke nur an den stürmischen „Avenir" — er hat sich mit aller Welt in Verbindung gesetzt, er hat Deutschlands eigenthümliche Kraft, die Ruhe und Reife des Denkens, im Lande selbst durch eifrige Studien zu gewinnen gesucht; O'Connell, Donoso Cortes, Irland, England, Belgien, Amerika brachte er sich nahe; „er verdiente," wie Fallour sagt, „in Frankreich und Europa den Laienkampf, der im Namen des katholischen Glaubens gegen die Regierungen und Völker geführt wird, zu personificiren."

Wir können die politische Laufbahn des berühmten Mannes hier nicht weiter in's Einzelne verfolgen; es genügt, an sie, an ihre scheinbaren Sprünge und Ausschweifungen, deren innerer Zusammenhang nach den obigen merkwürdigen Enthüllungen des Grafen Fallour klarer wird, hinzuweisen, das Lob Spaniens und Dithyramben für die Freiheit Polens, der Kampf gegen Guizot, die Vertheidigung des Sonderbundes — alle diese Gegenstände und mancher ihrer Gegensätze erhielt die gewaltsam beredte Anwaltschaft des Grafen, dem die liberale Presse dafür einfach den Namen des Jesuitenpairs gab, um ihn laufen zu lassen.

Das Jahr 1848 kam, und mitten in seiner gewaltigen Revolution schien es, als sollte die „Partei Montalembert" durch die That den Beweis liefern, wie richtig sie, — trotz mancher wenig günstigen Seitenblicke von Rom, — die Phrase der Freiheit mit derselben Kraft gebraucht hatte, wie die Montalembertsche Schule im National-Congreß zu Brüssel und in den parlamentarischen Debatten Belgiens bis zum Austritt des Grafen de Theux es zu gleicher Zeit gethan.

In Paris, in Frankreich ordnete sich schnell eine große Partei der Ordnung zusammen, man sah plötzlich Thiers mit Montalembert, Odilon Barrot sogar eine Zeitlang mit Fallour Hand in Hand gehen; wäh-

rend in der ersten Zeit nach der Juli-Revolution, wie oben angedeutet, der Pöbel Jagd auf die Geistlichen machte und Feuer in die Kirchen warf, sah man 1848 die Soutane sich frei im Volke bewegen, sah man Bischöfe Freiheitsbäume — es waren trockene Stangen, ja trockene Stangen! — einsegnen, hörte man von den Kanzeln das edle Volk preisen. Herr de Falloux schweigt darüber, er sagt nur, daß das Volk sich 1848 zur Aufgabe gemacht zu haben schien, die Missethaten von 1830 zu sühnen. Ein gedankenloses Wort, das im Munde eines solchen Mannes zu finden uns wehe thut!

Auch in der Assemblée constituante fanden jetzt die Geistlichen Zutritt, die Geistlichen hatten die Wahlen und das allgemeine Stimmrecht auf Geheiß der Bischöfe in die Hand genommen gehabt, und drei Bischöfe, mehrere einfache Priester und ein Mönch als Abgeordnete waren ein Theil des großen Resultates, das le parti catholique davon zog.

Die Probe war gekommen. Die Katholiken entfalteten, von der ganzen Ordnungspartei unterstützt, ihr Banner: „Freiheit des Unterrichts", die „Assemblé" erkannte es in einem der Artikel der neuen Constitution im Princip an. Das war die Hälfte des Sieges. Da kam der zehnte December, die Wahl des zehnten Decembers, der Präsident Louis Napoleon Bonaparte, und in sein erstes Ministerium trat Graf de Falloux als Cultusminister. Man war also bereits in der zweiten Hälfte des Sieges begriffen. Graf Montalembert hatte außerdem verschiedene Unterredungen mit dem Prinzen gehabt, und „er stipulirte dort, wie stets, für die religiöse Freiheit" . . .

Es wird uns schwer, den Gang dieser historischen Auseinandersetzung, welche ein furchtbares Gericht predigt, nicht stets von Neuem durch Ausrufe des Erstaunens über die Verblendung dieser geistreichen Männer der parti catholique zu unterbrechen, wir müssen indeß noch eine Weile an uns halten. —

Das Cabinet Odilon Barrot-Leon Faucher, in welchem Fallour Platz nahm, sahe in der That den Entwurf eines Unterrichtsgesetzes nach dem Willen des katholischen Grafen zu Stande kommen, derselbe war nach dem Herzen Montalemberts und der Partei, die sich um ihn schaarte. Dieser Entwurf wird uns für unsern Zweck wichtig. Herr de Falloux vertheidigt ihn vor uns jetzt noch einmal (Aprilheft des Corr. p. 19—23): „Ich konnte zweierlei Dinge thun," das ist der kurze Inhalt seiner Motivirung, „ich konnte entweder den bisherigen Staatsunterricht bestehen lassen und daneben die Kirche durch die kleine Zahl von Maßregeln, welche ausschließlich von der ministeriellen Unterzeichnung abhingen, autorisiren, im Lande kleine Oasen katholischer Erziehung zu gründen; oder ich konnte eine regelmäßige und durchgreifendere Reform der Erziehung, den Staatsunterricht mit einbegriffen, beginnen." — Er wählte den zweiten Weg, und zwar darum, weil, wie er

uns in einigen der elegantesten Seiten, die er je schrieb, sagt, die Kirche in Frankreich sich nicht auf einige kleine Phalanxen beschränken dürfe, weil sie keine Secte ist, die mit einigen Etablissements vorlieb nehmen kann, weil sie auf das Ganze Anspruch machen muß. Es kam dann vor Allem darauf an, fährt er fort, traurige Vorurtheile auszulöschen, welche gegen die katholische Erziehung (Jesuitenschulen, geistliche Knabenschulen rc.) bestanden. „Sollte man gegen diese Vorurtheile nicht die Hülfe der Männer, deren Stimme nicht verdächtig war, auf welche die Aufgeklärten hörten, benutzen?“ . . .

Man weiß, daß er damit auf die große Partei der Ordnung, auf die alten Feinde der Kirche hinzielt, welche über Nacht, als sie durch den Socialismus die Gesellschaft gefährdet sahen, die Kirche als eines der Bollwerke gegen die Räuber begrüßten und halbwegs unterstützten. Der Entwurf eines regelmäßigen neuen Erziehungs-Systems kam dann auch zu Stande; sein wesentlicher Zug ist der, daß der frühere Conseil Supérieur de l'Instruction publique in Paris bestehen blieb, sich aber nicht mehr, wie bisher, auf eine kleine Anzahl von Provinzial-Akademieen und Rectoraten stützte, sondern daß in jedem Departement ein Rector und ein akademischer Rath eingesetzt wurde, die fast ganz selbstständig über die Erziehung ihres Sprengels wachten. In jedem dieser Räthe sollte ein Bischof, der Präfect und die Generalräthe sitzen.

Das war die Weisheit de Fallour'. Er blieb dem Programm von 1830 treu. Die Präfecten und noch mehr die Generalräthe waren ja in dieser republikanischen Verfassung aus dem Volke hervorgegangen, sie waren ja die „moralischen, unabhängigen, unentfremdbaren Mächte, von denen die Kirche Größe und Sicherheit erwarten durfte,“ mit denen sie also getrost zusammenwirken mochte.

Was weiter kam, ist bekannt. Als der Prinz Präsident der katholischen Partei sicher war, machte zuerst de Fallour in seinem Amte dem Herrn de Perieu Platz, der den einmal fertigen Entwurf noch vor der Assemblée aufrecht erhielt, zugleich aber eine Menge Skandalosa von den Vorstehern der Institute des freien Unterrichts erzählte. So blieb die Sache bis zum Staatsstreich. Daß nach ihm der Anfang des ersten Kaiserthums wieder anfing, daß der Mann, der „den Abgrund dem Aschenkrug vorzieht,“ auch begonnen hat, die organischen Statute seines Oheims für Kirche und Schule ins Werk zu setzen, wissen wir.

Inzwischen hat le parti catholique, besser gesagt, die Partei Montalembert, auf dem literarischen Felde, auf dem sie begann, ihr Werk fortgesetzt. Wir erinnern an das Buch über die constitutionellen Wahrheiten, das vor einigen Jahren von dem Grafen Montalembert erschien, wir verweisen vor Allem auf sein neues Buch über die „Zukunft Englands“. Dies interessante und bedeutende Werk kann uns hier nur kurz und nach einem Gesichtspunkte hin beschäftigen, nämlich nur in soweit, als es Ansichten über das Verhältniß der katholischen Kirche zur Frei-

heit und zum Volksthume enthält. (Freilich verdient es noch unter einem andern, allgemeineren Gesichtspunkte gewürdigt zu werden, unter dem es dann, anders als hier, nicht genug gelobt und empfohlen werden kann.)

Was unsern Gegenstand anbetrifft, so lesen wir in dem Buche Montalembert's*): „Ich zittere bei dem Gedanken, daß die Ideen, welche seit vier Jahren bei gewissen Katholiken des Continentes im Schwange sind, auch unsere katholischen Brüder in England anstecken könnten. Wenn die englischen Katholiken die Lehren und Beispiele der anmaßlichen und fanatischen Schule anerkannten, welche den Herzog von Alba unter ihre Helden gestellt und sich zur Aufgabe gemacht hat, die Zurücknahme des Edicts von Nantes zu rehabilitiren, so würden sie auf die kostbarste, auf die in unsern Tagen einzig unbesiegbare Waffe verzichten" ...

„Die Freiheit des Gewissens vor dem menschlichen Gesetze, dies schutzreiche und unbesiegbare Princip, macht ihre Kraft und ihren Ruhm im Vaterlande aus. Sie haben das Recht, daraus ihr legitimes Eigenthum und auch eine Gelegenheitswaffe zu machen, denn dies vom Protestantismus so oft angerufene Princip wurde in der Praxis von ihm stets verworfen. Ueberall, wo die Protestanten Herren sind, haben sie sich gezwungen geglaubt, es zu verkennen oder es abzuschaffen."

Der Verfasser weist alsdann darauf hin, daß der Katholicismus nirgend mächtiger und blühender ist, als in Frankreich und Belgien, viel mächtiger, als dort, wo er sich, wie in Spanien, Portugal, Italien „mit der chimärischen Idee seiner exclusiven Herrschaft" deckt.

„Die Katholiken verdanken in England Alles der Freiheit, Nichts der weltlichen Macht." Mit diesem Satze, der einen Irrthum auf eine Höhe treibt, auf der er handgreiflich wird, brechen wir auf diesem Punkte des Buches ab, um in demselben noch kurz das zu suchen, was der Verfasser als Freiheit, als sein politisches Postulat denkt. Wir finden darüber in dem dritten Capitel des Buches: „Les deux démocraties" Aufschluß. Er sagt dort:

„Der beständige Fortschritt der Demokratie und ihr definitiver Triumph sind heut unzweifelhafte Thatsachen, eben so evident, als der Fortschritt der absoluten Monarchie vom 15. zum 18. Jahrhundert. Die Demokratie herrscht überall, wo sie noch nicht regiert. Es ist unsinnig, diesen Sieg verkennen zu wollen, unsinnig auch, sich ihm widersetzen zu wollen, so lange sie nicht zur Unterdrückung entartet, so lange sie nicht Folgen, die mit dem Gewissen und der Vernunft unverträglich sind, nach sich zieht. Aber es giebt zwei Demokratien. Die eine ist die, welche die Gesetze der Billigkeit und der Ehre anerkennt, in die Kraft der Wahrheit und der Gerechtigkeit Vertrauen setzt. Sie hat für

*) S. 193 der dritten Pariser Ausgabe. Didier. 1856.

Alle Gleichheit vor dem Gesetze errungen, Gleichheit vor der Steuerrolle und vor dem Feinde; sie hat Allen gleichen Zugang zu den Aemtern geöffnet; sie will, daß der öffentliche Mann vor Allem der Sohn seiner Werke sei; sie will, daß Einsicht und Tugend die hauptsächlichen Bedingungen der Ausübung der Gewalt seien." u. s. w. Dies ist die Demokratie und zugleich das politische Postulat Montalembert's.

Was enthält es, als Negationen? Oder ist die Freiheit des Gewissens nach seiner Auffassung etwas Anderes als die Beseitigung jeder Schranke für den Ausdruck jeder möglichen Meinung, oder ist die Gleichheit Aller vor dem Gesetze und in der Gesellschaft bei ihm etwas Anderes, als die Verneinung jedes geschichtlichen Rechtes und Vorrechtes?

Die Freiheit also, die er verlangt, ist der leere Raum, oder vielmehr der horror vacui, und jede Ahnung und jede Andeutung von dem eigentlichen Charakter der Freiheit, als eines historisch erwachsenen Wesens, als der Festigkeit des „Freien" in seinem geschichtlichen Wesen, fehlt hier. Und doch ist diese elende Negation, in der jeder politische Begriff, selbst der letzte Rest des dem Grafen sonst angeborenen monarchischen Bewußtseins verschwindet, das Ideal eines Mannes, der wirklich zu den tiefsten Geistern der Zeit gehört.

Aber wie ist es möglich, daß er grade Angesichts Englands und seiner Verfassung, fragen wir, diese Freiheit der Demokratie für die seiner Neigung erklären, wie ist es möglich, daß er gleich darauf ganz unbefangen an die Darstellung der thatsächlich aristokratischen Verfassung des englischen Volkes gehen kann?

Das sind Fragen, die ihre Beantwortung nur Angesichts der inneren Entwickelung Montalembert's und seiner Partei finden können, einer Entwickelung, die wir vorher nur andeuten konnten, welche wir aber jetzt kurz darlegen dürfen.

Der jetzige Standpunkt Montalembert's ist aus einer Vermittelung hervorgegangen. Der Ultramontanismus, zu dem er sich bekennt, mußte naturgemäß mit einer extravaganten Auffassung auch von der weltlichen Höhe des Papstthums beginnen, er mußte das Bild einer großen geistlichen Monarchie erzeugen, in der als Vasallen die Fürsten einen untergeordneten und abhängigen Standpunkt finden. Dieser Standpunkt, im Grafen de Maistre zu finden, von Lamennais in dessen erster Periode fanatisch-kühn entwickelt, konnte einem Mann und einer Partei, die viel latentes Nationalbewußtsein, viel volksthümliches Element und eine echt französische Neigung besitzen, im Strome der öffentlichen Meinung zu bleiben, nicht genügen. Sie sahen ein, daß das römische Vasallenthum der Fürsten die Stagnation der Völker zur Folge haben müßte, sie konnte sich endlich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ein fester, nicht zu überwindender Gegensatz zwischen den Kronen und der Mithra bliebe, daß es wirklich zwei Schwerter auf der Erde

gäbe, und mit dieser Erkenntniß war sie auf den Entscheidungspunkt gerückt.

Die Frage lag ihr nämlich vor, ob es außer dem Papste auf dieser Welt noch eine gottgeordnete, legitime Macht, noch eine Trägerin göttlichen Willens gäbe, — ob im Staate ein höheres Element, eine große Offenbarung Gottes sich verkörpern könnte?

Die Geister schieden sich hier, Lamennais mit seiner fanatischen Dialektik und in dem ihm eigenthümlichen wilden Idealismus konnte sich von der universalen Gestalt der Weltordnung in ihrem Durcheinander von Religion und Politik nicht losreißen und erfand jenen mystischen Radicalismus, der die Volkssouverainetät predigte (Paroles d'un croyant, 1834), während gemäßigtere Geister, wie Montalembert und seine Partei, sich begnügten, in den irdischen Ordnungen des Staates nützliche, äußere Formen zu sehen, Geräthschaften ohne höheren Sinn, rein menschliche Fabrikate, aus freier Uebereinkunft und aus dem bon sens der Menschen geboren. Seine Lobreden auf die besten Stücke der englischen Verfassung, z. B. auf ihr Erbrecht, sind darum nichts weiter, als die Anerkennung, welche einer gut arbeitenden Maschine, einem sicheren Wege, einem schützenden Dache wird, sie sind stets nichts weiter, als das Lob von Einzelnheiten, deren Zusammenhang er nicht sieht, weil er ihren Geist nicht ahnt und nicht weiß, daß sie ein Leben aus dem tiefsten Leben, ein Leben aus Gott haben. *)

Er kann freilich zu dieser tieferen Anschauung als ultramontaner Katholik nicht gelangen, denn mit dem Augenblicke, wo die Erkenntniß kommt, daß außerhalb der katholischen Kirche eine Entwickelung zu Gott hin, eine Entwickelung wahrhaft organischer Natur — also eine Abspiegelung des Willens Gottes — möglich sei, schwindet das ultramontane Dogma von der Kirche, von ihrer Ausschließlichkeit und Allgemeinheit.

Wir sind damit auf den Standpunkt gekommen, von dem aus wir einen Bruchtheil des parti catholique, der scheinbar durch die weiteste Kluft von der bisher geschilderten Fraction getrennt ist, die Coterie des „Univers“, in's Auge fassen und in ihrem Zusammenhange zu Montalembert und de Fallour würdigen können.

Schon in den dreißiger Jahren machte sich, wenn auch mehr im Stillen, gegen die kühnen katholischen Parteigänger des Liberalismus im Schooße der katholischen Kirche ein Gegensatz bemerklich, der an den Zurechtweisungen, welche Papst Gregor XVI. dem Geiste der Zeit zukommen ließ (vergl. seine Ansprache vom 15. August 1832 gegen mo-

*) Wie weit Montalembert darin geht, davon mag u. A. der Umstand zeugen, daß das englische Königthum in seinen Betrachtungen über Englands Verfassung und in seinen Berechnungen über die Zukunft derselben gar nicht erwähnt ist. Weil er in den Geist und Zusammenhang des Staates in England nicht eingedrungen ist, darum übersah er auch den wesentlich monarchischen Charakter aller Ordnungen desselben, darum auch die Bedeutung des Königthums in England, das auf den ersten Blick und als Einzelheit gefaßt, allerdings nur als eine „constitutionelle Verzierung“ erscheint. Der Verf.

derne Wissenschaft und moderne Freiheit), erstarkte. Dieser Gegensatz zählte eine Reihe kalter, sehr einsichtiger Männer zu seinen Vertheidigern, die sich durch augenblickliche Erfolge nicht blenden ließen, und trotz der plötzlichen Achtung, welche die katholische Kirche 1848 im französischen Volke gewonnen zu haben schien, den Verfall dieses Volkes und sein Heidenthum erkannten. Sie dachten über den Staat, wie Montalembert, sie suchten ihn wie ein Werkzeug und ein Geräth zu gebrauchen, sie erkannten ihn nur als ein rein irdisches, aus den Verlegenheiten und Uebereinkünften der Menschen hervorgegangenes Agglomerat an, aber sie mißtrauten seiner augenblicklichen Gestalt, der constitutionellen. Sie wandten sich zunächst gegen den Schein, in den Montalembert gerieth, als schwärmte er für die politische Freiheit an sich.

„Die Freiheit der Kirche" — schrieb „Univers" (4. Juli 1854) — „begreift alles dasjenige, dessen ehrliche Leute bedürfen, in sich, sie genügt der menschlichen Würde."

„Warum so oft das Wort der Freiheit anwenden, welches so oft Anarchie bedeutet? Das Wort Freiheit kommt uns aus den Sclavenländern, es ist in einem christlichen (katholischen) Lande nicht anwendbar." („Univers", 27. Dec. 1855.)

Sie wandten sich dann gegen den Schein, als könnte die katholische Kirche der öffentlichen Meinung als solcher ein Recht zuerkennen, einen Schein, den Montalembert ebenfalls nicht genugsam vermieden hatte, als er die öffentliche Meinung unter der Kirche günstigen Verhältnissen in Anspruch nahm:

„Heut, wo diese lächerlichen Meinungen von Freiheit und Achtung vor den Meinungen herrschen" — schreibt „l'Univers" am 20. April 1853 — „wo auf die Inquisition eine öffentliche Schmach gehäuft ist, wo man Furcht hat, sie wieder in's Leben zu rufen, ..."

Dieser Gegensatz zwischen Montalembert und Veuillot, dem Chef-Redacteur des „Univers", so groß er scheint, beruht doch auf einem gemeinsamen Grunde, dem von der Inferiorität des Staates, seiner „Zufälligkeit" der Kirche gegenüber, und es hätte dieser Gegensatz auch niemals in die katholische Partei ein so gewaltiges Leben geworfen, hätte er nicht in den letzten Jahren so gewichtige praktische Consequenzen gehabt und den „Univers" zu einem Verehrer Louis Napoleons und seines Absolutismus und den Grafen Montalembert zu einem seiner heftigsten Gegner gemacht.

Louis Napoleon's Auffassung vom Staate dürfte mit der des „Univers" übereinstimmen, und darum, und außerdem deshalb, weil er die Kirche doch äußerlich schützt, hält Veuillot zu ihm; Louis Napoleon aber hat die Kartenhäuser umgestürzt, aus denen Graf Montalembert mit der Zeit eine Burg seines Glaubens machen wollte, und darum haßt ihn dieser talentvollste Führer des parti catholique.

In der Erkenntniß des Staates aber ist weder hüben noch drü-

ben ein Fortschritt zu erkennen, und darum, weil dem bei der innerlich reichsten, am weitesten entwickelten Partei Frankreichs so ist, haben wir keine Hoffnung, daß dies arme, reiche Land dem Eintritte in irgend eine organische Entwickelung naht. Es bleibt ihm auch ferner nur der Wechsel zwischen Despotismus und Revolution.

Tages-Ereignisse.

Die Rekrutirung der türkischen Armee auch aus den christlichen Unterthanen der Pforte stößt nach den neuesten Nachrichten aus Constantinopel auf die Schwierigkeiten, welche wir als unvermeidlich vorausgesagt, als die vereinte Weisheit West-Europas darin ein Heilmittel für die politische Unpäßlichkeit des Divans ausgefunden zu haben glaubte, und die wir jetzt mit derselben Zuversicht als unüberwindlich bezeichnen, wohlverstanden wenn den Christen auch das Avancement zu Offizieren gestattet wird. Der immer noch an den Nachwehen der Krankheit leidende türkische Staatsrath ist in seiner fünften Sitzung über diesen Gegenstand genau zu demselben Resultat gekommen zu dem jeder nur einigermaßen folgerichtig Denkende kommen muß, — daß es nämlich ganz einfach nicht geht, und daß die Christen in der Türkei von dem Augenblick an, wo sie die Waffen führen dürfen, auch die Herren ihrer bisherigen Unterdrücker werden. Der Staasrath meint, daß es doch wohl besser sei, wenn die Christen auch weiterhin den Haradsch bezahlten und den Türken das Recht der Waffen ließen, also das gerade Gegentheil von dem, was die civilisirtesten Nationen des Erdballs als für die Türkei zuträglich erkannt. Wie bald folgen den Phantasiegebilden der Diplomatie die Enttäuschungen, und wie viel stärker werden sie noch erfolgen, wenn erst der letzte Soldat der rettenden Mächte den Boden der Türkei verlassen haben wird. Nie kann, nie wird ein türkischer Staatsmann, der es ehrlich mit seinem Herren, seiner religiösen Ueberzeugung und seinem Wunsche für das Wohl seiner Heimath meint, seine Stimme zu einer Einrichtung geben können, die sicherer als russische und alliirte Heere den Islam nach Asien zurückwerfen muß. Wahrlich, man darf sich nicht darüber wundern, daß die westmächtlichen Ideen unausführbar sind, aber man hat ein vollkommenes Recht, sich darüber zu wundern, daß sie überhaupt vorgeschlagen und für ausführbar gehalten wurden. Mit ganz richtigem Erkennen hat der Divan das Anerbieten Englands zurückgewiesen, die türkische Fremden-Legion unter englischen Offizieren fortbestehen zu lassen, und Lord Stuart de Redcliffe, sonst nicht besonders nachgiebig und umgänglich für türkische Minister, hat die Richtigkeit des Ablehnungsgrundes zugestanden.

Wie viel anders und wie viel gefährlicher für die türkische Herrschaft in dem alten griechischen Kaiserthum würde aber eine Armee sein, die in ihrer Mehrzahl aus Christen und namentlich christlichen Offizieren besteht. Hier ist die Staats-Raison so überwiegend und gebieterisch, daß selbst die sonst gewiß in allen Stücken gerechtfertigte Sympathie für die unterdrückten Glaubensgenossen ihre zwingende Gewalt zugeben muß, wenn man eben nach Realitäten und nicht nach philanthropischen Aufwallungen urtheilen will. So schwindet nach und nach und selbst rascher, als wir erwartet, das ganze Gewebe von Täuschungen, welches seit drei Jahren so emsig um die orientalische Angelegenheit verbreitet worden ist. Die rettenden Mächte werden noch ganz andere Erfahrungen an ihrem Schützlinge machen, und selbst der Liberalismus, der sich so gutwillig zu diesen Täuschungen hergegeben, wird einsehen, welche Rolle er in dem traurigen Drama gespielt. Der Fehler, etwas staatlich Unmögliches, militairisch Unhaltbares und politisch geradezu Widersinniges gewollt und sogar feierlich verbrieft zu haben, wird sich so leicht nicht entschuldigen lassen. Man war nicht allein mit dem Friedensschlusse leicht fertig, man ist auch leichtfertig gewesen, und Donauschifffahrt, Grenzregulirung, kirchliche Gestaltung und Donau-Fürstenthümer, Gleichberechtigung der Christen, Alles bleibt eben so in Frage gestellt, wie vor den Friedens-Anerbietungen der angeblichen Sieger an den angeblich Besiegten.

Im englischen Parlamente haben sich einige Redner darüber gewundert, daß die Russen vor ihrem bevorstehenden Abmarsch aus Kars, Reni und Ismael die Festungswerke zerstört oder unzweideutige Vorbereitungen für die schließliche Zerstörung derselben getroffen haben. Als englische und französische Ingenieure trotz der allgemein bekannten Vorverhandlungen für den Frieden und auch noch während der eigentlichen Friedensverhandlungen mit ruhigster Berechnung die Docks und Forts der Südseite Sebastopols zerstörten, da fand man das im Parlamente nicht allein ganz natürlich, sondern auch besonders lobenswerth, und beklagte nur, daß die Russen nach dem Abzuge der Alliirten die versenkten Schiffe wieder heraufholen würden. So hat denn dieselbe Sache wieder einmal für englische Augen eine ganz verschiedene Bedeutung, je nachdem sie Vortheil oder Nachtheil für England verspricht, je nachdem sie von Engländern oder von anderen weniger civilisirten Menschen geschieht. Hätten die Engländer einen festen Punkt bei Kars oder Ismael besetzt, wie die Russen das Nordfort bei Sebastopol, so wären sie im vollkommenen Rechte, die Zerstörung des künftig ihnen wieder gehörenden Eigenthums mit aller Kraft zu verhindern. Da sie aber selbst das Beispiel gegeben, wie man wohlthut, auch die letzten Consequenzen aus einem partiellen Siege zu ziehen, so muß die Bemerkung vom Parlamente über die Nachahmung dieses Beispieles von Seiten der Russen befremden.

Freilich hat sich Europa, seit Lord Palmerston England regiert, an die sonderbarsten Widersprüche zwischen Wort und That gewöhnt, hin und wieder werden sie doch aber selbst der Gewohnheit zu stark. Was einem englischen Staatsmann bequem, gerade gelegen und vortheilhaft scheint, das wird sofort zum Recht in seinen Augen, und man setzt die Kraft einer ganzen Nation daran, um es wo möglich auch zum Völker-Recht zu machen. Wie Tartuffe aber „des accomodemens avec le ciel“ hat, so haben die englischen Minister für jeden einzelnen Fall „des accomodemens avec la politique“. Der famose Don Pacifico that vortreffliche Dienste, als es galt, das schwache Griechenland die britische Uebermacht fühlen zu lassen. Dagegen läßt man sich die Wegweisung eines englischen Gesandten aus Persien und eines englischen Gesandten aus den Vereinigten Staaten gefallen, weil die dadurch möglicherweise entstehenden Verwickelungen sehr „unprofitable“ werden könnten. Es kommt bei dergleichen also wesentlich auf die Umstände an, unter denen ein Vorgang politische Bedeutung hat, oder grade haben soll. Lord Russell sagte z. B. in der Unterhaus-Sitzung vom 16. Juni: „Es sei ein grenzenloses Unglück, wenn zwei große Nationen wegen jener jämmerlichen central-amerikanischen Staaten in eine blutige Fehde verwickelt werden; der Erdball habe Raum für beide Nationen, und beide sollten vereint zum Heil der Menschheit ihren hohen Beruf erfüllen!“ Gewiß hat Lord Russell vollkommen Recht mit dieser parlamentarischen Phrase, aber er würde seiner Zeit eben so Recht gehabt haben, dies von England und Rußland, und zwar mit speciellem Bezug auf die Türkei und die Donau-Fürstenthümer, zu sagen. Wir erinnern uns indessen nicht, dergleichen gehört zu haben. Sehr natürlich so, weil England gegen Rußland unerwartete Bundesgenossen hatte, gegen die Vereinigten Staaten aber schwerlich dergleichen haben würde, obgleich dem Gerüchte nach, der französische Gesandte in Washington Herrn Crampton Allerlei gerathen haben soll, was eben jenen entschiedenen Bruch endlich herbeiführen mußte. Rathschläge sind aber keine Thaten und auch noch keine Garantie für Thaten. D'Israeli sagte dagegen in derselben Sitzung dem Lord Palmerston mancherlei unfreundliche Dinge und konnte sich nicht zu der, in einem constitutionellen Staate immerhin merkwürdigen, Auffassung erheben, daß die Regierung nicht für das Benehmen ihres Gesandten verantwortlich sei, ja die Instructionen je nach Umständen verleugnen könne, die sie ihrem Gesandten gegeben.

Man sieht, es fehlt nicht an Widersprüchen und Contrasten. Immer aber wurzeln sie in der nationalen Ueberzeugung jedes Engländers, daß England zu Allem ein Recht und in Allem Recht hat.

Bei der Vertheilung der Krim-Medaillen an die aus dem Kriege zurückgekehrten sardinischen Truppen in Turin sagte Se. Majestät der

König Victor Emanuel: „Ich übernehme Eure siegreichen Fahnen wieder und hege die Ueberzeugung, daß, wenn das Interesse und die Ehre des Vaterlandes mich nöthigen sollten, sie Euch von Neuem zu übergeben, Ihr sie stets und aller Orten vertheidigen und mit neuem Ruhme bedecken werdet!" — Ganz abgesehen von der nothwenigen und verzeihlichen ... Rundung der officiellen Gelegenheits-Phrase, — wird diese königliche Ansprache auf eigenthümliche Weise von den Begebenheiten unterstützt. An demselben Tage wurde nämlich dem Königreich Sardinien eine zweite Million Pfund Sterling vom englischen Parlamente bewilligt und somit bewiesen, daß es Sardiniens Interesse erfordert hatte, Truppen nach der Türkei zu schicken, und die Turiner Blätter predigen an demselben Tage für Sardinien die Nothwendigkeit, sich fest an Rußland anzuschließen, um dem gehaßten Oesterreich wehe zu thun.

Folgt man so schon dem officiellen Worte in Sardinien mit stets neuer Ueberraschung und Genugthuung — die gräflich Cavour'schen Signaturae temporis noch gar nicht einmal gerechnet, — so hat auch die folgende Anekdote ihr Interesse. Man erzählt sich nämlich, daß, als der König von Sardinien dem aus der Krim zurückkehrenden General La Marmora sagte: „Général, vous avez fait tout ce que vous avez dû faire!" dieser Seiner Majestät geantwortet haben soll: „Oui, Sire! et nous devons tout ce que nous avons fait!" Zu deutsch etwa: „Sie haben Alles gethan, General, was Sie zu thun schuldig waren," und: „Ja, Sire! und wir sind noch jetzt Alles schuldig, was wir gethan haben!" Si non è vero, è ben trovato!

Das enthusiastische Nie! des Belgischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, so wie das eben so enthusiastische Echo, welches dieses „Nie!" in der Repräsentanten-Kammer, dann aber in der gesammten liberalen Presse gefunden, wird neuerdings durch die Verurtheilung der Zeitung „Nation" schlagend illustrirt. Trotz aller Phrasen wird der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen seinen Willen durchsetzen und die Belgische Presse vorsichtiger werden. Seit Graf Walewski den Gedanken seines Herrn ausgesprochen, ist nach dem ersten Aufbrausen eine wesentliche Aenderung in der Haltung der belgischen Presse eingetreten und wird sich erhalten, was auch der Liberalismus dagegen eifern möge. Was Frankreich in englischer und deutscher Sprache dulden darf und muß, kann es in französischer Sprache nicht dulden. Das ist eben so einfach wie gebieterisch, und nur Leute, die jeden practischen Boden unter den Füßen verloren haben, können die Nothwendigkeit läugnen. Der Liberalismus hat in blindem Eifer gegen Rußland redlich dazu beigetragen, die Macht Frankreichs zu erhöhen und zu befestigen. Möge er auch nun die Consequenzen hinnehmen und sich nicht wundern, daß ihm geschieht, was er sich selbst so sorgfältig zubereitet! —

Johanniter-Orden.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Karl von Preußen Königliche Hoheit, hat den Kanzler und Rechtsritter des Ordens, Major im 5. schweren Landwehr-Reiter-Regiment, Landrath des Kreises Landeshut und Mitglied des Herrenhauses, **Eberhard** Grafen zu **Stolberg-Wernigerode**, auf Schloß Kreppelhof bei Landeshut, auf Vorschlag des schlesischen Provinzial-Convents und nach Anhörung des Ordens-Capitels, zum leitenden Commendator des Johanniter-Ordens für Schlesien ernannt; ferner nachgenannten Ehrenrittern des Ordens:

Dem Rittmeister a. D., auch Herzoglich Anhaltschen Kammerherrn und Landrath Anton Emil von Krosigk auf Groena im Herzogthum Anhalt-Bernburg,
" Major a. D. Johann Georg Leopold von Wersen auf Ogrosen, Kreis Kalau,
" General-Lieutenant a. D. Alexander v. Wulfen, zu Potsdam,
" Kammerherrn, Major a. D. und Landstallmeister Carl Johann Ludwig v. Thielau, zu Gradiß, Kreis Torgau,
" General-Lieutenant a. D. Hermann Otto Ludwig Carl Grafen von der Schulenburg, zu Potsdam,
" General der Cavallerie und commandirenden General des 5. Armee-Corps Wilhelm Ferdinand Joseph von Tietzen und Hennig,
" Ober-Jägermeister, Chef des Königl. Hof-Jagd-Amtes und Besitzer der Grafschaft Falkenstein, Ludwig August Grafen von der Asseburg-Falkenstein, auf Meisdorf im Mansfelder Gebirgskreise,
" General der Cavallerie und General-Adjutanten Sr. Majestät des Königs a. D. Wilhelm v. Tümpling, zu Potsdam,
" General-Lieutenant a. D. Carl August Louis Hans Freiherrn v. Esebeck, zu Potsdam,
" Wirklichen Geheimen Rath, Kammerherrn, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Königl. Württembergischen Hofe, Theodor Franz Christian Grafen v. Seckendorff,
" General-Major und Commandeur der 4. Division Friedrich Wilhelm v. Dankbahr,
" General der Infanterie a. D. Ferdinand v. Voß zu Berlin,
" Grafen Ehrenfried Heinrich August v. Keffenbrinck-Griebenow, auf Griebenow, Kreis Grimmen,
" Kammerherrn und Erbmarschall in Thüringen Julius August v. Marschall, auf Altengottern, Kreis Langensalza,
" General-Major, General à la suite Sr. Majestät des Königs, Commandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade und Commandanten von Potsdam, Eduard August v. Brauchitsch,
" Geheimen Justiz-Rath und Premier-Lieutenant a. D. Friedrich Wilhelm Christoph v. Guretzky-Cornitz auf Blankenberg, Kreis Ruppin,
" General-Major a. D. August Wilhelm v. Sack zu Berlin,
" Oberst, Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs, Commandeur der Leib-Gensd'armerie und Mitglied des Herrenhauses Gebhard Carl Ludolph v. Alvensleben,
" Major à la suite des Garde-Dragoner-Regiments und Secretair bei der Königl. Legation zu Hannover, Gustav Prinzen zu Isenburg und Büdingen,
" Rittergutsbesitzer Eduard Grafen v. Sienno-Potworowski, auf Deutsch-Presse, Kreis Kosten,
" Rittergutsbesitzer Gustav v. Gersdorf, auf Seevorwerk, Kreis Meseritz,

dem Rittmeister a. D., Kreis-Deputirten und Mitglied des Herrenhauses, Ludwig Wilhelm Eduard Freiherrn v. Sanden-Tussainen, auf Tussainen, Kreis Ragnit,
„ General-Lieutenant und Commandeur der 16. Division Georg Leopold Carl v. Gayl,
„ Major, Führer des 2. Aufgebots vom 2. Bataillon (Bromberg) 14. Landwehr-Regiments und Kreis-Deputirten Wilhelm Franz Ernst Andreas v. Born, auf Sienno, Kreis Bromberg,
„ Landrath des Kreises Rybnick und Landesältesten Emil Baron v. Durant, auf Baranowitz, Kreis Rybnick,
„ General-Major und Commandanten von Berlin Eduard v. Schlichting,
„ Kammerherrn und Kreis-Deputirten Johann Gerhard Freiherrn v. Carnap-Bornheim, auf Burg Bornheim, Kreis Bonn,
„ Vice-Landmarschall des Herzogthums Lauenburg Georg Friedrich Ludwig Grafen v. Kielmansegge, auf Cappenberg, Kreis Lüdinghausen,
„ Premier-Lieutenant a. D., auch Herzoglich Braunschweigschen Kammerherrn Georg Freiherrn v. Miltitz, auf Schloß Sieben Eichen bei Meißen,
„ Kammerherrn, Legations-Rath und Minister-Residenten am Großherzoglich Hessischen und Herzoglich Nassauischen Hofe Wilhelm Heinrich Ludwig Arend Grafen v. Perponcher-Sedlnitzky,
„ Major a. D. Carl Wilhelm Otto Freiherrn v. Buddenbrock zu Breslau,
„ Rittmeister a. D. und Gutsbesitzer Ludwig Bernhard Wolfgang v. Wernsdorff, auf Truntlack, Kreis Gerdauen,
„ General-Major und Commandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade Ferdinand v. Kleist,
„ Kreisgerichts-Rath Carl Friedrich Ludwig Albrecht Christoph v. Saldern, zu Charlottenburg,
„ Major a. D. und Mitglied des Herrenhauses Leo Werner Grafen v. Schlieffen, auf Sandow, Kreis Pyritz,
„ Königl. Sächsischen Kammerherrn Alexander Ferdinand Baron v. Budberg, zu Dresden,

am 24. d. M. den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, die nachgenannten Personen:

Den Landrath des Kreises Marienburg von Benkendorff und von Hindenburg,
„ Rittergutsbesitzer von Heyking, auf Lonschken bei Nordenburg,
„ Premier-Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer Ernst von Kunheim, auf Stollen bei Liebstadt,
„ Major im 5. Infanterie-Regiment von Gotsch,
„ Rittergutsbesitzer von Benkendorff und von Hindenburg, auf Neudeck, Kreis Rosenberg,
„ Rittmeister und Escadrons-Chef im 2. Garde-Ulanen-Regiment v. Klützow,
„ Premier-Lieutenant im Regiment Garde du Corps v. Rochow,
„ Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath im Ministerium des Innern v. Kröcher,
„ Landrath des Kreises Landsberg a. d. W. v. Dewitz,
„ Forstmeister v. Werder zu Frankfurt a. d. O.,
„ Rittmeister a. D. v. Alvensleben, auf Wittenmoor, Kreis Stendal,
„ Rittergutsbesitzer v. Stülpnagel, auf Rollwitz, Kreis Prenzlau,
„ Kammerherrn Grafen von der Schulenburg, auf Hohenberg, Kreis Osterburg,
„ General-Lieutenant und General-Inspecteur der Artillerie v. Hahn,
„ Major im Kriegsministerium v. Wedell,
„ Major und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen v. Heintz,

den Major in der 3. Gendarmerie-Brigade v. Neumann,
" Premier-Lieutenant und Adjutanten im Garde-Husaren-Regiment v. Stösser,
" Hofmarschall Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl von Preußen v. Meyerinck,
" Rittmeister a. D. und Standesherrn v. Gutzmerow, auf Groß-Leuthen, bei Lübben,
" Kreis- und Landschafts-Deputirten, Mitglied des Herrenhauses von der Osten auf Jannewitz, Kreis Lauenburg,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer v. Thadden auf Trieglaff, Kreis Greifenberg,
" Landrath a. D. und Landschafts-Rath von der Osten auf Schönow,
" Landschafts-Deputirten Freiherrn v. Gobeck auf Zarenthin, Kreis Anklam,
" Ritterschafts-Provinzial-Landtags-Abgeordneten und Vorsitzenden des Communal-Landtages für Neuvorpommern und Rügen v. Bohlen, auf Bohlendorf, Kreis Rügen,
" Landschafts-Director v. Hagen, auf Premslaff, Kreis Regenwalde,
" Appellationsgerichts-Vice-Präsidenten v. Brauchitsch, zu Stettin,
" Premier-Lieutenant und Majoratsbesitzer Grafen August v. Zedlitz-Trützschler, auf Frauenhain, Kreis Schweidnitz,
" Landrath des Kreises Hirschberg v. Grävenitz,
" Ober-Forstmeister und Abtheilungs-Dirigenten bei der Regierung in Merseburg v. Dallwitz,
" Großherzoglich Sächsischen Landes-Directionsrath a. D. und Kammerherr, Domprobst des Hochstifts Naumburg, Freiherrn von und zu Mansbach, zu Naumburg,
" Deichhauptmann und Erb-Kämmerer im Herzogthum Magdeburg, Freiherrn v. Plotho, auf Parey, Kreis Jerichow II.,
" Premier-Lieutenant und Landrath des Kreises Wolmirstedt, Grafen von der Schulenburg, auf Angern,
" Premier-Lieutenant und Landrath des Kreises Nordhausen, v. Davier,
" Rittmeister in der Garde-Landwehr-Cavallerie und Kammerjunker, Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch, auf Ramstedt, Kreis Wolmirstedt,
" Premier-Lieutenant und Rittergutsbesitzer, Grafen Adalbert von der Schulenburg, auf Filehne, Kreis Czarnikau,
" Kammerherrn Grafen v. Potworowski auf Parzenczewo, Kreis Kosten,
" Premier-Lieutenant und Landrath des Kreises Elberfeld, v. Diest,
" Rittmeister a. D. und Landrath des Kreises Altena, v. Holzbrink,
" Ober-Regierungsrath und Abtheilungs-Dirigenten bei der Regierung in Minden, Major a. D. Freiherrn v. Schlotheim,
" General-Major und Commandeur der 32. Infanterie-Brigade Freiherrn Schenck v. Schweinsberg,
" Besitzer der Herrschaft Lucin bei Gostynin im Königreich Polen, Grafen Gustav Otto v. Lüttichau,
" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn und Intendanten des Seebades zu Doberan Freiherrn v. Nobbe, zu Ludwigslust,
" Königlich Sächsischen Legations-Secretair v. Könneritz zu Berlin,
" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Ministerialrath und vortragenden Rath im Justiz-Ministerium, v. Scheve, zu Schwerin,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Karl von Preußen Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Wappen-Sagen.

Reichenbach-Goschütz.

Herr Friedrich war's von Funkenstein,
Der führt die Vorhut an,
Die Ungarn jagt er vor sich her
Mit fünfzehnhundert Mann;

Und zwischen Glatz und Münsterberg,
Da fiel der erste Schlag,
Des Ungarn Nachtrab ward gesprengt,
Doch auch manch' Deutscher lag;

Herr Friedrich selbst von Funkenstein,
Der war vom Kampfe matt,
Weil er an seinem Heldenleib
Drei blut'ge Wunden hat.

Da fand er einen kleinen Bach,
Er stieg mit Lust hinein
Und wusch sich da vom Staub der Schlacht
Und Blut die Wunden rein.

Und wie er badend sich erquickt,
Hat er den Schatz entdeckt,
Den in dem Bach der flücht'ge Feind
Mit schlauer List versteckt.

Es barg der Bach viel köstlich Gut,
Das Gold gab rothen Schein,
Zum Kaiser Heinrich sendet's gleich
Friedrich von Funkenstein.

Der Kaiser sieht den Schatz voll Lust,
Vergißt den Finder nicht,
Befiehlt zu sich den Helden jung,
Zu dem er also spricht:

„Sechs Meilen lang, sechs Meilen breit,
„Schenk ich Euch rings das Land —"
Drauf schlug er selbst zum Ritter ihn
Mit seiner eignen Hand;

Und rief: „Herr Friedrich Funkenstein,
„Reich wurdet Ihr im Bach,
„Drum nennt man Euch hinfort mit Recht
„Den Herrn von Reichenbach!"

Des Grafen Kind von Ringelheim,
Mechtilde war's genannt,
Sie gab alsbald dem Reichenbach
Am Altar ihre Hand.

Ein stolz Geschlecht, ein Grafenhaus,
Und Helden ohne Zahl,
Sie stammen von dem Funkenstein
Und seinem Ehgemahl.

Hoch blüht das Haus der Reichenbach —
Der Grafen Wappenschild
Zeigt noch im Bach den Funkenstein
Als ein Gedächtnißbild.

Die vier ersten Bände der „Berliner Revue" enthalten nachstehende Wappensagen:

Band I. Dönhoff. — Seckendorff. — Schlegell. — Wedell. — v. d. Marwitz. — Nostitz. — Dohna.

Band II. Schönaich-Carolath. — Kalkreuth. — Kroecher. — Ledebur. — Brauchitsch. — Collonitz-Collegrat. — Lamotte-Fouqué. — Lepel. — Arnim. — Loeben. — Schierstaedt. — Lüttichau.

Band III. Wrangel. — Königsmarck. — Groeben. — Bredow. — Bülow. — Möllendorff. — Eberstein. — Reibnitz. — Levetzow. — Von dem Knesebeck. — Truchseß-Waldburg. — Struensee.

Band IV. Asseburg. — Stosch. — Werder. — Schulenburg. — Fink von Finkenstein. — Bismarck. — Münchhausen. — Bathory-Simolin. — Strein von Schwarzenau. — Marschall von Altengottern und Burgholzhausen. — Gaffron. — Kreutzwendedich von dem Borne. — Buttlar.

Zugleich erlaubt sich die Redaction an alle Freunde der „Berliner Revue" die ganz ergebene Bitte zu richten, nicht gereimte Wappen-Sagen, sondern nur die Notizen zur Bearbeitung derselben einzusenden.

Inserate.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Dessauerstraße Nr. 5.